



E P FABER

Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1830.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.
Den 1. May 1830.

Pesth.

In C. A. Hartlebens Verlage: Geschichte des Osmanischen Reiches, grossentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Erster Band: Von der Gründung des Osmanischen Reiches bis zur Eroberung Constantinopels, 1300—1453. (1827). XLII u. 686 S. II. Band: Von der Eroberung Constantinopels bis zum Tode Selim's I. 1453—1520. VIII u. 678 S. III. Band: Vom Regierungsantritte Suleiman I. bis zum Tode Selim's II. 1520—1574. VIII u. 804 S. (1828). IV. Band: Vom Regierungsantritte Murad III. bis zur zweyten Entthronung Mustafa's I. 1574—1623. VIII u. 708 S. (1829). V. B. Vom Regierungsantritte Murad IV. bis zur Ernennung Mohammed Köprili's zum Grosswesir 1623—1656. XII u. 764 S. (1829). In groß Octav.

Wenn ein Geschichtwerk mit solchen Vorbereitungen, mit solcher Kenntniß und so reichen Hülfs-

mitteln unternommen wird, wie das vorliegende, so darf man etwas vorzügliches und in seiner Art vollendetes erwarten; und diese Erwartung findet sich hier nicht getäuscht. Hr. v. H. entschloß sich schon vor 30 Jahren, aufgefordert von Joh. v. Müller, die Osmanische Geschichte zu schreiben, und keiner war dazu mehr geeignet als der Verf. Er sparte keine Mühe und Kosten die Materialien dafür zu sammeln. Nicht nur während seines zweymaligen Aufenthalts in Constantinopel und seiner Reise durch die Levante besuchte er fleißig die Bibliotheken und Büchermärkte, sondern suchte auch und fand seitdem durch Briefwechsel, in Constantinopel, Bagdad, Haleb, Kairo historische Werke, die er sich zum Theil mit bedeutendem Aufwande verschaffte. Für das Hescht bihescht des Idris aus Betlis, das die Persisch geschriebene Geschichte der acht ersten Osmanischen Sultane enthält, bezahlte er 100 Ducaten. Außerdem benutzte er die an morgenländischen Handschriften reichen Bibliotheken in Deutschland, Frankreich, England und Italien, und hatte seine genaue Bekanntschaft mit orientalischer, besonders Türkischer Literatur in mehreren Werken bewiesen, die man hier S. XVII flg. verzeichnet findet. Selbst Archive konnte der Vf. benutzen; in dem K. K. Staatsarchiv werden alle Berichte Venetianischer und Oesterreichischer Gesandten und die Friedensverhandlungen mit der Pforte, mit welcher gerade diese Staaten in so mannigfaltigen Verhältnissen standen, aufbewahrt, und diese wurden dem Verf. zur Abfassung einer Specialgeschichte der diplomatischen Verhältnisse Oesterreichs mit der Pforte, bereitwillig mitgetheilt. Die ältesten Verträge Venedigs mit den Byzantinischen Kaisern und den Osmanischen Sultanen hat er selbst im Archive zu Venedig

durchgesehen. Bey solchen Hülfsmitteln und dem rastlosen Eifer des Verfs. ist es begreiflich daß er ein Werk lieferte, das schwerlich ein anderer zu Stande zu bringen vermocht hätte.

Die Geschichte ist, so weit sie bis jetzt erschienen ist, in 52 Bücher getheilt, wovon der erste Band 12 enthält, der zweyte, Buch 13 — 24, der dritte Buch 25 — 36, der vierte Buch 37 — 45, der letzte das 46 — 52 Buch. Jedem Bande ist eine Uebersicht der für den Zeitraum benutzten morgenländischen Quellen vorangeschickt, nach Classen des Inhalts geordnet, z. B. chronologische Werke, allgemeine Geschichten, Specialgeschichten, biographische, Sammlungen von Gesetzen und Staatsurkunden. Der Reichthum der Quellen des Verfs. erhellt aus der Vergleichung mit unsern bisherigen Quellen. Im ersten Theile führt Hr. v. H. 50 Quellen auf, wovon bisher nur 4 oder 5 gebraucht waren, die alte Chronik eines Ungenannten, Tarich ali Osman, die Beranzias aus Constantinopel mitbrachte, beym Verf. №. 28 des Neschri Dschihan numa, №. 29 und Gemali №. 32, die Lewenclau benutzt hat und Seadeddin №. 33 von Bratutti im Auszuge, und, wie der Verf. versichert, voll Unrichtigkeiten übersetzt. — Freylich mögen einzelne der gesammelten Quellen wenig Ausbeute gegeben haben, wie hier №. 14 die Beschreibung einer Pilgerreise nach Mecca, und die Biographieen von Dichtern №. 45, allein das ist bey jeder Geschichte der Fall. — Zu Anfang jedes Buchs ist der Inhalt desselben kurz angegeben der am Rande meist umständlicher wiederholt wird. Unter dem Texte findet man die Quellen angeführt, und zu Ende jedes Bandes ausführlichere Erläuterungen oder Excurse, auf welche durch Zeichen im Texte verwiesen wird. Mehr-

mahls sind hier Actenstücke, Verträge ꝛc. eingerückt. Auf diese Erläuterungen folget das Verzeichniß der Sultane, der gleichzeitigen auswärtigen Fürsten mit welchen die Osmanen in Verhältniß kommen, wie der Persischen Safi, der Großmogole, der Chane der Krim, dann der Großwesire, Kapudanpascha, Mufti, Sultanslehrer, Statthalter ꝛc., was für die Uebersicht der Geschichte bey den so leicht zu verwechselnden Namen von großem Nutzen ist. Jedem Bande ist eine kleine, sauber gestochene Charte beygegeben, die sich auf die erzählten Begebenheiten bezieht. Z. B. dem ersten Bande eine Charte von dem Stammgebiet Osmans, dem District Sultan Öni, der als Sandschakat noch den Namen führt, und der nächst liegenden Theile von klein Asien. Die Erläuterung und Bestätigung derselben gibt die ihr vorstehende Rechenschaft über die Charte. Ein Inhaltsverzeichniß, das bequemer vorangesetzt wäre, beschließt den Band.

Das 1. Buch enthält die Untersuchung über Ursprung und Vaterland der Türken, Geschichte der Oghusen, Turkmanen und Seldschuken; den Stammvater Turk, von dem sie sich selbst ableiten, findet der Verf. in dem Targitaus des Herodot (IV. 5) und dem Togarma der Bibel. Für letzteres ließe sich noch anführen, daß die griechische Uebersetzung den Namen Θοργομα schreibt, und selbst einzelne hebräische Handschriften, wenn nicht dieser Erklärung andere Gründe entgegen ständen. Auch unter den Amurgiern bey Herodot (VII. 64) scheinen dem Verf. die Türken versteckt zu seyn, wenn man einen Schreibfehler für Τουργιους annehme, was freylich etwas kühn wäre. Die Türken, bey den Chinesen Tuku, stiegen vom Altai, dem Ektagh der Byzantiner, herab in das weite und fruchtbare Steppenland

Turkistan. Sie sind die Aniran und Turan der Perser. Nach türkischer Sage ist Oghus-Chan, gleichzeitig mit Abraham, Gründer der türkischen Macht und Cultur und von ihm stammten die Seldschuken, deren Geschichte, Sturz und Zersplitterung ihres Reichs dieses Buch beschließt. 2. Buch. Anfang der Osmanischen Dynastie. Osman, Sohn Ertoghrul's, geb. 1258, hatte vom seldschukischen Sultan Alaeddin, als Lohn seiner tapfern Thaten, das Gebiet Sultan Öni in Phrygien, das noch diesen Namen führt, erhalten, wovon der Hauptort Eskischehr, das alte Dorylänm ist. Dieß war die Wiege Osmanischer Macht. Der Name bedeutet des Sultans Vorderseite und bezieht sich darauf, daß er mit der leichten Reiterey im Vortrabe gesiegt hatte. Da der Verf. aus türkischen Quellen schöpfte, so durften der Vollständigkeit wegen, die Glück weissagenden Träume Ortoghruls und Osmans, die auch Lewenclau erzählt, und das Omen des letztern nicht übergangen werden. Der Vf. hat sie durch einen gelehrten Commentar interessant zu machen gewußt. Osman fing bald an Streifzüge und Eroberungen zu machen, und mit dem Schluß des 7. Jahrhunderts muhammedanischer Zeitrechnung, 699 (1299), war er unabhängiger Fürst. Der an seinem Oheim verübte Mord war gleichsam die Vorbedeutung der vielen Morde von Blutsverwandten in dieser Dynastie. Das nach mehrjähriger Einschließung eroberte Brusa ward nun die Residenz der Sultane bis zur Eroberung Adrianopels. In der persönlichen Schilderung mit welcher der Verf., wie bey den übrigen Sultanen, seine Geschichte beschließt, erscheint der schwarze Osman als rüstiger Krieger von einfachen Sitten. Sein Sohn Urchan (3 B. S. 81) setzte die Eroberungen fort und

gab mit Hülfe seines uneigennützigen Bruders, Alaeddin, der zugleich sein Wesir war, dem neuen Reiche die ersten Staatseinrichtungen, Münze, die Nennung seines Namens im Kanzelgebet, Kleiderordnung (die Kopfbedeckung betreffend), Errichtung eines stehenden Heeres, hundert Jahr früher als in Europa, besonders die Janitscharen (Jeni tscheri, neue Truppe) aus gefangenen Christenkindern, deren ursprüngliche Zahl 1000, in der Folge bis auf 40000 vermehrt ward. Auch die Reiterey der Sipahi und leichten Truppen erhielt ihre Verfassung, die hier S. 91 flg. ausführlich beschrieben wird. Murad I. (seit 1359) wandte seine Eroberungsplane nach Europa, wohin schon mehrmals Türken bald als Freunde, häufiger als Feinde, gekommen waren. Er nahm Adrianopel ein, das bald die Residenz und Hauptstadt des Reichs wurde, und schlug die zu einem Kreuzzuge, auf Antrieb des Papstes, vereinigten Servier, Bosnier und Ungarn, die hier zum ersten Mal gegen die Osmanen fochten, und die Rettung König Ludwigs gab ihm Veranlassung zur Stiftung von Mariazell. Auch besiegte er den mächtigen Fürsten von Karaman bey Iconium, wo früher Kaiser Friedrich I. die Seldschuken geschlagen hatte, und die in diesem Treffen beobachtete Schlachtordnung ward für die Folgezeit das Muster bey den Osmanen. Murads letzte That war sein Sieg über die Servier, wo er von einem edlen Servier Milosch Kobilowitsch erstochen ward, den die Türken als einen Meuchler, die Servier als einen Freyheitshelden darstellen. Die Nachrichten darüber und die eigentlichen Motive der That sind S. 211 flg. zusammengestellt. Der gefangene König Lazar ward, obgleich er an der That durchaus keinen Antheil hatte, vor den Augen

des sterbenden Murad mit türkischer Barbarey hingerichtet. Bajessid (S. 216) ließ bey seiner Thronbesteigung seinen einzigen Bruder hinrichten, und von da an ward der Brudermord bey den Osmanen Reichsgesetz. Seine Regierung ist eine fortgehende Reihe von Eroberungen und Grausamkeiten. Die blutige Schlacht gegen die Ungern 1396 ward durch den Uebermuth der französischen Ritter verloren, kostete aber den Türken 60000 Mann. 10000 christliche Gefangene wurden niedergesäbelt, doch Schiltberger wegen seiner Jugend geschont. Bald nachher erschien Timur als Gegner Bajessid's, der sich durch sein übermüthiges und unverständiges Benehmen sein Schicksal selbst zuzog. Der Verf. hat diesen Abschnitt ausführlich behandelt und die vorherigen Feldzüge Timurs S. 257—305 vorausgeschickt. In den gegenseitigen Botschaften Timurs und Bajessids erläutert der Verf. den sonderbaren Ausdruck des letztern bey Chalcondylas, wenn er (Timur) nicht vor ihm erschiene, so möge er zu drey Milzen geschieden werden (εις τρεις σπληνας διαστησοιτο τον γαμον). Der Verf. bemerkt daß dieses auf Mißverstand des Worts talak, das divortium und zugleich splen bedeutet. Dieses talak muß zur Gültigkeit der Ehescheidung dreymal gesprochen werden. (Nur heißt sonst die Milz gewöhnlich طحال).

Da Bajessid nach der verlornen Schlacht bey Angora Gefangner ward, so behandelte Timur ihn gütig, und schloß ihn nicht in einen eisernen Käfig ein, wie der Verf. durch angestelltes Zeugenverhör S. 318 flg. zeigt, wo der baiersche Knappe Schiltberger zuerst auftritt. Nur nachdem Bajessid einen Versuch zur Flucht gemacht hatte, ward er in strengerer Haft gehal-

ten und in einer vergitterten Sänfte zwischen zwey Pferden weiter geführt, S. 319. 20. (Die Sage von dem Käfig ist also eine Vergrößerung.) — Nach Timurs Abzug gegen Sina und Bajessids bald erfolgtem Tode hob sich das Osmanische Reich wieder, obgleich in drey Theile zersplittert, unter seinen Söhnen. Suleiman, der älteste, regierte in Adrianopel, Isa in Brusa, Mohammed, der jüngste zu Amasia, und dieser, ein ausgezeichneter Fürst, ward bald allein Regent. Der Verf. zeichnet sein Bild im 9. Buch S. 361 flg. Unter ihm fing die Literatur bey den Osmanen an, S. 396. Unter seinem dritten Nachfolger Mohammed II. ward Constantinopel erobert und dadurch das griechische Reich vollends vernichtet. Die Vorbereitungen dazu, den Guß einer ungeheuern Kanone, die Steinkugeln von 12 Centnern schoß, die Lage der Stadt, die Thore, die innern Parteyungen, die Prophezeihungen, oder Hoffnungen und Besorgnisse auf beiden Seiten, werden sehr anschaulich beschrieben, so wie die muthige Vertheidigung der Belagerten, die nur 10000 Mann und 14 Schiffe einer 20—30 mal überlegenen Macht entgegen stellen konnten. Daß Mohammed Schiffe über die Landenge habe bringen lassen können, wird gegen Gibbon mit Beyspielen bewiesen. Die Einnahme der Stadt mit ihren Folgen und die rohen Barbareyen des Siegers werden ausführlich geschildert. Die folgenden Kriege und Eroberungen Mohammeds, seine Baudenkmale und Staatseinrichtungen werden im II. Bande B. 13—18 fortgesetzt, letztere nach dem Kanunname, das für die Zukunft als Reichsgesetz galt. Seine Regierung bedurfte einer ausführlichen Behandlung, weil er nicht nur die Grenzen des Reichs so sehr erweiterte, sondern es

auch als Gesetzgeber befestigte. Von ihm stammt die Anordnung der 4 Säulen des Reichs, 4 Vesire, an ihrer Spitze der Großvesir, 2 Kadiasker oder Heeresrichter, die Defterdare oder Rechnungsführer, die Nischandschi oder Secretäre, S. 223 flg. Von den Beyspielen seiner Grausamkeit erklärt der Verf. mehrere für erdichtet; es bleiben aber genug übrig, die S. 209 flg. angedeutet sind. Sein Nachfolger Bajessid II. war friedlichen Characters und hätte, obgleich er mehrere Kriege führte, Neigung für Ruhe und Wissenschaft. Unter ihm war das schreckliche Erdbeben 1509, das 45 Tage im ganzen Reiche währte, das Meer über die Mauern von Constantinopel warf und mehrere Orte ganz zerstörte. Selim I. der Strenge oder Grausame, Mörder von 2 Brüdern und wahrscheinlich seines Vaters, führte Kriege mit Persien, die durch den Religionshaß gegen die Schiiten äußerst blutig wurden (B. 22 — 24). Seine ganze Regierung ist voll Barbareyen, selbst solchen die gegen die Grundsätze des Islam sind, aber er ward nebst Muhammed II. Erweiterer und Begründer der Osmanischen Macht durch Eroberungen im Osten und in Aegypten. Der Verf. gibt hier S. 508 interessante Bemerkungen über die Vorstellung der Morgenländer von diesem Wunderlande und Nachricht von den Moscheen und Academien Kairo's, der Insel Raudha rc. Merkwürdig sind einige Fetwa's des Mufti Dschemali S. 536. Bey aller Grausamkeit war Selim doch unterrichtet, und von seinen Gedichten hat Diez (Denkw. v. As. I. xii) Proben gegeben. Die Regierung Suleimans I. füllt fast den ganzen III. Band. Unter diesem großen und einsichtsvollen Herrscher ward der Culminationspunct der Osmanischen Macht und Größe erreicht. Da er mit dem Ein-

tritt des 10. Jahrhunderts der Hedschra geboren und der zehnte in der Reihe der Sultane war, so gibt diess dem Verf. Anlass zu Bemerkungen über die Wichtigkeit der Zehnzahl bey den Morgenländern, S. 4, und er zeigt (S. 455) wie sich an ihm diese Zahl geschichtlich bewährt habe. Seine Kriegsthaten, die Eroberung von Rhodus, mit Verlust von 10000 Mann, die vergebliche Belagerung Wiens, die Eroberungen in Persien, seine prächtigen Feste, seine Baue, unter diesen die Herstellung der Caaba zu Mecca, die Staatsmänner, Dichter und Gelehrten seiner Zeit, ferner seine Einrichtungen des Heeres, des Lehnswesens, seine Steuer-, Straf- und Policey-Gesetze, welche letztere sehr sonderbar ins Einzelne gehen, sind nach Suleimans Kanunnameh umständlich aufgeführt, und man sieht, dass dieser Abschnitt der Geschichte mit besonderer Liebe und Sorgfalt gearbeitet ist. Gleichwohl legte Suleiman den Grund zu dem folgenden Verfall des Reichs, wie der Verf. nach dem unter Murad IV. lebenden Kotschibeg, den er den türkischen Montesquieu nennt, S. 488 flg. treffend zeigt. Diese Ursachen waren, die Zurückziehung des Sultans vom Divan, die willkührliche Ertheilung von Reichswürden, der Einfluss des Harems, die Einführung der Bestechlichkeit und Verkaufs der Aemter durch den Vesir Rustem, die Verschwendung der Staatseinkünfte. Der genannte Vesir hatte 200000 Duc. Einkommen. Mit dem Luxus des Sultans stieg auch der Luxus der Vesire. Dass er die Einsperrung der Prinzen im Harem eingeführt habe, sey ein Irrthum, da seine Söhne alle Statthalter waren. Bey dem allen sey Suleiman des Ehrennamens des Großen würdig.

Unter Selim, der selbst ein Trunkenbold

und Wollüstling war, lebte noch der Geist Suleimans in den hohen Staatsbeamten, besonders dem Vesir Moh. Sokolli. Die Eroberung Jemens und Cyperns, und die verlorne Seeschlacht bey Lepanto zeichnen seine Regierung aus. Nach einer trefflichen Darstellung dieser Schlacht bedauert der Verf. daß die Sieger ihren Vortheil nicht verfolgten. Der Friede mit Venedig war so demüthigend, daß der Verf. mit Recht sagt: es schien als ob die Türken die Schlacht gewonnen hätten. — Unter Murad III. (Bd. IV. S. 37—40) fing die Osmanische Macht an zu sinken. Er war der Wollust ergeben, hatte 500 Sclavinnen und 100 Kinder, und weinte bey der Vorstellung daß sein Ende nahe sey (231). Die Verschlechterung der Münze, die in den Händen von Juden war, veranlaßte Aufruhr des Heers rc. Das Reich bestand damals aus 40 Statthalterschaften und 4 steuerbaren Ländern, die S. 237 flg. einzeln aufgezählt und mit der alten Ländereintheilung verglichen sind. Mohammed III. war der letzte, der aus der Provinz herkommend (er war Statthalter in Magnesia) den Thron bestieg. Alle spätern Sultane kamen aus dem Kerker des Serai auf den Thron. 19 Prinzen, die den Vater überlebt hatten, wurden hingerichtet. Der Verfall des Reichs äußerte sich deutlicher. Da mehrmals unmündige Prinzen Sultane wurden, wie Ahmed, Mustapha, Murad IV., so führten Weiber und Vesire die Regierung. Wir zeichnen aus der folgenden Geschichte im IV. u. V. Bande nur noch einzelne Züge aus. Murad IV. entwickelte, als er selbst die Zügel der Herrschaft ergriffen hatte, einen so grausamen Character, daß in den letzten 7 Jahren seiner Regierung über 50000 Menschen, unter diesen ein Mufti, auf bloßen Verdacht,

auf seinen Befehl hingerichtet wurden. Bey der Eroberung von Bagdad, die er selbst leitete, wurden 30000 Gefangene im Lager niedergehauen, Bd. V. S. 290. 256. Ein türkischer Geschichtschreiber drückt dieß so aus: Am selben Tage sind die unglücklichen Köpfe von 30000 Persern, die schlecht zu leben wissen, durch die Zähne des scharfen Schwertes wegbarbiert worden. Ein Dolmetscher des französischen Botschafters ward gespießt (S. 212). Unter Ibrahim ward ein österreichischer Botschafter in der Audienz gewaltthätig behandelt (S. 351). Ein Billet dieses Sultans an den Grosvesir (S. 400) fängt an: He! Verwaltergemächt von einem Lumpenkerl ꝛc. Die Schwäche der Regenten und der Einfluß der Parteyungen erhellt auch daraus daß unter Mohammed IV. in 7 Jahren 13 Großvesire waren, unter welchen einer nur 4 Stunden lang. Da die Geschichte nur bis zum J. 1656 fortgeführt ist, so wird die merkwürdige Belagerung Wiens, die mit ihren Folgen auch für die Osmanische Geschichte Epoche macht, im nächstfolgenden Bande vorkommen, wo man aus dem reichen Vorrath des Verfs. gewiß neue Aufklärungen erwarten darf.

Wie das Werk des Verfs. alle bisherigen über die Osmanische Geschichte an Reichthum und Vollständigkeit übertrifft, so verbürgen die auf jeder Seite beygefügten Belege die Wahrheit und Zuverlässigkeit der einzelnen Angaben. Es ist eine wahre Bereicherung der historischen Literatur und ein ehrendes Denkmal deutschen Fleißes und Gelehrsamkeit. Man findet darin eine ungeheure Menge von Thatsachen niedergelegt, und wenn auch hin und wieder die Beschreibung von Festen und Aufzügen, wie III. S. 96. IV. 46. 118—134, und die Aufzäh-

lung von Geschenken z. B. IV. 449 zu umständlich scheint, so haben doch diese Schilderungen als Probe des Geschmacks eines rohen Volks und orientalischer Pracht und Reichthums ihr Interesse. Daß die Geschichte oft das Ansehen einer Chronik oder Biographie gewonnen hat, liegt an den Quellen und am Stoffe. In despotischen Staaten ist nur von dem Herrscher und seinem Thun die Rede, das Volk gilt nichts. Die Geschichte der Dynastien und Länder, mit welchen die Osmanen nach und nach in Verhältnisse kommen, sind gehörigen Orts in Kürze eingeschaltet, wie die der Seldschuken, Timur's, der Tatarchane, ferner von Rhodus, II. 181, von der Secte der Schiiten, II. 395, von Bagdad, III. 150, Cypern, III. 518, fast mit zuviel antiquarischer und mythischer Belesenheit; von den Drusen IV. 137, von Kreta V. 366. — Die jedem Bande angefügten Erläuterungen enthalten einen Reichthum von historischen und literarischen Notizen, Actenstücken, Auszügen, auch poetische Stücke. Vielleicht wäre noch einiges, das jetzt im Texte steht und den Gang der Geschichte unterbricht, besser hierher gestellt worden, wie die 20 Uebergänge der Türken nach Europa I. 120, die Uebersicht des türkischen Mönchswesens I. 151, so wie die 29 Belagerungen Constantinopels in den Erläuterungen I. 647, mit Recht eine Stelle gefunden haben. — Die Sprache ist im Ganzen würdig und rein; einzelne Wörter wie: Schläuche mit Käse und Topfen I. 53 (vielleicht Druckfehler), geziemirte Rosse, Friedensanwurf, mitsammen, ein seiniger, sind vielleicht provinzial. Die häufige Weglassung des Zeitworts war und sey verursacht oft Dunkelheit, z. B. V. 389 die Schiffe lägen noch auf der Werfte und die Mitte

des Winters. Die Schreibart ist lebhaft, geistreich, oft rednerisch ja dichterisch, wie der Schlußsatz der Geschichte Murads IV. (V. 239), der fast eine Seite hindurch fortgeht und damit schließt daß Murad 'das zerrissene Reich wieder in dem Medea-Kessel grausamer Strenge mit dem umrührenden Schwerte zu einem ganzen aufgekocht hat, so, daß es sich noch ein paar Menschenalter, bis zur Epoche seines immer bergabgehenden Verfalles, nämlich bis zum Carlowitzer Frieden ziemlich aufrecht erhielt.' Eben daselbst S. 539 flg. möchte man ein paar unedle Ausdrücke hinweg wünschen. Hin und wieder sind Betrachtungen und Vergleichungen eingewebt, wie I. 257 über Welteroberer, V. 295 über die Bezeichnung des Verhältnisses des Weibes zum Manne in den morgenländischen Sprachen, und daß Despotismus und Haremszwang nicht auseinander abzuleiten sind; oder der Verf. gibt gelehrte Spracherläuterungen wie I. 157, über das Wort Pascha. V. 297. 712. III. 739. 742 wo Galimatias aus dem abrabischen Chalalat, Versehen, Irrungen, abgeleitet wird. Der Druck ist correct, zu den am Ende jedes Bandes bemerkten Verbesseruugen ist noch hinzuzusetzen: V. 722 Iocalia für localia, und S. 90 unten Regierungen für Religionen. Nur in den Noten und Erläuterungen ist die Schrift zu klein und für das Auge angreifend. Dieß ist auch bey den Karten zum III. und V. B. der Fall. Ein Mangel ist, daß über den Seiten nicht die Namen der Sultane beygefügt worden, daher es schwer ist in dem weitläuftigen Werke sich zurecht zu finden. S. XIX a) der Vorrede wunderte den Ref. daß Hr. v. H., nachdem er sich in den Fundgruben des Orients genugsam ausgelassen hatte, nun noch nach 8 Jahren ihn als muth-

willigen Zweifler darstellt. Ref. hatte einen Grund seines Zweifels angeführt und vermißte eben den Beleg, der erst später mitgetheilt ward. Er überläßt getrost Lesern, die es der Mühe werth finden die Anzeige 1819. S. 768 anzusehen, das Urtheil, ob auf ihn deswegen, wie Hr. v. H. meint, Schande falle. Bey dem Ref. hat die Stimmung eines Verf. gegen ihn keinen Einfluß auf seine Ansicht des Werks, und er hofft das auch in dieser, von der Redaction ihm aufgetragenen Anzeige bewiesen zu haben, die er jedoch abgelehnt haben würde, wenn er früher die unwürdige Note des Hn. v. H. bemerkt hätte.

X.

Neapel.

Sowohl von den Handschriften, als von den ältern Drucken, welche die in dem Museo Borbonico aufgehäuften literarischen Schätze enthalten, werden jetzt Cataloge gedruckt, deren wir drey erhalten:

1. Catalogus Codd. Saeculo XV. impressorum Ordine Alphabetico digestus, notisque bibliographicis illustratus, Labore et industria F. Francisci de Lictoriis, R. Bibliothecarii, T. I. A—K. 1828. 444 S. in Fol.

2. Catalogus Bibliothecae Latinae veteris et classicae Manuscriptae descriptus a Cataldo Jannellio, R. Bibliothecae primo Bibliothecario. 1827. 301 S. in 4.

3. Codices Graeci Manuscripti R. Bibliothecae Borbonicae, descripti atque il-

lustrati a Salvatore Cyrillo, R. Bibliothecario. T. I. Qui complectitur Bibliothecam sacram. 1826. 315 Seiten in Quart.

Wir müssen uns begnügen die Erscheinung dieser Catalogen anzuzeigen, da die Beurtheilung und Angabe des Einzelnen außerhalb dem Kreise unserer Blätter liegt.

Heidelberg.

Bey Engelmann: Von der Uebersetzung von J. B. Say's National-Oeconomie durch Herrn Prof. C. E. Morstadt in Heidelberg ist uns der erste Band der dritten stark vermehrten Ausgabe, 1830. 570 S. in 8. zugeschickt. — Stark vermehrt heißt diese Ausgabe weil der beygefügte Anhang S. 335 — 552 den Anfang eines Auszugs aus dem neuen Werke des Herrn Say, seinem Cours d'Economie politique enthält, der in den folgenden Bänden in dem Maaße fortgesetzt werden soll, daß der jedesmalige Anhang die Zusätze des neuen Werks, die sich auf das ältere beziehen, enthält. Dieß ist die Ursache, weshalb wir glaubten diese Uebersetzung erwähnen zu müssen. Das neue Werk des Herrn Say hat bereits im vorigen Jahrgange unserer Blätter St. 146. 147 seinen Beurtheiler gefunden.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.
Den 3. May 1830.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: **Lehrbuch der mathematischen und physischen Geographie von Dr. J. C. Eduard Schmidt. Zweyter Theil. Physische Geographie. Mit einer Kpfrtaf.** 1830. VI u. 544 S. in 8.

Nachdem der Verf. eine Erklärung des Begriffs der physischen Geographie, von welcher streng genommen alle Rücksichten auf organische Wesen ausgeschlossen sind, gegeben hat, geht derselbe zu der allgemeinen Betrachtung der Oberfläche der Erde über. Dieser Abschnitt enthält zuerst eine kurze Angabe der merkwürdigsten Zeitpuncte, in denen sich nach und nach unsere Kenntnisse von der Oberfläche unseres Planeten erweitert haben, bis sie zu dem jetzigen Standpunct gelangt sind; hierauf sind einige Betrachtungen über die Länder beygefügt, von denen sich in ältern Schriften Nachrichten finden, deren Spur jetzt aber verschwunden ist, und es wird wahrscheinlich gemacht, daß dieselben größtentheils Erdichtungen

sind; oder wenn diese Länder bloß in einzelnen kleinen Inseln bestanden, ihr Wiederauffinden durch eine falsche Angabe ihrer geographischen Lage verhindert wurde. Hierauf führt der Verf. die Erklärungen von Gebirgen, Thälern, Ebenen, Wüsten und Steppen an, und gibt zugleich eine kurze Beschreibung der merkwürdigsten dieser verschiedenartigen Theile der Oberfläche. Nachdem auf diese Art die Eintheilung des Festlandes vollendet ist, folgt die Eintheilung der Gewässer, die den bey weitem größern Theil der Oberfläche der Erde einnehmen, nebst einer einfachen Erklärung und Berechnung der Ebbe und Fluth, da die genauere Theorie dieser Erscheinung einem der spätern Abschnitte aufbewahrt ist. Die einzelnen Gegenstände, die bey den Erscheinungen, welche uns die Flüssigkeiten an der Erdoberfläche darbieten, berücksichtigt werden, sind die Tiefe des Meeres, die Beschaffenheit des Meeresbodens, die Durchsichtigkeit des Meerwassers, seine fremden Bestandtheile, Farbe und Leuchten desselben, seine Temperatur, deren Darstellung auf die Betrachtung der Eisfelder und des Treibeises führt, die merkwürdige Strömung des Meeres von Osten nach Westen, zwischen den Wendekreisen, nebst den übrigen unregelmäßigern Strömungen des Meeres an den Küsten. Hierauf folgt die Beschreibung der Landseen, Sümpfe und Moräste, der Quellen, Flüsse und der in fester Gestalt auf dem Lande vorkommenden Wassermassen, der Gletscher. Von der Atmosphäre der Erde. Die hier zu berücksichtigenden Haupteigenschaften der Luft sind ihre Schwere, ihre Elasticität und ihre Durchsichtigkeit, wo letztere Eigenschaft zugleich die lichtbrechende Kraft derselben bedingt. Vermöge der Schwere jedes einzelnen Lufttheilchens, würde die ganze flüssige Hülle, die unsere

Erde auf eine bedeutende Höhe umgibt, sich in einen sehr kleinen Raum an der Oberfläche der Erde bis zu einer tropfbarflüssigen Materie verdichten, wenn dieser Kraft nicht die Elasticität entgegenwirkte. Letztere Eigenschaft wird durch eine in den einzelnen Lufttheilchen vorhandene, auf unmerkliche Entfernungen wirkende abstoßende Kraft erklärt, und es ergibt sich durch eine auf diese Annahme gegründete Berechnung, daß der Druck welchen die Luft vermöge ihrer Elasticität auf eine Fläche ausübt, dieser Fläche selbst und ihrer Dichtigkeit proportional ist, ein Gesetz welches von Mariotte durch Erfahrung gefunden wurde. Indem nun die Schwere der Luft mit diesem Gesetz ihrer Elasticität verbunden wird, lassen sich die Dichtigkeiten der Luft sowohl in verschiedenen Höhen über der Erdoberfläche, als auch unter der Oberfläche berechnen, worüber einige Tabellen als Beyspiel gegeben werden. Hierauf nimmt der Verfasser die Veränderlichkeit der Elasticität der Luft durch die Temperatur in Betrachtung, und leitet daraus die Abnahme der Elasticität in verschiedenen Höhen über der Erdoberfläche, unter der Voraussetzung ab, daß die Temperatur in arithmetischer Progression von der Erdoberfläche an abnehme. Die hierdurch hervorgehende etwas zusammengesetzte Gleichung, läßt sich durch Vernachlässigung mehrerer kleinen Glieder sehr vereinfachen, und man gelangt auf das Resultat, daß in einer bestimmten Höhe der Luftdruck merklich denselben Werth hat, als ob die ganze Luftsäule von der Oberfläche der Erde an bis zu der bestimmten Höhe eine homogene Temperatur besäße, die dem arithmetischen Mittel aus den an beiden Endpuncten der Luftsäule beobachteten Temperaturen gleich ist. Be-

kanntlich geht man bey der Anwendung des Luftdrucks auf das Höhenmessen gleich von dieser Hypothese aus, allein es schien dem Verf. zweckmäßiger, diese besondere Formel aus der allgemeinen, die auf einer durch viele Beobachtungen über die Abnahme der Temperatur bestätigten Annahme beruht, abzuleiten. Aus dieser Formel wird denn der bey den Höhenmessungen durch das Barometer angewendete Ausdruck entwickelt, wobey das im ersten Bande aus den Pendelbeobachtungen abgeleitete Gesetz der Schwere unter verschiedenen geographischen Breiten in Betracht gezogen wird, und die hiernach berechneten hypsometrischen Tabellen haben die Einrichtung, welche ihnen der Herr Hofrath Gauß gegeben hat, nur weichen die wegen der Schwere anzubringenden Correctionen etwas weniges von dessen Tafeln ab. Die Höhe der Atmosphäre wird unter dem Aequator zu 175000, unter den Polen zu 132000 Pariser Fuß gefunden, wobey zugleich die Rechnungen, welche G. G. Schmidt und v. Zach zur Bestimmung dieser Höhe angestellt haben, angeführt werden, auch die Bemerkungen von Laplace und Wollaston über die Ausdehnung der Atmosphäre nicht unerwähnt bleiben. In den folgenden Paragraphen wird von der Abnahme der Temperatur der Atmosphäre in größern Höhen gehandelt, und wenigstens für die Höhen, welche wir erreichen können, die Annahme einer in arithmetischer Progression abnehmenden Temperatur bestätigt gefunden; aus den daselbst angeführten Beobachtungen ergibt sich zwischen den Wendekreisen eine Erhebung von 594,55 Pariser Fuß, wenn das Centesimalthermometer um einen Grad fallen soll; hiervon sind die auf hohen Plateaus angestellten Beobachtungen ausgeschlossen, welche

für dieselbe Temperaturabnahme eine bedeutendere Erhebung von 772 Fuß erfordern. Diese Größe der Erhebung ist aber veränderlich, indem sie erstens für die dem Pole näher liegenden Oerter geringer wird, zweytens in den wärmern Monaten kleiner ausfällt als in den kältern, und drittens auch die zu der wärmsten Tageszeit eine geringere Erhebung nothwendig ist als in der kältesten, welche Erfahrungen alle auf den Umstand hindeuten, daß in den höhern Regionen der Atmosphäre die Veränderung der Temperatur, gegen die an der Erdoberfläche genommen nur gering ausfällt. Bey diesem Gegenstande ist eine analytische Untersuchung über die Formeln eingeschaltet, durch deren Hülfe sich eine Anzahl Beobachtungen in eine empirische Gleichung zusammenfassen läßt. Von dieser Abnahme der Temperatur in der Atmosphäre gelangt der Verf. zur Betrachtung der Schneegränze, oder der Höhe derjenigen Luftschicht über der Erdoberfläche, in welcher die Temperatur immer tief genug bleibt, um das Schmelzen des Schnees und des Eises auf Bergen, deren Gipfel diese Region erreichen, zu verhindern. Die hierzu erforderliche Temperatur muß den Beobachtungen zufolge desto tiefer seyn, je mehr die Oerter, für welche man die Schneegränze sucht, sich vom Aequator entfernen, und die Formel welche diese gesuchte Temperatur in Centesimalgraden ausdrückt, ist, $t = -0°4 - 8°4 \frac{\psi}{90}$, wo ψ die in Graden ausgedrückte Polhöhe bedeutet. Die Ursachen, welche zu der Verschiedenheit der Temperatur in der Atmosphäre beytragen, sind: die Entwickelung von Wärme durch die direct einfallenden Sonnenstrahlen, indem das Licht von der Luft nach und nach absorbiert wird;

die Bindung der freyen Wärme der von der Erdoberfläche aufsteigenden wärmern Luftschichten, die dadurch hervorgebracht wird, daß sich die Dichtigkeit der Luft bey dem Aufsteigen verringert; die Ausstrahlung der Wärme von der Erdoberfläche; die Mittheilung der Wärme zwischen den aneinander gränzenden Luftschichten. Der Verf. untersucht nun durch den Calcul, in wiefern diese Ursachen eine Abnahme der Temperatur hervorbringen und nach welchem Gesetz dieses geschieht, wodurch sich zeigt daß die beiden letzten Ursachen als unmerklich vernachlässigt werden können, und die beiden erstern zwar wirklich eine in arithmetischer Progression fortschreitende Abnahme der Temperatur, wenigstens in nicht zu bedeutenden Höhen, bewirken, allein das Quantitative der Erhebung wird kleiner gefunden, als die Beobachtungen andeuten; so daß wohl noch andere unbekannte Ursachen hierüber als wirkend vorkommen müssen. Hierauf wird die beobachtete Dauer der Dämmerung mit der aus der früher gefundenen Höhe der Atmosphäre berechneten, so wie auch die aus der terrestrischen Refraction folgende Abnahme der Temperatur mit der beobachteten verglichen, und beide ziemlich genau übereinstimmend gefunden. Diesen Abschnitt beschließen die Betrachtungen über den mittlern Barometerstand, die Veränderlichkeit desselben, die mit der Breite des Beobachtungsortes zunimmt, und über die Luftströmungen. Von der Temperatur der Erde, sowohl an ihrer Oberfläche als im Innern derselben. Wenn man von der sehr wahrscheinlichen Annahme ausgeht daß das Licht der Sonne die Hauptursache der verschiedenen Temperatur der an der Oberfläche der Erde und der sie zunächst begränzenden Luftschichten ist, so gelangt man durch

analytische Betrachtungen zu dem Resultat, daß die mittlere Temperatur an einem Orte, dessen Polhöhe durch p bezeichnet wird, im Allgemeinen durch die Formel $t = a + b . \cos 2p$ ausgedrückt werden muß, und aus den genauesten Beobachtungen findet der Verfasser die Werthe $a = + 13°67$, $b = + 17°13.$, in Centesimalgraden, woraus also unter dem Aequator sich eine mittlere Temperatur von 30°8, unter den Polen von $-3°46$ ergibt. Die Erscheinung daß auf der südlichen Halbkugel, wenigstens unter den höhern Breiten jenseits der Wendekreise, die mittlere Temperatur niedriger ist, als unter gleichen Breiten auf der nördlichen Halbkugel, kann nicht aus astronomischen Gründen, wie mehrere Physiker gethan haben, erklärt werden, sondern ist lediglich der größern Wassermasse und freyern Luftströmung von dem Südpol her, auf der südlichen Halbkugel zuzuschreiben. Diese mittlere Temperatur der Luft an der Oberfläche der Erde ist mit der Temperatur, die die Erde in einer Tiefe von höchstens 90 Fuß besitzt, völlig übereinstimmend, und während erstere in den verschiedenen Tageszeiten und Jahreszeiten sich sehr ändert, behält letztere einen und denselben Werth bey. Die Beobachtungen welche in größern Tiefen angestellt sind, zeigen ganz deutlich eine regelmäßige Zunahme der Temperatur mit der Tiefe, die sich auf keine andere Art genügend erklären lassen, als daß man das Innere der Erde als in einem hohen Temperaturzustande, vielleicht als geschmolzene Masse annimmt. Nach der Bemerkung, welche Laplace aus der Dauer der Umdrehung der Erde um ihre Axe hernimmt, muß man schließen, daß unser Planet wenigstens seit zwey Jahrtau-

senden seine Temperatur fast gar nicht geändert habe. In dem Abschnitt von den verschiedenen Bestandtheilen des Erdkörpers behandelt der Verfasser die verschiedenen Gebirgsarten und Bildungen die die Erdkruste uns zeigt, die fossilen Ueberreste von organischen Wesen der Vorzeit, die vulcanischen Producte, und die damit verbundenen Erscheinungen der Ausbrüche der Vulcane, der Erdbeben und der heißen Quellen. Von der mittlern Dichtigkeit der Erde. Hier werden die drey Methoden, welche man sich zur Bestimmung dieses so wichtigen Elements der Kenntniß unseres Planeten, bedient hat, vorgetragen, und mit Anführung der wirklichen Beobachtungen erläutert. Aus der Anziehung der Berge ergibt sich nach Maskelyne's Messungen und Playfair's und Hutton's Berechnungen die mittlere Dichtigkeit = 4,713; nach Carlini's Pendelmessungen auf dem Mont Cenis = 4,837 und nach Cavendish Versuchen mit der Drehwage = 5,52, die des Wassers als Einheit angenommen. Die drey letzten Abschnitte dieses Lehrbuchs handeln von den Veränderungen der Oberfläche der Erde, und den Hypothesen über die Entstehung und Urbildung derselben, vom Erdmagnetismus und der ausführlicheren Theorie der Ebbe und Fluth, wo wir der Kürze wegen, die vollständige Aufzählung der in diesen Abschnitten aufgestellten Bemerkungen unterlassen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.
Den 6. May 1830.

Göttingen.

Der Munificenz S. M. des Königs verdankt unsere Universität ein Geschenk, welches für die Kenntniß der Kunst des Alterthums und für ihre Geschichte gleich wichtig ist. Es besteht in einer Auswahl der Abgüsse der berühmten Elginschen Sammlung der Kunstwerke aus der Schule des Phidias und von ihm selbst, welche vormals das Parthenon, den Haupttempel auf der Acropolis Athens, verherrlichten; und welche — jetzt in dem Britischen Museum befindlich — als die ersten Meisterwerke der Griechischen Kunst von den größten Kennern einstimmig anerkannt sind. Nach der der Academie selbst überlassenen, und von unserm Herrn Professor Müller aus der frühern Ansicht der Originale getroffenen Wahl, besteht die uns zu Theil gewordene, und unter der Leitung des vieljährigen Kenners der Kunst, S. E. des Herrn Staats- und Cabinets-Ministers Grafen Münster veranstaltete Sendung aus zwey Colossalgruppen, zwey Statuen, und zwey Bruchstücken

von Statuen aus dem Giebel des Parthenon; ferner elf Tafeln mit Basreliefs von dem Friese, und zwey Tafeln mit Hautrelief aus den Metopen desselben Tempels; so wie zwey Tafeln mit Hautrelief von dem Tempel des Apollo bey Phigalia; Werke, welche — zwar nicht auf den ersten Anblick, weil der Zahn der Jahrhunderte an ihnen genagt hat, — aber desto mehr bey ruhigerer Betrachtung, zu der stillen Bewunderung hinreißen, welche nur die Erzeugnisse der größten Geister früherer Zeiten hervorbringen können.

Durch dieses Geschenk, in Verbindung mit dem schon beträchtlichen vorhandenen Vorrath, zu dem noch im vorigen Sommer aus Paris der Torso des Belvedere, und ein bedeutender Theil der Mionnetschen Sammlung der Münzabdrücke kam; hat unser Antikensaal jetzt die Ausstattung erhalten, welche der archäologische Unterricht erfordert; denn nur auf diesen, nicht auf die Anlage großer Kunstsammlungen, die den Haupt- und Residenzstädten überlassen bleiben müssen, sind die Zwecke unserer hohen Vorgesetzten gerichtet; und wenn jener edelste Zweig der Alterthumskunde zuerst auf der hiesigen Academie in den Kreis des öffentlichen Unterrichts trat, so dürfen wir auch hoffen daß derselbe (was auch der Inhalt eins unserer letzten Blätter verbürgte) darin fortblühen, und die Absicht des erhabenen Gebers dadurch befördert werden werde.

Paris.

Bey Firmin Didot: Mémoires de l'Académie royale des sciences de l'Institut de France. Tome VIII. 1829. 627 u. CCXLVIII Seiten in Quart.

Ueber die Gestalt der Erde von Biot. Es ist bekannt, daß man die Bestimmung der

Abplattung der Erde auf drey von einander unabhängige Arten ausführen kann, indem man nämlich entweder die Erde als ein elliptisches Sphäroid betrachtet, und aus den Gradmessungen die Abplattung ableitet, oder dieselbe, wie Laplace gethan hat, aus einer von ihr abhängigen Perturbation der Mondsbewegung sucht, oder endlich nach den Principien der Hydrostatik die Figur findet, welche ein flüssiger Körper, der sich mit gegebener Geschwindigkeit um eine Axe dreht, und dessen einzelne Massentheilchen sich direct wie die Masse, und umgekehrt wie das Quadrat ihrer Entfernungen von einander gegenseitig anziehen, im Gleichgewicht annimmt. Dieser letzte Fall ist zuerst von Newton unter der Voraussetzung der Homogeneität der flüssigen Masse untersucht worden, woraus sich aber eine Abplattung ergibt, die alle andere Bestimmungen bey weitem übertrifft, und hierdurch zeigt sich schon, daß die Dichtigkeit der Erdmasse nach ihrem Mittelpuncte hin, zunehmen muß. Obgleich uns nun dieses Gesetz der Zunahme der Dichtigkeit unbekannt ist, so läßt sich doch unabhängig von dieser veränderlichen Dichtigkeit ein merkwürdiges Gesetz aufstellen, nach welchem die Schwere vom Aequator nach dem Pole hin zunehmen muß, so bald man nur die Abplattung der Erde so gering annimmt, daß ihre höhern Potenzen ohne merklichen Fehler vernachlässigt werden können. Dieses unter dem Namen des Clairautschen Theorems bekannte Gesetz gibt an, daß wenn man die Schwere unter dem Aequator als Einheit annimmt, die ganze Zunahme der Schwere vom Aequator zum Pole mit der Abplattung zusammengenommen, dem zwey und einhalbfachen des Verhältnisses der Schwungkraft zur Schwere unter dem Aequator gleich ist. In den zwischenliegenden Oertern ist

die Zunahme der Schwere immer dem Quadrat des Sinus der Breite des Ortes proportional. Da sich nun die Längen der Pendel, welche ihre Schwingungen in gleichen Zeiten vollenden, an verschiedenen Oertern, wie die Kraft der Schwere daselbst verhalten, so sieht man leicht ein, daß man vermittelst der an verschiedenen Oertern gemessenen Pendellängen, unter Voraussetzung der Kenntniß der geographischen Breite des Ortes, die Abplattung der Erde aus dem Coefficienten des Sinus des Quadrats der Breite berechnen kann. Vermittelst dieser aus theoretischen Gründen abgeleiteten Formel hat man nun wirklich die gesammten zuverlässigern Pendelmessungen vereinigt, und durch die Methode der kleinsten Quadrate die wahrscheinlichsten Werthe der beiden unbekannten Coefficienten bestimmt. Diese Methode tadelt aber Biot in dieser Abhandlung mit folgenden Ausdrücken: Mais ce mode général de fusion et d'agglomération me semble ici l'inverse de la marche, que l'on auroit dû suivre; car au lieu d'atténuer les écarts de la loi du carré du sinus, écarts qui pourroient être l'expression des phénomènes réels, il falloit au contraire les mettre le plus possible en évidence pour éprouver la loi elle même, et reconnoître dans la succession des résultats, des altérations qui pouvoient décèler les causes puissantes et étendues d'attraction. Es ist nun freylich wahr, daß wenn man die berechneten Pendellängen mit den beobachteten vergleicht, sich zwischen beiden Unterschiede zeigen, die größer sind, als man wahrscheinlicherweise den bloßen Beobachtungsfehlern zuschreiben kann, und die daher auf jeden Fall größtentheils das Resultat einer localen stärkern oder geringern Attraction sind, als sich nach dem theoretischen Gesetz für einen

solchen Ort ergeben müßte. Dieß sieht man auch sehr deutlich bey der Vergleichung solcher Pendelmessungen, bey denen zugleich die geognostische Beschaffenheit des Erdbodens angegeben ist, indem an solchen Oertern, wo der Boden aus sehr dichten Felsmassen bestand, die Schwere größer, an denjenigen aber, wo die Dichtigkeit des Bodens geringer war, z. B. auf angeschwemmten Lande, die Schwere kleiner beobachtet wurde, als die Rechnung sie gab. Allein eben diese Abweichungen des Gesetzes der Schwere von der theoretischen Formel, lassen sich wohl nicht gut anders auffinden, als durch das Zusammenschmelzen einer großen Anzahl von Beobachtungen, die in den verschiedenartigsten Gegenden der Erdoberfläche angestellt sind, in eine von der Theorie bestätigte Formel, und auf jeden Fall wird dieß das einzige Mittel seyn, um die wahrscheinlichste Abplattung der Erde zu erhalten. Biot nimmt an, daß das Clairautsche Gesetz im Allgemeinen als richtig betrachtet werden kann, allein daß man die beiden Coefficienten nicht durch die Vereinigung aller Beobachtungen aufsuchen dürfe, sondern daß man diejenigen Beobachtungen, die an Oertern angestellt sind, deren Breitenunterschied nur einige Grade beträgt, erst mit einander vereinigen müsse, um dadurch ein von den etwanigen Beobachtungsfehlern freyes mittleres Pendel zu erhalten. Diese mittlere Pendellänge setzt er dem arithmetischen Mittel der beobachteten Pendellängen gleich, und bestimmt die dieser Länge zugehörige geographische Breite dadurch, daß er einen Winkel aufsucht, von welchem das Quadrat seines Sinus dem arithmetischen Mittel der Summe der Quadrate der Sinus der geographischen Breiten an den verschiedenen Beobachtungsörtern gleich ist. Durch Verbindungen die-

ser Art findet er die Längen des Sexagesimalse-cunden-Pendels im leeren Raum und im Niveau des Meeres in Millimeter:

Am Pol	996,188963
In 45° Br. . . .	993,520351
Am Aequator . . .	991,027015

die sich freylich nicht mit dem Gesetz des Quadrats der Sinus vereinigen lassen, da diesem zufolge die Pendellänge in 45° Breite das arithmetische Mittel zwischen den Pendellängen am Pol und am Aequator seyn muß. Zugleich ergibt sich der Coefficient des Quadrats der Sinus in Millimeter:

v. 90° b. 45° = 5,337224; Abplatt. $\frac{1}{306,33}$

= 45° b. 0° = 4,986672; = $\frac{1}{276,38}$

= 90° b. 0° = 5,161948; = $\frac{1}{290,59}$

unter welchen die letzte Abplattung mit der auf die gewöhnliche Art durch die Vereinigung aller Beobachtungen gefundenen sehr genau übereinstimmt; die erste ist ungefähr diejenige, welche die Ungleichheiten der Bewegung des Mondes geben, und die zweyte trifft fast genau mit derjenigen überein, welche Freycinet aus seinen Beobachtungen vom Aequator an bis zu 45° Breite abgeleitet hat. Die Vergleichungen, welche Biot zwischen den Pendellängen, die unter gleichen südlichen und nördlichen Breiten gemessen sind, anstellt, zeigen außerdem, daß die Unterschiede zwischen denselben so gering sind, daß man sie allein den Beobachtungsfehlern zuschreiben kann. Zuletzt macht der Verfasser noch einige Bemerkungen über die Unzuverlässigkeit, das Pendel als Normalmaaß anzunehmen, wie es in Eng-

land neuerdings geschehen ist; da nämlich die Wahl des Normalmaaßes von Naturerscheinungen abhängig gemacht werden muß, die von einer solchen Beschaffenheit sind, daß man aus denselben zu jeder Zeit wieder dasselbe Maaß ableiten kann; so scheint ihm das Pendel nicht diese Bedingungen zu erfüllen, da die Länge desselben unter verschiedenen Meridianen und Breitenkreisen, so bedeutenden Unregelmäßigkeiten unterworfen ist, und man dann, wenn man auch die Pendellänge an einem genau bestimmten Orte als Normalmaaß annehmen wollte, nicht wissen könnte, ob sich nicht im Lauf der Zeiten die Kraft der Schwere selbst änderte, da die magnetische Kraft solche Veränderungen zeigt, und die durch die vulcanischen Processe hervorgebrachten Umwälzungen hierzu beytragen möchten. Er schließt daraus, daß die in Frankreich vorgenommene Ableitung des Normalmaaßes aus Gradmessungen, obgleich auch sie gewissen Fehlern unterworfen seyn mag, vorzuziehen sey. Allein wir müssen hierbey bemerken, daß wenn man Hypothesen über eine künftig einzutretende Veränderung der Schwere aufstellen will, dieselbe eben so gut auf die Amplitude des gemessenen Bogens Einfluß haben könne, indem die Intensität der Schwere sowohl als ihre Richtung sich durch solche Umwälzungen ändern kann. Uebrigens haben die genauesten Discussionen gezeigt, daß seine Länge nur um $\frac{1}{37500}$, die des Meter hingegen als der Zehnmilliontetheil des Erdquadranten betrachtet, noch um $\frac{1}{11250}$ zweifelhaft ist; so daß also auch von dieser Seite das Pendel vorzuziehen wäre.

Ueber verschiedene Gegenstände der Analysis von Cauchy. In dieser Abhandlung betrachtet der Verf. vorzüglich die Bedingungen, unter welchen eine nach der Lagrange-

schen Formel entwickelte Reihe convergent ist. Schon Laplace hatte diesen Gegenstand in einigen Anwendungen solcher Entwickelungen in der Astronomie betrachtet, wo der Radius Vector und die wahre Anomalie nach den Potenzen der Eccentricität entwickelt wurde, und er fand daß die Grenzen der Eccentricität, für welche die Reihe aufhört convergent zu seyn, durch eine transscendente Gleichung bestimmt wird, in welcher die Basis der natürlichen Logarithmen vorkommt. Um nun diese Untersuchung allgemeiner zu machen, betrachtet Cauchy ein bestimmtes Integral von der Form $\int u^n v\,dx$, wo u und v reelle oder imaginäre Functionen von x sind, n hingegen eine constante sehr große Zahl bedeutet, und beweist dann, daß in dem Falle, wo der größte Modulus von u einem solchen Werth X von x entspricht, vermöge dessen der Differentialcoefficient $\frac{du}{dx}$ verschwindet, der Werth des Integrals ein Product aus dem Werthe der Größe $u^n v$ für $x = X$, und der Quadratwurzel aus einem Quotient ist, der entsteht, indem man 2π durch n und eine Größe dividiert, die nur sehr wenig von dem Werthe des zweyten Differentialcoefficienten von $\log \frac{1}{u}$ für $x = X$ abweicht. Für die Convergenz der für z aus der Gleichung $t = z - fz$ entwickelten Reihe findet er die Bedingung, daß der Hauptmodulus der Function $\frac{fz}{z}$ kleiner als die Einheit seyn muß.

Ueber die Entwickelung der $f(\xi)$ nach den aufsteigenden Potenzen von h, wo ξ eine Wurzel der Gleichung $z - x - h\,\pi(z) = 0$ ist, von Cauchy. Wir begnügen

uns von dieser Abhandlung bloß den Titel anzugeben, da sie nur Calcul enthält.

Dritte Abhandlung über die Canäle, vorzüglich rücksichtlich des Falls und der Vertheilung der Schleußen von Girard. Nachdem der Verf. in seinen beiden frühern Abhandlungen über diesen Gegenstand gezeigt hat, daß die Ersparung des Wassers bey einem Canal, der für eine bestimmte Last schiffbar ist, von dem geringern Fall der Schleußen abhängt und hierdurch nothwendigerweise zwischen zwey festen Puncten eines Canals eine größere Anzahl von Schleußen erfordert wird, so untersucht derselbe in dieser Abhandlung die in dieser Hinsicht entstehende Vermehrung der Kosten im Verhältniß zur ersparten Wassermenge, und findet, daß auch dabey ein bedeutender Vortheil erlangt werden kann.

Ueber den Cometen von 6⅔ Jahren Umlaufszeit von Damoiseau. Dieser Comet, welcher bey seiner letzten Erscheinung zuerst am 27. Februar 1826 in Josephsstadt von Biela entdeckt wurde, und dessen kurze Umlaufszeit sich alsbald aus der Aehnlichkeit der Elemente seiner Bahn mit denen von 1772 und 1806 kund that, wird bey seiner nächsten Wiederkunft im Jahr 1832 mit Berücksichtigung der Störungen, welche die Erde, Jupiter und Saturn auf ihn ausüben, folgende Elemente besitzen:

Durchg. d. d. Perihel.	1832 Nov. 27,4808.
Länge des Perih.	109°56′45.
Länge des aufst. Knot.	248.12.24.
Neigung	13.13.13.
Eccentricität	0,7517481.
Halbe große Axe	3,53683.

Die Zeit ist Pariser mittlere Zeit von Mitternacht gerechnet. Eine kleine beygefügte Ephe-

meride zeigt, daß der Comet nach der Mitte des October der Erde am nächsten kommen wird.

Ueber das Gleichgewicht und die Bewegung der elastischen Körper von Poisson. Nebst Zusätzen zu dieser Abhandlung. Schon im Jahr 1814 hatte der Verf. über diesen Gegenstand in einer Abhandlung seine Untersuchungen vorgetragen, und als Princip angenommen, daß die Theilchen eines elastischen Körpers sich gegenseitig nach einem Gesetz abstoßen, welches durch eine solche Function der Entfernung dargestellt wird, die für einen merklichen Werth der Entfernung selbst einen unmerklichen Werth erhält. Allein da diese Ansicht sich nur dann anwenden läßt wenn die elastische Fläche gar keine Dicke hat, und man sich in diesem Fall gleichsam bloß materielle Puncte auf einer mathematischen Ebene liegend, vorstellen muß, während bey den in der Natur vorkommenden elastischen Körpern, die auf der convexen Seite der gebogenen Fläche liegenden Molecules sich von einander entfernt haben, und daher eine Anziehungskraft bey denselben vorausgesetzt werden muß, um sie wieder in die Lage des Gleichgewichts zurückzubringen, so nimmt der Verf. die Aufgabe in ihrer größten Allgemeinheit wieder vor, indem er die Molecularkräfte in Betrachtung zieht, und hieraus die Gleichungen für die Bewegung und das Gleichgewicht der elastischen Körper ableitet. Wünschenswerth wäre es, wenn man alle Aufgaben, bey denen die innere Beschaffenheit der Körper mit in Betrachtung kommt, auf diese Art vermittelst der Berücksichtigung der Molecularkräfte auflöste, und so eine neue Wissenschaft bildete, die unter dem Namen der physischen Mechanik der von Lagrange auf die höchste Stufe der Ausbildung gebrachten analytischen Mechanik an die

Seite gestellt werden könnte. Hierdurch würde der Grundsatz der gleichen Fortpflanzung des Druckes in den Flüssigkeiten, den wir aus der Erfahrung nehmen müssen, eine bloße Folgerung aus den Molecularkräften und der vollkommenen Verschiebbarkeit der Theilchen der Flüssigkeit seyn. Auch lassen sich unter diesem Gesichtspuncte Aufgaben mit Bestimmtheit auflösen, die auf die gewöhnliche Art unbestimmt erscheinen, allein in der Natur doch bestimmt seyn müssen, wie z. B. die Aufgabe, den Druck zu finden, welche jede Stütze einer Ebene, durch die auf der Ebene liegenden Gewichte erleidet, wenn mehr als drey Stützen gegeben sind. Zu bemerken ist, daß bey der Aufstellung der Gleichungen des Gleichgewichts und der Bewegung der elastischen Körper, die Kräfte, welche aus der Molecularanziehung entstehen, sich nicht wie in der Untersuchung der Wirkung dieser Kräfte bey der Capillarität und den Erscheinungen der Wärme der Fall ist, durch Integrale ausdrücken lassen, d. h. die von Euler angegebene bekannte Summationsformel ist in diesem Fall nicht anwendbar, und die Totalwirkung eines Aggregats von Moleculen, darf bloß durch eine Summe dargestellt werden. Denn wenn ein elastischer Körper sich im natürlichen Zustand befindet, so muß die Kraft, welche aus der Wirkung aller Theilchen auf ein bestimmtes Theilchen im Innern entsteht, nothwendig Null seyn, und dieselbe erst dann einen bestimmten Werth erhalten, wenn die Theilchen aus der Lage des natürlichen Zustandes gebracht sind. Wenn nun die Summe, welche die Kraft ausdrückt, durch ein Integral ersetzt werden könnte, so läßt sich leicht beweisen, daß das Integral sowohl im natürlichen als im gezwungenen Zustande des Körpers Null wird, also kein Bestreben des Körpers in den

ersten Zustand zurückzukehren, Statt finden würde. Dieses analytische Paradoxon läßt sich durch die Beschaffenheit der Eulerschen Summationsformel erklären, welche in manchen Fällen, wenn der Werth der Function sich schnell ändert, keine convergente Reihe gibt, wie klein man auch die Differenz zwischen zwey auf einander folgenden Werthen der veränderlichen Größe annehmen mag. Es läßt sich daher auch die von Lagrange in der analytischen Mechanik mit so großem Vortheil angewendete Variationsrechnung, in diesen Fällen, wo die Körper nicht als Continua betrachtet werden können, keinesweges gebrauchen. Als Anwendungen der allgemeinen Formeln untersucht der Verf. die Schwingungen einer elastischen Kugel, einer Saite, eines elastischen Stabes und einer dünnen Platte, zuerst in dem Falle wo die Dicke vernachlässigt werden kann, und hierauf mit Berücksichtigung der Dicke.

Analytische Theorie der Wärme von Fourier. In dieser Abhandlung, welche nur der erste Abschnitt eines ausführlichen Memoirs über diesen Gegenstand ist, betrachtet der Verf. den besondern Fall der Bewegung der Wärme, wo die Temperaturen der beiden Enden eines prismatischen Körpers durch willkührliche Functionen der Zeit gegeben sind, und die Aufgabe reduciert sich in analytischer Rücksicht darauf, daß man die allgemeine Differentialgleichung der Bewegung der Wärme so integriert, daß das Integral drey willkührliche Functionen, nämlich die beiden Functionen, welche sich auf die Enden des Prisma beziehen, und diejenige, welche für den anfänglichen Zustand der Temperatur gegeben ist, enthält. Der beygefügten Bemerkung des Verfs. zufolge, soll die in dem folgenden Bande erscheinende Fortsetzung dieser Abhandlung eine geschichtliche Darstellung der Ver-

suche, die man in der Theorie der Wärme gemacht hat, in sich fassen.

London.

Published by Longman, Rees, Orme, Brown and Green. Malaria: An Essay on the production and propagation of this poison, and on the nature and localities of the places by which it is produced: with an enumeration of the diseases caused by it, and of the means of preventing or diminishing them, both at home and in the naval and military service. By John Macculoch, physician in ordinary to his royal Highness Prince Leopold of Saxe Coborg. 1827. VI u. 480 S. in 8.

Vorliegendes Werk ist ein Seitenstück zu dem von Montfalcon, das wir im 174sten vorjährigen Stücke angezeigt haben, und verdient nicht geringere Aufmerksamkeit als dieses. Der Verf. rechtfertigt sich, daß er das Wort Malaria, welches eigentlich nur für Italien und die römische Campagna gelte, in einem weiteren Sinne genommen und darunter jede miasmatische Sumpfausdünstung verstehe. Auch in England sey diese einheimisch, und Cromwell sey an ihren Folgen gestorben. In 11 Kapiteln dieses ersten Theils handelt er ab: Erwägung der Wichtigkeit des Gegenstandes; die Erzeugung und das Vorhandenseyn der Malaria; die Oerter und Gegenden, wo sie gewöhnlich erzeugt wird; solche, wo sie unerwartet erscheint; verschiedene noch dunkle und streitige Ursachen ihres Entstehens: die Wechsel und Veränderungen, welche bey ihrem Erscheinen Statt finden; die Verbreitung derselben; ihre Wirkung im Allgemeinen; ihre Geographie, ihre Natur, Beschaffenheit und ihren Einfluß auf das

Befinden der Einwohner, wo sie herrscht, so wie die durch sie bedingten Krankheiten. Bey der Entwickelung dieser Momente zeigt der Vf. eine scharfe Beobachtungsgabe, Belesenheit und eine Menge von Kenntnissen, die zum Theil auf eigene Anschauung und Erfahrung sich stützen. Die Darstellung ist zusammenhängend und läuft in einem Strome fort, so daß es wirklich schwer ist einzelne Puncte darin fest zu halten. Zuweilen wird sie breit und geht in philosophische und politisch-öconomische Betrachtungen über. Wir können nicht gerade sagen, daß neue Ansichten und Thatsachen uns aufgestoßen wären; aber die Zusammenstellung und Verwebung des Bekannten und Zerstreuten ist dem Werke eigenthümlich. Vorzüglich ist dieses zu rühmen von dem 9ten Kapitel, welches Geographie der Malaria überschrieben ist (S. 366 — 419) und welches in großen und bezeichnenden Zügen die Herrschaft dieser über den ganzen Erdball darlegt. Dieser Abschnitt dürfte in unsere Sprache übersetzt (da das ganze Werk wohl schwerlich sich dazu eignet) entweder für sich oder in einer wissenschaftlichen Zeitschrift gewiß Vielen recht belehrend seyn. Indem er dabey die in dieser Beziehung ungesunden Gegenden Griechenlands beschreibt, nennt er auch Missolonghi und erwähnt bey diesem berühmten Namen des nicht minder berühmten Lord Byron's. Die letzte Krankheit desselben hält er für ein intermittierendes Sumpffieber, das leicht durch eine gehörige Behandlung zu beseitigen gewesen wäre. Von Deutschland weiß er über die Wohnsitze der Malaria wenig zu sagen, glaubt aber seltsamer Weise (S. 412), daß die flachen und morastigen Rheinufer und einige ihrer Städte, namentlich Oppenheim, mit Rom und Holland um die Palme der Fieber streiten mögen. Ueber das innere Wesen des Sumpfmiasma äußert er nirgends eine entschiedene oder klare Vor-

stellung; wie er es allenthalben mit dem Namen Malaria belegt, so behandelt er es auch gleichsam wie eine mythologische oder allegorische Person, die verschiedene individuelle Eigenschaften besitze, eine bestimmte chemische Zusammensetzung habe (S. 215) und durch den Wechsel von Ort und Zeit allerhand Formen annehme, aber immer sich als ein selbstständiges Agens erweise. Es sey äußerst schwer die Erzeugung dieser Krankheit dauernd zu verhüten, denn ihr lägen sehr entgegengesetzte, dunkle und kaum zu entfernende Ursachen zum Grunde; sie bilde sich eben so in der Nähe großer Wälder, als da, wo man diese lichtete oder ganz fällte; ebenso in Gegenden, wo man die Wasser eindämme, als wo man diesen freyen Lauf lasse. Doch ganz besonders häufe sie sich in ungewöhnlicher Menge und darum in ungewöhnlicher Virulenz da an, wo Sümpfe umschlossen wären von dichten Wäldern, wie in den Fichtenmooren America's, oder in den morastigen Dickichten Ostindiens (jungle), oder selbst in den feuchten Wäldern Englands. Ein solcher Boden, der von hohen Hügeln umschlossen sey, oder ein Thal, das einen geringen Luftzug habe, sey deswegen gleich ungesund. Begünstigende Umstände wären die Sorglosigkeit der Behörden, der Fatalismus und die Armuth der Bewohner. Das Sumpfmiasma nehme stets in demselben Verhältnisse zu, als die commercielle und politische Wichtigkeit eines Landes abnehme, und in Folge davon Industrie und Bevölkerung sich verminderten. Dazu komme, daß überhaupt die Weisheit und Erfahrung einer Generation in der nächsten vergessen werde, daß der Friede die Kenntniß wieder ausrotte, die man im Kriege gewann, und daß das, was man durch einzelne erleuchtete Individuen besitze, niemals zum Gemeingut der Menge würde, um diese aufzuklären und zu über-

zeugen. Die Salzmarsche hielten Einige für unschädlich; allein mit Unrecht; es sey durch neuere Erfahrungen ausgemacht, daß durch die Vermischung des süßen Wassers mit dem salzigen die Fäulniß am meisten begünstigt werde. In Betreff der Verbreitung der Malaria müsse man einzig den Luftstrom im Auge behalten. Die Atmosphäre sey der Leiter; ja wo dieses Uebel sich finde, da müsse es wie die Atmosphäre selbst angesehen werden, in der es sich bald verdichte, bald auflöse und zerstreue. Unglücklicherweise wüßten wir nur so wenig von den Gesetzen der Strömungen der Winde; aber die practische Regel müsse man wenigstens festhalten, daß in engen Räumen Ventilation das beste Mittel gegen die Malaria sey. Der Malarienstoff verbände sich öfters mit Dunst und Nebel und werde durch dieses Vehikel verschleppt. So weit der Nebel über ein Land hinziehe, so weit könne die Malaria verbreitet werden. Bey einer nassen Atmosphäre sey der Körper für die dadurch verursachten Krankheiten weit mehr als sonst empfänglich. Wenn auf einen heißen Tag eine kalte und feuchte Nacht folge, seyen die Wirkungen der Malaria gesteigert; eben so entständen die schlimmsten Epidemien dieser Art, wenn ein heißer Sommer in einen kalten und regnichten Herbst übergehe. Mehr als durch die Haut werde der Ansteckungsstoff durch die Lungen in den Körper aufgenommen. Inwiefern die Ansichten des Vfs. Einfluß auf seine Behandlung der durch die Malaria hervorgerufenen Krankheiten äußern, wird sich erst bey der Beurtheilung der noch zu erwartenden zwey folgenden Bände darthun lassen.

M . . r.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.
Den 8. May 1830.

Berlin.

Bey Fr. Laue: Handbuch der Eisenhüttenkunde von Dr. C. J. B. Karsten, Königl. Preuß. Geheimen Ober-Berg-Rathe und vortragendem Rathe im Königl. Ministerio des Innern ꝛc. Zweyte, ganz umgearbeitete Auflage. Erster Theil. XX und 416 Seiten. Zweyter Theil. XIV und 517 Seiten. Dritter Theil. XII und 488 Seiten. Vierter Theil. XIV und 552 Seiten in Octav. 1827 und 1828.

Mit ganz besonderem Vergnügen zeigt Ref. das vorliegende Werk an, auf welches Deutschland mit Recht stolz seyn kann. Die früheren, im In- und Auslande über das Ganze der Eisenhüttenkunde erschienenen Werke, werden von diesem in jeder Hinsicht weit übertroffen. Für die Theorie der Darstellung des nützlichsten Metalles in seinen verschiedenen Zuständen, ist dadurch eine ganz neue Bahn gebrochen und die auf die höchst verschiedenartigen Methoden der Darstellung sich beziehenden Erfahrungen, sind darin mit bewun-

dernswürdiger Vollständigkeit zusammengestellt. Dieß Handbuch ist daher nicht allein in wissenschaftlicher Hinsicht von hohem Interesse, sondern auch für die Praxis des Eisenhüttenwesens von großer Wichtigkeit. Die vorliegende, zwepte Ausgabe ist als ein ganz neues Werk zu betrachten. Sie übertrifft die erste, im J. 1816 in zwey Bänden erschienene, nicht allein an Ausführlichkeit und umfassender Berücksichtigung der verschiedenen Zweige des Eisenhüttenwesens, sondern ist auch in den mehrsten Theilen völlig umgearbeitet. Dazu ist diese Ausgabe mit einer weit größeren Anzahl rißlicher Darstellungen ausgestattet, welches den Werth derselben bedeutend erhöhet.

Der erste Theil handelt von den physikalischen und chemischen Eigenschaften des Eisens. Neben der sorgfältigen Berücksichtigung der von Anderen mitgetheilten Erfahrungen, findet sich hier ein großer Schatz eigener Untersuchungen, wodurch frühere Ansichten berichtigt und manche völlig neue begründet werden. In der Einleitung ist von dem Hüttenwesen im Allgemeinen die Rede, von dem Gegenstande, Umfange und der Ausdehnung der Eisenhüttenkunde, von der Geschichte der Gewinnung des Eisens, der Wichtigkeit des Eisenhüttenwesens und dem Zustande desselben in verschiedenen Ländern. Dann folgt im ersten Abschnitte die Lehre von den Eigenschaften und dem Verhalten des Eisens; von seinem magnetischen und electrischen Verhalten; von seinem Verhalten in höheren Temperaturen; Eisen und Sauerstoff; Eisen und Wasser; Wirkung der feuchten Luft auf das Eisen; Eisen und Kohle; Eisen und Schwefel; Eisen und Kohle mit Phosphor; Eisen und Säuren; Eisen und Alkalime-

talle; Eisen und Erdbasen; Eisen und andere Metalle; Eisen und Metalloxyde; Eisen und Salze; Eisenoxyd und andere Körper; Unterschied des Roheisens, des Stabeisens und Stahls. Das über diesen letzteren Gegenstand Mitgetheilte ist nebst dem, was früher über die Verbindungen von Eisen und Kohle gesagt worden, von ganz besonderer Wichtigkeit für die Eisendarstellungs-Processe und auch von vorzüglichem wissenschaftlichen Interesse. Der Verf. entwickelt hier vollständig die ihm eigenthümlichen Ansichten über die Natur des weißen und grauen Roheisens, so wie über die Verhältnisse desselben zu den verschiedenen Modificationen des Stahls. Bekanntlich sieht derselbe den Graphit als reines Kohlenmetall an, mit welcher Annahme jene Ansichten in genauem Zusammenhange stehen. Die Größe des Kohlengehaltes kann nach dem Verf. die Verschiedenheit des grauen und weißen Roheisens nicht begründen, sondern diese muß vorzüglich dem Zustande, in welchem die Kohle mit dem Eisen verbunden ist, zugeschrieben werden. Unstreitig ist dieser Satz, den auch Ref. schon seit langer Zeit angenommen und bey mehreren Gelegenheiten geltend zu machen gesucht hat, für Theorie und Praxis von größter Wichtigkeit und wird nach den Erfahrungen die ihn begründen, auch von denen angenommen werden müssen, die sich etwa noch zur älteren Meinung über die Natur des Graphites bekennen. Der Graphit bildet sich nur in höchster Temperatur und kann schon gebildet, nur bey einer langsamen Abkühlung bestehen. Geschieht die Abkühlung der flüssigen Masse zu plötzlich, so hört alle Graphitbildung auf und die Kohle, statt sich zu isolieren und bey einem sehr langsamen Erstarren sich von dem Eisen so zu tren-

nen, daß beide Metalle nur noch als Gemenge zu betrachten sind, geht nun eine innigere und allgemeinere Verbindung mit allem vorhandenen Eisen ein und verwandelt sich dadurch in das weiße Roheisen. Erfolgt die Erstarrung aber sehr langsam, so kann die Isolierung des Graphites mehr und weniger vollständig erfolgen, so daß sich graues oder halbiertes Roheisen bildet. Die Quantität der Kohle bleibt, wie die Analysen ergeben, ganz unverändert. Wird das weiße Roheisen bloß anhaltend geglüht und langsam abgekühlt, so kann die Isolierung der Kohle nicht bis zur Ausscheidung von Graphit steigen, sondern es scheint, daß dieß Streben zur Isolierung nur bis zu einem gewissen Grade erfolgen kann, indem ein gewisser Antheil Eisen der sich isolierenden Kohle folgt. Wenn also das graue Roheisen nicht mehr Kohle enthält wie das weiße, aus welchem es entstanden ist und wenn das graue Roheisen einen großen Theil seines Kohlengehaltes im metallischen Zustande nur beygemengt enthält; so ergibt sich von selbst, daß die übrige Masse des Eisens, aus welcher das graue Roheisen zusammengesetzt ist, nur mit einer geringen Menge von Kohle verbunden seyn kann; mit einer Menge, die in vielen Fällen geringer seyn muß als die Quantität Kohle, welche im Stahl angetroffen wird. Daher sieht der Verf. das graue Roheisen als ein Gemenge von stahlartigem Eisen mit Graphit an; das anhaltend geglühete und dadurch grau und weich gewordene, weiße Roheisen; ist nach ihm ein Gemisch von stahlartigem Eisen mit einer eigenthümlichen Verbindung des Eisens mit vieler Kohle (einem Polykarburet); der geglühte Stahl stellt ebenfalls solche Verbindungen dar; aber das weiße Roh-

eisen und der gehärtete Stahl erscheinen als Verbindungen von Kohle und Eisen, welche zwar in sehr verschiedenen Verhältnissen des Kohlengehaltes, aber immer in gleichartiger Vereinigung mit einander bestehen. Der Zustand in welchem sich die Kohle im kohlenhaltigen Eisen befindet, ist hiernach ein dreyfacher: indem sie theils im ungebundenen Zustande als Graphit vom Eisen aufgenommen wird, theils mit der ganzen Masse des Eisens verbunden, theils endlich mit einer gewissen Quantität Eisen zu einer bestimmten chemischen Verbindung vereinigt ist und von einer anderen überwiegenden Quantität Eisen, welche an jener Verbindung keinen unmittelbaren Antheil nimmt, aufgelöst gehalten wird. Von der Menge der Kohle ist der Grad der Weichheit des Eisens niemals abhängig, sondern dieser wird bloß durch das bestimmte Hervortreten der Kohle bedingt, sey es als freye, ungebundene Kohle, oder als Polykarburet. Weil noch niemals ein weißes Roheisen angetroffen worden, welches über 5,3 Procent Kohle enthielte, und weil dieß weiße Roheisen am Gewicht nicht zunimmt, wenn es lange Zeit im Kohlentiegel mit einer Decke von Kienruß im Fluß erhalten wird; so muß daraus geschlossen werden, daß das mit einer Umgebung von Kohle geschmolzene Eisen, nicht mehr als höchstens 5,3 Procent Kohle aufzunehmen vermag. Dieß ist ungefähr der Kohlengehalt, welcher in dem vollkommensten und reinsten weißen Roheisen mit den ausgezeichnetsten Spiegelflächen, angetroffen wird. Dieß Roheisen könnte man ein neutrales nennen, weil zwey Mischungsgewichte Eisen darin mit einem Mischungsgewichte Kohle, zu einem wahren Subkarburet verbunden sind. Für diese Ansicht des Verfs. dürfte besonders auch

die Krystallisationstendenz des weißen Roheisens reden, dessen Structur ein trimetrisches System anzudeuten scheint. Bey dem grauen Roheisen zeigen sich deutliche Anlagen zur Krystallisation äußerst selten. Daß sie niemals vorkommen, möchte Ref. mit dem Verf. (§. 58) nicht behaupten, denn er besitzt mehrere Stücke mit sogenannten Krystallgerippen, deren Masse keine Verschiedenheit von der des übrigen grauen Roheisens, auf welchem sie sich befinden, wahrnehmen läßt. Hier zeigt sich aber eine deutliche Anlage zu regulären Octaëdern, gerade so, wie man sie bey mehreren anderen Metallen sieht; daher das graue Roheisen ein isometrisches Krystallisationensystem gleich dem reinen Eisen, das weiße Roheisen mit Spiegelflächen aber, ein wesentlich davon verschiedenes Krystallisationensystem besitzen dürfte.

Der zweyte Theil enthält die Lehre von den Eisenerzen, Brennmaterialien und Gebläsen. Zuerst von den eisenhaltigen Minern, wobey vorzüglich das chemische Verhalten derselben berücksichtigt worden. Wenn gleich dieses für den Hüttenmann von größerer Wichtigkeit ist, als die genauere Kenntniß des Aggregatzustandes, so darf letzterer doch keinesweges übersehen werden, indem die verschiedene Beschaffenheit der Structur, der Absonderung rc. oft von großem Einflusse auf das Verhalten der Eisenerze im Schmelzprocesse ist. Eisensteine von gleicher Mischung, aber verschiedenem Aggregatzustande, zeigen sich hinsichtlich ihrer Schmelzbarkeit und Reducierbarkeit oft sehr abweichend; daher dem Ref. die Unterscheidung der Varietäten der Eisenminern nicht etwa bloß eine mineralogische Subtilität, sondern auch von practischem Interesse zu seyn scheint. Eben so ver-

dient die Art und Weise, wie fremdartige Mineralkörper den Eisenminern beygemengt sind, genau beachtet zu werden, weil z. B. ein Eisenerz sich im Schmelzproceß oft sehr verschieden verhält, je nachdem dasselbe mit dichtem oder mit sandigem Quarz verbunden ist. Die genauere Berücksichtigung dieser Verhältnisse vermißt Ref. in der übrigens sehr vollständigen Bearbeitung der Lehre von den Eisenminern. — Von der Behandlung, welcher die Eisenerze vor ihrer Verschmelzung unterworfen werden müssen. Vortrefflich ist von dem Verf. die Wichtigkeit und der wahre Nutzen des Röstens dargelegt, welches um so schätzbarer ist, da es immer noch Eisenhüttenbeamte gibt, welche aus Unkunde oder Vorurtheil dagegen eingenommen sind und sogar wohl durch Abschaffung des früher eingeführten Röstprocesses, eine Ersparung bewirken zu können wähnen. — Vom Probieren und Analysieren der Eisenerze. Möchte es doch überall anerkannt werden, wie wichtig chemische Analysen der Eisenminern, Zuschläge und Producte für den rationellen Betrieb der Eisenhütten und wie unentbehrlich daher gründliche Kenntnisse und Uebung in der analytischen Chemie, für den gebildeten Eisenhüttenmann sind! — Gewinnung und Aufbereitung der Eisenerze. Ref. erlaubt sich zu §. 445, der von der Handscheidung und Klaubarbeit handelt, auf die Wichtigkeit dieser Arbeit bey manchem mit Schwerspath durchsetzten Eisenstein, wie u. A. bey dem am Harze berüchtigten Rotheisenstein vom Knollen, der auf der Königshütte bey Lauterberg verschmolzen wird, aufmerksam zu machen; so wie zu §. 446, in welchem von dem Waschen der Eisenerze die Rede ist, zu bemerken, daß diese Arbeit auch bey manchen auf den Lagerstätten von Thon

eingehüllten, sogenannten Bohnerzen, angewandt werden muß und daß hierbey die zu Chessy unweit Lyon zum Waschen der von Thon eingehüllten Kupfererze eingeführte Trommel, vielleicht ebenfalls mit Vortheil zu gebrauchen seyn dürfte. — Rösten und Pochen der Eisenerze. Besondere Aufmerksamkeit verdient die §. 453 beschriebene Röstung der Eisensteine in Flammenöfen, die nach Art der Rumford'schen Kalköfen eingerichtet sind und deren Construction eine beygefügte Zeichnung erläutert. Die mit ihrer Anwendung verbundenen Vortheile haben sich u. A. auch auf der Rothenhütte bey Elbingerode am Harz bewährt. Solche Oefen sind indessen nur für Eisensteine anwendbar, welche in nicht sehr kleinen Stücken geröstet werden, welches freylich bey den mehrsten geschieht. Für die sogenannten Bohnerze, welche man gemeiniglich in freyen Haufen röstet, dürften Reverberier-Röstöfen am vortheilhaftesten seyn. — Von den Zuschlägen. Es hätte bey dieser Gelegenheit der hin und wieder als Zuschlag angewandte Flußspath, so wie der nachtheilige Einfluß auf die Qualität des Eisens eine Erwähnung verdient, den man bey einem zu reichlichen Zusatze desselben, z. B. zu Schmalkalden, wahrgenommen hat. — Allgemeine Bemerkungen über das Verschmelzen der Eisenerze. Die wichtige Lehre von den Brennmaterialien ist mit besonderer Ausführlichkeit abgehandelt. Vom Holz und von der Holzkohle. Der Verf. bemerkt §. 505 daß man über die Resultate der Verkohlung in Oefen, wobey dieselbe nicht durch äußere Erhitzung der Ofenwände geschieht und das Hinzutreten der atmosphärischen Luft gänzlich vermieden wird, indem das zu verkohlende Holz im Ofen selbst die erforderliche Hitze empfängt, keine zuverläs-

sige Nachrichten besitze. Ref. hat Gelegenheit gehabt, durch eigene Ansicht mit einem solchen Verkohlungs-Verfahren bekannt zu werden, welches eine Zeit lang im Großen zu Haussach im Kinzigthale angewandt, seit einigen Jahren aber wieder aufgegeben worden und kann bey dieser Gelegenheit anführen, daß das Ausbringen dem Volumen nach zwar etwas größer wie bey der gewöhnlichen Meilerverkohlung war, daß aber die Kohlen weit leichter ausfielen, indem ihr Gewicht zu dem der Meilerkohlen sich etwa wie 35 : 40 verhielt. Man konnte die auf solche Weise aus Nadelholz dargestellten Kohlen nicht einmal bey Frischfeuern für sich mit Vortheil anwenden, daher man sie mit Meilerkohlen vermengt gebrauchte. Der öconomische Vortheil bey jener Verkohlung schien hauptsächlich nur aus der Gewinnung der Nebenproducte hervorzugehen. Dasselbe dürfte aber auch da der Fall seyn, wo man, wie zu Ilsenburg am Harz, die Verkohlung in Oefen durch äußere Hitze betreibt, wobey die Kohlen ebenfalls leichter, als bey der Meilerverkohlung ausfallen. Bey der Verkohlung des Holzes unter beweglichen Decken, unterscheidet der Verf. sehr passend die Haufenverkohlung und Meilerverkohlung. Beide Methoden unterscheiden sich dadurch, daß bey der Haufenverkohlung immer nur ein Theil des Holzes zur Verkohlung gebracht und die fertige Kohle nach und nach gezogen wird, wogegen bey der Meilerverkohlung nicht früher, als bis alles unter der beweglichen Decke befindlich gewesene Holz verkohlt ist, zum Ziehen der fertigen Kohle geschritten wird. Weil das zu verkohlende Holz bey der Haufenverkohlung gewöhnlich eine liegende Stellung erhält, so hat man diese Ver-

kohlungsart auch wohl die Verkohlung in liegenden Meilern genannt. Das ist aber unrichtig, weil die gewöhnliche Meilerverkohlung ebenfalls in liegenden und stehenden Meilern, d. h. bey einer horizontalen oder aufrecht gestellten Lage der zu verkohlenden Holzscheite geschehen kann. — Torf und Torfkohle. Besondere Beachtung verdient, was über die Anwendbarkeit des Torfes bey allen Flammenfeuern, so wie der Torfkohlen bey den Verarbeitungen des Stabeisens, wo es sonst zwischen Holzkohlen geglüht wird, gesagt ist. Nicht bloß bey Eisendarstellungsprocessen, sondern auch bey manchen anderen metallurgischen Arbeiten, sollte man wegen jener Anwendbarkeit des Torfes und freylich auch noch aus vielen anderen Gründen, in Deutschland mehr als solches bisher geschehen, dem Flammenofenbetriebe Aufmerksamkeit schenken. Was in England durch Steinkohlen möglich wird, würde sich in mehreren Gegenden Deutschlands, bey manchen Fabricationen, gewiß auch durch Torf erreichen lassen, wie solches z. B. neuerlich angestellte und gelungene Versuche, das Puddlingfrischen mit Torf zu betreiben, lehren; und vielleicht würde darin ein Mittel zu finden seyn, um in manchen torfreichen aber menschenarmen Gegenden, zumal im nördlichen Deutschland, Industrie zu beleben. Daß es in diesen Gegenden an rohem Material für metallurgische Processe fehlt, kann nicht als Einwand gelten; denn eben so gut wie man z. B. von Obernkirchen in der Wesergegend Coaks den Hütten am Harze zuführt, würde man vom Harze Roheisen in das Lüneburgische schaffen können, um es hier in Stabeisen zu verwandeln. In gebirgigen Gegenden hat die Benutzung des Torfes oft mit der

Schwierigkeit zu kämpfen, ihn zu trocknen, daher es sehr erwünscht wäre, wenn Mittel aufgefunden werden könnten, das Trocknen des Torfes zu erleichtern. — Fossiles Holz und Steinkohlen. Um diesen Theil der Lehre von den Brennmaterialien hat sich der Verf. bekanntlich durch mannigfaltige, eigene Untersuchungen, besonders große Verdienste erworben. — Vom Gebläse. Von den Wassersäulengebläsen, wohin der Verfasser auch das Henschel'sche Kettengebläse zählt; von den ledernen Blasbälgen; von den Gebläsen mit beweglichen Kolben; von den mit Wasser gelinderten Gebläsen; von den Windregulatoren; über Quantität und Geschwindigkeit des Windes aus den Gebläsen.

Der dritte Theil handelt von der Roheisenerzeugung und dem Gießereybetrieb. Vielleicht wäre hier oder schon im ersten Theil, ein besonderer Abschnitt über Anlage, Anordnung und allgemeine Einrichtung von Eisenhüttenwerken, nach ihren verschiedenen Bestimmungen und abweichenden Localverhältnissen, nicht am unrechten Orte gewesen. Sehr erwünscht würde es seyn, auch darüber mit den Erfahrungen, Urtheilen und Ideen des Verfassers beschenkt zu werden. — Gewinnung und Darstellung des Roheisens aus den Eisenerzen. Zuerst von den Oefen zum Roheisenschmelzen im Allgemeinen; dann von den Stücköfen, Blauöfen und Hohöfen im Besonderen. Von vorzüglichem Interesse ist, was über die Entstehung des weißen und grauen Roheisens mitgetheilt worden. Möchte doch endlich einmal bey der Construction unserer Hohöfen der alte Schlendrian aufgegeben und u. A. berücksichtigt werden, was §. 785 über die Nachtheile der scharfen Winkel der Rast mit dem Schachtfutter

gesagt worden! Daß ein Schacht, der sich von der Gicht bis zum Kohlensacke allmählich erweitert, von da bis zur Rast in kaum merklicher Verjüngung zuläuft und sich ohne alle scharfe Ecken an das Obergestell anschließt, der vorzüglichste ist, leuchtet so sehr ein und bewährt sich durch so mannigfaltige Erfahrungen, daß man nicht begreift, wie man in unseren Gegenden noch immer die Hohöfenschächte nach alter Sitte so scharfwinkellich wie möglich bauet. Besondere Beachtung verdient auch, was über die Construction der Gestelle, u. A. über die Nachtheile des großen Unterschiedes zwischen Länge und Breite und der Unregelmäßigkeiten der Form derselben überhaupt gesagt worden. Interessante Mittheilungen über die neueren Englischen Hohofenconstructionen, bey denen man, wie sehr wahr bemerkt wird, Zeit auf Unkosten des Brennmaterials zu gewinnen sucht, eine Maxime, die da freylich nicht getadelt werden kann, wo der Gewinn an Zeit einen größeren Werth hat, als der Verlust an Kohlen. Manche in England vortheilhafte Einrichtungen bey der Construction und dem Betriebe der Hohöfen, würden auf deutschen Eisenhütten die größten Nachtheile bringen. In der Lehre von dem Betriebe der Hohöfen, ist durchgehends sowohl auf die Anwendung von Holzkohlen, als auch auf den Gebrauch von Coaks Rücksicht genommen. Instructiv wäre vielleicht außerdem eine übersichtliche Zusammenstellung der abweichenden Maaßregeln gewesen, welche die verschiedene Natur jener Brennmaterialien erheischt. Den Ansichten des Verfassers über Schlackenbildung stimmt Referent vollkommen bey. Wenn behauptet wird, daß diejenigen bey dem Roheisenschmelzproceß fallenden Schlacken,

deren Zusammensetzung mit der chemischen Proportionslehre am vollkommensten übereinstimmt, bey der richtigsten Beschickung erhalten worden sind, und daß man das Verhältniß der Zuschläge so einzurichten habe, daß die Schlacken jene Zusammensetzung bekommen; so würde daraus nothwendig folgen, daß eine so zusammengesetzte Beschickung in derjenigen Temperatur, in welcher aus den gegebenen Erzen ein gares Roheisen (mit Spiegelflächen) erhalten wird, am leichtflüssigsten seyn muß. Obgleich es wohl möglich wäre, daß eine nach der chemischen Proportionslehre zusammengesetzte Beschickung auch zugleich die leichtflüssigste ist; so läßt sich ein nothwendiger Zusammenhang zwischen der Zusammensetzung der Schlacken nach bestimmten Verhältnissen und zwischen ihrer Schmelzbarkeit doch keinesweges nachweisen. Ob sich die Lehre von den bestimmten Mischungsverhältnissen mit aller Schärfe auf die Bildung der Schlacken, d. h. auf die Erzeugung glasartiger Körper, deren Zusammensetzung dann die beste ist, wenn sie in einer gewissen Temperatur am flüssigsten sind, anwenden läßt, möchte noch höchst zweifelhaft, sogar sehr unwahrscheinlich seyn. Es würde sich vielleicht ergeben, daß diejenigen beym Hohofenproceß fallenden Schlacken, welche am mehrsten geneigt sind eine krystallinische Textür anzunehmen und welche eben dadurch zu erkennen geben, daß sie der Zusammensetzung nach bestimmten Verhältnissen am nächsten kommen, — daß diese Schlacken gerade für den Zweck des Roheisenerzeugungs-Processes am wenigsten richtig zusammengesetzt sind, weil sie sich strengflüssiger verhalten als die glasigen. Ueberhaupt darf

binen. Der letzte Abschnitt handelt vom Stahl. Zuerst von den verschiedenen Sorten des Stahls und gewissen, bey der Darstellung desselben vorkommenden Arbeiten im Allgemeinen; dann von der Schmelzstahlbereitung und dem Raffinieren des Stahls; von der Brennstahlbereitung und Gußstahlfabrication. Zuletzt von dem Härten des Stahls und dem damascierten Stahl. — Ein Register beschließt das reichhaltige Werk und erleichtert die Benutzung desselben.

Am Schlusse dieser Anzeige erlaubt sich Referent noch den Wunsch zu äußern, daß der Verfasser, welchem die Benutzung so reicher Quellen zu Gebote steht und der einem Staate angehört, dessen Regierung aus Dingen die seinen Haushalt betreffen, kein Geheimniß macht, sondern mit größter Liberalität die Bekanntmachung derselben, insofern sie nützlich seyn kann, befördert, geneigt seyn möchte, eine künftige, neue Auflage seines Werks, reichlicher, als es in den beiden ersten Ausgaben geschehen, mit öconomischen Notizen auszustatten, wodurch der practische Nutzen dieses Handbuches unstreitig noch bedeutend erhöhet werden könnte. Uebrigens ist Referent weit davon entfernt, hiermit, so wie durch seine früheren Bemerkungen, einen Tadel aussprechen zu wollen; vielmehr wünscht er, daß darin nur das aufrichtige und lebhafte Interesse erkannt werden möge, welches er an dem so ausgezeichnet bewährten Bestreben des hochverehrten Verfassers nimmt, seinem wahrhaft classischen Werke möglichste Vollendung zu geben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.
Den 10. May 1830.

Paris.

Relations de quatre voyages entrepris par Christophe Colomb pour la découverte du nouveau monde de 1492—1504, suivies de diverses lettres et pièces inédites, extraits des archives de la Monarchie Espagnole, et publiées pour la première fois par ordres et sous les auspices de S. M. Catholique par Don M. F. de Navarette, Secretaire de S. M. C. etc. ouvrage traduit de l'Espagnol par M. Chalumeau de Verneuil et de la Roquette, avec deux portraits de Christophe Colomb, ses armoiries, le facsimile d'une de ses lettres autographes, et deux Cartes. T. I. XXXVII und 400 S. T. II. 488 S. T. III. 444 S. in 8. 1828.

Zwey Männer waren es, die vor drey Jahrhunderten der Menschheit die Bahn eröffneten, in der sie seitdem fortschreitet, und noch lange fortschreiten wird, ein armer Mönch in Wittenberg, und ein eben so armer Schiffer aus Genua.

Den ersten kennen wir lange aus seinen Schriften, den andern lernen wir hier daraus kennen. Zwar sind eine Reihe von Urkunden, ihn betreffend, in dem Codice Colombo-Americano 1823 zu Genua bekannt gemacht; aber noch nicht seine eigenen Reiseberichte, die wir hier erhalten. Diese füllen die beiden letzten Theile aus; der erste gibt in der Einleitung die nöthigen Vorkenntnisse. Bereits vor 40 Jahren wurde durch den verstorbenen König Carl IV. die Idee gefaßt, aus den Spanischen Archiven die Berichte über die Spanischen Schiffahrten zu sammeln, um demnächst eine allgemeine Geschichte derselben zu schreiben, die mit Columbus anfangen sollte. Herr v. Navarette, der am 15. October 1789 den Auftrag dazu von Carl IV. erhielt, hat über dreyßig Jahre sich damit beschäftigt, sowohl die öffentlichen als die Privatarchive und Bibliotheken der großen Familien zu untersuchen, und hat auf diese Weise eine reiche Sammlung zusammengebracht, wovon er hier nun anfängt die Früchte mitzutheilen.

Die Einleitung beginnt mit einer geschichtlichen Uebersicht der Entdeckungsreisen, die vor Columbus sowohl von Spaniern als Portugiesen ausgeführt worden sind, oder ausgeführt seyn sollen. Auf diese folgt die Angabe der Archive und Bibliotheken, die von dem Verfasser und seinen Gehülfen durchsucht sind, und eine Kritik der frühern Spanischen Schriftsteller über diesen Gegenstand, welche Zeitgenossen von Columbus waren. Zu ihnen gehört hauptsächlich der Capellan von Sevilla, Andreas Bernaldez, in seiner Geschichte der catholischen Könige; und vor allen Bartolemeus de las Casas. Von diesem berühmten Vertheidiger der Indianer, der zum erstenmal 1502 (nicht 1493) nach America

ging, und nachher öfter, und 92 Jahr alt im J. 1566 in Madrit starb, ist ein großes, aber ungedrucktes, Werk in drey Bänden vorhanden: Histoire générale des Indes, welches bis 1520 geht. Die beiden ersten Theile werden in der Bibliothek der Academie der Geschichte, der letzte in der Königl. Bibliothek in Manuscript aufbewahrt. Herr Navarette theilt Auszüge aus demselben mit. Las Casas wollte zwar die Bekehrung zum Christenthum, aber bloß durch friedliche Ueberredung; durchaus keine Gewalt. Alles was über jenes Mittel hinausgeht ist in seinen Augen Usurpation und Tyranney. Den Entdeckern sollte nur eine Art von Suprematie vom Papst bewilligt werden, die jedoch die einheimischen Herren in ihren Rechten ließ. Herr Nav. behandelt deshalb las Casas als einen Geschichtschreiber, der mehr durch eine erhitzte Einbildungskraft und Mönchspolitik, als durch ein richtiges Urtheil geleitet sey. Darin wird man wohl schwerlich dem Verf. beytreten wollen. Las Casas der die unerhörten Greuelthaten seiner Landsleute gegen die unglücklichen Indianer sah, bedurfte in Wahrheit keines exaltierten Kopfes um durch sie empört zu werden. Sie bilden einen unauslöschlichen Fleck in dem Character der Spanischen Nation. Darin aber geben wir Hn. N. Recht, daß dieselben keineswegs der Spanischen Regierung können zur Schuld gerechnet werden, die, — so weit Befehle reichen können (aber freylich richteten sie nichts aus) — mehr wie wohl jede andere sich des Loßes der Unglücklichen angenommen hat. — Was die harte und ungerechte Behandlung betrifft, welche Colombo zuletzt erfahren mußte, so sucht Navarette zu beweisen, daß diese hauptsächlich dem zur Untersuchung hinüber gesandten Bobadilla zur Last zu legen sey.

Es ist wahr, daß Ferdinand und Isabelle den verhafteten Admiral bey seiner Ankunft sogleich in Freyheit setzen ließen; aber sie hätten doch auch Bobadilla in Betreff seiner beschränktere Vollmächten geben können. — In den angehängten Noten werden noch einige Puncte weiter erläutert; und zuletzt folgt noch eine chronologische Uebersicht der Seereisen und Entdeckungen der Spanier seit 1393 bis 1793; wohin vor Columbus, außer einem erfolglosen Versuch von 1393, die Reise von Bethancourt, 1402, und die Entdeckung und demnächstige Besetzung der Canarischen Inseln gehört.

Der zweyte Band enthält nun die Tagebücher über die ersten beiden Reisen von Columbus. Die erste Reise hat die Ueberschrift: Celui-ci est le premier voyage que fait l'Amiral Christophe Colomb, avec les routes maritimes et les Rhumbs qu'il suivit lorsqu'il decouvrit les Indes occidentales, relaté sommairement, à l'exception du Discours préliminaire (prologo) qu'il addresse au Roi et à la Reine Catholiques. On le trouvera ciaprès copié litteralement. Il commence ainsi etc. — Nämlich das Tagebuch dieser ersten Reise ist von der Handschrift von Las Casas, aus den eigenhändigen Papieren von Columbus entlehnt. Er kürzte die Erzählung ab, und ließ nur den prologo vollständig. 'Es ist, setzt Navarette hinzu, freylich zu beklagen daß Las Casas die Erzählung nicht ganz vollständig gegeben hat; indeß weniger, wenn man bedenkt daß Las Casas ein aufgeklärter Mann war, und daß Columbus, dessen Handschriften er besaß, ihn oft von seiner ersten Reise unterhalten hatte. Auch sind alle, mit Häkchen versehene Stellen buchstäblich aus Columbus Handschrift entlehnt, und er

spricht darin in der ersten Person.' Aus dem Prologo sieht man, daß die Absicht von Columbus war, westlich segelnd Asien, das Reich des Groß-Chans (Cathai) zu entdecken; also einen westlichen Weg nach Ostindien zu finden. Das Tagebuch selbst hebt an mit dem Freytag 3. August 1492: 'Nous partîmes de la barre de Saltes (einem Inselchen der Stadt Huelva gegenüber) à huit heures et nous fimes jusqu'au coucher du soleil, poussés vers le Sud par une forte brise, soixante milles, faisant quinze lieues; nous filames ensuite au Sud Ouvest, puis au sud quart sud ouvest, qui était le chemin pour se rendre aux Canaries.' Nun geht es Tag vor Tag fort. Am 9. August kamen sie bey den Canarien an. Am 6. Sept. reiseten sie von der Insel Gomera ab. Täglich ward die Länge der Fahrt angegeben, aber nach des Admirals Bemerkung geringer als sie wirklich war, um das Schiffsvolk nicht in Furcht zu setzen. Die Fahrt war, bey günstigem Wind (dem Passat) und Wetter sehr angenehm. Aber das Schiffsvolk fing an zu murren, 23. Sept., weil sie fürchteten keinen Wind zur Rückkehr zu finden. Am 25. Sept. glaubten sie Land zu sehen, aber irrten sich. Am 10. Oct. weigerte sich das Schiffsvolk weiter zu gehn; aber der Admiral wußte sie zu besänftigen, indem er ihnen die besten Hoffnungen von dem Gewinn gab, den sie machen könnten; (so nahe seiner großen Entdeckung half ihm also nur seine Geistesgegenwart!). Am 11. Oct. sah man kleine Stäbe oder Reiser im Meere schwimmen, deutliche Zeichen des nahen Landes. Alle paßten auf um zuerst das Land zu entdecken. Ein Seemann Rodrigo de Triana auf dem Schiff Pinta, das voranfuhr, war der erste der das Land sah. Der Admiral hatte bereits um 10 Uhr Abends

(11. Oct.) ein Feuer (Lumbre) gesehen, und sah es als gewiß an, daß er dem Lande nahe sey. Um 2 Uhr nach Mitternacht (also in der Nacht vom 11ten auf den 12ten Oct.) erschien das Land in der Entfernung von zwey Lieues. Es war eine der Lucajas-Inseln; die Einwohner nannten sie Guanaheini (Hr. Nav. hält sie vielmehr für eine der Turks-Inseln). Man sah bald mehrere Einwohner ganz nackt. Der Admiral landete, und nahm sie, das königliche Banner in der Hand, in Besitz. Nun geht die Erzählung mit den eigenen Worten des Admirals bis zum 25. Oct. fort. Am 28. Oct. ward die Insel Cuba entdeckt; (der Admiral nannte sie Joana), die man für ein festes Land hielt, dessen König mit dem Groß-Chan im Krieg sey. Am 5. December ward S. Domingo, damals Hispaniola genannt, entdeckt; wo man das so sehnlich gesuchte Gold fand. Die zahlreichen Einwohner, das ihnen bevorstehende Schicksal nicht ahnend, nahmen die Spanier freundlich auf. Der Admiral untersuchte die Küste der Insel bis zum Ende des Jahrs, und trat dann seine Rückreise an, auf der am 6. Jan. 1493 Jamaica entdeckt ward. Am 15. März lief er wieder in denselben Hafen Saltes ein, von dem er am 3. August des vorigen Jahrs ausgelaufen war. Beygefügt ist nun der Brief des Columbus an den königl. Intendanten Luis de Santangel, worin er von seinen Entdeckungen Rechenschaft gibt.

Die zweyte Reise, 1493—1494, ist nicht von der Hand des Columbus, auch nicht in der Form eines Tagebuchs, sondern aus den Briefen zweyer seiner Begleiter, Pietro Martire d'Anghiera, (gewöhnlich Peter Martyr genannt) und des Arztes Chanca aus Sevilla geschöpft. Die Flotte mit dem Hauptschiff Marigalante lief am 25. Sept. 1493 aus dem Hafen von Cadix aus, und erreichte am

3. Nov. Dominique. Es wurden mehrere der kleinen Caraiben entdeckt; und da der Admiral nun auf Hispaniola zurückblieb, gab er den Rückkehrenden sein Memorial mit über das was sie dem Könige berichten sollten, welches beygefügt wird.

Der dritte Band enthält die Nachrichten über die dritte und vierte Reise. Ueber die dritte im May 1498 angetretene Reise, lesen wir zwey Berichte von Columbus; zuerst den an die Königin, und dann einen Brief an eine Dame Johanna de la Torre, Aja des Prinzen Juan. Auf dieser dritten Reise ging Columbus mit seinem eigenen Schiffe südlich bis auf die Höhe der Inseln des grünen Vorgebirgs, um sich dem Aequator zu nähern, ehe er nach Westindien hinüberging. Es wurde hier die Insel Trinidad entdeckt und in Besitz genommen, über welche ausführliche Nachrichten an das königl. Herrscher-Paar gegeben werden. Auch die gegenüber liegende Küste des Continents, mit der Mündung des Orinoco-Stroms; aus dessen gewaltigem Umfang Columbus mit Recht schloß daß er aus einem unermeßlichen Lande kommen müsse; er nannte es tierra de gracia. In diesem Bericht setzt er auch seine Begriffe über die Gestalt der Erde auseinander, weshalb er sie für keine vollkommene Kugel halten könne. — Der Brief an die Joanna de la Torre ist schon in dem Codice Colombo-Americano abgedruckt. Er bezieht sich auf persönliche Verhältnisse von Columbus.

Die vierte Reise endlich im J. 1502 unternommen hatte zum Zweck die Küsten des festen Landes zu untersuchen. Es wird daher zuerst die deshalb dem Columbus gegebene königl. Instruction mitgetheilt, und demnächst der Reisebericht. Er verließ Cadix mit 4 Schiffen am 11. May und landete am 15. Junius auf der Insel S. Lucia.

Es ward ein Theil der Küste des Continents, die Mosquitos-Küste, erforscht, und am 14. Sept. das Cap Gracias a Dios entdeckt. Am 7. Nov. 1504 landete Columbus wieder in dem Hafen S. Lucar in Spanien. Sowohl über die entdeckten Küsten, als auch die Mannschaft welche auf dieser letzten Reise ihn begleitete, werden genaue Nachrichten gegeben. Auf dieses folgt das Schreiben des Admirals an die Königin vom 7. Julius 1503 aus Jamaica; welches jedoch schon früher gedruckt und auch bereits ins Italiänische übersetzt ist. — Zuletzt werden noch 15 eigenhändige Briefe von Columbus zum erstenmal bekannt gemacht, von denen die vier ersten, jedoch unerheblichen, an den Mönch Don Gaspard, die folgenden an seinen Sohn Diego Colomb (so schrieb der Admiral sich immer), gerichtet sind. — Den Beschluß des Werks macht als Anhang (Appendice) eine Sammlung der Documente, welche sich auf die, Columbus ertheilte Würde eines Groß-Admirals (Almirantazzo Major) von Castilien, und die damit verknüpften Vorrechte beziehen.

Dieß ist der Inhalt dieser drey Theile. Zufolge einer Nachricht, die wir in dem Journal für Land- und Seereisen, April 1829 gelesen haben, soll ein Spanier, Abkömmling des Columbus, behaupten: Er habe die Sammlung gemacht, und sie in Sevilla bey einem Bekannten deponirt, der sie ohne seine Erlaubniß Hn. Navarette gegeben habe. Da wir darüber gar nicht genauer unterrichtet sind, haben wir darauf keine Rücksicht genommen, um so weniger da uns dieß Vorgeben, nach dem was Hr. Navarette im ersten Theile von sich berichtet, sehr unwahrscheinlich vorkommt.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.
Den 13. May 1830.

Leipzig.

Bey Ambros Barth: Unterhaltungen für Freunde der Physik und Astronomie von H. W. Brandes, Prof. in Leipzig. Erstes Heft 66 S. Zweytes Heft von S. 67—164. Drittes Heft von S. 165—253, in 8. mit 4 Kupfertafeln. 1825—1829.

Diese Schrift soll nicht bloß Liebhabern der Physik, welche dieser Wissenschaft nur einige Erholungsstunden widmen können, nützlich und belehrend seyn, sondern sich zum Theil auch über Gegenstände verbreiten, zu deren Ergründung selbst Beobachtungen und Rechnungen mitgetheilt werden müssen. Diesem Zweck zufolge dürfe man also den Titel dieser Schrift, Unterhaltungen, nicht in einem zu leichten oder engen Sinne nehmen. Um jedoch Lesern, denen es um bloße Unterhaltung zu thun ist, auch bey schwerern Untersuchungen etwas Verständliches und Belehrendes mittheilen zu können, so wird sich der Vf. bemühen, nicht nur solche Gegenstände aufzunehmen, welche we-

nigstens in ihren Resultaten ein allgemeines Interesse gewähren, sondern auch diese Resultate in einen möglichst gemeinfaßlichen Vortrag einzukleiden, wie z. B. sogleich in dem ersten Hefte die Untersuchungen über die Entfernungen und die Bahnen der Sternschnuppen, ohne welche an eine nähere Kenntniß des wahren Ursprungs dieser höchst merkwürdigen Erscheinungen nie gedacht werden könne, ausweisen. Schon im J. 1798 hatte der Vf. in Gemeinschaft mit Herrn Benzenberg, einige zur Beantwortung der mancherley Fragen, welche sich über jene Erscheinungen aufstellen lassen, abzweckende Beobachtungen unternommen. Um aber diesen Zweck näher zu erreichen, war eine weit ausgedehntere Reihe von Beobachtungen erforderlich; dergleichen nun hier von Beobachtern an ziemlich weit von einander entfernten Standpuncten, welche der Verf. zu gemeinschaftlicher Mitwirkung aufgefordert hatte, mitgetheilt und der Berechnung unterworfen werden. In Rücksicht auf die Höhen in welchen Sternschnuppen erscheinen, ergibt sich das Resultat, daß sie am häufigsten innerhalb 10 bis 15 Meilen wahrgenommen werden. Sehr selten nur in einem Abstande von 1 Meile oder von 50 Meilen. Was die Bahn derselben anbelangt, so zeigt sich im Allgemeinen, daß die größere Zahl derselben sich herabwärts bewegt. Aber manche gehen auch horizontal und selbst aufwärts. Ihre auf die Horizontalfläche projicierte Bahnen scheinen zwar nach allen Himmelsgegenden gehen zu können, aber doch zeigt sich die Zahl derer, welche nach Südwest ziehen, überwiegend, welche Richtung indeß zum Theil auch scheinbar sey, und von der relativen Bewegung der Erde und des Sternschnuppens herrühre, worüber jedoch so wie auch über die Geschwindigkeit dieser Meteore noch

besondere Untersuchungen und Beobachtungen angestellt werden müssen. Ueber den Zusammenhang dieser Erscheinungen mit der Witterung oder den Veränderungen in der untern Atmosphäre, lasse sich noch nichts gewisses festsetzen. Im Jahre 1798 den 6. Dec. bey heftiger Kälte, sah der Verf. eben so viele Sternschnuppen, als am 10. und 13. August 1823, an ungemein schönen und milden Sommerabenden. Merkwürdig bleibe indeß, daß die recht günstige Zeit um viele Sternschnuppen zu sehen, in den Herbst zu fallen scheine, obgleich auch da die Tage, wo sie recht häufig sind, nur selten eintreten. In Rücksicht auf die wahre Beschaffenheit dieser Erscheinungen, ob sie tellurischen oder kosmischen Ursprungs sind, lasse sich bis jetzt gleichfalls nichts bestimmtes entscheiden. Dem Einwurfe, daß in den Höhen, wo diese Meteore so oft gesehen werden (etwa in 10 bis 15 Meilen Abstand von der Erde, wie oben erwähnt worden) kaum noch Flüssigkeiten (nämlich Dämpfe oder Luftarten) existieren könnten, die bey einer so geringen Dichte, als man sie in diesen Höhen annehmen müßte, doch noch so bedeutende Massen als Meteorsteine und Sternschnuppen, hervorbringen könnten, läßt sich unseres Erachtens entgegensetzen, daß ja auch aus dem Wasserdampfe, unter einer so geringen Dichte, als er sich auch in der Atmosphäre befindet, dennoch oft ungeheure Eis-, Schnee- und Wassermassen entstehen, und aus der Atmosphäre niederfallen. Bey einer Temperatur von — 3° R. ist z. B. die Dichte des Wasserdampfs in der Atmosphäre kaum 0,002 der Dichte der Luft nahe an der Erdfläche, und diese geringe Dichte würde ungefähr derjenigen der Luft gleich seyn, in einem Abstande von 10 bis 15 Meilen über der Erde. Also können auch in einem solchen Abstande sich gar wohl

Dämpfe oder Gasarten aufhalten, welche, auch bey einer geringen Dichte, wenn sie sich zersetzen, zu solchen Erscheinungen, wie Meteorsteinen, Sternschnuppen u. dergl. Veranlassung geben können. Das zweyte Heft dieser Schrift enthält 1) Untersuchungen über die Gestalt der Cometenschweife, und über die Kräfte, welche ihr Entstehen bewirken, wobey denn der Verf. zuerst eine zahlreiche Menge von Beobachtungen über die Cometenschweife mittheilt, und dann untersucht, was aus der Annahme einer von der Sonne ausgehenden Abstoßungskraft, sich sowohl in Rücksicht des Phänomens, daß die Schweife immer von der Sonne abgekehrt sind, als auch in Rücksicht der Gestalt der Schweife ableiten läßt, zumal wenn man auch einen Widerstand des Aethers mit in Betrachtung ziehen wollte. (Ist ein Cometenschweif wahrscheinlich nichts als ein durch Vertheilung entstandenes electrisches Ausstrahlen hinter dem Cometen, veranlaßt durch die Sonne, als einen selbst electrischen Körper, so läßt sich leicht einsehen, warum der Schweif immer von der Sonne abgekehrt ist, warum man so oft ein zitterndes Licht in dem Schweife wahrnimmt, warum oft Seitenströmungen an demselben Statt finden u. dergl.). 2) Herschels letzte Untersuchungen über die Größe des Weltgebäudes. 3) Bemerkungen über die Zeitpuncte größerer Kälte nach der Mitte des Winters. 4) Ueber die Frage wer zuerst die Cometenbahnen als parabolisch angesehen habe. Drittes Heft. 1) Nachrichten und Bemerkungen über die Sturmfluthen am 19. Nov. 1824 und am 3. Febr. 1825. 2) Ueber einige optische Lufterscheinungen. Von der Abendröthe und dem Blau des Himmels. Von den Erscheinungen welche von einer ungewöhnlichen Brechung des Lichts nahe an der Erdfläche entstehen. Von

den Rebensohnen. Der beschränkte Raum unserer Blätter verstattet nicht auch hiervon noch einiges mitzutheilen. Die Fortsetzung dieser Unterhaltungen über Gegenstände der Physik, wird gewiß jedem Kenner und Liebhaber dieser Wissenschaft sehr willkommen seyn.

Ebendaselbst.

In der Hahn'schen Buchhandlung 1829: *Ξενοφῶντος ἀπομνημονευμάτων βίβλια τέσσαρα.* Commentarii dictorum factorumque Socratis ad defendendum eum scripti a Xenophonte libris IV, cum Apologia Socratis. Ex fide librorum editorum scriptorumque et virorum doctorum conjecturis annotationibusque post Schneiderum et Corajum recensuit et interpretatus est Fridricus Augustus Bornemann, theologiae et philosophiae doctor, scholae provincialis, quae Misenae floret, professor tertius. XXIV u. 446 Seiten in gr. 8. Bildet den vierten Band der vollständigen Ausgabe des Xenophon von J. Gottlob Schneider.

Die Bearbeitung der Xenophontischen Denkwürdigkeiten und der Apologie des Socrates von Gottlob Schneider hat in dieser neuen, vom Herrn Dr. Bornemann besorgten, Ausgabe manchen schätzbaren Zusatz erhalten. Neue kritische Hülfsmittel standen dem Herausg. zwar nicht zu Gebote; jedoch ist dasjenige, was man seit 1815 für diese Reste des Alterthums geleistet hat, in den wichtigsten Puncten berücksichtigt und dem Wesen nach gewürdigt worden. Die festere Begründung des Textes, die durch die großen Verschiedenheiten der bis jetzt vergliche-

nen Handschriften, und dann auch durch die Nachlässigkeit, mit welcher man die Varianten aus einigen der bessern Codices gezogen hat, so sehr erschwert wird, ist durch die einsichtsvolle Benutzung des vorhandenen kritischen Apparats im Ganzen wesentlich gefördert worden. Bey der Beurtheilung dieses Apparats macht der Herausgeber besonders auf die vermeinten zwey Vossischen Codices, auf die Ruhnken, Ernesti und auch Schneider hohen Werth legten, aufmerksam, und zeigt, daß die aus ihnen erwähnten Lesearten wahrscheinlich nichts anders sind, als theils glückliche, theils gleichgültige Einfälle, wodurch irgend ein vir non indoctus den Rand seiner Ausgabe schmückte, und die nachher für Varianten gehalten wurden. Den Beweis zu dieser Behauptung liefert die Vorrede durch die Zusammenstellung einer Menge von Einzelnheiten. Schon in der Ausgabe der Anabasis von 1825 wurde wenig Gewicht auf die Vossischen Lesearten gelegt. Indessen hat man neulich Manches zu ihrer Vertheidigung zusammengestellt.

Neben der kritischen Förderung dieser Xenophontischen Schriften ist auch das Interesse der Auslegung fleißig berücksichtigt und erweitert worden. Man findet hier eine Menge Erklärungen, die bey Schneider unsicher und schwankend erscheinen, theils berichtigt und fester begründet, theils umgestoßen und durch neue haltbarere ersetzt. Der Commentar von Schneider ist mit Ausschluß des Wenigen, was von Valkenaer und Ruhnken darin aufgenommen war, vollständig wiederholt, und mit eignen, meistens grammatischen Erläuterungen und Nachweisungen auf die neuesten Forschungen im Gebiete der Gram-

matik vielfach bereichert. Und in dieser Rücksicht verdient besonders die kleinere Ausgabe empfohlen zu werden, welche von demselben Gelehrten

Ebendaselbst

in demselben Verlage erschien 1829: Xenophontis memorabilium Socratis dictorum libri IV. una cum Socratis Apologia in scholarum usum illustrati et brevi verborum indice instructi. Oratiunculam, qua Xenophontis lectio juvenibus literarum studiosis commendatur, praemisit Fr. A. B. XIV und 264 Seiten in gr. Octav.

Hier ist der exegetische Theil der Ausgabe von Schneider mit den eignen grammatischen Nachweisungen und sonstigen erklärenden Bemerkungen verschmolzen. In der ausführlichern Bearbeitung sind Schneider's Noten von denen des neuen Herausgebers durch bengesetzte Namen unterschieden. Diese nothwendige Bezeichnung der verschiedenen Verdienste vermißt man in der kleineren Ausgabe. — Die voran geschickte Rede behandelt ihren Gegenstand mit vieler Einsicht und Liebe, und schärft im Eingange (nach Reinhard's Vorgange) die Wahrheit ein, daß wirklich gelehrte Kenner der alten Sprachen und gründliche Ausleger der alten Klassiker nie Schwärmer gewesen sind. Die Schwärmer bestanden von jeher aus schlechten Sprachkennern und schlechten Exegeten, und wurden eben dadurch in ihren Thorheiten am meisten bestärkt.

G. H. B.

Nachtrag zu St. 70. 71. S. 701.

Abhandlung über die Art die chemischen Analysen zu untersuchen, um eine genaue Bestimmung der Zusammensetzung der Mineralien zu erhalten, von F. S. Beudant. Es ist bekannt, daß bey der Vergleichung der Bestandtheile von Mineralien, die man durch chemische Zerlegung gefunden hat, sehr oft der Fall eintritt, daß man diese Bestandtheile nicht nach dem Princip der Verbindung der Elemente in bestimmten einfachen Verhältnisse vereinigen kann, sondern sich bey einigen Grundstoffen ein Ueberschuß zeigt. Der Verfasser beschäftigt sich nun in dieser Abhandlung damit, daß er durch Zerlegung von Salzen und zusammengesetztern Mineralien darzuthun sucht, daß in dem Fall eines solchen Ueberschusses die untersuchten Substanzen, Mischungen von verschiedenartigen Verbindungen sind, wodurch sich dann die gefundenen Bestandtheile den stöchiometrischen Formeln anpassen. Der Kürze wegen sind wir genöthigt, die Einzelnheiten dieser sehr ausgedehnten Abhandlung zu übergehen.

Die angehängte Geschichte der königlichen Academie der Wissenschaften, enthält außer einer kurzen Anzeige, der ihr eingereichten Werke und Abhandlungen, die Lobreden auf Charles, Hauy, Berthollet und Lacepede, die als Mitglieder der Academie gestorben sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.
Den 15. May 1830.

Paris.

Bey Dureuil: Histoire de la barbarie et des lois au moyen age; de la civilisation et des moeurs des anciens, comparées à celles des modernes; de l'église et des gouvernements; des conciles et des assemblées nationales chez différents peuples, et particulièrement en France et en Angleterre. Par Toulotte, ancient magistrat, et Théodore Riva, Avocat à la Cour royale de Paris. 1829. Tome premier VI u. 458 S. Tome second 506 S. Tome troisième et dernier. 470 S. Octav.

Wollte man in diesem Werke eine genaue und vollständige Darstellung des rechtlichen und sittlichen Zustandes Europa's im Mittelalter suchen, so würde man sehr irren, indem es nur eine große Masse, größtentheils bloß aus mittelbaren Quellen zusammengetragener, geschichtlicher und juristischer Notizen über einzelne Gegenstände des öffentlichen wie des Privatrechts, und des da-

maligen Culturzustandes, enthält, welche nach gewissen Rubriken sehr unsystematisch und häufig genug, auch sehr unlogisch verarbeitet worden sind. Der nächste Zweck der Verff. scheint es gewesen zu seyn, nachzuweisen, daß die Greuel des Mittelalters nur als eine Folge der päpstlichen Hierarchie angesehen werden müßten, und so ist denn auch jede Veranlassung benutzt, die Schattenseite derselben hervorzuheben, die Dogmen und Lehren der römisch-catholischen Kirche zu tadeln, die Schandthaten, welcher sich die Päpste und die Geistlichkeit schuldig gemacht, grell hervorzuheben, und zu zeigen, wie viel anders und besser der rechtliche Zustand unter den Römern (le peuple-roi) und den germanischen Völkerschaften gewesen sey, bevor die päpstliche Gewalt und das päpstliche Recht Alles zum Schlimmen verkehrt habe. 'Après avoir exposé la belle législation du peuple-roi, heißt es in der Vorrede, cet ouvrage nous en fait voir les heureux effets, dans les contrées que les doctrines du Vatican couvrirent d'épaisses ténèbres. A peine le Saint-Siége a-t-il substitué son ascendant à l'influence des lois, que le pouvoir spirituel et les puissances temporelles s'entrechoquent et se heurtent, à la honte des princes et pour signaler la suprématie des pontifes. Dès-lors, l'anarchie s'étend de toutes parts, et l'autorité civile n'a plus de force que contre le faible, qu'elle devrait protéger: Prêtres et nobles, tous les grands terriens l'oppriment, quoique les une et les autres se combattaient sans cesse, se déchirent avec fureur, se pillent réciproquement, et s'inspirent un mutuel mépris. Il n'est plus un royaume qui ne soit dechiré par des guer-

res intestines, plus un prince que ses premiers sujets ne trahissent souvent... Une seule puissance est toujours parfaitement obéie: c'est celle, qui semble méconnaître la divinité du christianisme, et prétend succéder aux apôtres, quoiqu'elle ait renoncé aux formes de la primitive Eglise, pour prendre le gouvernement des Césars, et l'ériger en domination tout-a-fait arbitraire. Cette tyrannie nouvelle enracine l'ignorance, et perpétue la barbarie par les décisions de conciles....... Rien n'offre... une opposition plus tranchante que celle qui résulte des moeurs et de la politique des papes, comparées à la conduite et au gouvernement de Charlemagne, de Louis IX. et de Louis XII. u. s. w. Aber auch ein versteckter politischer Zweck scheint im Hintergrunde zu liegen, jedem verständlich, der das gegenwärtige Treiben in Frankreich beachtet; auch fehlt es in dem Buche nicht an bittern Anspielungen über neuere Maaßregeln der dortigen Machthaber. Außerdem finden sich in demselben manche Abschweifungen, welche mit dem Gegenstande selbst oft nur in sehr loser Verbindung stehen. So wird z. B. bey Gelegenheit der Römischen Colonisationen ein Vergleich mit den Russischen angestellt, es werden Betrachtungen über die wechselseitigen Rechte und Pflichten der Herrscher und ihre Völker, über die Erziehung catholischer Prinzen, über die Ehe und deren Scheidung, über den Cölibat u. dergl. mitgetheilt; ja man findet ein ganz anthropologisches Kapitel sur les femmes, sur la virginité et sur les causes du libertinage in demselben. Die Oeconomie des Werks ist folgende. Jeder Band zerfällt in mehrere Bücher, diese in Ab-

theilungen, und letztere in zahlreiche mit den allgemeinen Rubriken oft gar nicht im Einklange stehende Kapitel; bloß im ersten Bande findet sich Livre premier, ohne daß ein zweytes folgt. Abschnitte desselben sind: État des provinces Romaines sous les rois, sous la république et sous les Empereurs, und De l'administration de la justice dans les provinces. Tome second. Livre I. Partie I. Des lois et des institutions des Francs, des Goths et des autres tribus de barbares qu'on vit s'établir, au moyen age, sur les ruines de l'empire d'Occident. P. II. De l'établissement des nations Germaines ou barbares dans les provinces de l'empire Romain; des lois et des institutions qu'ils y introduisirent. Livre II. P. I. Des Rois barbares de leurs prérogatives, de leurs cours et de leurs revenues. P. II. Des Évéques et du Clergé; des dignités et des distinctions chez les barbares. Livre III. Des esclaves et des hommes libres. Tome troisième. Livre I. P. I. Assurances ou garanties mutuelles chez les Anglo-Saxons. P. II. Des parents et de leurs enfans, des tuteurs et des pupilles chez les Germains, les Visigoths et chez d'autres peuples. P. III. Des crimes publics et des délits privés. Livre II. P. I. Des conseils nationaux ou des assemblées générales chez les barbares. P. II. Des assemblées nationales. Des vicissitudes politiques des Gaulois et des Francs. — Darf endlich Ref. sein eigenes unvorgreifliches Urtheil über den Werth des Buches hinzufügen, so kann er diesen für uns Deutsche nur sehr gering anschlagen — in Bezug auf historische und juristische Darstellung enthält es die gröbsten und

ärgsten Verstöße, die wir leider so oft den französischen Schriftstellern zum Vorwurfe machen müssen; dagegen muß aber bemerkt werden, daß sich auch in diesem Werke, der auf das Practische gerichtete Sinn derselben nicht verleugnet, und daß sich in demselben manches richtige und unbefangene Urtheil, und manche geistreiche Bemerkung vorfindet; vorzüglich bey Behandlung der Gegenstände, die oben zu den Abschweifungen gerechnet sind.

Leipzig.

In der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung: Praxis der Lateinischen Syntax in zusammenhängenden deutschen Beyspielen aus der alten Geschichte, nebst den nöthigen Lateinischen Redensarten nach Ramshorns größerer Grammatik, mit vergleichender Hinweisung auf Bröder, Grotefend und Zumpt in einem grammatischen und einem rhetorischen Cursus für die höhern Classen der Gymnasien von Dr. C. Ch. Gottlieb Wiß, Consistorialrathe, Director und Professor des Gymnasiums zu Rinteln, einiger gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erster oder grammatischer Cursus. Zweyte verbesserte Auflage. 1829. XVI und 178 Seiten. Zweyter oder rhetorischer Cursus. 1826. X und 189 S. in gr. Octav.

Seit dem ersten Erscheinen (1825) des grammatischen Cursus der vorliegenden Praxis haben einige unserer norddeutschen Gymnasien nach einem dreyjährigen Gebrauche die Zweckmäßigkeit der ganzen Arbeit genugsam eingesehen und befriedigend anerkannt. Die nächste Veranlassung zu dieser Materialien-Sammlung war die mit verdientem Beyfalle aufgenommene Grammatik von

Ramshorn, zu deren practischer Einübung ein Buch, wie das vorliegende, dringendes Bedürfniß geworden war; indem unter der großen Anzahl von Anleitungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische sich keine fand, die sich der Anordnung und den Eigenthümlichkeiten der neuen Syntax fügen wollte. Ueberhaupt ist die Auswahl und Zusammenstellung zweckmäßiger deutscher Beyspiele, deren Uebertragung ins Lateinische den Schüler unvermerkt mit dem Geiste dieser Sprache vertraut machen soll, keine so leichte Sache, als man wohl hier und da zu glauben geneigt ist, und als man sie nur zu oft zu behandeln pflegt. Um nämlich den Uebersetzern große Anstrengung und selbst das Denken zu ersparen, hat man nicht selten in den leichtern wie in den schwerern Uebungsstücken überall den deutschen Ausdruck sowohl als auch die deutsche Wortfügung und Wendung so sehr latinisiert, daß von dem eigentlichen deutschen Idiome fast gar keine Spur mehr übrig geblieben ist. Auf der andern Seite hat man auch wohl das höchste Ziel der Bestrebungen in ein buntes Gemisch von vermeinten eleganten Phrasen gesetzt, und zu diesem Behufe Gedanken fragmentarisch an einander gereiht, und mit Redensarten und Andeutungen zur eleganten Latinität ausgestattet, deren Zusammenstellung höchstens zur Belustigung dient, meist aber den Lerner verwirrt, und nie belehrt oder bildet.

Von diesen und ähnlichen Methoden sich bedeutend entfernend, übt die neue Praxis ihren Gegenstand auf eine vernünftigere Art ein, indem sie, ihrer Führerin, der Grammatik von Ramshorn, getreu folgend, die einzelnen syntactischen Regeln der Reihe nach in passenden

Aufsätzen aus dem Gebiete der Römischen Archäologie und Kunst, dem Uebersetzer vorführt, und durch eine ausgewählte Phraseologie erleichtert. Die einzelnen Aufsätze bestehen aber nicht aus bloßen Uebersetzungen aus vielgelesenen Classikern, so daß sie der Geübtere in diesen selbst nachschlagen und ohne Weiteres abschreiben könnte (was mit den meisten Anleitungen nur zu oft der Fall ist); sondern sie schließen sich nur im Allgemeinen an klassische Stellen an; und diese hat der Verfasser selbst theils in dem Texte, theils in den Anmerkungen zum Besten des Uebersetzers angeführt. Auch sind die Aufsätze an und für sich von Nutzen, und behandeln Gegenstände, deren Kenntniß für den Schüler immer lehrreich seyn muß.

Die Eintheilung der ganzen Syntax in Grammatik und Rhetorik, oder in niedere und höhere Syntax, wovon jene die Richtigkeit der Wortverbindungen überhaupt, diese aber die Wohlredenheit bezweckt, gründet sich auf Quinctilians Definition, der zufolge Grammatik scientia recte loquendi, Rhetorik aber bene dicendi scientia ist. Wiewohl diese Eintheilung von Ramshorn dem Namen nach nicht aufgeführt ist, so ergibt sich doch dieselbe aus der Art, wie er seinen Gegenstand fortschreitend behandelt hat. Bey Grotefend heißt der erste Theil, oder die Lehre von der Zusammenfügung der Wörter an sich, syntaxis simplex; und der zweyte Theil, oder die Lehre vom schönen Periodenbau, syntaxis ornata — eine Bezeichnung, die sich auch bey Zumpt findet. Jeder dieser beiden Theile ist nun in seinen Hauptmomenten durch die Praxis hervorgehoben und erläutert worden, so daß das Aehnliche meist unter eine leichte Uebersicht gebracht erscheint. Es kann

überhaupt dieser verdienstvollen Arbeit nicht fehlen, sich durch die zweckmäßige Beförderung eines gründlichern Studiums der lateinischen Grammatik einen weiten Wirkungskreis zu verschaffen, wozu auch durch die vergleichende Darstellung derjenigen vier Sprachlehren, die sich des größten Beyfalls in Deutschland erfreuen, und durch fortlaufende Hinweisung auf dieselben, der Grund gelegt worden ist.

G. H. B.

Celle.

Bey G. E. F. Schulze, 1829: Luciani Somnium ad privatum usum primorum ordinum discipulorum edidit G. Steigerthal. Accessit collatio codicis Guelferbytani. 70 Seiten in Octav.

Diese neue Ausgabe des Lukianischen Traums stellt die kritischen Verdienste der frühern Herausgeber zusammen, und sucht durch eigne Entscheidung das Richtige in den Anmerkungen zu bestimmen. Dabey ist die nöthige Erläuterung des Antiquarischen nicht vergessen. Der Text ist genau nach der Recension von Hemsterhuys und Reitz abgedruckt, und die Abweichungen der größern Lehmann'schen Ausgabe unter dem Texte stets berücksichtigt. Die aus dem Wolfenbüttler Codex gezogenen Varianten sind dem kritischen Apparate einverleibt. Der angehängte Index ist grammatisch, und verweist besonders auf Hermanns Ausgabe des Viger, und auf die Sprachlehren von Rost, Buttmann, Thiersch und Matthiä.

G. H. B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 15. May 1830.

Paris.

Chez Baudouin Frères: Mémoires de la société d'histoire naturelle de Paris. Tom. III. 1827. 421 S. in 4. und XII Steindruck- und Kupfertafeln. Tom. IV. 1828. 424 S. u. XIII Steindruck- und Kupfertafeln.

Mit Vergnügen bemerkt man, daß die Mitglieder der Gesellschaft, deren Arbeiten hier vorliegen, mit demselben Eifer, wie anfänglich, ihre Kräfte der gründlichen Förderung der Naturwissenschaften zu widmen fortfahren, und das günstige Urtheil, welches über den ersten Band der Memoiren, vor 6 Jahren in diesen Blättern ausgesprochen wurde, darf mit Recht auch auf diese folgenden, an Seitenzahl um das Doppelte vermehrten, Bände bezogen werden.

Der dritte Band enthält 12 Abhandlungen von sehr verschiedenem Umfange, deren kurz gefaßter Inhalt hier einen Platz finden mag. G. P. Deshayes, der von dem berühmten Reisenden Cailliaud eine Iridine aus dem Nil

erhalten hatte, benutzte dieselbe nicht allein, um eine genaue Beschreibung des Aeußern dieser Molluskenart zu liefern, sondern auch die Ergebnisse der anatomischen Untersuchung schienen ihm einer Mittheilung werth zu seyn, weil daraus neue Andeutungen der diesem Thiere in einem wissenschaftlichen Systeme anzuweisenden Stelle hervorgehen. Obgleich die Schale der Iridine mit den Klaffmuscheln und den Miesmuscheln, wozu sie bisher meistens gerechnet wurde, sehr Vieles gemein hat, so weicht doch die Einrichtung und das Verhältniß der innern Theile des Thieres, seiner Respirationswerkzeuge, des Bewegungsapparats, und der zur Digestion und Generation dienenden Organe, so sehr davon ab, daß der Verf. der Iridine eine Stelle vor den Miesmuscheln anzuweisen wünscht. — Eines allgemeinen Interesses dürfen sich gewiß die Untersuchungen des Hn. Raspail über die Structur und die Entwickelung einzelner Pflanzentheile und der thierischen Gewebe erfreuen. Die Arbeit enthält nämlich, in drey Abtheilungen, die Resultate einer großen Anzahl, zum Theil sehr mühsamer Untersuchungen, der Veränderungen, welche in einer bestimmten Zeit, durch die Einwirkung einer künstlichen Wärme, der Säuren, Alkalien und des Wassers, an den Bedeckungen des Satzmehls und anderer vegetabilischen Gewebe eintreten. Die beym fortgesetzten Kochen des Satzmehls zum Vorschein kommenden Körnchen, fand der Verf. bey sorgfältiger Anwendung der Vergrößerungsgläser von verschiedener Größe. Auch zur Erforschung des Baues und der Entwickelung des Blatts, des Stammes und anderer Organe der Pflanzen wurden recht paßliche Versuche angestellt, die jedoch, ebenso wie dasjenige, was der Verf. von der Entwickelung der thierischen

Gewebe, von den Veränderungen, welche die Körner des Satzmehls während des Keimens erleiden; von dem Verhalten des Blumenstaubes, der Saamenthierchen, des grünen Satzmehls der Pflanzen u. ä. m. sagt, in dem zweyten Theile der Abhandlung selbst nachgelesen zu werden verdienen. Auch der dritte Theil enthält außer der Nachweisung des Verhaltens der vorher einzeln betrachteten Theile in ihrem organischen Zusammenhange, manche für die Anatomie und Physiologie der Pflanzen interessante Andeutungen. — Die dritte Abhandlung ist eine Monographie der eigentlichen Juncusarten, von Jean de Laharpe. Nachdem der Verf. zuvörderst die verschiedenen Bestimmungen der Familie Juncus berücksichtiget, zeigt er, daß nur die Gattungen Juncus, Luzula und Abama zur Klasse der wahren Junceen zu rechnen sind, deren natürliche Kennzeichen und Unterscheidungsmerkmale von ähnlichen Familien mit Fleiß angegeben sind. Die Gattung Juncus begreift in 6 Abtheilungen 78 Arten, wozu noch als unbestimmt hinzukommen J. bicephalus, insulanus und attenuatus. Die Gattung Luzula enthält in 4 Abtheilungen 20 Arten, während von Abama nur eine Species A. ossifraga gefunden ist. — Essai sur la constitution géognostique des environs de Boulogne-sur-mer, par M. Rozet. Der Verf., welcher Ingenieur-Officier ist, war vom Kriegsminister beauftragt eine Topographie von Boulogne zu liefern; seinen Aufenthalt in der dortigen Gegend benutzte er zugleich zur Anstellung geognostischer Untersuchungen überhaupt und der Erdlagen des Bassin des Bas-Boulonnais insbesondere. Die äußerste Lage bilden die Dünen, welche in der dortigen Gegend sich in großer Menge, einige zur Höhe

von 15 Meter, alle aber mit ihrem größten Durchmesser nach Nord-West gerichtet, finden. Sie erheben sich bisweilen, bey heftigem Sturme sehr schnell. Der Torf, welcher die zweyte Lage bildet, ist bald mehr bald weniger mit Sand bedeckt, und auch sogar damit vermischt, wovon natürlich die Brauchbarkeit desselben als Brennmaterial sehr abhängig seyn muß. Die Bäume, welche häufig darin gefunden werden, sind gut erhalten, meistens inwendig schön schwarz, und selbst als Bauholz brauchbar. Eine bituminöse Masse, mit vielen noch kenntlichen Pflanzentheilen vermischt, macht den Hauptbestandtheil des Torfes aus, in welchem häufig Flügeldecken von Insecten gefunden werden. Sand, Kreide, bituminöser Thon, Kalksandstein, blauer Mergel und dichter Kalkstein machen die andern Lagen aus. In der Tiefe der Kalksteinlager finden sich viele Muscheln, und endlich wird ein wahrer Muschelkalk daraus, der zuletzt in den Rogenstein übergeht. Auch der Umfang und die Höhe der verschiedenen Lagen, der Einfluß derselben auf die Menge des Wassers und den Grad der Fruchtbarkeit der Gegenden, sind mit Sorgfalt angegeben. — Herr Raffeneau-Delille beschreibt eine neue Pflanzengattung, aus der Familie der Cucurbitaceen, Joliffia africana, deren Samenkörner ein treffliches Oel liefern. Der Schiffscapitain Le Joliff hatte Samenkörner dieser Pflanze von der Ostküste von Africa nach Ile-de-France gebracht; leider starben jedoch alle daraus gezogenen Pflanzen im dritten Jahre, und aus Unbekanntschaft mit dem wahren Vaterlande und dem dort gebräuchlichen Namen, war man nicht im Stande wieder neuen Samen herbeyzuschaffen, bis endlich der Reisende Bojer Samenkörner, die er auf Zanzibar

bekommen hatte, nach Ile-de-France zurückbrachte, die für dieselben längst gewünschten erkannt wurden. Neger aus dem Innern von Africa nannten sie Kouémé. Die Beschreibung ist auch mit einer Abbildung der Pflanze begleitet. — Herr J. Gay gibt eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Gattungen Xeranthemum und Nardinia, worin die Verschiedenheit derselben von einander recht gut nachgewiesen sind; zur Erläuterung sind auch 2 Kupfertafeln beygefügt. — Herr Rang, der Gelegenheit gehabt hatte, die Gattung Atlanta zu untersuchen, unterscheidet, wie das auch schon vorher geschehen, 2 Arten, rechnet sie aber nicht, wie es noch zuletzt Blainville gethan, zu den Pteropoden, sondern zu den Gasteropoden, etwa der Gattung Carinaria zunächst. Eine Kupfertafel gibt die Abbildung sowohl der Schale, als wie auch des Körpers des Thiers und seiner einzelnen Theile. Derselbe Verf. beschreibt auch eine neue Art der Hyalea, die im fossilen Zustande bey Saint-Paul-de-Dax, gefunden ist; ihrem Entdecker zu Ehren nennt er sie H. Orbignii. — Herr Kunth macht auf einige bisher übersehene Umstände in der Organisation der Impatiens balsamina L. aufmerksam. — Herr Robineau-Desvoidy liefert eine Uebersicht und Beschreibung der Mücken, deren er in 6 Klassen 56 Arten aufführt. — Herr Lesson macht uns bekannt mit einer neuen Molluskenart Pterosama genannt, die in die Ordnung der Nucleobranchen gehört; bis zum Jahre 1823 war davon nur eine Species P. plana zwischen den Molukken und Neu-Guinea gefunden, die auch abgebildet ist. Derselbe theilt auch einige Bemerkungen über eine neue Zoophyten-Art Pontocardia, die er im Indischen

[illegible] [illegible]. [illegible] In einer dritten kleinen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] zu der [illegible] [illegible] [illegible] A. sacra, unter dem [illegible] [illegible] als eigenes Geschlecht [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] T. sacra und T. [illegible] [illegible] auf den Inseln der [illegible] [illegible] [illegible] in den [illegible].

Der [illegible] Band enthält 18 Abhandlungen. Die erste ist eine Monographie der Orchideen auf den Inseln Frankreich und Bourbon, von Herrn Achille Richard, der zwar nie selbst die Inseln besucht hat, indessen durch die reichen Sammlungen des Herrn [illegible], von Jüssieu, Desfontaines, des Museums für die Naturgeschichte [illegible] hinreichenden Stoff zu seiner Arbeit erhielt, so daß er sogar die Absicht hat eine vollständige Flora der beiden Inseln zu liefern. Obgleich die genannten Inseln, ihrer geographischen Lage nach, zu Africa gehören, so unterscheiden sie sich doch auffallend davon in Rücksicht ihrer Vegetation. Dieses findet sich auch an der Familie der Orchideen bestätigt, von denen auf jenen Inseln mehr als 90 Arten vorkommen. Bey der Eintheilung der Orchideen legt der Verfasser die Beschaffenheit des Pollen zum Grunde. In 3 Klassen, den Ophrydeen, Limodoreen, und Epidendreen sind 65 Arten beschrieben, von denen die wichtigsten, nebst den besondern Unterscheidungszeichen auf 11 Kupfertafeln abgebildet sind. — Herr Raspail theilt von S. 75 bis 165 seine Beobachtungen über die Fluß-Alcyonelle (Alcyonella stagnorum Lam.) mit, die er für Trembley's Federbusch-Polypen erkannte. Die Tentakeln dieses Polypen erscheinen, bey Bewegungen, mit feinen Härchen besetzt, die von verschiedener Länge, und oft selbst ohne Zusammenhang mit

den Tentakeln sind. Durch wiederholte Beobachtungen gelang der Verf. zu der Gewißheit, daß diese Härchen in der Wirklichkeit nicht existieren, sondern daß der Schein davon entsteht bey der Bewegung des während der Exspiration ausgestoßenen Wassers, welches eine von der übrigen umgebenden Flüssigkeit verschiedene Temperatur und also auch verschiedene Dichtigkeit hat. Die Tentakeln würden also eine den Kiemen analoge Verrichtung haben, die durch ihre abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung die progressive Bewegung der Mollusken hervorbringen. Sechs schöne Kupfertafeln dienen zur Erläuterung der Abhandlung. — Herr Rang theilt die freyen Acalephen, nach der Art der Bewegungsorgane, in 3 Klassen, von denen er die erste Beroiden nennt, welche außer den bekannten Gattungen, Beroë, Callianira und Cestum, auch zwey neue Gattungen, Alcinoë und Dcyroë enthält. — Herr A. P. De Candolle gibt eine Uebersicht der seit Jüssieu so verschieden eingetheilten Familie der Portulaceen. Als Basis für die Eintheilung schien die gemeinschaftliche Berücksichtigung der Blume und der Frucht am vortheilhaftesten. — Herr Hérault gibt eine kurze Nachweisung der Ausdehnung und Beschaffenheit der Lagen des Kaolin's bey Pieux. Obgleich diese Porcellanerde an dem angegebenen Fundorte ziemlich rein ist; so enthält sie doch etwas Eisenoxyd, welches dem daraus verfertigten, übrigens recht brauchbaren Geschirre, eine bläuliche Farbe mittheilt. — Die Herrn De Laporte und Brüllé beschreiben ein neues Insect aus der Gattung Curculio, welches in Paris auf Eichenholz aus dem Walde von Compiegne gefunden wurde. Die Verf. gaben ihm den Namen Gasterocercus,

und es gelang ihnen außer der einheimischen, Herrn Dümeril zu Ehren benannten Art, auch 2 ausländische in den Sammlungen des Grafen Dejean anzutreffen. — Herr Raspail theilt eine Reihe chemischer und mikroscopischer Untersuchungen mit, welche bestimmt sind, die Aehnlichkeit zu zeigen, die hinsichtlich der Disposition der Kieselerde in den Schwämmen und des kleesauren Kalks in den Pflanzen Statt findet. Die Schwämme (spongia) erkannte er für die Wohnungen von Polypen ohne Fangarme. Ein anderer Aufsatz des Herrn R. betrifft die Entwickelung der Conoplea cylindrica durch Ausläufer, die er bey der Wiedereröffnung und Entleerung einer den Winter hindurch mit Pflanzen angefüllt gewesenen Büchse entdeckte. — Herr Duclos beschreibt eine neue Art der Ovula, die er O. punctata nennt, aus dem Aethiopischen Meere. — Herr Constant Prevost erörtert die Frage: ob das jetzige Festland, mehrere Male vom Meere überschwemmt worden sey? Die Arbeit zerfällt in 4 Theile, von denen jedoch nur der erste in diesem Bande der Memoiren sich findet. Der Verf. sucht darin darzuthun, daß es durchaus an hinlänglichen Beweisen fehle, daß die Gegenden der Erdoberfläche, die jetzt frey liegen, mehrere Male, abwechselnd, trocken und unter Wasser gewesen sind; im Gegentheile sey es wahrscheinlich, daß die niedrigen Gegenden des Festlandes immer vom Meere bedeckt geblieben sind, bis zu dem Augenblicke, wo nach dem Zurückgehen des Wassers die noch gegenwärtig vorhandenen Thier- und Pflanzenschöpfungen dieselben in Besitz nahmen. — Herr Raspail, der schon in einer seiner frühern Abhandlungen von der Explosion der Körner des Pollen gesprochen, stellte über

die Art und die Ursachen dieser Erscheinung noch besondere Versuche an, die er von S. 347 bis 362 anführt. Gleichen hatte den bey der Explosion zum Vorschein kommendem Körnern eine ähnliche Bedeutung für die Pflanzen, wie den Samenthierchen bey der Thierbefruchtung beygelegt. Herr R. der den Samenthierchen für die Fortpflanzung der höhern Thiere alle Wichtigkeit abspricht, führt auch die Explosion des Pollen auf ihren wahren Grund zurück, und zeigt daß die kleinen hervorspringenden Körner nicht einmal zu den organisierten Körpern zu rechnen sind. — Herr Guillemin beschreibt eine monströse Blüthe der Syringa vulgaris, deren Entstehung durch das Verschmelzen von drey gewöhnlichen Blüthen sehr deutlich war. — Herr J. De Cristol und A. Bravard fanden in der Höhle von Lunel-Viel, Knochen und Zähne der gestreiften Hyäne oder wenigstens einer dieser Art sehr ähnlichen Hyäne; außerdem fanden sich daselbst auch Reste einer dritten Hyänenspecies. — Herr F. E. Guerin beschreibt eine neue Art von Crustaceen, die außer mehreren andern von Herrn Gaudichaud, der als Naturalist auf der Corvette La Coquille, die Reise um die Erde mitmachte, gefundenen, bisher unbeschrieben im Pariser Museum blieb. Sie wurde an der Küste der Malouinischen Inseln gefunden, gehört zu der Familie Uroptères Latr. und ist Themisto genannt. — Herr A. Passy gibt Nachricht von dem Brunnen von Meulers, der von einem Herrn Castiau im Jahre 1796 angefangen wurde, in der Absicht Steinkohlen zu graben. Da der Unternehmer durch den Beytritt von Actionnairen unterstützt wurde, so setzte er mit großem Eifer seine Arbeiten bis zum Jahre 1806 fort, und gelangte

zu einer Tiefe von mehr als 1000 Fuß. Obgleich nun der Zweck der Arbeiten unerreicht blieb, so hat doch die Geologie eines kleinen Theils des Departements der Nieder-Seine einige Vortheile daraus gezogen, da man die Aufmerksamkeit gehabt hatte, Proben der Erdlagen aus verschiedener Tiefe zu sammeln und aufzubewahren. Diese letztern sind eigentlich der Gegenstand dieser Abhandlung; der Beschreibung ist am Ende, zur Erleichterung der Uebersicht, noch eine Tabelle angehängt. — Herr R. P. Lesson beschreibt eine neue Gattung Fische, die er Ichthyophis nennt. Diese Fische kommen den Muränen am nächsten, sind 24 Zoll lang und haben nur 8 Linien im Umfange; sie leben auf den Corallenbänken um die Freundschaftsinseln. Auch noch einige andere zum Theil bisher unbekannt gewesene, zum Theil nur wenig bekannte Fische, als: 3 Arten Julis, Cirrhites pantherinus, Crenilabrus croceus, Diacope macolor und Hippocampus abdominalis sind beschrieben. — Den Beschluß dieses Bandes machen Beobachtungen des Herrn Raspail über die Kalkcrystalle, die in den Pflanzen angetroffen werden, gleichsam Ergänzungen zu den oben erwähnten Arbeiten desselben Verfassers über diesen Gegenstand. Herr R. hatte aus seinen frühern Resultaten den allgemeinen Schluß gezogen, daß alle in den Pflanzen vorkommenden Crystalle aus kleesaurem Kalke beständen; bey öftern Untersuchungen verschiedener Pflanzen fand sich jedoch später, daß in vielen Pflanzen die Crystalle aus phosphorsaurem Kalke bestehen.

H...n.

Lemberg.

Bey Peter Piller, 1826: Beschreibung und Abbildung einer neuen und einfachen Dreschmaschine, welche auf die ausdauernde Kraft und den gewöhnlichen Schritt zweyer mittelstarker Pferde berechnet ist und zu ihrer Bedienung zwey Menschen erfordert. So wie sie im Jahre 1823 von dem Ehrenverweser der Landständ. öconom. Lehranstalt M. Stecker, Dr. d. Phil. und K. K. ordentl. öffentl. Professor der Landwirthschafts-Wissenschaft an der Hochschule zu Lemberg erdacht, im Jahre 1825 auf dieser Anstalt ins Große erbauet und seither in ersprießlichen Gang gesetzt wurde. Preis 24 Groschen M. M.

Nachdem der Verf. die von ihm bemerkten Nachtheile bey den ihm bekannten Dreschmaschinen (deren er 44 erwähnt) kurz angeführt, und die Geschichte der von ihm erfundenen erzählt hat, geht er zu der Beschreibung seiner von ihm sogenannten Haspel-Dreschmühle über. Der Universitäts-Mechanicus Jürgens zu Lemberg verfertigt Modelle von dieser Maschine im Zwölftheil-Maaßstab, für einen sehr billigen Preis. Die Beschreibung die der Verf. von selbiger liefert, ist, verbunden mit den sie begleitenden Zeichnungen, so deutlich, daß, unserer Ansicht nach, jeder einigermaßen geschickte Mechanicus im Stande seyn wird, nach selbiger eine solche Mühle zu bauen. Bey der darauf folgenden Beschreibung der Behandlung dieser Maschine, sind uns jedoch einige mit ihr verbundene Nachtheile aufgefallen, die wir hier kurz anführen zu müssen glauben. — Die Korngarben werden in der Tenne, vorzüglich wenn schon Spreu und ausgedroschene Körner vorhan-

den sind, nur sehr dünne aufgelegt, weil sonst die Schlegel nicht durchdringen, und das Korn nicht rein ausgedroschen wird; ferner, nach sechs bis zehn Umgängen der Pferde wird die Maschine angehalten; der Mann der das Korn unterlegt, und derjenige der die Zugpferde antreibt, müssen jetzt entweder das Korn wenden, oder die ausgedroschenen Körner und die Spreu in die in der Mitte der Maschine befindliche Oeffnung legen, das ausgedroschene Stroh aufbinden und zur Seite schaffen, dann andere Garben auf die Tenne legen. Man begreift leicht, wie viele Zeit dadurch verloren geht. Will man gutes, oder Richtstroh haben, so muß das Umwenden und Fortschaffen des Strohs immer mit den Händen geschehen; bey Stroh und Futterstroh glaubt der Verf. dieses durch die Forke, ohne daß die Maschine still steht, bewerkstelligen zu können, welches wir jedoch, wenn dies Umwenden mit der erforderlichen Ordnung geschehen soll, sehr in Zweifel ziehen müssen. Nach drey- bis viermaligem Abdreschen des Getreides muß die Maschine jedesmal ganz von Körnern, Spreu und Stroh gereinigt werden, welches wieder einen großen Zeitaufwand erfordert. Eine sehr große Schwierigkeit ist Pferde zu finden, die sich an das Geklapper der Dreschschlegel gewöhnen und den ruhigen, gleichförmigen Gang gehen, auf welchen die Wirkung der Maschine berechnet ist. Gehen die Pferde zu schnell, so folgen die Schlegel zu sehr der Centrifugalkraft und schlagen nicht kräftig genug an; gehen sie zu träge, so ist die Wurfkraft des Haspels zu wenig thätig, und die Schlegel wirken fast nur durch ihre Fallkraft allein, wodurch der Schlag zu leicht ausfällt. Der Verf. beschreibt umständlich die viele Mühe, die es ihm geko-

fet hat, zwey Pferde zu dieser Arbeit abzurichten. Ist man genöthigt, eigends Pferde für die Dreschmaschine zu halten, so fällt schön ein großer Vortheil, der bey mehreren anderen Mühlen der Art Statt findet, solche zu jedem andern Gebrauch anwenden zu können, weg. Die Mühle kann nicht benutzt werden, wenn vielleicht eins der für sie abgerichteten Pferde krank ist. Ob die Pferde auf dem Umgange nicht schwindlich werden, ist eine Frage, die, wie uns scheint, von dem Verf. nicht genugsam berücksichtigt ist, da er seine Versuche nur im Kleinen angestellt hat. Gegen die nachtheilige Wirkung des Getreidestaubs will er den Leib und Hals des Pferdes mit einer Decke von grober Leinwand überziehen und ihm die Nase in ein aus Leinwand gemachtes Säckchen stecken. Der Verf. glaubt daß auch Ochsen anstatt der Pferde zu dieser Arbeit gebraucht werden könnten. — In der hierauf folgenden Untersuchung der Wirksamkeit der Maschine berechnet der Verf., daß selbige mit zwey Menschen und zwey Pferden in der nämlichen Zeit eben so viel Getreide rein ausdresche, als 8 bis 10 Drescher. Diese Berechnung scheint sich jedoch mehr auf Theorie als auf Praxis zu gründen; denn bey den Versuchen die auf der öconom. Anstalt zu Lemberg gemacht wurden, wurden statt 16 Schock, die die Maschine der Berechnung nach hätte ausdreschen können, nur 6 Schock ausgedroschen. Der Vf. gibt als Grund an, daß die Maschine nur von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends in Thätigkeit war; daß die Garben zu groß gebunden waren, und daher das Auflegen und Abräumen zu viele Zeit wegnahm; daß der Umlauf, den die Pferde gehen müssen, nicht den erforderlichen weiten Kreis machte, und daher die Pferde zu sehr er-

mähete. Wir glauben, daß wenn Pferde von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends immer im Kreise herumgehen, gesetzt auch daß kein großer Aufwand von Zugkraft erforderlich sey, dieses doch alles ist, was man von Pferden erwarten kann. Will der Verf. länger als 8 Stunden die Pferde bey der Dreschmaschine gebrauchen, so wird er mit selbigen abwechseln müssen. Diese nämliche Quantität von 6 Schock Korn würden 6 Tagelöhner in der nämlichen Zeit ausgedroschen haben. Rechnen wir die beiden Knechte, die die Maschine erfordert, ab, so bleiben 4 Tagelöhner, diese allein jeden zu 15 Kr., und die Erhaltungskosten der Pferde zu täglich 20 Kr. gerechnet, so bleibt nach Abzug der letztern, ein reiner Gewinnst von 40 Kr. Silbergeld. Der Verf. hat hierbey aber für die Zinsen auf das Kapital der Anschaffung und Erhaltung der Maschine, so wie auf den Ankauf und die Ergänzung der Pferde und ihres Geschirres nichts in Absatz gebracht. Die Kosten der Erbauung einer solchen Dreschmühle rechnet der Verf. mit Einschluß des Gebäudes, in welchem sie steht, nur auf 372 Fl. 54 Kr. W. W., oder circa 149 Fl. C. M., die sich jedoch in den Gegenden, wo Holz und Eisen einen höhern Preis haben als in Lemberg, viel höher belaufen werden. Die Wohlfeilheit der Anschaffung dieser Mühle und die Einfachheit ihrer ganzen Construction, sind Eigenschaften, die ihr vor mehrern andern ähnlicher Art einen Vorzug geben. Uns scheint aber, daß der Verf. mit Bekanntmachung seiner Erfindung zu frühe, ehe er ihr alle die Vervollkommnung, deren sie fähig seyn möchte, gegeben hat, aufgetreten ist. Nach Youngs View of the agriculture of the country of Lincoln kostet eine Englische Dreschma-

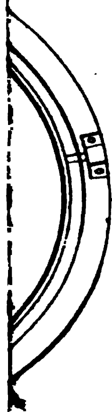
schine, die mit zwey Pferden in Bewegung gesetzt wird, und nicht nur das Korn ausdrischt, sondern auch zugleich reinigt, von der kleinsten Art 30 bis 40 Pf. St., von der größten über 100 Pf. St., und er berechnet die jährlichen Unterhaltungskosten auf 5 Pf. St. Nach seiner Berechnung wird, nach Abzug aller Kosten, ungefähr die Hälfte der des Dreschens und Reinmachens vermittelst dieser Maschinen gewonnen. Seit Young sind selbige noch sehr vervollkommnet, es sind sogar Mahl- und Stampfmaschinen damit verbunden, so daß mit der nämlichen Kraft das Korn ausgedroschen, gereinigt und gemahlen oder geschroten wird. Gegenwärtig sind Dreschmaschinen beynahe in den mehrsten großen Haushaltungen in Großbritannien eingeführt. Da, wo die Maschinen mit Wasser getrieben werden (wozu nur eine geringe Quantität Wasser erforderlich ist) werden die Kosten sehr vermindert. Der häufige Gebrauch der Dreschmaschine in England, wird insbesondere durch den in vielen Gegenden herrschenden Mangel an Arbeitern und durch das hohe Tagelohn veranlaßt. Auch macht die häufige Abwechselung der Kornpreise es wichtig, den Vorrath von Getreide schnell auszudreschen, um plötzlich eintretende hohe Preise benutzen zu können.

Wien.

Bey Carl Gerold: Neueste europäische Münz-, Maas- und Gewichtskunde mit Beziehung auf die erlassenen Verordnungen aufs genaueste verglichen mit den Baierischen, Dänischen, Englischen, Französischen, Hamburger, Leipziger, Lombardisch-Venetianischen, Niederländischen, Oestreichi-

schen, Preussischen, Russischen und Schwedischen Maassen und Gewichten für Banquiers, Kauf- und Handelsleute, Fabrikanten, Freunde der Metrologie und Zeitungsleser von Joseph Jäökel. Erster Band XIV u. 448 S. Zweyter Band VI u. 500 S. in 8. 1828.

Dieses Werk enthält bey den alphabetisch geordneten Namen der Oerter zuerst die geographische Lage nach Länge und Breite, nebst der Anzahl der Einwohner, so wie eine kurze Angabe der vorzüglichsten Zweige der Industrie und der gesetzlichen Bestimmungen, denen die Wechsel- und Handelsgeschäfte daselbst unterworfen sind. Was die verschiedenen Verhältnisse der Maaße und Gewichte, die auf den Handelsplätzen gebräuchlich sind, anbetrifft, so bemerken wir, daß eine Berechnung derselben auf funfzehn Decimalstellen uns ganz zwecklos erscheint, und ein jeder der mit den Schwierigkeiten der Versuche, die die Grundlagen solcher Vergleichungen ausmachen, nur einigermaßen bekannt ist, wird uns gewiß beypflichten, daß diese Genauigkeit eine bloße Selbsttäuschung ist. Zweckmäßiger wäre es gewesen, wenn bloß fünf oder sechs Decimalstellen, nebst den Logarithmen angegeben worden wären, da sich doch nicht leicht Jemand, der eine genaue Reduction der Maaße und Gewichte eines Ortes auf die eines andern vorzunehmen hat, sich der beschwerlichen Multiplication unterziehen, sondern gewiß die Logarithmen anwenden wird, um so mehr da für solche Leser, die mit der logarithmischen Rechnung nicht umzugehen wissen, wohl zwey Decimalstellen überflüssig hinreichend seyn würden.



Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.
Den 17. May 1830.

Hannover.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Die populäre Astronomie, durch Cosmosphäre und die cosmosphärischen Instrumente erläutert. Nach den Englischen und Französischen Ausgaben des Verfassers, Dr. W. Müller, Major im Kön. Hannov. Generalstabe. 1830. Mit den Titeln und der Anzeige 60 Seiten; und einer Abbildung der cosmosphärischen Instrumente, wovon ein Exemplar beygelegt ist. — Diese mit lateinischen Lettern eng, aber deutlich gedruckte kleine Schrift enthält wie die frühern beiden Englischen und die Französische Ausgaben, den beschreibenden Theil der populären Astronomie und die Erklärung der gewöhnlichen Aufgaben derselben. Zufolge der auf der Rückseite des Umschlages angegebenen Eintheilung, bildet der physische Theil die zweyte und der practische die dritte Abtheilung der populären Astronomie. Diese Schrift verdient der Erwähnung, weil Verbesserungen an Instrumenten und deren bedeutende Vor

theile darin angegeben sind, welche die Versinnlichung und Erklärung der ersten Anfangsgründe der beschreibenden Astronomie sehr erleichtern, wie der Verfasser glaubt es möglich machen, alle Gegenstände des eben erwähnten Theiles unserer Kenntnisse sich binnen dreyen Vorlesungen zu erwerben. Aus diesem Grunde scheinen die cosmosphärischen Instrumente, wie auch aus dem der Erleichterung der Anschaffung derselben, vorzüglich für Schulen und für alle diejenigen, welche sich mit den Körpern des Weltgebäudes und deren Bewegungen u. s. f. auf eine leichte Art bekannt machen wollen, empfehlungswürdig zu seyn.

Es ist bekannt daß schon Archimedes (wie Claudian es erwähnt) das zu seiner Zeit bekannte Planetensystem in einer transparenten Kugel, die das Himmelsgewölbe vorstellen sollte dargestellt, auch daß Posidonius, der Lehrer Cicero's, ein ähnliches Instrument besessen hat, und daß man entweder Planetarien oder Erdkugeln in Theilen von Glaskugeln die das Himmelsgewölbe bilden sollten, in Coimbra, in London und in Weimar gesehen hat. Etwas Vollständigeres, nämlich eine Erdkugel mit einem beweglichen Horizont, oder ein Tellurium oder Lunarium in zwey auf einander passenden Halbkugeln von Glas, worauf die Eintheilung und die merkwürdigsten Sterne des Himmelsgewölbes angegeben sind, ist vor fast drey Jahren vom Herrn Dr. Garthe construiert, und früherhin von Ferguson in seiner Astronomie erwähnt; dieses Instrument auf einen Pflock gesteckt, welcher an einem Gewinde befestigt ist, ward vom Herrn Dr. Garthe Cosmoglobus genannt. Der Verfasser der Schrift, dem ein solches Instrument gezeigt wurde, hat hernach zuerst in Lon-

von verbesserte Erd- und Himmelsgloben und verbesserte Cosmogloben, die er Cosmosphären (Weltgloben) nannte, verfertigen lassen. Diese letztern unterscheiden sich von den Angaben des Herrn Dr. Garthe darin 1) daß die Cosmosphären jeden beliebigen Theil nach oben frey an einem Haken aufgehängt oder von einem Stativ gehalten werden können, wie die anliegende Abbildung derselben es zeigt; 2) daß der Stundenkreis zweckmäßiger angebracht ist; 3) daß der Mechanismus einfacher ist; 4) daß ohne den Horizont und ohne die Stellen des Beobachters und des Zeniths auch die Stellen des Antipoden und Nadirs u. s. f. angegeben sind; 5) daß der Orbograph einfacher ist; 6) daß ein Zenithalrohr angebracht ist und um ein offenes Centrum desselben sich zwey Verticalkreise bewegen; 7) daß mit dem Tellurium ein Lunarium verbunden worden, und beide durch Benutzung des Glimmers oder Glaspapiers von bedeutend verbesserter Construction sind; 8) dem Obigen ein Planetarium beygegeben ist, welches zur Versinnlichung des Planetensystems, also auch der Bahnen derselben, ihrer Neigung gegen einander, ihrer Knotenpuncte, des Periheliums, des Apheliums, der Conjunction der Opposition der Quadraturen, der Anomalien, der Evection und vieler anderer Gegenstände dient; 9) daß der Loxodromograph die loxodromischen Linien darstellen kann; 10) daß alle Erklärungen der Sphäre in der populären Astronomie sich leichter versinnlichen und erklären lassen. Mehrere geringere aber wesentliche Verbesserungen werden bey der Vergleichung beider Instrumente in die Augen springen, die Angabe derselben würde zu weit führen, und sie können in der Englischen zweyten Ausgabe der

Schrift nachgelesen werden, zeigen sich aber am besten an den Instrumenten selbst. Die Verbesserungen welche der Verfasser zu gleicher Zeit an die Erd- und Himmelsgloben angebracht hat, sind folgende: 1) durch die Weise des Befestigens des Horizontes kann die Atmosphäre auf die richtige Lage desselben im Vergleich des Globus keine nachtheilige Einwirkung äußern; während sie bey gewöhnlichen Globen auf das Werfen des Horizontes und der Entfernung desselben von denen den Meridian unterstützenden Theilen zur unrichtigen Lage der einzelnen Stücke beyträgt. 2) Die Stellung des Horizontes des verbesserten Globus ist stets im Vergleich des Meridians richtig, aber bey den gewöhnlichen Globen wird der in 1) erwähnten Einwirkung wegen die Hälfte des Meridian fast niemals genau über den Horizont seyn können. 3) Kein Theil des verbesserten Globus verändert seine verhältnißmäßig richtige Lage, er mag gedreht oder in jede beliebige Stellung gebracht werden; dahingegen ist der gewöhnliche Globus nur für den Augenblick des Mittags richtig und die geringste Bewegung bringt ihn im Vergleich des Horizonts und aller andern Theile außer Position. 4) Kein Theil des verbesserten Globus ist durch das Gestell verborgen, wie es der Fall bey den gewöhnlichen Globen ist, wodurch diese oft Veranlassungen zu unrichtigen Ideen gaben. 5) So bald der verbesserte Globus für eine Zeit eingestellt ist, so werden die Stellen des Beobachters zugleich mit denen des Zeniths, des Antipoden, und des Nadirs angedeutet, welches bey den gewöhnlichen Globen nicht der Fall ist; und bey ersteren sind die gesagten Gegenstände so vollkommen dargestellt, daß sie stets ihre richtige Lage behalten, man mag den verbesserten

Globus drehen wie man will. 6) Die Kreise der Präcession, das Analemma oder die diesem entsprechende Theilung des Meridians, ferner die Theile zur Darstellung und Versinnlichung der loxodromischen Linie, der Bahnen der Planeten, ihrer Knotenpuncte, ihrer gegenseitigen Neigung, der Nutation u. s. f. und aller in der Astronomie vorkommenden sphärischen Dreyecke, finden sich am verbesserten Globus, während sie an dem gewöhnlichen fehlen; dagegen sind unnützer Weise die Ekliptik auf dem Erdglobus, die Polar- und andere, nur bey Lehrlingen Verwirrung erzeugende Kreise auf dem Himmelsglobus, ferner der Thierkreis und der Calender absurd auf dem Horizont verzeichnet. 7) Die Erklärungen der Sphäre der Astronomie und der mathematischen Geographie sind, wenn man sich der verbesserten Globen bedient, nur Wiederholungen, sobald man den Begriff eines Kreises und seiner Pole mit den Verbindungslinien und der relativen Lage derselben kennt; und alle Aufgaben und ihre Auflösungen beider Wissenschaften lassen sich bey dem Gebrauche der verbesserten Globen leichter versinnlichen, erklären und darstellen, welches die Schrift nebst der Abbildung schon zeigt. Dagegen ist es bekannt, wie langweilig und schwierig es oft einem Lehrlinge wird, mit der Hülfe der gemeinen Erdgloben die populäre Astronomie und mathematische Geographie zu erlernen, weil diese Instrumente widernatürliche Theile enthalten und, nachdem sie eingestellt, nur für den Augenblick des Mittags richtig sind; und die gewöhnlichen Himmelsgloben, die die verkehrte Darstellung des Himmelsgewölbes zeigen, noch bedeutende andere Mängel haben. Wenn früher daher auch die Erd- und Himmelsgloben so geringe geachtet

Bande von Dohm's Denkwürdigkeiten mit abgedruckten Berichte des Criminalsenates bewiesen, und auch dabey die Frage ganz übergangen, ob es dem Müller wirklich an Wasser gefehlt habe. Wie gründlich hingegen der Satz, jeder dürfe mit dem Wasser, das zu seinem Grund und Boden gehöre, anfangen was er wolle, nach römischem Rechte und den berühmtesten Rechtslehrern widerlegt werden soll, ergibt sich schon daraus, daß S. 45 ein alphabetisches Verzeichniß der für die Digesten benutzten Rechtsgelehrten und ihres in elf Numern getheilten Zeitalters vorkommt, weil der Vf. nicht wußte, daß sie zu so bequemer Uebersicht irgendwo aufgeführt wären. Der Unterz. erinnerte sich einer ähnlichen Eintheilung bey Ant. Augustinus, aber diese ist nur in vier Classen, unser Vf. oder vielleicht sein Heft muß die hier gelieferte erst, vielleicht daraus, gemacht haben. Auch in der neuern gelehrten Geschichte sind Zusammenstellungen, die man hier nicht suchen würde, freylich etwas advocatenmäßig, benutzt. Von Chassaneus, einem Gegner, wird bemerkt, das Parlament zu Toulouse sey dasselbe, welches den Calas verurtheilt habe. Von Tiraquellus, welchen der Vf. sehr für sich anführt, heißt es, sein Parlament (das zu Bordeaux) habe sich später durch Charles Secondat Montesquieu geehrt gefunden. Alexander ab Alexandro soll zu Ende des dreyzehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gelebt haben. Bey den dritthalb Seiten Druckfehler, die wohl nicht ganz richtig der Entfernug des 'Verlagortes' vom Druckorte zugeschrieben werden, findet sich dieß nicht bemerkt.

Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.
Den 20. May 1830.

Frankfurt am Main.

Bey Fr. Wilmans: Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien, vorzüglich in geographisch-statistischer Hinsicht von Dr. Eduard Rüppell; mit acht Kupfern und vier Charten. 1829. XXVI und 388 S. in 8.

Der Verf. gehört zu den wenigen Reisenden, welche Africa erforschten, ohne Opfer ihrer Unternehmungen zu werden. Durch den Tod seiner Eltern in eine unabhängige Lage versetzt, konnte er seinem Hange zum Reisen folgen. Im Jahr 1817 ging er zum erstenmal nach Aegypten; kam aber im folgenden Jahr nach Europa zurück, um sich erst zu längern Reisen vorzubereiten. Der Umgang mit Herrn von Zach in Genua, und der Besuch der Universität Pavia gaben ihm diese Vorbereitung, und begleitet von einem jungen Arzt, Michael Hey, den er in seine Dienste genommen hatte, ging er zu

Anfang des Jahres 1822 wieder nach Aegypten; und nach einer Ausflucht in das peträische Arabien, im November nach Oberägypten, und nach Dongola in Nubien; und Ende Octobers 1823 nach Shendi (Schandi) in dem alten Meroë, wo er mehrere Monate in dem türkischen Lager von Mehemet Pascha blieb; während er durch Hey Anfang 1824 den weißen Strom beschiffen und Sennaar besuchen ließ. Er selbst kehrte mit seinen naturhistorischen Sammlungen nach Cairo zurück, verlor aber bey dem Aufstande in Oberägypten durch Plünderung seine Instrumente und Effecten; ging darauf wieder nach Nubien, und von da nach Kordofan, dessen Hauptstadt Obeid er in der Mitte des Januars 1825 erreichte. Er erkrankte hier aber, und sah sich genöthigt bereits im März wieder nach Dongola zurückzugehn, und im Julius von da nach Cairo, um hier die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu erwarten. Die erste Hälfte des folgenden Jahrs 1826 ward durch die Reise nach der Halbinsel von Suez und Akaba ausgefüllt; und nachdem er auch einen Theil der Küste von Arabien und Abyssinien besucht hatte, kehrte er bey geschwächter Gesundheit im Jahre 1827 über Alexandrien nach Europa zurück.

Aus dieser Uebersicht werden die Leser den Umfang der Reisen des Verfs. beurtheilen können. Uns liegt es ob genauer zu bestimmen, welche Erweiterungen unsere geographischen Kenntnisse durch ihn erhalten haben. Bey dem ersten Haupttheil der Reise nach Nubien und Meroë, hatte der Vf. in Nubien an Gau und Burckhardt, in Meroë oder Shendi an Burckhardt und besonders Calliaud Vorgänger, welche in geo-

graphischer und antiquarischer Rücksicht nur eine Nachlese übrig ließen. Wir nehmen diese mit Dank an, da die Angaben seiner Vorgänger nicht bloß in den meisten Fällen bestätigt, sondern oft auch erweitert sind. Wir heben Einiges aus. Der Zustand von Nubien ist durch die Eroberung und grausame Verheerung der Türken, aus Rache wegen der Ermordung von Ismael Bey, einem Sohn des Pascha von Aegypten, höchst traurig. Das Land ist entvölkert und die Erpressungen nehmen kein Ende. Von dem Nilthal oberhalb Aegypten zuerst bis Wadi Halfa, und dann bis Dongola und bis zum Berge Berkal wird eine genaue topographische Beschreibung gegeben; und besonders in der letzten Hälfte oberhalb Wadi Halfa, bis wohin das Werk von Gau reicht, eine genauere Kunde der alten Monumente ertheilt; indem noch mehrere Tempel von Aegyptischer Bauart, mit Hieroglypheninschriften, und zum Theil mit cannellierten Säulen folgen, als man bisher wußte. Von den so merkwürdigen Ruinen von Merawé bey dem Berge Berkal, welche auch der der Verf. für das alte Napata hält, dem spätern Sitz der Beherrscher oder Beherrscherinnen von Meroë, das wir bereits aus den Abbildungen von Cailliaud kennen, werden auch hier bestätigende Nachrichten gegeben. Bey den Einwohnern Nubiens unterscheidet der Verf. sorgfältig die Barabra (Plural von Berberi) und die eingewanderten Arabischen Stämme. Die erstern sind auch nach ihm der uralte Nubische Volksstamm, der von jeher hier einheimisch war. Man findet noch unter ihnen die alten Nationalgesichtszüge, die uns ihre Vorfahren auf den Colossalstatuen und den Reliefs ihrer Tem-

pel und Grabmähler aufgezeichnet haben. Ein länglicht ovales Gesicht, eine schön gekrümmte Nase, dicke, jedoch nicht aufgeworfene Lippen, lebhafte Augen, gelocktes, jedoch nie wolliges Haupthaar, schöner Körperbau, mittlere Größe, bronzene Hautfarbe. Auch durch die Beobachtungen des Verfs. bestätigt sich also die Meinung als die wahrscheinlichste, daß der Altägyptische Volksstamm, wenigstens in den höhern Casten, derselbe mit dem Nubischen war. Die Alterthümer bey Shendi, dem alten Meroë, die so merkwürdigen Pyramidengruppen auf der Insel Curgos, von welchen uns Cailliaud die Zeichnungen gegeben hat, wurden gleichfalls von dem Verf. besucht; jedoch konnte er sich nur drey Stunden dorten aufhalten; indeß hat er eine Ansicht derselben geliefert. Auch ihm ward von Arabern berichtet, daß in dem Innern des Landes noch bedeutende Ruinen vorhanden seyn, bey einem Orte Mandera; vielleicht das Darum vicus des Ptolemäus, der auch durch seine Lage für den Handel wichtig ist, weil die Caravanenstraßen nach den verschiedenen Hauptrichtungen sich hier trennen sollen. Indeß ist noch kein Reisender nach jenem Platze gekommen, und auf die bloßen Sagen der Araber ist wenig zu bauen.

Die reichste Ausbeute für die Geographie versprach die Reise nach Cordofan, ein noch gänzlich von den neuen Reisenden unerforschtes Land; hätte nur der Gesundheitszustand des Verfassers seinen Unternehmungen keine zu enge Grenzen gesetzt. Indeß kam er nach der Hauptstadt Obeid, zog dort Nachrichten ein, und mit Dank nehmen wir diese von ihm an. Unter Cordofan begreift man das Land das zwischen

11—15° N. B. liegend in W. von Darfur in O. von dem weißen Strom begrenzt wird. Die nördlichen und westlichen Grenzen sind dürre Steppen; in Süden liegen Wälder, die von Negern bewohnt werden. Vor 25 Jahren ward das Land dem Beherrscher von Darfur unterworfen; aber 1820 ward es von Aegypten aus der Türkischen Herrschaft unterworfen, die bey Obeid ein festes Lager errichteten, und die Stadt Obeid gänzlich zerstörten. Seit diesem Zeitpunct schmachtet auch dieß unglückliche Land unter der Türkischen Tyranney. Jährlich werden Raubzüge unternommen, um die unglücklichen Einwohner als Sclaven nach Aegypten zu schleppen; man rechnete daß von mehr als 40000 nicht 5000 Cairo erreicht hätten. Der Verf. unterscheidet bey den Einwohnern auch hier die Barabras von den Arabischen Stämmen. Zu diesen kommen im Süden die Neger, die zum Theil in Dörfern in der Ebene wohnen. Diese treiben Ackerbau, haben den Islam angenommen, und sind unterworfen; theils aber in den Wäldern welche die südlichen Gebirge bedecken. Diese behaupten ihre Freyheit und ihren heidnischen Cultus. Sonst wurde mit diesen von Obeid aus ein gewinnreicher Handel getrieben. Aber die Türken haben diesen untersagt, wodurch dem Lande ein wichtiger Erwerbzweig abgeschnitten ist. Cordofan ist dem größten Theile nach ein ebenes oder bloß hügelichtes Land; erst im Süden erhebt sich zwischen 10 und 11° die Bergkette, welche queer durch Africa sich zieht, und als die Grenzlinie des Negerstamms und des Islams angesehen werden kann, aber noch von keinem Reisenden überstiegen ist. Es enthält keine bedeutende Städte, sondern nur Dörfer

Seiten., Seconde Partie 1830. 1824—1828 incl. 378 bis 833 S. in Octav.

Indem der Herausgeber wiederum einen neuen Band der Martensschen Sammlung von Verträgen in zwey Abtheilungen dem Publicum übergibt, bezieht er sich was Plan und Zweck seiner Arbeit betrifft, auf dasjenige, was er bey der Anzeige des Xten (VIten) Bandes in diesen Blättern geäußert hat. Möglichste Vollständigkeit ist auch dies Mal sein hauptsächlichstes Bestreben gewesen. Beide Abtheilungen des vorliegenden Bandes enthalten zusammen 153 Numern., also 78 Numern weniger als der vorhergehende Band, der überhaupt 231 Numern enthielt, woran zum Theil das Ausbleiben zweyer erwarteter Sendungen aus Nordamerica und Brasilien Schuld ist. Die Ausbeute, welche dieselben geben werden, so wie einige erst nach vollendetem Drucke dem Herausgeber zugekommene Verträge Europäischer Staaten werden den nächstfolgenden Band eröffnen. Wie aber, troß einer sehr thätigen und ausgebreiteten Correspondenz, und wiewohl der Herausgeber, was er auch bey diesem Bande mit dem wärmsten Danke anerkennt, von vielen Seiten bey seinem Unternehmen sehr bereitwillige Unterstützung gefunden hat, dennoch manche Zögerungen unvermeidlich sind, und die dadurch für den Augenblick entstehenden Lücken oft erst späterhin ausgefüllt werden können, das wird gewiß niemand auffallend finden, der sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt hat.

F. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.
Den 22. May 1830.

Göttingen.

Der gegenwärtig im Sternbilde des Pegasus sichtbare Comet ist seit dem 26sten April auf der hiesigen Sternwarte beobachtet worden, wodurch sich folgende scheinbare Oerter desselben ergeben haben:

	mittl. Zeit	ger. Aufst.	Abweich.
April 26.	14ʰ 5′ 20″	318° 5′ 49″	+13° 21′ 12″
27.	13 45 48	318 12 22	14 1 4
28.	13 48 40	318 19 3	14 39 38
29.	13 22 6	318 25 40	15 16 5
30.	13 27 12	318 31 55	15 51 42
May 3.	13 14 26	318 49 57	17 27 40

Aus den Beobachtungen vom 26. 28. und 30sten hat Herr Dr. Schmidt vorläufig folgende parabolische Elemente seiner Bahn berechnet:

Zeit des Durchgangs durch die Sonnennähe
1830 April 5. 23ʰ 18′ 14″ mittl. Götting. Zeit
Kleinster Abstand von der Sonne . . 0,90717
Aufsteigender Knoten . . . . 206° 58′ 11″

Neigung der Bahn . . . . . . 22° 32′ 17″
Länge der Sonnennähe . . . 210 14 35
Bewegung . . . . . rechtläufig.

Der Comet entfernt sich also hiernach schon von der Sonne und Erde, wird aber, da die Erde und der Comet sich in derselben Richtung bewegen, und der Abstand beider von einander nicht schnell zunimmt, noch eine geraume Zeit gesehen werden können.

London.

Bey Longman, Rees, Orme, Brown und Green: The History of Ireland. By John O'Driscol. 1827. Vol. I. XI u. 417 S. Vol. II. 400 S. in Octav.

Je merkwürdiger Irland in der neueren Zeit in mehrfacher Hinsicht geworden, je bedeutender dessen Verhältnisse oft auf die Verhältnisse von England eingewirkt, je mehr dasselbe in der neuesten Zeit durch die erfolgte Emancipation die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, je seltener aber auch die Geschichte des Landes selbstständig behandelt worden und je weniger sie daher im Einzelnen bekannt ist, um so mehr verdient das vorliegende Werk besonders beachtet zu werden. Es ist hier die Geschichte von Irland durch einen Irländer selbst und recht eigentlich aus einem Irländischen Gesichtspuncte behandelt, durch einen Mann, der auf jeder Seite die genaueste Kenntniß des Landes und des Volks verräth, der keiner Partey entschieden angehört, sondern — wahrlich kein geringes Verdienst bey einem Irländer, der die langen und grausamen Mishandlungen seines Vaterlandes zu erzählen unternimmt — mit gleicher Billigkeit und Un=

partheylichkeit die entgegengesetzten politischen und religiösen Parteyen beurtheilt. Wir haben bisher die Geschichte von Irland fast ausschließlich nur durch Engländer kennen gelernt, die sie mehr oder weniger einseitig, hauptsächlich nur insofern die Verhältnisse der Insel auf England selbst eingewirkt, behandelt haben, und die selbst dann, wenn sie als Vertheidiger der Unterdrückten auftraten, sich dennoch von manchen nationalen Vorurtheilen nicht ganz frey zu machen vermochten. Ist aber schon durch solche einseitige Darstellungen allgemein das Mitgefühl für das Irländische Volk erregt worden, so wird die Theilnahme um so mehr durch die gegenwärtige klare, getreue und ungeschminkte Darstellung der furchtbaren Leiden, die Jahrhunderte lang auf einem unglücklichen Volke gelastet, in Anspruch genommen werden. Es begreift das vorliegende Geschichtswerk, den Zeitraum von der ersten Englischen Landung unter Heinrich II. im Jahre 1173 — nur mit wenigen Worten wird der frühern Schicksale des Landes gedacht —, bis zu der Beendigung der großen Bürgerkriege durch den Vertrag von Limerik im Jahre 1691; zur Fortsetzung der Geschichte des Landes hat jedoch der Verf. in der Vorrede Hoffnung gemacht und je interessanter die späteren Ereignisse geworden, um so mehr ist zu wünschen, daß er diese Hoffnung recht bald verwirklichen möge. Vom Jahre 800 an war Irland beynah zwey Jahrhunderte lang durch Einfälle der Dänen beunruhigt, die sich jedoch nur in einzelnen Küstenplätzen zu behaupten vermochten; die auf diese Kämpfe folgende Periode der Schwäche und Zerrüttung des Landes, das unter mehrere Häuptlinge (Thanists) vertheilt, einem Wahlkönige beynah nur nominell gehorchte, ward von Heinrich II. so geschickt benutzt, daß

Roderich, König von Cannaught und Lord von Irland nebst den übrigen Häuptlingen ihn im Jahre 1177 als Lord paramount anerkannten. Roderich war der letzte Wahlkönig von Irland, die Autorität der Englischen Könige auf der Insel blieb jedoch ebenfalls einige Jahrhunderte hindurch höchst ungewiß und schwankend; sie erstreckte sich nur auf einen Theil von Leinster und auf einige Küstenplätze, unter fortgesetzten Fehden zwischen den Engländern und den Eingeborenen. Selbst als Elisabeth den Thron bestieg, umfaßte die Englische Herrschaft nur noch die sogenannte Verpfählung (Pale) — die Stadt Dublin und die nächste Umgegend —; die Gränze des Pale war bald mehr bald weniger eng. Bis auf Heinrich VIII. hatten die Englischen Könige nur den Titel eines Lord von Irland geführt, er zuerst, mit Bewilligung der Irländischen Häuptlinge nahm den Königstitel von der Insel an. Früh hatten sich einzelne Englische Familien in Irland angesiedelt, zunächst im Pale, allmählich auch in andern Theilen der Insel und sich im Laufe der Zeit mehr oder weniger mit den Eingeborenen vermischt, so daß sich diese Anglo-Irländer in der Folge gegen die Engländer oft gleich feindlich zeigten, als die ursprünglichen Irländer selbst. Die wenigen Dänischen Niederlassungen auf der Insel waren ebenfalls früh unter Englische Botmäßigkeit gekommen. Die Hauptbeschäftigung der Ureinwohner blieb Viehzucht, ihre Civilisation war jedoch nicht gering; früh war durch Patrick das Christenthum verbreitet, erst unter Heinrich aber unterwarf sich die Insel dem Papste. Lange Zeit fehlte es den Englischen Monarchen an Muße sich viel um die Nachbarinsel zu bekümmern, um so mehr suchten ihre Befehlshaber in Irland die häufigen Fehden

der Irländischen Häuptlinge sowohl unter sich selbst, als mit den Engländern, zu ihrem besonderen Vortheil zu benutzen; schon früh begann hier jenes furchtbare System der Confiscationen, welches endlich zu einer fast gänzlichen Vermindung der Ureinwohner von allem Grundbesitz führte. Sorgfältig suchten zugleich die Englischen Beamten in Irland und die Abenteurer die zahlreich aus England überströmten, das allgemeine Vorurtheil in England selbst gegen die Irländer zu kehren, was nur zu gut gelang: Bald galten die Irländer dem großen Haufen in England für ein barbarisches, heilloses Geschlecht, dessen gänzliche Ausrottung ein Gott gefälliges Werk sey, wie dieß schon die üblich gewordene Benennung der wilden Irländer oder des irländischen Feindes im Gegensatz zu den Bewohnern des Pale beweist. Das sogenannte irländische Parlament, wiewohl nur aus den Repräsentanten des Pale und einiger anderer zerstreut liegenden Englischen Besitzungen bestehend, maßte sich nichts desto weniger schon früh die gesetzgebende Gewalt über die ganze Insel an. Die Regierung Elisabeths war für Irland eine Periode ununterbrochener innerer Kriege und einer gänzlichen Revolution in allen Verhältnissen des Landes, theils eine Folge der verstärkten Einwanderungen Englischer Abenteurer, bey der schnell wachsenden Bevölkerung von England, theils eine Folge der Reformation, welche allen Parteyen den Vorwand zum Kriege geben mußte. Nur zum Theil war es Heinrich VIII. gelungen seine kirchlichen Reformen auch in Irland durchzusetzen. Durch Güte und Herablassung hatte er einige der mächtigsten Häuptlinge gewonnen, das entgegengesetzte Verfahren Eduards des 6ten hatte dagegen bald zu Thätlichkeiten in Irland

auch Lord Desmond, der endlich seine Freyheit wieder erhalten, des Einverständnisses mit den Spaniern beschuldigt; seine Besitzungen in Munster wurden mit Feuer und Schwert verheert und endlich zu dem Belaufe von 600,000 Acres ebenfalls confiscirt. Je mehr diese Confiscationen zur Bereicherung der Englischen Beamten dienten, um so mehr suchten dieselben immer neue Unruhen zu erregen, um immer neuen Anlaß zu Plünderungen zu haben. Um das verödete Land aufs neue zu bevölkern, ward dasselbe an Englische Abenteurer unter der Bedingung verliehen, auf demselben Englische Colonisten anzusiedeln (to plant). Auch hier aber vermochten sich nur wenige der neu belehnten gegen die Ureinwohner zu behaupten. Wiederholt brachen durch die Bedrückungen der Englischen Beamten neue Unruhen aus, während Philipp von Spanien das Misvergnügen der Irländer auf jede Weise noch mehr anzufachen suchte. Endlich sah sich Elisabeth selbst genöthigt, Hugh O'Neil, einen Vetter von Shane O'Neil, wieder in seinen Würden und Besitzungen herzustellen. Nichts desto weniger aber trieben die Englischen Beamten das System der Confiscationen fort; die gesammte alt-irländische Aristocratie sah sich immer mehr bedroht. Eine neue Insurrection, an deren Spitze O'Donnel, Häuptling von Tyrconnel und O'Neil standen, war davon die Folge; durch die Intriguen der Englischen Beamten bey Elisabeth verläumdet, sahen beide keine andere Rettung als offenen Aufruhr. In wiederholten Gefechten wurden die Engländer geschlagen, fast ganz Irland hatte gegen sie zu den Waffen gegriffen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.
Den 22. May 1830.

London.

Beschluß der Anzeige: The History of Ireland. etc. etc.

Vergeblich sandte Elisabeth den Grafen von Essex, ihren Liebling, mit 20000 Mann nach Irland, um den Krieg schnell zu beendigen; gegen ihre Erwartung sah sich derselbe bald zu einem Waffenstillstande mit O'Neil gezwungen. Mit erneuerter Wuth brach der Kampf unter dem neuen Lord Deputy Mountjoy wieder aus; einzelne kleine Spanische Expeditionen unterhielten die Kampflust der Irländer. Endlich sah sich Elisabeth, umittelbar vor ihrem Tode genöthigt, mit O'Nell Frieden zu schließen; er ward in alle seine Rechte und Besitzungen wieder eingesetzt. Die Reformation war inzwischen durch diese Kämpfe noch verhaßter geworden als vorher; war sie doch der hauptsächliche Vorwand, dessen sich die Engländer zur Beraubung und Unterdrückung der Eingebornen bedienten. Ja-

cob I. begann seine Regierung mit dem Befehle, daß die irländischen Catholiken den protestantischen Gottesdienst besuchen sollten, und auf ihre Weigerung, gebrauchten die Englischen Behörden die Gewalt der Waffen. Zugleich wurden sämmtliche Grundbesitzer aufgefordert, sich neue Englische Lehnbriefe (grants) zu verschaffen, die bisherigen Irländischen Titel und Berechtigungen wurden für erloschen erklärt. Die Pulververschwörung fachte den Haß gegen die Catholiken in England aufs neue an; bald wurden auch in Irland ähnliche Complotte erdacht, um neue Veranlassung zu Confiscationen zu haben; O'Neil und O'Donnel wurden zur Flucht nach dem Continente gezwungen und ihre und einiger anderen Besitzungen zum Belaufe von 500,000 Acres wurden confisciert. Ulster mit neuen Colonisten zu besetzen, war Jacobs Lieblingsplan; die bisherigen Pächter und Bauern wurden vertrieben, dann die Ländereyen in einzelne Looße vertheilt und an Engländer und Schotten verkauft oder verliehen. Um die Gier nach neuen Ansiedelungen desto besser befriedigen zu können, ernannte Jacob bald eine Commission zur Untersuchung der mangelhaften Titel des Eigenthums, was zu einer neuen Reihe von Erpressungen und Bedrückungen führte; die willkührlichen Gewaltthätigkeiten der Beamten und Soldaten erhöhten noch die Erbitterung der Irländer. Jacob starb jedoch, ehe die Gährung zum Ausbruche kam; dieß geschah erst unter seinem Sohne und Nachfolger Carl dem Ersten. Lord Strafford's Administration kündigte sich gleich anfangs den Irländern durch neue Bedrückungen an. Ein im Jahre 1628 zu Dublin von den catholischen Lords und der

Gentry entworfener Charter of grace, eine Art von bill of rights, indem sie sich gegen Aufhebung der Bedrückungen wegen Nichtbesuch des protestantischen Gottesdienstes zu einer Subsidie von 120,000 Pfund Sterling erboten, ward von Strafford hintertrieben, wiewohl Anfangs der König zu dessen Annahme sich bereit gezeigt; dagegen betrieb Strafford Jacobs Colonisationssystem mit verdoppelter Härte. Die Rückkehr eines vertriebenen Anhängers von Hugh O'Neil, O'Moore, brachte im Jahre 1641 im nördlichen Irland eine Insurrection zum Ausbruch. Die neuen Ansiedler wurden größtentheils vernichtet, wiewohl die Zahl der ermordeten Protestanten damals sehr übertrieben angegeben ward, statt 30000, von denen man anfangs sprach, gab nachmals Cromwell's commission of enquiry selbst die Zahl der Ermordeten, wahrscheinlich noch immer übertrieben, nur zu 6000 an. Owen O'Neil, ein naher Verwandter von Hugh O'Neil stellte sich an die Spitze seiner Landsleute; selbst die Anglo-irländischen Lords, müde der Bedrückungen der Englischen Behörden, vorzüglich der puritanischen Lords justices Borlase und Parsons, verbanden sich mit ihm, wiewohl sie nach wie vor ihren Gehorsam gegen den König betheuerten. Vier Parteyen fanden sich so jetzt in Irland, eine rein irländische, welche hauptsächlich nur Wiederherstellung in ihre früheren Besitzungen wollten, wenn auch vielleicht einige wenige an eine gänzliche Trennung Irlands von England dachten; eine Anglo-irländische, die nur Bestätigung des Charter of graces verlangte und Schutz gegen die Plane der Puritaner; eine königliche, an ihrer Spitze Lord Ormond, aus

Protestanten und Catholiken bestehend, welche, unter dem Vorwande die Rechte des Königs zu vertheidigen, jedoch größtentheils nur ihren besonderen Vortheil beabsichtigte und endlich eine puritanische, welche die Sache des Parlaments begünstigte. Waren gleich die beiden ersten der genannten Parteyen, so wie auch die beiden letzteren zum Schein unter einander verbündet, so waren sie nichts desto weniger voll wechselseitiger Eifersucht und voll Mistrauens. Zu Kilkenny im May 1642, bildete die Anglo-irländische Partey, mit der sich jetzt die rein-irländische vereinigte, einen catholischen Convent, der manche zweckmäßige Verfügungen erließ. Vergeblich suchte Karl selbst den Frieden zu erhalten; Lord Ormond und Andere, die sich seine Freunde nannten, wußten es zu verhindern; seine Schwäche und Doppelzüngigkeit thaten das Uebrige. Ein anfangs geschlossener Waffenstillstand genügte keiner Partey ganz, zugleich stieg die Eifersucht zwischen der rein-irländischen und der Anglo-irländischen Partey immer höher; vergeblich ward mit dem Könige über eine endliche Ausgleichung unterhandelt. Es verlangten damals (1644) die Irländer fast ganz dieselben Bewilligungen, welche nachmals im Jahre 1782 Herr Grattan wirklich für Irland erhielt. Ormond, den der König mit der Unterhandlung beauftragt, war es jedoch kein Ernst dieselbe zu Ende zu bringen und die Verträge, die endlich Lord Glamorgan im Namen des Königs mit den Irländern abschloß, kamen zu spät, um die Ruhe wieder herzustellen, wiewohl die Irländischen Catholiken jetzt mit großem Eifer die Sache Carls in England zu unterstützen suchten. Allein unter den Conföderierten selbst stieg der

Zwiespalt, vorzüglich durch die leidenschaftliche Einmischung des päpstlichen Nuntius Renuncini immer höher, Carl's Sache in England war verloren, das Parlament verwarf den mit den Irländern geschlossenen Frieden und die Feindseligkeiten begannen aufs neue. Bald landete Cromwell an der Spitze von 10000 Mann als Lord Lieutnant von Irland zu Dublin. Der Tod O'Neils, der am 6. November 1649 an einer Krankheit starb, entschied den Krieg, der von Cromwell mit unmenschlicher Grausamkeit geführt ward; die Truppen, die er mitgebracht, waren die wildesten Levellers der ganzen Englischen Armee und eben deshalb hatte er sie nach Irland geführt, damit sie seinen Planen in England kein Hinderniß würden. Er selbst kehrte jedoch, nachdem er einige feste Plätze mit großem Verluste erobert, nach England zurück; statt seiner blieben Ireton und Ludlow; Ormond, der jetzt als Anhänger des Königs, an der Spitze der Irländer stand, war ihnen in keiner Hinsicht gewachsen. Ein großer Theil der alt-irländischen Partey wanderte aus; innerhalb drey Jahren verließen allein etwa 40000 Mann, großentheils von der Irländischen Armee das Land und wurden auf Kosten der neuen Englischen Regierung nach Frankreich und Spanien übergeführt. So fanden sich Cromwells Schaaren bald im ruhigen Besitze der Insel; umsonst boten die Trümmer der Conföderierten, von der Anglo-irländischen Partey, die Irländische Krone in ganz Europa aus. Cromwell dagegen vertheilte jetzt den größten Theil des Landes unter seine Soldaten als Entschädigung für ihren rückständigen Sold; die einheimische Bevölkerung war theils ausgewandert, theils er-

mordet, theils zu tausenden nach Westindien deportiert, die geringen Ueberbleibsel wurden nicht besser als Sclaven behandelt; die catholischen Geistlichen, die auf der Insel zurückzubleiben gewagt, mit Bluthunden gehetzt. Das Bedürfniß Hände zum Anbau des Landes sich zu verschaffen, zwang jedoch bald Cromwell selbst von seiner anfänglichen Strenge etwas nachzulassen und schon nach wenigen Jahren hatte sich wieder mit überraschender Schnelligkeit eine zahlreiche Irländische Bevölkerung gebildet; manche Cromwellschen Ansiedler hatten auch zugleich ihre neuen Besitzungen den alten Eigenthümern wieder überlassen. Diese Cromwellschen Ansiedler sind übrigens die Ahnherren des größten Theils der gegenwärtigen Englischen Bevölkerung von Irland. Cromwell selbst herrschte in Irland noch unumschränkter als in England; die Gesetze wurden dort im Namen Sr. Majestät des Lords Protector erlassen und nach den Jahren seiner Regierung bezeichnet. Seine gemeinsten Creaturen hatte er zu Richtern ernannt. Das Eigenthum, was sie erlangt hatten, blieb jedoch auch bey Cromwell's Levellers nicht ohne Wirkung. Um in dem ungestörten Besitz desselben zu bleiben, waren sie die ersten, die sich für Carl den 2ten erklärten. Auch die catholischen Irländer wandten sich jetzt an Carl, um Entschädigung und Ersatz für die zahlreichen Opfer zu erhalten, die sie der Sache der Stuarts gebracht. Allein nur einige wenige wurden restituiert. Die act of settlement und of explanation opferte die Masse der Catholiken den Cromwellschen Ansiedlern auf. Von fünf Millionen Acres welche im Jahre 1651 catholische Eigenthümer gehabt hatten, waren im

Jahre 1653 den ursprünglichen Besitzern wiedergegeben 100000 Acres, dann 700000 andere solchen, die Cromwells Commissarien ihre Unschuld darzuthun vermocht hatten. Diejenigen Officiere und Soldaten die vor Cromwells Ankunft in Irland gedient, hatten 400000, die welche unter Carl I. Summen in England vorgeschossen, um die Kosten des Kriegs in Irland zu bestreiten 800000; die Officiere und Soldaten von Cromwell selbst zwey Millionen, einzelne Günstlinge des Protectors 100000 Acres erhalten; etwa 800000 Acres waren noch in der Hand der Regierung geblieben, um demnächst an Protestanten verliehen zu werden. In religiöser Hinsicht besserte sich unter Carl dem 2ten die Lage der Catholiken in Irland wesentlich; in beiden Häusern des Parlaments saßen Catholiken zusammen mit den eifrigsten Puritanern. Dagegen wurden die Handelsbeschränkungen gegen Irland in ihrer ganzen Strenge wieder hergestellt. Neue Verwirrung entstand als Jacob der 2te den Thron bestieg. Sein unvorsichtiges, übereiltes Verfahren, seine Vorliebe für die catholische Religion, die anbefohlene Entwaffnung der Protestanten, die Reorganisierung der Armee ganz im Sinne der catholischen Partey durch den neuen Lord Lieutnant Tyrconnel, erregte bald eine drohende Gährung und wie nicht anders zu erwarten, gehörten bald alle Protestanten in Irland zu den eifrigsten Anhängern Wilhelms von Oranien. Die förmliche Weigerung Jacobs, die Act of settlement zu bestätigen, hatte unter den Cromwellschen Ansiedlern in Irland die Spannung schon auf das höchste getrieben, als die Revolution erfolgte, welche Jacob vom Englischen Throne

kirch. In Irland griffen alsbald beide Partheyen in Masse zu den Waffen. Derry und Enniskillen, zwey protestantische Niederlassungen, verschlossen Tyrconnel's Truppen die Thore und gaben dadurch das Signal zum Bürgerkriege. Schon waren aber die schwachen Anhänger von Wilhelm auf den mehrsten Puncten unterlegen, als Jacob selbst aus Frankreich zu Kinsale landete. Seine Ankunft und der Einfluß von Frankreich, das nur den Krieg auf der Insel unterhalten, nicht aber zu einem entscheidenden Resultate gebracht wissen wollte, verdarben die Sache der Catholiken. Vergeblich ward Derry von Jacob belagert; dagegen wurden in einem im May 1689 zu Dublin von ihm gehaltenen Parlamente die Act of settlement aufgehoben und manche andere Verfügungen zu Gunsten der Catholiken erlassen; das Vermögen der Rebellen und der Anhänger von Wilhelm sollte confisciert werden. Um die steigenden Ausgaben bestreiten zu können, führte Jacob Münzzeichen von Kupfer ein, denen er den Nominalwerth der verschiedenen Gold- und Silbermünzen beylegte, indem er, um ihren Werth aufrecht zu halten, zugleich ein Maximum für die mehrsten Bedürfnisse und Producte festsetzte. Bald trieb er selbst mit den letzteren einen ausgebreiteten Handel, indem er sie für seine Kupfermünze nach dem Nominalwerth ankaufte und dagegen in Frankreich gegen Gold und Silber verkaufen ließ. Protestanten und Catholiken litten gleichmäßig unter diesen drückenden und unklugen Maasregeln. Trotz der Unzufriedenheit aber, welche sowohl über Jacob selbst als über den Französischen Einfluß unter den Irländern herrschte, fand dennoch der Her-

zog von Schomberg, den endlich König Wilhelm mit 10000 Mann nach Irland sandte, so ernstlichen Widerstand, daß er beynah gänzlich unthätig blieb, bis endlich der König selbst mit einer neuen Armee, zum geringsten Theile aus Engländern, der Rest aus Holländern, Dänen, Brandenburgern, Hugenotten u. a. bestehend, in der Bay von Carikfergus landete. Mit den Hülfstruppen, welche die Irländischen Protestanten stellten, betrug die gesammte britische Macht auf der Insel jetzt etwa 40000 Mann, wogegen Jacobs Irländische Armee, mit Einschluß von 6000 Mann Französischer Hülfstruppen, noch nicht volle 30000 Mann zählte und außerdem zum Theil aus neuen Aushebungen bestand. Dennoch würde die Schlacht an der Boyne (1. Julius 1690) für Wilhelm zu einer Niederlage geworden seyn, hätte sie nicht Jacobs feiger, voreiliger Rückzug mit den Französischen Hülfstruppen, in einen Sieg umgewandelt. Wiewohl aber trotz der verlorenen Schlacht Jacobs Sache noch keineswegs hoffnungslos war, floh dieser dennoch eilig nach Frankreich zurück, zur Freude seiner eigenen Anhänger, die wohl erkannten, daß seine Gegenwart das stärkste Hinderniß eines glücklichen Erfolgs sey. Vergeblich bot Wilhelm unmittelbar nach der Schlacht den Irländern dieselben Bedingungen an, welche der nachmalige Vertrag von Limerick enthielt: Genuß aller unter Carl dem Zweyten genossenen Rechte —; allein noch behielt das Mistrauen gegen Wilhelm, die alte Anhänglichkeit an Jacob und der Französische Einfluß die Ueberhand; die Fortsetzung des Kriegs ward um so eher beschlossen, je mehr die wilde Zügellosigkeit von Wilhelms Armee, bald die

erneuerten Confiscationen die Erbitterung der Irländer erregten. Umsonst unternahm jedoch Douglas mit einem Theile von Wilhelms Armee die Belagerung von Athlone, vergeblich ward Limerick von Wilhelm selbst angegriffen. Nachdem er selbst bald darauf nach England zurückgekehrt war, führte der Graf Solms, dann der Holländer Ginkel den Oberbefehl. Marlborough, der um dieselbe Zeit mit einem unabhängigen Commando in Irland eingetroffen war, begründete hier zuerst seinen Feldherrnruhm durch die Eroberung von Cork und Kinsale. Manche harte Verfügungen wurden inzwischen gegen die Catholiken erlassen; in jeder Grafschaft sollten die catholischen Einwohner den Schaden ersetzen, den Protestanten möchten erlitten haben; kein Catholik, dessen Sohn in der Irländischen Armee diene, sollte Schutz erhalten; nirgends zehn Catholiken versammelt seyn dürfen, widrigenfalls aber der catholische Geistliche des Kirchspiels verbannt werden. Die Catholiken rächten sich, indem sie aller Orten bewaffnete Haufen (rapperies) bildeten, die mit großem Glücke den kleinen Krieg gegen die Engländer führten. Ginkel drang vergeblich auf eine allgemeine Amnestie, wofür auch der König gestimmt war, als auf das einzige Mittel, den Krieg zu beendigen; die Englischen Behörden in Irland, die dadurch alle Hoffnung auf weitere Confiscationen verloren haben würden, widersetzten sich und der König wagte es nicht seine Ansicht durchzusetzen. An die Spitze der Irländischen Armee trat jetzt von Ludwig XIV. gesandt, ein Franzose, der General St. Ruth, zwar nicht ohne Talente, allein durch seine Anmaßungen und seinen Uebermuth bald den Ir-

ländern verhaßt. Sein Leichtsinn allein verschuldete den Fall von Athlone, dessen sich endlich Ginkel, wiewohl nicht ohne beträchtlichen Verlust, bemächtigte. Auch die Schlacht von Aughrim (den 12ten Julius 1691) gewann derselbe nur durch den Fall von St. Ruth und die dadurch unter den Irländern entstandene Verwirrung; eine wenige Tage vorher (den 7. Julius) auf Wilhelms ausdrücklichen Befehl proclamierte Amnestie, war noch an dem Mistrauen der Irländer gescheitert. Zu theuer war jedoch der Sieg von Aughrim durch die Engländer erkauft, als daß dieselben nicht um jeden Preis dem Kriege ein Ende zu machen gesucht hätten. Galway erhielt vollkommene Amnestie, Sicherheit des Eigenthums und Freyheit des Cultus, die Besatzung freyen Abzug; allmählich gelang es Ginkel eine zahlreiche Partey unter den Irländern selbst für den Frieden zu stimmen, auch die Französischen Truppen und Befehlshaber waren des Kriegs in Irland überdrüssig und sehnten sich nach dem Continente zurück. Um seinen Vorschlägen desto mehr Nachdruck zu geben, begann zugleich Ginkel die Belagerung von Limerick, wohin sich nach der Schlacht von Aughrim die Irländische Armee unter Sarsfield zurückgezogen. Während Ginkel noch ein Mal die früheren Bedingungen den Irländern anbot (16ten September), gelang es ihm zugleich die Irländer auf der andern Seite des Shannon zu überfallen und zu zerstreuen. So begannen endlich förmliche Unterhandlungen. Am 27. September 1691 legten die Irländer in sieben Puncten ihre Bedingungen vor; schon am nächsten Tage wurden dieselben von Ginkel zugestanden, nicht als eine Capitulation

der Stadt Limerick allein, sondern als ein Vertrag für die Pacification von ganz Irland. Zu derselben Zeit ward dieser Vertrag abgeschlossen, als eine Französische Flotte mit 10000 Mann neuer Hülfstruppen stündlich erwartet wurde. Am dritten October ward der Vertrag von beiden Theilen feyerlich unterzeichnet. Es enthielt derselbe zugleich politische und militärische Bedingungen; die letzteren betrafen zunächst die Uebergabe von Limerick und anderer festen Plätze; der Theil der Irländischen Armee, welcher das Land verlassen wolle, sollte auf Kosten der Britischen Regierung nach Frankreich übergeführt werden, auch sollten alle und jede Individuen frey und ungehindert auswandern können. Die politischen Artikel verhießen den Catholiken alle die Rechte bey Ausübung ihrer Religion, welche sie unter der Regierung Carls des 2ten genossen, überhaupt aber sollten sie gegen Leistung des einzigen Huldigungseides (oath of allegiance) alle und jede Freyheiten und Privilegien wie unter Carl dem Zweyten genießen. Alle Catholiken in der Armee und in den Grafschaften von Cork, Kerry, Limerick, Clare, Sligo und Mayo sollten wieder in den Besitz der Güter gesetzt werden, die sie unter Carl dem Zweyten besessen hätten oder hätten besitzen sollen — die dermahlen in Englischer Kriegsgefangenschaft befindlichen, so wie die catholischen Eigenthümer in anderen Theilen des Landes waren auf eine unverantwortliche Weise vergessen. — Alle und jede Gewerbe und Beschäftigungen sollten von den Catholiken gleich wie unter der Regierung Carls des Zweyten betrieben werden können; zum Schluß ward eine allgemeine Amnestie ausgesprochen. Unter Carl II.

hatten die Catholiken in beiden Häusern des Parlaments gesessen und waren zu allen und jeden Aemtern zulässig gewesen. Von der Irländischen Armee traten nur einige tausend in Englischen Dienst über, etwa doppelt so viel kehrten in ihre Heimath zurück; der Rest entschied sich für die Auswanderung nach Frankreich; auf die Nachricht aber von dem schlechten Empfange der dort den zuerst ankommenden geworden war, blieben die mehrsten in Irland zurück. In dem Vertrage von Limerick hatten beide Parteyen etwas von ihren Prätensionen aufgegeben und daher war keine ganz mit demselben zufrieden. Von den während des Krieges confiscierten 1,600,000 Acres, wurden etwa 233,106 zufolge der Bestimmungen des Vertrags von Limerick an catholische Eigenthümer wiedergegeben, 75000 nachmahls an einzelne besonders begnadigte; der Rest ward theils unter die Anhänger und Günstlinge von Wilhelm vertheilt, theils in öffentlicher Auction zu Dublin verkauft. Von den großen alt-irländischen Familien waren am Ende des Krieges nur noch wenige übrig und diese wenigen großentheils verarmt; manche wandten sich zum Handel und zur Industrie und erwarben auf diese Weise in der Folge aufs neue beträchtliche Reichthümer. Daß in der nächsten Zeit noch einzelne Störungen der Ruhe erfolgten, war in einem Lande was so lange der Schauplatz der blutigsten Revolutionen gewesen, nicht zu verwundern. — Mit dem Vertrage von Limerick und den unmittelbar darauf erfolgten Einrichtungen schließt das angezeigte Werk. Unter mehreren anderen interessanten Beylagen ist

auch der leider nur zu bald gebrochene Vertrag von Limerick selbst mit abgedruckt.

F. S.

München.

Icones selectae plantarum cryptogamicarum, quas in itinere per Brasiliam annis 1817—1820 jussu et auspiciis Maximiliani Josephi I. suscepto collegit et descripsit Dr. C. F. P. de Martius, Ord. Reg. Coron. Civ. Bavar. Eques; Reg. Acad. Liter. Bavar. Socius Ordin., Botanices in Regia Universitate Monacensi Prof. P. O., Horti Botan. Reg. Monacensis Condirector. Fasc. I. 1828. 30 S. in gr. 4. (mit 14 illuminierten Tafeln in Steindruck von demselben Format.)

Auch dieses Werk gehört in die Reihe der Schriften, die Herr von Martius als Früchte seines mehrjährigen Aufenthalts in Brasilien mittheilt, und gewährt um so mehr Interesse, je mangelhafter unsere Kenntniß noch in Hinsicht der cryptogamischen Gewächse jenes Welttheils ist. Nach dem Plane der Flora Brasiliensis, deren 1: Theil hoffentlich bald erscheinen wird, beschränken sich die Abbildungen des vorliegenden Heftes auf die Algen und Lichenen. Die Einrichtung ist im Ganzen wie bey den Nov. Gener., nur fehlen die genauern Beschreibungen, welche in der schon zum Theil citierten Flora verglichen werden müssen. Die Tafeln empfehlen sich durch gute Vorstellungen, bestimmten Umriß und reinliche Illumination.

Die ersten fünf Tafeln sind den Algen bestimmt und enthalten: Ulva Mertensii und

Schroederi; Zonaria fuliginosa var. discolor; Sphaerococcus Chamissoi, ramulosus und Maximiliani; und Sargassum stenophyllum Mart. Der Character der Ulva, wozu auch Porphyra Ag. gehört, beruhet nach dem Verf. auf kleinen, meistens rundlichen, in einer häutigen Frons zerstreuten Sporen. Die zunächst verwandte Zonaria unterscheidet sich durch 'Gongyli conferti in soros lineares concentricos etc. innatos'; daher auch Ulva Schroederi, wie Agardh will, keine Zonarie seyn kann, und umgekehrt, bey genauer Untersuchung, einige Ulven zu den Zonarien übergehen möchten. Von Sphaerococcus schließt Herr v. M. alle diejenigen Arten aus, welche die sogenannten Nemathecien enthalten. Hierüber, wie über andere verwandte Gattungen hat sich der Verf. umständlicher in der Flora geäußert, auf die wir deshalb auch verweisen zu müssen glauben.

Die übrigen Tafeln (6—14) geben Vorstellungen der Lichenen aus den Gattungen Diorygma Eschw., Graphis Adans., Lejogramma Eschw., Ustalia Fries. (Pyrochroa Eschw.), Arthonia Ach., Verrucaria Pers., Pyrenastrum Eschw., Porothelium Eschw., Trypethelium Spr., Astrothelium Eschw., Glyphis Ach., Thelotrema Ach., Parmelia Ach., Collema Schreb., Lecidea Ach. und Cladonia Hoffm. Diese Familie ist von Dr. Eschweiler bearbeitet, und, so viel sich aus der Folge der Gattungen abnehmen läßt, liegt des Verfassers frühere systematische Eintheilung (Systema Lichenum, genera exhibens rite distincta, pluribus novis adaucta. Norimb. 1824.) dabey zum Grunde. Doch hat Herr E. mit mehreren seiner neuen oder nach Acharius

aufgenommenen Gattungen manche sehr zweckmäßige Veränderung vorgenommen, wie z. B. die Verbindung der Opegrapha mit Graphis; der Lejorreuma und Lecanactis mit Lejogramma, und der Pyrenula mit Verrucaria. Die auch (als Sect. III. unter Limboria) hierher gerechnete Verrucaria aspistea Ach. mag dem Character dieser Gattung entsprechen; Limboria Ach. gehört aber (vielleicht nur mit Ausschluß weniger Arten), wie auch der Dec. R. Meyer annimmt, zu Calicium. Ueber einige andere, dem Rec. noch aufgestoßene, Zweifel wird der Verfasser wahrscheinlich in der Flora selbst befriedigenden Aufschluß geben. Eine besondere Erwähnung verdienen die den Vorstellungen beygefügten treflichen Analysen den innern Bau der Lichenen, besonders des fructificierenden Theiles derselben betreffend, aus welchen sich Merkmale ergeben, welche in generischer Hinsicht nicht übersehen werden dürften. Wir rechnen unter andern dahin den Beweis eines doppelten Hypothecii bey Collema und Cladonia, welches bey Parmelia des Verfassers (Urceolaria, Parmelia und Sticta Ach. Meth.) nur einfach ist; so wie die Bemerkungen über Parmel. aurata und cinnanomea. Die aus der Analyse der Lecidea ferruginea gezogene Folgerung scheint zu mehrerer Bekräftigung die Vergleichung mit andern verwandten Arten zu erfordern.

Schrb.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.
Den 24. May 1830.

Paris.

à l'imprimèrie royale 1829: Anthologie grammaticale arabe, ou morceaux choisis de divers grammairiens et scholiastes arabes, avec une traduction française et des notes; pouvant faire suite à la Chréstomathie arabe, par M. le Baron Silvestre de Sacy. X und 519 S. mit 186 S. arab. Text in gr. 8.

Jedes Volk, welches eine ältere oder heilige Literatur unter seine Güter zählt, wird bey steigender Cultur, auch ohne alle Anregung von außen, zum grammatischen Studium seiner eigenen Sprache geleitet. So sehen wir unter den drey Hauptvölkern der Literatur Asiens, den Arabern, den Indern, den Chinesen ein grammatisches Studium der Muttersprache aufblühen, bey jedem Volke ohne allen Einfluß von außen (einen griechischen Einfluß hat man bey den Arabern aus Unkunde vermuthet), durchaus originell und mit eigenthümlicher Ausbildung; und unter der ungeheuern Anzahl grammatischer Werke der Ara-

der Araber und Inder zeichnen sich einige durch ungemeine Schärfe des Urtheils und Richtigkeit der Darstellung aus. Zwar haben diese Originalwerke der Asiaten über ihre Muttersprachen ihre wesentlichen Mängel, in denen sie den alten griechischen und lateinischen Grammatikern gleichen. Indem die Grammatiken jedes alten Volks auf ihre Muttersprache sich beschränkt sahen und keine Vorstellung hatten von einem nähern und entferntern Zusammenhange der übrigen Sprachen und von einem allgemeinen Sprachgeiste: konnten sie in so engem Raume unmöglich die wahren Gesetze und innern Gründe ihrer einzelnen Sprache richtig erkennen; ihre Reflexion über das Aeußere der Sprache wird, wo sie eingreift, fast immer einseitig und oberflächlich, und so wird auch die Darstellung selbst nur zu oft unklar und unvollendet. Bey den Arabern kommt noch dieses Besondere hinzu, daß die Grammatiker selbst weniger zu den Arabern *als* zu den Nichtarabern gehören, und ihnen also der nationale Sprachsinn einem großen Theile nach fehlt; denn die Wissenschaft der arabischen Grammatik entstand gleich den übrigen nicht in dem eigentlichen Arabien, dem Vaterlande der Sprache und Religion Muhammeds, sondern in den eroberten Grenzländern im Norden Arabiens, wo die Chalifen ihren Sitz nahmen und Cultur am frühesten gedieh; daher sich denn auch die Schulen der Grammatiker von Cufa und Baßra und die einzelnen Lehrer immer auf das Zeugniß der Araber d. h. der Beduinen berufen und solche Araber oft den Streit der Lehrer schlichten müssen (s. z. B. die merkwürdige Erzählung S. 200 und Ibn-Chalduns verständige Worte S. 166 ff.). Aber bey allen diesen Mängeln ist der wesentliche Nutzen solcher grammatischen Werke auch für unser Studium des Orients nicht zu

verkennen. Denn das Aeußere der Sprache ist in solchen Werken sehr richtig und vollständig beschrieben, und ihr Studium eben so lehrreich für das richtige Erkennen der Sprache als nothwendig für die richtige Kenntniß und Schätzung der Literatur; nicht selten findet man auch in ihnen die feinsten und richtigsten Bemerkungen, die vom natürlichen Sprachsinn gefunden, auch die vollkommene Wissenschaft nur bestätigen und billigen kann. So sind denn diese Werke, wenn mit Nutzen, doch nicht ohne Critik zu gebrauchen, und der Orientalist unserer Zeit und Wissenschaft wird sich jedenfalls über sie erheben müssen.

Diese allgemeinen Bemerkungen schienen nothwendig um das vorliegende Werk, eine neue und vortreffliche Gabe des um die arabische Literatur, wie kein anderer Gelehrter Europas, verdienten de-Sacy, richtig zu würdigen. Nach den ersten Versuchen von Martellotto, Obicin u. a. die arabische Sprache durch die von ihren römischen Uebersetzern wenig verstandenen Originalgrammatiken in Europa einzuführen, ist von diesen in Europa fast nichts gedruckt und erklärt; in Calcutta zwar und Madras sind seit länger als zwanzig Jahren mehrere grammatische Originalwerke gedruckt, aber in Europa wenig verbreitet, so daß Ref. keinen von diesen Drucken durch eignen Gebrauch kennt. So ist also das obige umfassende Werk das erste seiner Art in Europa, und die hier aus Grammatikern und Scholiasten zusammengepflückten Blumen werden, wenn auch dornicht für die besonders, welchen Grammatik ein Dorn ist, doch von großem Nutzen für die richtige Kenntniß der reichen grammatischen Originalliteratur der Araber seyn. Die Uebersetzung ist mit lehrreichen Anmerkungen begleitet, welche besonders durch literarische Notizen und Auszüge aus andern Werken wichtig sind. Die neue Ar-

heit ist ein vortrefflicher Schluß zu der im Jahr 1827 vollendeten zweyten und verbesserten Ausgabe der Chrestomathie, und enthält fast über die Hälfte des Umfangs dieser. Nur bemerkt man, daß der Vf. in der Grammatik wie in der Metrik zu wenig Kritik über die Ansichten der arabischen Grammatiker übt, und die Anmerkungen würden erst dadurch am lehrreichsten geworden seyn, wenn gezeigt wäre, wie und warum diese Grammatiker das Arabische und oft selbst den Koran nicht vollkommen und allseitig verstehen konnten; wie sie so oft die wahren Gründe nicht erforscht haben und daher endlos zweifeln und schwanken; und wie wir ihre Ansichten benutzen und berichtigen müssen.

Eine kurze Uebersicht des Inhalts scheint hier nothwendig. Voran steht S. 1—24 ein Stück aus Baidhawi's Commentar zum Koran, über die ersten Verse der zweyten Sure. Von diesem wichtigen, sehr ausführlichen Commentare war bis jetzt nichts gedruckt; ein größeres Stück daraus, den vollständigen Commentar über die zehnte Sure, hat fast zu gleicher Zeit Henzi in seinen sehr correcten Fragmenta arabica bekannt gemacht. Der Commentar ist äußerst gelehrt und scharfsinnig, voll von feinen grammatischen Bemerkungen, aber erdrückt unter der Last sunnitischer Vorurtheile, ohne Freyheit und Klarheit der Untersuchung, auch in sehr schwerer Sprache. Ganz anders der ältere Commentar Zamakhschari's, eines Anhängers der freyern Secte der Motazeliten, welcher kürzer und klarer ist; von ihm ist die Vorrede und eine Probe aus der zwölften Sure S. 119—133 gegeben. 2) S. 25—72 Auszug aus einem Werke Hariri's über die Sprach- und Schreibfehler der Gebildetern, in kurzen unzusammenhängenden Sätzen, indem Hariri den Fehler kurz anführt und mit ausführli-

chen Gründen berichtigt. Diese Gründe sind zwar nicht überall richtig, und die getadelten Fehler haben immer eine entferntere Analogie und einen gewissen Grund, der zunächst gesucht werden mußte; aber im Ganzen ist dieses Werk des berühmten Namens Hariri's würdig und verdiente vollständig bekannt zu werden; es ist voll von feinen und richtigen Bemerkungen und in einer klaren und anziehenden Sprache geschrieben. — 3) S. 73—92 vollständig das kurze grammatische Werk Ibn-Heschâm's قواعد الاعراب d. h. Grundsätze der Syntax der grammatischen Endungen. In der feinern und ausgebildetern arabischen Sprache sind die Vocalendungen der Haupttheile der Rede, des Nomen und Verbum, nach dem Sinn der Verbindung verschieden, und es ist dieses gerade der Hauptvorzug der arabischen Sprache vor den andern, weniger gebildeten semitischen Sprachen; der Vf. erklärt daher den Sinn eines Satzes, den Wechsel der Endungen und die darauf Einfluß habenden Partikeln; alles nach einem leeren Schematismus der äußern Form. Die Darstellung ist sehr kurz und verlangt Commentare, die in Menge über dieses Werkchen geschrieben sind. Die zwey Handschriften, welche unsere Universitäts-Bibliothek besitzt, bestätigen die von de Sacy aus den Randglossen aufgenommenen Zusätze nicht. — 4) S. 93—98 das erste Kapitel aus Motarrezi's مصباح في النحو 'Leuchte über die Syntax', worin der Sinn der grammatischen Ausdrücke sehr bündig und klar entwickelt wird; das Werk verdiente als eine sehr klare Darstellung des von den Grammatikern Festgesetzten ganz gedruckt zu werden. — 5) S. 99—118 das dritte Buch, über die Partikeln, aus dem Werke Zamakhschari's انموذج في النحو

endlich die Commentare zum Koran, den von Baidhawi aber zuletzt, zu lesen.

Der Text ist bis auf einige Druckfehler correct. In den Versen aber finden sich noch mehrere Verstöße gegen das Metrum, welche Ref., um den Nutzen dieses vortrefflichen Werks zu erhöhen, schließlich hier anzeigen und wo es möglich ist, kurz berichtigen will. S. 14 غزالةٌ unrichtig für غزالةُ. S. 29 forbert das Metrum الرجز die Aussprache الفَلَجُ, الفَرَجُ. S. 47 widerstreitet الكمال 'Vollkommenheit' dem Metrum البسيط gänzlich; daher gewiß auch zum Sinn noch besser passend المال 'das Vermögen' zu lesen ist. — S. 144 ist in في البسيا ein Fehler, den Ref. nicht gleich heben kann. — S. 161 ist الهيجا ohne Medda und Hamza zu lesen. — Anmerk. S. 202 ist wahrsch. يَنْفَعَنَكَ zu lesen, das die Abschreiber leicht verderben konnten. — S. 275 da die 5 Verse deutlich dem Metrum الرجز gehören, worauf schon die ungleiche Zahl der Verse weist, so ist gewiß zweymal حَبَلَهْ als Reim zu lesen. — S. 456 حرب, obgleich es Eigenname ist. — S. 462 fehlt vielleicht مَنْ nach حي. S. 464 ist gewiß انضج richtig und für das unpassende صوتا wahrsch. موتنا ohne لي. S. 472 liegt der Fehler im Metrum الطويل tiefer und Ref. wagt keine Entscheidung.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 27. May 1830.

Göttingen.

Der Britischen Freygebigkeit verdankt unsere Bibliothek drey wichtige Geschenke, welche ihr von eben so vielen Seiten zugekommen sind, und von welchen eine Anzeige auch zugleich der Ausdruck unserer Dankbarkeit seyn mag, da es nicht erst einer besondern Versicherung derselben bedürfen wird.

Das erste Geschenk erhalten wir aus dem Brittischen Museum, und der damit verbundenen Bibliothek. Die Leser dieser Blätter erinnern sich, daß der Catalog der Bibliothek König Georgs III., welche von Seiner jetzt regierenden Majestät dem Museum geschenkt ward, in ihnen angezeigt worden ist, in fünf Foliobänden (Gött. gel. Anz. 1829. St. 181). Zu diesen kommt nun noch ein neuer Band: Catalogue of Maps, Prints, Drawings etc. forming the Geographical and topographical collections, attached to the li-

brary of his late Majesty, King George III., and presented by his Majesty King George the fourth, to the British Museum. London, printed by order of the Trustees of the British Museum; 373 und L Seiten in Royal-Folio. Die Landcharten-Sammlung König Georgs III. war eine der zahlreichsten in England, da Geographie eine der Lieblingswissenschaften des Monarchen war, die durch die, auf Seinen Befehl veranstalteten Entdeckungsreisen während seiner Regierung so außerordentliche Bereicherungen erhalten hat. Man wird darnach den Schatz den diese Sammlung enthält leicht im voraus würdigen können. Der Catalog ist alphabetisch nach den einzelnen Länder- und Oerternamen gemacht, so daß bey jedem derselben die Charten und Pläne nach dem vollen Titel und Namen ihrer Verfasser, und so weit es anging, welches freylich nicht immer möglich war, chronologisch angegeben werden. Wenn gleich keine Numern beygefügt sind, und wir daher die Zahl nicht bestimmen können, so wird doch die Seitenzahl schon auf den Reichthum zurückschließen lassen. Der beygefügte Index ist dann nach den Ländern als Real-Catalog gemacht, mit Rückweisung auf den Nominal-Catalog. Das Aeußere ist ganz wie in dem Catalog der Bibliothek, und wir haben also nicht erst nöthig von der glänzenden Ausstattung desselben zu sprechen.

Ein zweytes Geschenk erhalten wir von den Directoren der Britisch-Ostindischen Compagnie:

Madras Observatory Papers, by John Goldingham: Astronomer and F. R. S. printed by Order of the Madras Govern-

ment 1826. Madras MDCCCXXVII, 521 Seiten in Folio. Die Anzeige der einzelnen Abhandlungen, sämmtlich astronomische Tabellen enthaltend, können wir nur den Titeln nach angeben. I. Observations for ascertaining the length of the Pendulum at Madras; with the conclusions drawn from the same by J. Goldingham. II. Of the Geographical situation of the three Presidencies, Calcutta, Madras and Bombay in the East-Indies, by the same. III. Of the Difference of longitude found by Chronometer, and by corresponding Eclipses of the Satellites of Jupiter; with supplementary information, relative to Madras, Bombay and Canton, as also the latitude and longitude of Point de Galle, and the Friar's Hood; by the same. IV. Experiments for ascertaining the velocity of sound, at Madras in the East-Indies by the same. Die bisher angeführten Abhandlungen sind auch schon seit 1822 in die Philosophical Transactions aufgenommen. V. Report of the length of the Pendulum at the Equator, from Experiments and observations made on an expedition, fitted out under his direction from the observatory at Madras, by order of the Madras Government in the year 1821; together with a deduction of the figure of the earth, by combining the Equator, Madras and London experiments; also the geographical situation of different places, seen on the expedition, with plans and views, by the same. Die Abhandlung füllt die Hälfte des ganzen Bandes aus. Die Expedition dauerte vom 13ten März 1822 bis

4ten Junius 1823. VI. Tables containing results of Meteorological observations, taken at the Madras Observatory under the superintendance of J. Goldingham Esq. also observations made every hour, for the purpose of shewing the variation of the Barometer, during 24 hours, and for obtaining corrections for the apparent mean heigths of the barometer, thermometer and hygrometer. VII. Of the longitude of Madrass in the East-Indies, as deduced from observations of the Eclipses of the first and second satellites of Jupiter, taken between the years 1817—1826. Auch diese Abhandlung hat den so unermüdet thätigen Director der Sternwarte zu Madras J. Goldingham Esq. zum Verfasser.

Endlich das dritte Geschenk, eine wichtige Bereicherung für das historische Fach, verdanken wir unter Vermittelung S. E. des Herrn Ministers und Gesandten von Reden der Freygebigkeit S. Gn. des Herrn Herzogs von Buckingham, auf dessen Kosten es gedruckt ist: Rerum Hibernicarum Scriptores, nunc primum edidit C. O'Connor D. D. T. I. 350 Seiten. T. II. 317 und 48 S. T. III. 840 S. T. IV. 398 S. und Index generalis. in Quart. 1825. 1826. gedruckt zu Buckingham. — Der Herausgeber Dr. O'Connor, Bibliothekar des Herzogs, ist schon durch sein früheres Werk, das Verzeichniß der Angelsächsischen Handschriften zu Stowe: Bibliotheca M. S. Stowensis als Literator rühmlichst bekannt. In dieser Sammlung verdanken wir ihm nicht bloß die Herausgabe, sondern auch die Uebersetzung und Erörterung der

ältesten Chroniken von Irland. Es sind folgende: T. I. Enthält zuerst Nachrichten über die Verfasser der Chroniken, und fac simile der Handschriften, nebst den Stellen der Griechischen und Römischen Schriftsteller über Irland. T. II. Annales Tigernachi, ex codice Bodlejano. Tigernach war Abt zu Cloine; seine Annalen gehen von 305 v. Chr. bis 1088. Dem Irländischen Original steht die lateinische Uebersetzung gegenüber. — II. Annales Inisfallenses, ex duobus codicibus Dubliniense et Bodlejano. Die Chronik der Abten Inisellen geht in den beiden Handschriften, die sich wechselseitig suppliren, vom J. 250—1088, und ist theils Irisch, theils Lateinisch geschrieben. III. Annales Buelliani ex Codice Cottoniano, vom Jahr 420—1245. T. III. enthält die Chronik von Donegal: Quatuor magistrorum Annales Hibernici usque ad annum MCLXXII ex ipso Oclerii autographo, in Bibliotheca Stowensi servato, nunc primum versione latine donati, curante C. O'Connor, 840 Seiten in Quart. Sie führt den Namen daher, weil vier Mönche daran arbeiteten. T. IV. compl. Annales Ultonienses ab anno D. 431 ad a. 1131. ex Cod. Bodlejano; itemque Indicem generalem. Mit diesem vierten Bande ist also das Werk beendigt, und das Geschenk desselben ist um so viel wichtiger, da es, so viel uns bekannt, nicht in den Buchhandel gekommen ist. Hn.

London.

Hieroglyphics continued by the Royal Society of Literature, arranged by

Thomas Young, M. D. F. R. S. Vol. II. 1828. Zweyte Abtheilung, enthaltend die Tafeln 61—80.

Indem wir die Einrichtung dieser schätzbaren Sammlung aus der Anzeige der ersten sechzig Tafeln (in diesen Blättern 1827. St. 153. 154) als bekannt voraussetzen, geben wir nur in der Kürze die Art der Gegenstände an, welche die zuletzt erhaltenen zwanzig Tafeln, welche die zweyte Hälfte des zweyten Bandes bilden, enthalten. Zuerst (Taf. 61—63) eine Reihe von Figuren und hieroglyphischen Inschriften, welche Herr Wilkinson auf und bey der Nilinsel Elephantine gesammelt hat, unter denen ein großes Stieropfer hervorsticht, welches ein König Amenopsteph dem Ammon-Mendes, der auf der Insel verehrt wurde, darbringt. Dann Taf. 64 und 65 Griechische und hieroglyphische, einander in der Hauptsache offenbar entsprechende Dedicationsinschriften von Philä und Ombi. Die von Philä gehören theils einem Tempel der Athor oder Aphrodite an, und betreffen Ptolemäos Physkon (Βασιλεὺς Πτολεμαῖος καὶ βασίλισσα Κλεοπάτρα ἡ ἀδελφὴ καὶ βασίλισσα Κλεοπάτρα ἡ γυνὴ, θεοὶ εὐεργέται, Ἀφροδίτῃ); die Gottheit des Tempels trägt den ihr zukommenden Kopfputz aus Geierflügeln mit dem Discus und der Doppelfeder darüber; das Quadrat mit dem Sperber darin bezeichnet sie in der hieroglyphischen Schrift, wo man ihren Namen in eben solcher Verbindung mit den bekannten Namen Ptolemäos und Kleopatra wiederfindet wie in der Griechischen Inschrift. Eine andere Inscriptio bilinguis zu Philä findet sich an einem kleinen Tempel des weniger bekannten Asklepios.

(Schmun?) der Aegyptier; sie lautet Griechisch: Βασιλεὺς Πτολεμαῖος καὶ βασίλισσα Κλεοπάτρα, θεοὶ ἐπιφανεῖς, καὶ Πτολεμαῖος υἱὸς Ἀσκληπιῷ, und betrifft folglich den fünften in der Reihe der Ptolemäer. Dasselbe Blatt gibt die hieroglyphische und Griechische Inschrift eines Adytum's zu Ombi, zu Ehren des sechsten Ptolemäer-Paares, welche so lautet: Ὑπὲρ βασιλέως Πτολεμαίου καὶ βασιλίσσης Κλεοπάτρας τῆς ἀδελφῆς, θεῶν φιλομητόρων, καὶ τῶν τούτων τέκνων, Ἀροήρει θεῷ μεγάλῳ Ἀπόλλωνι καὶ τοῖς συννάοις θεοῖς τὸν σηκὸν οἱ ἐν τῷ Ὀμβίτῃ τασσόμενοι πεζοὶ καὶ ἱππεῖς καὶ οἱ ἄλλοι εὐνοίας ἕνεκεν τῆς εἰς αὐτούς. Taf. 66 bis 69 geben interessante Reliefs aus der sogenannten Kammer des Osiris zu Philä nach Zeichnungen von Wilkinson; man sieht hier lange Reihen von Göttern, welche Adorationen und Oblationen empfangen, und die Besorgung und Bestattung eines Leichnams vorgestellt, welcher den Osiris selbst darzustellen scheint. Die Tafeln 70 bis 80 enthalten Abbildungen von sepulcralen Steintafeln, wie man sie, oben mit Figuren, welche sich auf das Todtenschicksal beziehen, nach unten mit Inschriften in Hieroglyphen oder demotischer Schrift bedeckt, besonders in der Nekropolis von Memphis in Menge findet. Aufmerksamkeit erregt die verschiedene Zahl der Sterne, welche an diesen Tafeln oben in einer Reihe angebracht sind; auf den mitgetheilten kommen sieben, neunzehn und acht und zwanzig vor. — Mit diesem Heft scheint, da der verdienstvolle Herausgeber, von dem die neuere Aegyptische Schriftkunde ausgegangen ist, indeß aus der Reihe der Lebenden geschie-

den, diese Sammlung beschlossen zu seyn; und die Freunde des Aegyptischen Alterthums richten nun für weiteres Material zu ihren Nachforschungen ihre Blicke besonders nach den Mittheilungen aus den reichen Portefeuilles der Französischen und Toscanischen Gelehrten, die unter so günstigen Verhältnissen Aegypten neuerlich durchforscht haben. Wir thun es mit einem Gefühl, in welchem die gespannteste Erwartung und die aufs höchste gesteigerte Vorstellung von der Wichtigkeit dieser Entdeckungen doch den Vorsatz der vorsichtigsten und behutsamsten Prüfung (soviel sie eigene Kenntniß der Sache verstattet) nicht unterdrücken kann und soll.

K. O. M.

Ofen.

In der Universitäts-Buchdruckerey 1821: Milosch Obrenovitsch knez serbii; ili gratja za srpsku istoriju naschega vremena. napisao Vuk Steph. Karadgitsch. 204 S. in 8.

Von unserm Correspondenten Hn. Dr. Wuk haben wir vorliegende von ihm abgefaßte Lebensbeschreibung des jetzt regierenden Fürsten Milosch zugesandt erhalten, die dem Titel zufolge auch als Material zu der Geschichte Serbiens in unserer Zeit betrachtet werden soll. Die genaue Bekanntschaft des Vfs. mit dem Gegenstand, die Reinheit seiner Serbischen Sprache und das Interesse, welches der Held des Buchs einflößt, zumal in dem gegenwärtigen Augenblick, wo das Schicksal dieses Landes vielleicht nur halb aufgedeckt vorliegt, müssen ihm unter allen Serbisch-Lesenden Theilnahme und Beyfall zuwege bringen. Ein Bildniß des Fürsten ist hinzugefügt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.
Den 29. May 1830.

Rom.

Typis Francisci Bourlié 1828: Horae syriacae seu commentationes et anecdota res vel litteras syriacas spectantia. Auctore Nicolao Wiseman S. T. D. in archigymnasio Romano ll. oo. Professore, in collegio vero Anglorum pro-rectore et ss. ll. institutore. Tomus primus. XIV und 280 S. in gr. Octav.

Je mehr seit dem Erlöschen des gelehrten Stammes der Assemani syrische Gelehrsamkeit und Eifer für die syrische Literatur aus der Stadt völlig gewichen zu seyn schien, welcher allein das Studium der syrischen Literatur in Europa das Meiste und Größte zu verdanken hat: desto erfreulicher ist die Erscheinung dieses Werkes als eines Zeichens, daß in Rom wieder ein Gelehrter wirkt, der, den Assemani folgend, die reichen Schätze der syrischen Literatur, welche

Rom wie keine andere Stadt Europas besitzt, zu würdigen weiß und durch den Druck bekannter zu machen sich bemüht. Nicht als ob dieses erste Heft schon wichtige Inedita oder eine Menge gründlicher Untersuchungen enthielte: das Wenige, was darin der Wissenschaft nützlich geleistet ist, hofft Ref. in dieser kurzen Anzeige vollständig darzulegen; eine gewisse, für Deutsche unnöthige Breite der Darstellung und der Beweise, und die Vorliebe überall den römischen Katholicismus in Schutz zu nehmen, verringert sehr den wissenschaftlichen Inhalt und Nutzen dieses Werks. Aber der Verf. hat die syrischen gedruckten und handschriftlichen Werke sehr genau und fleißig gelesen; selbst von deutscher Abkunft, wie es scheint, kennt er auch die neuesten deutschen Schriften und den jetzigen Stand der orientalischen Studien; und man kann sich von seinem Eifer für die syrische Literatur noch viel Gutes versprechen.

Die erste Abhandlung S. 1 – 76 ist die schwächste aller. In England hat neulich Th. Hartwell Horne in dem, dem Ref. unbekannten Buche: An Introduction to the Critical Study and Knowledge of the Sacred Scriptures dem römischen Katholicismus, welcher in dem Ausdruck τοῦτό ἐστι der Einsetzungsworte des heil. Abendmahls eine reelle und physische Identität des Brots und des Leibes Christi finden muß, den Einwurf gemacht, daß die aramäische Sprache, deren Christus sich bedient habe, keinen Ausdruck für 'dieß bedeutet' kenne und daher jenes 'dieses ist' auch für 'dieses bedeutet' setzen müsse. Dagegen beweist der Verf. aus syrischen Schriftstellern, daß die Aramäer über 40 Wörter für 'bedeuten' haben, und zählt

diese der Reihe nach mit den besten Zeugnissen auf. Als ob daraus folgte, daß jenes 'das ist' nicht auch im Syrischen wie in allen Sprachen ein kurzer, aus dem Sinn der ganzen Rede deutlicher, Ausdruck für 'das bedeutet' seyn könnte! (vergl. ܗܘ, הוא, das unzähligemal so gebraucht wird) und als ob der Streit über den Sinn der ganzen Rede von diesem an sich nichts bestimmtes sagenden Ausdruck abhinge! Doch das syrische Lexicon kann aus dieser Abhandlung mehrere Ergänzungen und Verbesserungen ziehen; obgleich die Bedeutung der mehr als 40 Wörter, welche dasselbe bedeuten sollen, nicht genau erwogen und unterschieden ist. Auch in den folgenden Abhandlungen richtet der Verf. ein Hauptbestreben auf die Ergänzung des syrischen Lexicon. Im Anhange S. 69 redet der Verf. über die Sprache Christi und der Apostel, und neigt sich zu der im Ganzen gewiß richtigen Meinung, daß damals in Palästina beide Sprachen, die ältere Landessprache und die griechische, gebraucht und verstanden wurden.

Die zweyte Abhandlung S. 79—145, allgemeine Bemerkungen über die syrischen Uebersetzungen der Bibel besonders die Peschito enthaltend, ist etwas wichtiger. Der Verf. theilt aus Cdd. mehrere Stellen über das Alter und Wesen der syrischen Uebersetzungen mit; welche von Assemani und Walton zum Theil verstümmelt und mit unrichtigen Folgerungen excerpiert sind. Die wichtigste Stelle, die metrische und prosaische Vorrede zum horreum mysteriorum (wie man gewöhnlich übersetzt, einem Commentar zur Peschito) des Barhebräus ist S. 84 ff. vollständiger als früher von Assemani und Bruns,

abgedruckt und übersetzt; es folgt S. 92 die Stelle über die syrischen Uebersetzungen aus dem arabischen Tarich desselben berühmten Schriftstellers der Syrer. Wenn der Verf. meint, daß vor ihm noch kein Gelehrter bemerkt habe, daß diese Stelle schon 10 Jahre vor der Ausgabe des ganzen historischen Werks durch Pococke (1663) von Abraham Ecchellensis bekannt gemacht und bey diesem richtiger gedruckt und übersetzt sey, so kann unter andern Schnurrers bibliotheca arab. p. 141 das Gegentheil lehren. Die kritischen Bemerkungen des Verfs. über das Vaterland, das Alter und die Verfasser der Peschito sind von geringer Wichtigkeit; gegen den Italiäner Branca hätte es nicht des langen Beweises bedurft, daß die Peschito vor Ephräm's Commentaren geschrieben seyn müsse; und ob aus diesen Commentaren, weil sie seltene syrische Wörter der Peschito oft erklären, mit dem Verf. der sichere Schluß gezogen werden könne, daß die Peschito entfernt von Edessa im südwestlichen Syrien oder in Palästina selbst verfaßt sey, läßt sich stark bezweifeln; da Ephräm selbst nie von einem verschiedenen Dialecte die dem Verständniß schwerern Wörter ableitet, so reicht es hin den Gebrauch solcher Wörter von dem höhern Alter der Peschito abzuleiten, welche wenigstens hundert Jahre vor Ephräm geschrieben ist. Nur zwey Bemerkungen des Verfassers hält Ref. für wichtig. Er vermuthet S. 137, daß die gedruckten Commentare Ephräms wahrscheinlich nur Auszüge aus seinen Werken seyen; eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, die die catenenartige Beschaffenheit dieser Commentare sehr wohl erklärt. Ferner dringt er auf die Anerkennung des Grundsatzes, daß die

vielen Versionen, von denen die Syrer und andere Alte reden, meist nur verschiedene Recensionen seyen, welche Wahrheit die folgende Abhandlung durch ein neues Beyspiel bestätigt. Durch die Abschreiber einer gewissen Gegend oder freye Aenderung ward dieselbe Version allmählich so verschieden, daß die verschiedenen Gegenden und Parteyen die verschieden gewordenen Exemplare für grundverschiedene Uebersetzungen hielten und als solche citierten. In der Kritik der biblischen Uebersetzungen ist die Beachtung dieses Umstandes von großer Wichtigkeit.

Für den wichtigsten, die Wissenschaft der biblischen Kritik wirklich fördernden Aufsatz hält Ref. den dritten S. 149—257. Er beschreibt die karkaphische (nicht karkuphische) sogenannte Uebersetzung, über welche, weil noch kein Gelehrter sie genauer untersucht hatte, bis jetzt die unrichtigsten und schwankendsten Vorstellungen herrschten. Assemani hatte sie kurz als eine von der Peschito verschiedene Uebersetzung erwähnt; J. D. Michaelis später auf Veranlassung der Assemanischen Nachricht vermuthet, sie sey die Uebersetzung der nestorischen Bergbewohner, Adler aber diesem widersprochen; so konnte auch Eichhorn's Scharfsinn hier nichts entscheiden (Einl. ins A. T. Th. 2. S. 153). Der Verfasser hat zwey sich ganz ähnliche Handschriften des karkaphischen Textes genauer untersucht, Cod. Vat. CLVI und Barber. CI., beide enthalten aber nicht den fortlaufenden Text der Bibel, sondern nur einzelne Stellen und Namen, ein ܟܘܪܣܐ ܕܫܡܗ̈ܐ (d. h. index nominum), über welche Art von Büchern der Verfasser sich

keine richtige Vorstellung gemacht zu haben scheint. Ref., welcher in Paris einen ähnlichen Codex untersucht hat, glaubt sie nicht besser beschreiben zu können als durch die Vergleichung der Correctoria der Vulgata des Mittelalters; um den Text richtig zu erhalten, werden die abweichenden Lesarten am Rande mit kritischen Urtheilen bemerkt, und im Orient um zugleich die Aussprache in Reinheit und Richtigkeit zu bewahren, die schwieriger scheinenden Wörter aufs genaueste punctiert; diese Art von Masora kann auch in besondere Bücher gebracht werden, indem die einzelnen Stellen, wo die Masora etwas zu bemerken hat, aus dem Zusammenhange gerissen und allein geschrieben werden. Eine vollkommne Kenntniß eines unbekannten Textes läßt sich aus solchen Fragmenten schwer sammeln, und der Verfasser, klagend über die Mühe des Lesens, gibt jetzt nur die Randbemerkungen der Handschriften; so viel geht aber aus dem Gegebenen deutlich hervor und ist vom Verfasser richtig erkannt, daß der karkaphische Text nur in einer spätern, in der Aussprache besonders mehr gräcisierenden Recension der Peschito besteht, wie denn überhaupt später die Gräcomanie der Syrer sich stets vergrößert und sie immer mehr zur ängstlichen Nachahmung der griechischen Orthographie und Flexion verleitet. Sie kann nicht den Nestorianern, sondern nur den Jacobiten zugeschrieben werden, und ist wahrscheinlich, wie der Verfasser weiter ausführt, für die Bergbewohner Singara's in Mesopotamien bestimmt gewesen; am meisten unterscheidet sie sich von der gewöhnlichen Peschito durch eine eigenthümliche Ordnung der biblischen Bücher. Eine ungewöhnlich genaue

Punctation und Orthographie ist eine natürliche Eigenschaft solcher orientalischen Correctoria; der Cod. Vat., von dem eine Probe in Kupfer gestochen beygefügt ist, gibt davon ein sehr belehrendes Beyspiel. Besonders merkwürdig schien dem Verfasser, daß dieser im Jahre 980 vollendete Cod. schon alle griechische Vocale hat, und er vermuthet, daß nicht Theophilus von Edessa (gest. 785), wie man gewöhnlich glaubt, diese Vocale bey den Syrern eingeführt habe, sondern schon Jacob von Edessa (gest. 710). Die ursprüngliche Form der griechisch-syrischen Vocale, und wie die Syrer gleich dem gewöhnlich gewordenen d. h. ου, auch ωυ, ευ, ιυ, ausdrücken konnten, ist in dieser Probe sehr deutlich zu sehen, durch deren Bekanntmachung der Verfasser sich den Dank aller syrischen Philologen erworben hat. — Unwichtiger ist der letzte Aufsatz, welcher die Chronologie der 18ten ägyptischen Dynastie Manetho's aus syrischen Scholien zum Pentateuch erläutert, die sich auf einen griechischen Historiker Methodolus berufen. Am merkwürdigsten schien dem Verfasser darin, daß in diesen Scholien dem König Horus nicht 36, sondern übereinstimmend mit Champollion's Untersuchungen, 38 Regierungsjahre gegeben werden.

Die durch alle Aufsätze sichtbare, rühmliche Aufmerksamkeit des Verfassers auf die Verbesserung und Ergänzung des syrischen Lexicon ist schon erwähnt; in der Uebersetzung und Erklärung der Inedita ist Ref. aber bisweilen angestoßen. So erreicht die Uebersetzung S. 170 (nolui mei memoriam in hoc mundo relinquere nisi ad hunc finem, ut spiritum ip-

sius ope hauriam i. e. orationibus refrigerer?) weder den Sinn der einzelnen Worte noch den Sinn des Zusammenhangs aller Sätze dieser im höheren Styl geschriebenen Rede; ܨܒܘܬܐ ist ohne Zweifel, wie kurz vorher S. 167 und nach stetem Sprachgebrauch, nicht 'Wille, Zweck', sondern 'Sache', und wenn man nachher ܐܨܛܒܝܬ punctiert, ist der Sinn dieser: nolui — relinquere nisi hac ipsa re quae a spiritu per organum dei (s. biblia) inspirata est i. e. ipso hoc opere religioso. S. 166, 1 ist ܐܘܡܢܐܝܬ 'künstlich' mit ܐܡܝܢܐܝܬ 'beständig' in der Uebersetzung verwechselt. S. 164 ist ܐܬܥܒܕܬ nicht transgressus sum, wofür auch Peal stände, und der Sinn des Satzes: quoad ea vero, in quibus utpote coeno compactus (aber ܐܣܝܪ bedeutet dieß nicht) i. e. homo fragilis transgressus sum schwerlich richtig und schön; Ref. liest mit bloßer Aenderung der Puncte ܕܟܪ (oder ܐܕܟܪ) und ܐܬܥܒܕ d. h. ܐܬܥܒܕܝ 'sed memento haec esse a terrae addicto (mortali) facta.' Wie sehr aber Ref. ungeachtet dieser Mängel die Fortsetzung dieser Früchte der gelehrten Muße des Verfassers wünscht, zu welcher in der Vorrede Hoffnung gemacht ist, ist schon im Anfang dieser Anzeige bemerkt.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.
Den 29. May 1830.

Göttingen.

Am 14. May erlitt unsere Universität einen schmerzlichen Verlust, durch den Tod eines ihrer jüngern Lehrer. Herr Dr. Joh. Th. Hemsen, außerordentlicher Professor der Theologie und zweyter Universitäts-Prediger, starb, nachdem er nur sechs Jahre der Universität gedient hatte, nach einem längern Krankenlager. Hohe Religiosität, und strenge Pflichterfüllung zeichneten ihn aus. Je mehr Hoffnungen mit ihm in die Grube sanken, desto tiefer fühlen wir seinen Verlust.

London.

Bey Pall-Mall: Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the year 1826. Part I. 391 Quartſ. P. II. 188 S. 2 Kupfert. P. III. 578 S. 21 Kupfert. P. IV. 230 S. 6 Kupfert. 1826.

Wir holen bey der Anzeige dieses Bandes auch noch diejenige von

Phil. Trans. P. III. 1824

nach, weil Part. I. des gegenwärtigen Bandes bloß in einer Fortsetzung des angeführten P. III. 1824 besteht. Beide Bände (published at the expense of the Board of Longitude) enthalten die Beobachtungen der scheinbaren Distanzen und Positionen von 380 doppelten und dreyfachen Sternen, welche in den Jahren 1821—1823 von den Hn. J. F. W. Herschel und South angestellt worden sind, um durch Vergleichung derselben mit den ältern Bestimmungen W. Herschels so wohl, als auch mit einigen neuern seitdem bekannt gewordenen, vorzüglich Hn. Struve's in Dorpat, die in jenen Distanzen und Positionen mit Wahrscheinlichkeit sich zugetragenen Veränderungen näher kennen zu lernen. Von den zu diesen Beobachtungen angewandten Werkzeugen (Aequatorialen mit 5 und 7 fußigen Achromaten, Abweichungskreisen, Micrometern rc.) ertheilt die Einleitung zu Part. III. 1824 eine ausführliche Beschreibung und Abbildung, wovon aber hier so wenig, als von den auf 9 Blättern im Anhange mitgetheilten Resultaten mehreres ausgezeichnet werden kann.

P. II. u. III. enthalten folgende Abhandlungen: I. An account of the Construction of the new Standards of Weights and measures of the united Kingdom of Great-Britain and Ireland, von Kap. Kater. Eine Parlamentsacte, vermöge der im ganzen Königreiche einerley Maaß- und Gewichtssystem Statt finden solle, gab die Veranlassung, von den in London aufbewahrten Normal-Maaßen und Gewichten möglichst genaue Copien fertigen zu lassen, um solche auch den Hauptstädten Edinburg und Dublin zu weiterem Gebrauche mitzuthei-

len. Herr Kapt. Kater, welcher sich in Verbindung mit den Mechanikern Dollond und Bate diesem Geschäfte unterzog, beschreibt nunmehr in der angeführten Abhandlung ausführlich die mühsamen Versuche und Prüfungen, welche rücksichtlich der möglichsten Uebereinstimmung der neu verfertigten Standards, mit den Originalen derselben, angestellt wurden, bey welcher Gelegenheit er denn auch noch einige Bemerkungen über die von ihm in den Phil. Tr. 1818 bestimmte Länge des Secundenpendels, durch Anwendung eines Reversionspendels, mittheilt. Er bemerkt hierbey in einem Postscript, daß ihm damals unbekannt gewesen sey, daß bereits Hr. Prof. Bohnenberger im J. 1811 dasselbe Verfahren als sehr brauchbar empfohlen habe, und halte es daher für seine Schuldigkeit, demselben hierdurch das Eigenthumsrecht zuzuerkennen. II. Description of a new Hygrometer, von Thom. Jones. Im Wesentlichen das von Körner vereinfachte Danielische, dessen Einrichtung ihm von einem Freunde, der solches in Wien bey Hn. Prof. Baumgärtner gesehen, mitgetheilt worden sey. III. Observations on the Changes, which have taken place in some ancient alloys of Copper, von John Davy. Ein Helm von Bronze, von altgriechischer Form, den man an einer untiefen Stelle des mittelländischen Meeres, zwischen der Citadelle auf Corfu und dem Dorfe Castrades, gefunden hatte, war ganz mit einer Rinde von Kalk und Muscheln umgeben, nach deren Absonderung sich die Oberfläche des Helms durch Flecken von grüner, schmutzig weißer, und rother Farbe sehr buntscheckig darstellte. Die rothen Stellen zeigten sich durch eine Vergrößerungslinse sehr deutlich krystallinisch, und bestanden aus Octaëdern von

rothem Kupferoxyd und regulinischem Kupfer, die grünen aus kohlensaurem und salzsaurem Kupfer, die weißen aus Zinnoxyd. Aehnliche Erscheinungen könne man auch oft auf alten Kupfermünzen u. dergl. wahrnehmen, und rührten wahrscheinlich von einem electrochemischen Proceß zwischen den durch Legierung verbundenen Metallen her. IV. Additional Proofs of animal heat influenced by the nerves, von Ev. Home. Neue abgeänderte Versuche zur Bestätigung des Nerveneinflusses auf die Erzeugung der animalischen Wärme, wovon der Verf. bereits in dem vorigen Bande der Phil. Tr. gehandelt hatte. V. On the structure of a muscular fibre, from which is derived its elongation and contraction, von dems. Bey den von Herrn Bauer neuerdings wieder angestellten und von Hn. H. hier mitgetheilten Versuchen über die Structur der Muskel- und Nervenfasern, wurden die zu untersuchenden Fasern von einem frischen Halsmuskel eines Rindes genommen, und bloß durch kaltes Wasser von dem Muskel- und Nervenbüschel getrennt, weil die Anwendung des heißen Wassers, wie bey den frühern Versuchen geschah, nachtheilig auf die Größe und das Färbepigment der Kügelchen, woraus die Fasern bestehen, und auf die Elasticität der zwischen ihnen befindlichen gelatinösen Flüssigkeit zu wirken scheine; worauf sich denn zeigte, daß die Kügelchen der Muskelfasern sich von denen der Nervenfasern und Ganglien nur in der Größe unterschieden, jene etwa auf $\frac{1}{2000}$ eines Zolles im Durchmesser, diese auf $\frac{1}{3000}$ bis $\frac{1}{4000}$ sich beliefen, übrigens jene gelatinöse Flüssigkeit zwischen den Kügelchen der Muskelfaser sich nur durch einen höhern Grad der Elasticität, vor der zwischen den Kügelchen der Nervenfasern auszeichne.

Die nähere Beschaffenheit ist durch beygefügte Abbildungen erläutert. VI. An account of the heat of July 1825 together with some remarks upon sensible cold, von W. Heberden. Zu Datschet in Buckinghamshire stieg die Hitze am 18ten Julius auf 96° F. (28⅘° R.) im Schatten eines großen Baumes, das Thermometer 5 Fuß über dem Boden. Sie dauerte mehrere Tage mit einer Veränderung von nur wenigen Graden. Es werden noch einige Bemerkungen über das, durch Winde oder Feuchtigkeiten der Luft, so sehr modificierte Gefühl von Wärme oder Kälte mitgetheilt. VII. On the transit instrument of the Cambridge observatory, von Rob. Woodhouse. Von den Fehlern, welche in den beobachteten Culminationen Statt finden können, wenn das Werkzeug einer ungleichen Erwärmung durch die Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, wie sich dieß zufälliger Weise bey einer Beobachtung ereignete, wo auf der Sternwarte durch Herablassung einer Klappe nur ein Theil des Werkzeugs von dem Sonnenlichte beleuchtet wurde. VIII. An account of a series of observations made in the Summer of the year 1825 for the purpose of determining the difference of Meridians of the Royal Observatory of Greenwich and Paris, von J. F. W. Herschel. Ableitung dieses Meridianunterschiedes aus Pulversignalen, welche zwischen beiden Sternwarten an schicklich gewählten Stationen gegeben wurden. Diese Signale bestanden darin, daß man halbpfündige Raketen steigen ließ, und an Chronometern die Augenblicke beobachtete, wenn man das helle Licht der Raketen beym Zerplatzen derselben wahrnahm. Mehrere dieser Stationen waren Hauptpuncte der Englischen und Französischen Triangulierung gewesen. Die

gegenwärtige Abhandlung enthält das ausführliche Tageregister der von den Herren Mathieu, Savary, Nicolet, Bonne, Largetrau, Sabine und Herschel angestellten Beobachtungen, nebst dem von Hn. H. mitgetheilten Detail der Berechnungen, woraus ein Meridianunterschied von 9ᴹ. 21ˢ,6 sich ergibt, mit der Bemerkung, daß man dieses Resultat bis auf $\frac{1}{10}$ einer Secunde als richtig betrachten dürfe. IX. Observations of the poison of the common toad, von J. Davy. Wenn man eine scharfe ätzende Flüssigkeit, welche die gemeine Kröte durch ihre Haut von sich gibt, ein Gift nennen will, so ist nach den Versuchen und Beobachtungen des Verfassers die gemeine Meinung, daß die Kröten giftig seyen, keineswegs ungegründet. Der Verf. theilt hier die chemischen Eigenschaften dieser Flüssigkeit, welche sich auch in beträchtlicher Menge in der Galle dieses Thieres, auf der Zunge, im Urine, und selbst im Blute vorfindet, mit, und fügt noch einige Bemerkungen über den Zweck dieser scharfen durch den Hautproceß aus dem Körper des Thieres sich abscheidenden Substanz bey. X. On the magnetizing power of the more refrangible Solar rays, von Mrs. M. Sommerville. Wenn mehreren Naturlehrern die Versuche Morichini's nicht hätten gelingen wollen, so liege es vielleicht daran, daß man die zu den Versuchen angewandten Nadeln nach ihrer ganzen Länge dem violetten Lichte des prismatischen Spectrums ausgesetzt habe, wobey denn freylich nicht einzusehen sey, wie dieses Licht an dem einen Ende der Nadel einen Nordpol, an dem andern einen Südpol hervorbringen könne. Bedecke man aber die eine Hälfte der Nadel mit Papier, während man

auf die andere das Licht wirken lasse, so sey eine magnetisierende Wirkung desselben nicht zu verkennen. Die sonst bey diesen Versuchen zu beobachtenden Vorsichten, Nebenumstände welche darauf Einfluß haben u. s. w. verstatten hier keinen Auszug. XI. On the mutual action of sulphuric acid and naphtaline, and on a new acid produced, von M. Faraday. Schon Brande, Kitt und Chambelain hätten bey der Einwirkung der Schwefelsäure auf das Naphtalin einige Erfolge wahrgenommen, welche bey diesem Proceß auf die Bildung einer neuen Säure hinzudeuten schienen, welches sich denn nach den hier mitgetheilten Versuchen des Vfs. auch bestätigte. Bereitungsart dieser Säure, Verbindung derselben mit salzfähigen Basen. Nach den hier mitgetheilten Untersuchungen scheint ein Mischungsgewicht dieser Säure aus 8 M.G. Wasserstoff, 20 Kohlenstoff und 2 Schwefelsäure zu bestehen, das M.G. des Wasserstoffs zur Einheit angenommen. XII. On the nervous circle, which connects the voluntary muscles with the brain, von C. Bell. Es scheine eine eigene Nerventhätigkeit von dem Gehirne auszugehen, wodurch gewisse Muskeln willkührlich in Wirksamkeit oder Bewegung gesetzt werden können, indem wieder andere Nerven, von jenen Muskeln aus, ihre Thätigkeit nach dem Gehirne zu äußerten, um demselben das Gefühl of the condition of the muscle zuzuführen, welches der Verf. durch mehrere Beyspiele zu erläutern sucht, und noch Bemerkungen hinzufügt, inwiefern diesem Kreislaufe einer Nerventhätigkeit die Hypothese eines circulating fluid vielleicht einer galvanic influence günstig seyn dürfte. XIII. On the Constitution of the Atmosphere, von J. Dalton. Bemer-

kungen über den Zustand des Gleichgewichts und der Vertheilung der in dem Luftkreise vorkommenden elastischen Flüssigkeiten, bis auf welche Höhen sie sich erheben u. dergl., alles nach den bereits bekannten Ansichten des Verfs. die hier nur noch weiter ausgeführt und erläutert werden. XIV. On the coagulation by heat of the fluid blood in an aneurismal tumour von E. Home. Eine Nadel (ac. punctor.) wurde bis auf eine gewisse Tiefe in das Aneurisma, einer arteria iliaca externa gebracht, durch die Flamme einer Weingeistlampe erhitzt, und 20 bis 30 Minuten lang in der Geschwulst gelassen. Die zuvor weich anzufühlende und ungeachtet einer Unterbindung der Arterie stark pulsierende Geschwulst verhärtete sich durch die Hitze, welche die Nadel dem Blute mittheilte, die Pulsationen hörten auf, der Patient empfand Linderung, und nach einigen Wiederholungen dieses Processes schien selbst der Fortgang der Geschwulst gehemmt zu seyn. Der Patient fing an, wieder seine gewöhnliche Kost zu genießen, aber er war dem Trunke ergeben und überließ sich wieder dem zu häufigen Genusse des Porters, das Bein ward ödematös und Gefühllos, und am 90sten Tage nach dem Anfange jener Behandlung des Aneurisma durch Hitze, starb der Patient. So oft die Nadel aus der Geschwulst herausgenommen ward, welches immer mit einiger Schwierigkeit geschah, zeigte sich an derselben ein coagulum von Blut, so hart wie Siegellack. Verschiedenes hierher gehörige ist auch durch Zeichnungen erläutert. Die übrigen Bemerkungen verstatten hier keinen Auszug. XV. On the mathematical theory of suspension bridges, with tables for facilitating their construction, von D. Gilbert.

Bey der projectierten Anlage einer solchen Hängebrücke in den Menai Straits waren sowohl zur zweckmäßigsten Auswahl der einzeln aus der Theorie der Kettenlinie sich ergebenden Dimensionen, als auch zur leichtern Berechnung der zu bestimmenden Coordinaten, gewisse Tafeln erforderlich, deren Einrichtung und Gebrauch der Vf. hier mittheilt und durch Beyspiele erläutert. XVI. On magnetic influence in the solar rays, von S. H. Christie. Aus den hier angeführten Versuchen des Vfs. über die magnetisierende Eigenschaft selbst des weisen unzerlegten Sonnenlichtes, nach denen die Schwingungsbögen einer magnetisierten Nadel in dem Sonnenlichte schneller als im Schatten abnehmen, ja auch andere nicht magnetisierte Nadeln, selbst Nadeln von Kupfer, Glas, von gleichem Gewichte mit jener magnetisierten, sich in ihren Schwingungen im Sonnenlichte bemerkbar anders als die magnetisierten verhalten, glaubt der Vf. den Schluß ziehen zu dürfen, daß nach Erörterung aller Nebenumstände, z. B. der durch Licht erregten Wärme rc. eine magnetisierende Kraft der Sonnenstrahlen wohl nicht bezweifelt werden könne. XVII. On the mutual action of Sulphuric acid and Alcohol, with observations on the composition and properties of the resulting compound, von H. Hennel. XVIII. On the method of expressing by Signs the action of machinery, von Ch. Babbage. Der Verf. hat sich seit einiger Zeit mit dem Baue einer Maschine beschäftiget, wodurch Tafeln auf eine leichte Weise berechnet, und die Resultate auf Kupferplatten abgedruckt werden können. Er fühlte hierbey die Nothwendigkeit, für jeden Augenblick den Zustand der Bewegung oder Ruhe einzelner Theile einer auch noch so

zusammengesetzten Maschine angeben zu können, und fand daß dieß durch eine zweckmäßige Bezeichnung dieser Theile und ihrer Verbindungsweise sich bewerkstelligen lasse, beschreibt nun in dieser Abhandlung das von ihm befolgte Verfahren, und erläutert es durch mehrere Beyspiele von Maschinen. XIX. On the Parallax of the fixed Stars von J. F. W. Herschel. Seyen die beiden Sterne eines Doppelsterns einer merklichen jährlichen Parallaxe unterworfen, so beschreibe jeder derselben scheinbar eine kleine Ellipse am Himmel, in deren Mittelpuncten sich der wahre Ort der Sterne befinde, und seyen die Entfernungen dieser Sterne von der Erde selbst sehr von einander unterschieden, so müsse sich sowohl in ihren scheinbaren Distanzen als auch in ihrem Positionswinkel eine periodische Veränderung innerhalb eines Jahrs offenbaren, welche, wenn sie ihrer Größe nach bestimmbar ist, umgekehrt auf das Verhältniß der Parallaxen schließen lasse. Aus der Betrachtung jener Ellipsen entwickelt nun der Vf. die hiezu erforderlichen Formeln, zeigt welche Doppelsterne vorzüglich zu diesen Untersuchungen sich eignen möchten, und wie genau die Werkzeuge seyn müssen, wenn sich aus den damit angestellten Beobachtungen auf eine wahrscheinliche Parallaxe soll schließen lassen, zu deren Ausmittelung vorzüglich die Veränderungen in den Positionswinkeln zu berücksichtigen seyen. XX. A formula for expressing the decrement of human Life von Th. Young. Beurtheilung und Vergleichung verschiedener hieher gehöriger Mortalitätstafeln, nebst daraus abgeleiteten Resultaten und Formeln zur Bestimmung der comparativen Mortalität für jeden vorkommenden Fall. XXI. An account of an experiment on the elasticity of ice von Benj. Bevan. Einige

Versuche über die Biegungen welche Eisplatten von gegebenen Dimensionen durch angehängte Gewichte erlitten. XXII. Results of the application of Capt. Kater's floating Collimator to the astronomical Circle at the observatory of Trinity College, Dublin, and remarks relative to these results von J. Brinkley. Die in dieser Abhandlung mitgetheilten Beobachtungen des Vfs. bestätigen die große Brauchbarkeit des Fl. Collimators zur Ausmittelung des Inderfehlers an astronomischen Werkzeugen überhaupt. XXIII. On the means of facilitating the observations of distant Stations in geodaetical Operations von Th. Drummond. Zuerst über die verschiedenen bereits bekannten Mittel entfernte Stationen bey geodätischen Messungen durch reflectiertes Sonnenlicht, des Nachts durch das aus dem Brennpuncte eines Hohlspiegels ausgehende und reflectierte Licht Argandischer Lampen u. dgl. zu signalisieren. Hierauf die Beschreibung eines Heliostats zu diesem Zwecke, und zu Signalisierungen des Nachts die Anwendung eines Werkzeugs mit einem Hohlspiegel in dessen Brennpuncte eine kleine Kugel von Kalk durch die Flamme einer Weingeistlampe, in die man vermittelst einer bequemen Vorrichtung einen Strom von Sauerstoffgas leitet, erhitzt wird. Das Licht welches diese Kugel auf den Spiegel fallen läßt, ist so stark, daß es durch Zurückwerfung auf eine Distanz von 66½ Englische Meilen bey günstiger Witterung wahrgenommen werden konnte, und selbst auf Chlorsilber in einer mäßigen Entfernung schon eine bemerkbare Wirkung äußerte. XXIV. On the production and formation of Pearls von Ev. Home. Nach dem Vf., gibt das äußere Häutchen von verdorbenen Eyern der Perlmuschel die Veranlassung zur Bil-

bung der Perlen. Diese Eyer bleiben in der Muschel zurück, setzen sich fest, und überziehen sich allmählich mit derselben Substanz, welche den jährlichen Zuwachs der innern Fläche der Muschel bildet, und innen bleibt eine glänzende Höhlung zurück, wie man an allen orientalischen Perlen, ehe sie gebohret worden, wahrnehmen könne. Einige dem Vf. mitgetheilte Nachrichten bestätigen diese Entstehungsart der Perlen, welche er nur aus comparativen Beobachtungen der sogenannten Seed pearls in den Süßwassermuscheln gefolgert hatte. XXV. On burrowing and boring marine animals von Ed. Osler. Beobachtungen über die nähere Beschaffenheit und Wirkungsweise der Muskeln und anderer Organe, wodurch solche Thiere, namentlich Terebella conchilega, buccinum undatum, Pholas candida, Saxicava rugosa u. e. a. sich in allerley Körper einbohren, erläutert zugleich durch Zeichnungen auf Tab. XIV u. XV. — XXVI. An account of some experiments relative to the passage of radiant heat through Glass screens von B. Powell. In dieser Abh. werden einige Bedingungen rücksichtlich der Durchgangsfähigkeit der Wärme durch Glasplatten näher erörtert und einige von De la Roche und Ritchie aufgestellte Beobachtungen geprüft und berichtiget. XXVII. On the relations of electrical and chemical Changes von H. Davy. Diese Abhandlung enthält eine große Menge von Beobachtungen und Versuchen über das gegenseitige Verhalten der electrischen und chemischen Thätigkeit in dem Kreise der Voltaischen Säule, oder auch nur eines einfachen Electromotors. Mehreres davon ist auch schon aus frühern Versuchen anderer Naturforscher bekannt, und scheint nicht zur Kenntniß Hn. Davy's gekommen zu seyn. In den merkwürdigern Erschei=

nungen gehören, die mannigfaltigen Aenderungen der electrischen Positivität oder Negativität besonders der Metalle, wenn sie sich zugleich mit diesen oder jenen Flüssigkeiten im Kreise eines Electromotors befinden, und durch allerley aus diesen Flüssigkeiten aufgenommenen Stoffe z. B. Schwefel, Sauerstoff rc. eine chemische Aenderung ihrer Oberfläche erleiden. XXVIII. On the discordances between the Sun's observed and computed Right-ascensions etc. von James South. Daß die so häufig beobachteten Unterschiede der angeführten Rectascensionen von einer durch das Sonnenlicht bewirkten ungleichförmigen Erwärmung der zu den Beobachtungen angewandten Transits-instruments herrühren möchten, wie man fast allgemein behaupte, findet der Vf. nach den vielen besonders in dieser Rücksicht angestellten, und hier mitgetheilten Beobachtungen an einem 7fußigen von Troughton verfertigten Instrumente dieser Art, dessen Einrichtung er zugleich ausführlich beschreibt, für gar nicht wahrscheinlich. Die Ursache jener Discordanz liege wohl nur in den Sonnentafeln selbst. XXIX. On the existence of a limit to Vaporisation von Faraday. Diese Grenze der Verdampfung eines Körpers durch Erniedrigung der Temperatur, selbst im luftleeren Raume, trete ein, so bald die Spannung eines Dampfes mit der Schwerkraft ins Gleichgewicht komme, woraus denn der Vf. weiter ableitet, daß von einer großen Menge von Körpern, auch unter den gewöhnlichen Temperaturen, gar keine Theilchen in Form eines Dampfes, selbst im luftleeren Raume sich erheben können. Selbst die Molecular-Attraction verhindere oft die Bildung eines Dampfes, oder condensire ihn doch, so wie er entstanden ist. Etwas Kampfer in einer luftleeren Glasröhre verdunste

anfänglich und es setzten sich an der innern Fläche der Glasröhre einige kleine Kampferkrystalle an, welche sich nach und nach vergrößerten, ohne daß noch ferner an der innern Glasfläche neue Krystalle sich bildeten, zum Beweise daß jene Krystalle selbst das noch ferner entstehende Gaß durch ihre Anziehung condensierten. XXX. On electrical and magnetic Rotations von Ch. Babbage. Viele hieher gehörige neue und abgeänderte Versuche, besonders auch in Rücksicht der Täuschungen, welchen diese Versuche unterworfen seyn könnten. XXXI. Case of a Lady born blind, who received Sight at an advanced age by the formation of an artificial Pupil von J. Wardrop. Ausführlich die Geschichte wie diese Blindgeborne, nachdem sie ihr Gesicht erhielt, über die um sie her befindlichen Gegenstände urtheilte und allmählich zu den Begriffen von Entfernung, Farbe ꝛc. gelangte. XXXII. On the progressive compression of Water by high degrees of force etc. von J. Perkins. Durch eine Compressionsmaschine, die der Verf. hier beschreibt und in einer Abbildung mittheilt, glaubt er das Wasser bey den angestellten Versuchen einem Drucke ausgesetzt zu haben, der wenigstens dem 1000fachen Drucke der Atmosphäre gleich sey, und fügt nun die Resultate der Zusammenpressung des Wassers von 10 zu 10 Atmosphärendruck bey. XXXIII. On the figure of the earth von J. B. Airy. Der Vf. entwickelt hier Formeln zur Bestimmung der Gestalt der Erde, mit Berücksichtigung der zweyten Potenz der Abplattung, und vergleicht die Theorie mit den Resultaten aus den beobachteten Längen des Secundenpendels unter den verschiedenen Graden der Breite, und mit den Gradmessungen, welche ihm jedoch bis jetzt zur Bestimmung der Gestalt der Erde noch nicht hinreichend zu seyn scheinen.

Part. IV. Auch dieser Band ist auf Kosten des Längenbureau gedruckt. Er enthält die Tageregister einer sehr großen Menge von beobachteten Pendelschwingungen zu Greenwich von Hn. Pond, und an der westlichen Küste von Prince Regent's Insel, von Hn. Lieut. Henry Foster in den J. 1824 u. 1825. Ferner von den Hn. Parry und Foster Beobachtungsregister über die täglichen Variationen der Magnetnadel an mehreren Stationen innerhalb des Polarkreises, Beobachtungen über die Neigung der Magnetnadel, wobey man sich durchaus der Joh. Tob. Mayerischen Beobachtungsmethode, und der von ihm in den Comm. Soc. Gott. ad. a. 1814—1815 beschriebenen Einrichtung eines Inclinatorium bedient hat. Auch theilt Hr. Foster eine Reihe von Beobachtungen mit, welche unter den höhern Graden der Breite über den Magnetismus angestellt wurden, welchen eiserne Platten durch Rotation erhalten. Zuletzt Beobachtungen zur Bestimmung der astronomischen Refractionen in diesen Gegenden von den Hn. Parry, Foster und Roß.

Frankfurt am Main.

Handbuch der Experimentalphysik zum Gebrauche bey Vorlesungen von Dr. Beat von Tscharner, Großherzogl. Badenschem Professor ꝛc. Neue vermehrte und mit 4 Tafeln in Steindruck versehene Auflage. 547 Octavseiten. 1830.

Wir dürfen dieses sehr gründlich und deutlich abgefaßte Lehrbuch jedem empfehlen, welcher sich eine allgemeine Uebersicht der vorzüglichsten Gegenstände der Physik zu verschaffen wünscht, oder sich auch desselben zu Vorlesungen selbst bedienen möchte, zu welchem Zwecke die darin befolgte Ordnung einer belehrenden und leicht faßlichen Dar-

stellung sehr angemessen ist. Es zerfällt dieses Buch in 12 Abschnitte, in welchen der Ordnung nach von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, von den Gesetzen des Gleichgewichts und der Bewegung fester Körper, tropfbar flüssiger, ausdehnbar flüssiger (expansibler), vom Schalle, von der Wärme, vom Lichte, von dem Magnetismus, der Electricität, dem Galvanismus, der Meteorologie, und dem Weltgebäude gehandelt wird. Jeder Abschnitt ist nach Erfordern wieder in einzelne Kapitel getheilt. Auch in der Lehre vom Lichte und vom Electromagnetismus wird das neueste und interessanteste mitgetheilt, wobey wir es zweckmäßig finden, daß der Vf. in Fällen, wo die Ansichten über diese oder jene Gegenstände noch so sehr getheilt sind, keiner derselben so ausschließlich huldigt, als es in manchen Lehrbüchern geschiehet, in welchen sich oft nur eine zu große Vorliebe zu dem, was zumal aus Frankreich kömmt, zu verrathen scheint. Der Vf. hat bekanntlich, wie es auch Hr. Chladni that, bereits an mehreren Orten Vorträge über physikalische Gegenstände gehalten, und durch eine zweckmäßige Erläuterung derselben durch Versuche, in denen er viel Fertigkeit besitzt, sich Beyfall erworben. Mit diesem Lehrbuche, welches ausführlicher, als eine schon früher von ihm zum Behufe seiner Vorlesungen gedruckte Uebersicht (Bremen 1825) die vorgetragenen Lehren umfaßt, wird besonders auch denjenigen gedient seyn, welche bereits jenen Vorlesungen beygewohnt, und sich nun noch weiter darüber belehren wollen. Der Vf. hat dieß Buch auf eigene Kosten drucken lassen, und welche es verlangen, können sich entweder an ihn selbst, oder auch an Hn. Carl Naumann in Frankfurth am Main, bey welchem es gedruckt worden, wenden. Das Exemplar auf Druckvelin kostet 5 Gulden nach dem 24 F. Fuß.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.
Den 31. May 1830.

London.

For Murray: Narrative of an official visit to Guatemala from Mexico. By G. A. Thomson, Esq. 1829. 528 S. in 8.

Dieses Werk schließt sich gewissermaßen an das von Ward über Mexico an, und ergänzt unsere Kenntniß des jetzigen Zustandes von Mittelamerica durch eine Schilderung des Theils des ehemaligen Vicekönigreichs Neuspanien, der sich unter dem Namen 'der vereinigten Provinzen von Centralamerica' nach dem Sturze Iturbides von der Mexicanischen Föderation losgerissen hat. Der Verf. lernte das Land und die Bewohner unter den günstigsten Umständen kennen, indem er 1825 von der Britischen Mission in Mexico abgeschickt wurde um über den Zustand dieser neuen Föderation sich zu unterrichten, und einen Bericht darüber einzureichen, wovon die Feststellung der politischen Verhältnisse von Großbritanien zu derselben abhängen sollte. Daß er, nach der löblichen Gewohnheit Britischer Diplo-

maten unter ähnlichen Umständen, neben seinem Bericht an das Ministerium auch an das Publicum gedacht hat, ist um so dankenswerther, da gerade dieser Theil von America zu den bisher am wenigsten bekannten gehört, während er doch keinem andern an Wichtigkeit in Beziehung auf Handel und Politik nachsteht. Diese Wichtigkeit verdankt er theils seinen Producten, die sich jedoch nicht wesentlich von denen anderer Theile von Mittelamerica unterscheiden — noch mehr aber verdankt er sie seiner geographischen Lage, indem hier, wenn irgendwo, eine Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ocean ausführbar ist; nämlich durch den See von Nicaragua und den Rio de San Juan. — Daß diese Verbindung durchaus keine erheblichen Schwierigkeiten hat; ist jetzt allgemein bekannt, und nach den Aeußerungen des Verfs. müßte die Unternehmung in diesem Augenblicke schon weit gediehen seyn, indem eine Holländische Compagnie mit Bewillung der Regierung dieselbe übernommen hat. Ihr Capital beträgt eine Million Gulden, wovon der König der Niederlande die Hälfte beygetragen hat. Von den nähern Bedingungen sagt der Verf. nichts, und man sieht offenbar daß es ihn verdrießt eine so wichtige und vortheilhafte Unternehmung nicht durch Britisches Capital und zum ausschließlichen Vortheil Britischer Indüstrie vollendet zu sehen. Vorschläge von Britischen Capitalisten waren übrigens gemacht, aber deren Erfolg durch den panischen Schrecken vereitelt worden, der der Handelskrise von 1825 folgte, und Thatsachen und Wahrscheinlichkeiten eben so wenig berücksichtigte als die blinden Glückspiele, welche jener Crise vorhergingen und sie großentheils herbeyführten. Wenden wir, von der Aussicht auf

künftige Größe und Reichthum, die diesen Republiken eine Zeit verspricht, wo sie das Thor des Verkehrs von Europa mit Asien, Australien und der Westküste von America bilden werden, unsere Blicke auf die Gegenwart, so gibt des Verfs. Bericht ein Bild, was gegen den Zustand aller übrigen neuen Americanischen Freystaaten immer noch sehr vortheilhaft absticht, und es ist nur zu fürchten, daß der Bürgerkrieg zwischen Föderalisten und Centralisten, welcher auch in den Centralrepubliken seit zwey Jahren wüthet, auch hier manche ungünstige Veränderungen hervorgebracht hat. In ein Gebiet von etwa 17000 Quadratmeilen theilen sich die föderierten Provinzen, mit folgender Volksmenge: Guatemala 850000; Honduras 280000; San Salvador 330000; Nicaragua 360000; Costa Rica 180000; zusammen zwey Millionen Seelen. Die Bevölkerung der bedeutendsten Städte ist wie folgt: die Hauptstadt Guatemala 50000; San Salvador 39000; Leon 38000; Chiquimala 37000; Cartago 26000. Ein Fünftel der Bevölkerung machen die Weißen und Creolen aus, zwey Fünftel die Farbigen und ebensoviel die Indier. Aus obigen Angaben geht hervor, daß die Centralföderation 119 Einwohner auf eine Quadratmeile zählt und also der am besten bevölkerte von allen neuen Americanischen Freystaaten ist, da Peru 115, Neuspanien 89, Chili 77, Columbien 29, Buenos Ayres 15 Einw. auf einer Quadratmeile haben. In Hinsicht der Bevölkerung steht diese Föderation im zweyten Range mit Buenos Ayres nach Neuspanien; in Hinsicht des Flächeninhalts im fünften Range dieser Staaten. — Die Finanzen der Föderation waren wenigstens damals in verhältnißmäßig

gutem Zustande. Die Einnahmen betrugen 806888 Piaster; nämlich: Zoll 530000, außerordentliche Auflagen 188000, Abgabe der Geistlichkeit 88888. Die Ausgaben betrugen 878686 Piaster; nämlich: Staatsministerium 54980, Justiz und geistliche Angelegenheiten 17600, Finanzen 178208, Krieg und Marine 627818. Trotz dieses sehr geringen Deficit, hat die Föderation eine Anleihe von 7 Millionen Piaster in London negociiert, was der Verf. billigt, da sie hierdurch gewissermaßen ihre politische Existenz auf dem Europäischen Geldmarkt documentierte. Der Handel dieser Staaten hatte durch die Unruhen welche die Losreißung von Spanien und später von Mexico herbeyführte, gelitten, aber 1825 schon wieder die Ausdehnung erreicht, die er während der blühendsten Epoche vor der Unabhängigkeit besessen. Die Ausfuhr betrug 8250000 P.; die Einfuhr schlägt der Verf., in Ermangelung näherer Angaben, eben so hoch an, also den Gesammtbetrag des im Handel angelegten Capitals zu 16500000 P. Die Hauptausfuhrartikel sind: Indigo 2000000 P., Cochenille 2500000 P., Balsam 195000 P., Baumwolle 500000, Cacao 150000, Tabak 200000, Kermes (grain) 100000, Arzneymittel 85000, Gold und Silber 1000000. Bemerkenswerth ist hier das geringe Verhältniß der edeln Metalle zu der Gesammtausfuhr, in Vergleich zu demselben Verhältniß in Mexico, was im Ganzen für jene spricht. Dieser Handel ist fast ausschließlich in den Händen der Engländer, und umfaßt etwa ein Sechstel des Gesammthandels Englands mit Süd- und Mittelamerica. Ersterem Staate fängt der Besitz des kleinen Hafens Belize, nördlich von Honduras an große Vor-

theile zu gewähren. Es läßt sich denken, daß dieser Handel auch viele Privatleute in Guatimala ansehnlich bereichert, und dieß gilt besonders von den großen Grundeigenthümern, welche ihre Erndten gegen Englische Waaren vertauschen und letztere wieder en detail verkaufen oder verkaufen lassen. Der Verf. nennt eine Familie, deren Vermögen er auf 1250000 P. anschlägt, und fünfe zwischen 100000 u. 700000. Was die Verfassung und Verwaltung dieser Freystaaten betrifft, so wäre es überflüssig hier ein weiteres darüber zu sagen, da an eine definitive Feststellung dieser Verhältnisse fürs erste wohl nicht zu denken ist. Die Nachrichten die der Verf. von den persönlichen Eigenschaften der bedeutendsten und einflußreichsten Männer des Landes gibt, sind im Ganzen erfreulich und lassen auf mehr Uneigennützigkeit und aufrichtige Vaterlandsliebe schliessen, als in den Nachbarstaaten zu finden seyn möchte. Diese Eigenschaften sind allerdings in jenen Verhältnissen nothwendiger als ausgedehnte theoretische Kenntnisse, aber dennoch reichen sie leider nicht hin um diese Staaten vor Bürgerkrieg zu bewahren, deren Grund hauptsächlich darin liegt, daß, nachdem die durch die Zeit geheiligte Autorität des Mutterlandes einmal umgestürzt und verleugnet worden, es fürs erste keine andere als eine de facto Regierung geben kann, und jede Partey, jede Meinung zu ihrem eigenen oder zum Vortheil des Vaterlandes das Recht hat sich zur höchsten Autorität zu machen, so bald sie nur die Macht dazu besitzt. Dieser Zustand muß auch so lange dauern bis sich eine Partey findet, die sich de facto lange genug behaupten kann, um alle andere so zu ermüden, zu unter=

drücken, daß ihre Uebermacht nicht mehr in Zweifel gezogen wird, und die Gewohnheit, die Zeit sie legitimiert.

Die Nachrichten des Verfs. über die natürliche Beschaffenheit des Landes, seine Gebirge, Flüsse, Häfen, Producte sind eigentlich sehr dürftig, auch wenn wir von wissenschaftlichen Ansprüchen ganz absehen und uns auf das practische Interesse beschränken. Seine Berichte über den Character, die Sitten, den ganzen gesellschaftlichen Zustand der Einwohner sind sehr ergetzlich durch ein wohlwollendes, unbefangenes, fröhliches Auffassen und lebendiges Wiedergeben der äußern Eindrücke und Erscheinungen, da aber Auszüge aus diesem Theile seines Werkes schon in die meisten unserer zahlreichen belletristischen Journale ihren Weg gefunden haben, so können wir hier der Versuchung, einige Stellen hervorzuheben, keinen Raum geben. Im Allgemeinen ist nicht zu verkennen, daß der Verf. mit seinem Aufenthalt in Guatemala sehr zufrieden ist und eine günstigere Meinung von den Bewohnern davon getragen hat, als manche Reisende sie von den Bewohnern anderer südamericanischer Städte und Länder äußern, wozu die ausgezeichnete Schönheit und Anmuth des weiblichen Theils derselben offenbar das ihrige beygetragen hat; da gerade Mexico, von wo den Verf. sein Weg zunächst herführte, in diesem Puncte wenig Trost gewähren soll. Als hervorstechender Zug der Bewohner von Guatemala erscheint übrigens eine gewisse ziemlich allgemein verbreitete Reinlichkeit und Wohlhabenheit, ein hoher Grad von Gastfreyheit und Geselligkeit; Eigenschaften, die zum Theil wohl daraus erklärlich sind, daß dieses Land zur Zeit da der

Verf. es besuchte noch wenig oder gar nicht von Bürgerkriegen und politischen Umtrieben heimgesucht worden war, da die frühern Umwälzungen fast ohne Widerstand vor sich gegangen waren. An Naturschönheiten scheint Guatemala, besonders die alte Stadt, alle andern südamericanischen Städte, Rio ausgenommen, zu übertreffen.

B. A. H.

Marseille.

Bey Anton Ricard: Cours de Physique par E. Peclet, Profess. des Sciences physiques au Collège R. de Marseille etc. 533 Quartseiten mit 24 Kupfertafeln. 1826.

Ein Lehrbuch, welches sich durch einen klaren und gründlichen Vortrag und vor der größern Menge Französischer Lehrbücher auch durch eine gute systematische Ordnung auszeichnet, wenn es gleich in Rücksicht dessen, was von Physikern außerhalb Frankreich, zumal deutschen, geleistet worden ist, oft sehr mangelhaft bleibt. So ist z. B. in der Lehre vom Schall und Klang nicht einmal des Namens Chladni erwähnt, und von den so merkwürdigen Klangfiguren fast gar nichts gesagt, da doch Chladni's Acustik ins Französische übersetzt worden ist, und also dem Verf. gar wohl hätte bekannt seyn können. Dieser Cours de Ph. ist von 1823 — 1825 in einzelnen Heften erschienen, an deren Ende jedesmal ein kurzes Resumé der darin behandelten Lehren mitgetheilt ist. Das Werk ist in zwey Abtheilungen verfaßt, deren jede wieder in einzelne Kapitel zerfällt. In der ersten Abtheilung wird von den wägbaren Körpern gehandelt, 1) nach

ihren propriétés nécessaires (Etendue, Impénetrabilité, mobilité, divisibilité); 2) nach den forces, qui agissent sur les corps (Attraction; gravitation, pésanteur, attraction moléculaire; Force répulsive de la Chaleur); 3) nach den Propriétés générales des corps (Solides, liquides, gazeux). Die zweyte Abtheilung handelt von den Imponderabilien (chaleur, électricité, magnétisme, lumière), welches eine kurze Uebersicht von der Ordnung gibt, nach der die Gegenstände behandelt worden sind. In der Lehre von der Elasticität der Dämpfe scheint dem Verfasser nichts bekannt zu seyn, als was Dalton darüber geschrieben hat. Die Verbreitung der Wärme durch feste und flüssige Materien erklärt er durch eine Strahlung des Calorique von molécule zu molécule, proportionellement à la différence de température de deux molécules. Was die Anziehung der molécules gegen den Calorique selbst hiebey wirkt, darüber lehrt er nichts befriedigendes. In der Lehre vom Lichte erklärt er die Erscheinungen, sowohl nach dem Emanations- als Vibrations-System, bey welchem letztern er es Herrn Fresnel nachbetet, daß es die mehrsten Erscheinungen weit einfacher, und mit Aufwand von weniger Hülfsfictionen darstelle, als das erstere, welches allerdings leichter gesagt, als bewiesen ist. Durch die vielen Kupfertafeln werden die in dem Buche vorgetragenen Lehren und die zu den Versuchen erforderlichen Apparate sehr gut versinnlicht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.
Den 3. Junius 1830.

Edinburgh und Bremen.

Pathological and practical Researches on Diseases of the Brain and spinal cord, by J. Abercrombie, Med. D. 1828. 440 S. in Octav.

Bremen bey J. G. Heyse, 1829: J. Abercrombie's Doctors der Medicin, Mitgliedes des königl. Colleg. der Aerzte in Edinburg: Pathologische und practische Untersuchungen über die Krankheiten des Gehirns und des Rükkenmarks; aus dem Englischen von Gerh. von den Busch, Dr. d. Med. u. Chir., ausübendem Arzte in Bremen und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. XXII u. 582 S. in 8.

Dieses mit allem Rechte classisch zu nennende Werk ist ein sehr schätzungswerthes Geschenk, welches der Herr Uebersetzer seinen deutschen Amtsbrüdern in der Muttersprache darreicht, und wenn das Werk selbst einen großen Beweis von der Gelehrsamkeit, Beobachtungsgabe und dem Fleiße des Verfs. liefert, so zeigt die Uebersetzung nicht

weniger einen Mann, dessen Kenntnisse, Liebe zu der Wissenschaft, Genauigkeit und Ausdauer unsere ganze Achtung verdienen, weshalb wir sie zugleich mit dem Original anzeigen. Auch das Abercrombie'sche Werk über die Krankheiten des Magens, der Leber, des Darmcanals und anderer Organe der Bauchhöhle ist von demselben jetzt übersetzt erschienen und kann als der zweyte Theil des jetzt in Rede seyenden angesehen werden.

Schon früher waren Krankheiten des Gehirns und des Rückenmarks Gegenstände der Forschung des Dr. Abercrombie gewesen, und seine in dieser Rücksicht angestellten Beobachtungen und Erfahrungen sind dem deutschen Publicum in einer Uebersetzung von Fr. de Blois 1821, die in Bonn mit einem Anhange von Hn. Prof. Nasse herauskam, mitgetheilt worden.

Rücksichtlich seiner Ansichten und der Abtheilung der Gehirnkrankheiten in entzündliche, apoplectische und organische hat der Verf. in dem vor uns liegenden Werke den nämlichen Gang beobachtet und dieselben Grundsätze aufgestellt wie in dem vorerwähnten, aber hiebey aus einer reichern Quelle von Erfahrungen geschöpft, allenthalben mehr Licht zu schaffen sich bestrebt, und mit kritischem Geiste die Ansichten und Beobachtungen anderer Schriftsteller benutzt. Daß das Gehirn, als Organ des sensoriellen und intellectuellen Lebens, das in alle Sphären desselben eingreift und auf die Harmonie im ganzen Organismus einen so wichtigen Einfluß hat, wegen der Feinheit und Mannigfaltigkeit seiner Bildung, so wie wegen der Vielseitigkeit, von welcher es angegriffen werden kann, mancherley Fehlern und Abänderungen in organischer und dynamischer Rücksicht unterworfen sey, ist von

Aerzten aller Zeiten anerkannt worden, vorzüglich aber hat dieses Organ in den letzten Decennien die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und wir verdanken diesem Zeitraume das wichtigste, was wir von den Krankheiten desselben wissen.

Noch kein Schriftsteller hat indessen so viel darin geleistet, wie unser Verf.; welches ihm auch nur bey der großen Menge von Krankheitsfällen, die er zu beobachten Gelegenheit hatte, möglich ward; das vor uns liegende Werk enthält zum Beweise davon 138 vom Verf. selbst beobachtete Fälle von Krankheiten des Gehirns und dessen Umgebung, so wie des Rückenmarks. Daß dadurch dasselbe einen großen Reichthum erhalten und an Wichtigkeit den ersten Platz eingenommen hat, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, und Ref. muß es beklagen, daß er diesen Schatz für seine Leser nicht so benutzen kann, wie er es wünscht, da der beschränkte Raum ihm nur gestattet, den allgemeinen Inhalt desselben anzugeben und vielleicht hie oder da auf Puncte aufmerksam zu machen, die besonders beachtet zu werden verdienen.

Alle Krankheiten des Gehirns lassen sich nach dem Verf. unter die drey Gesichtspuncte der entzündlichen, apoplectischen und organischen bringen, und unter diese wieder die verschiedenen Formen derselben stellen.

Ob diese Abtheilung allgemeinen Beyfall haben werde, muß Ref. dahin gestellt seyn lassen; wahr ist es, daß die dadurch gezogenen Grenzen wohl nicht so ganz genau sind, daß die eine nicht zuweilen das Gebiet der andern berührt, besonders da Entzündung oft mit apoplectischen Zufällen auftritt, oder erstere mit letztern aus einer Quelle kommen kann, so wie organische

Krankheiten oft und vielleicht immer ihre Würzel im Entzündlichen haben; allein es ist doch auch nicht abzusehen, welche Anordnung der Natur gemäßer und dienlicher seyn sollte, das große Heer der Krankheiten des Gehirns in einer leicht zu überschauenden Ordnung darzustellen.

Das ganze Werk zerfällt also in vier Haupttheile, wovon der erste den entzündlichen, der zweyte den apoplectischen, der dritte den organischen Krankheiten des Gehirns, der vierte den des Rückenmarks gewidmet ist; ein kurzer Anhang handelt von den Krankheiten der Nerven.

Erster Theil. Entzündliche Krankheiten des Gehirns. Entzündungen des Gehirns sind schwerer zu erkennen, als dieser pathologische Proceß in andern Gebilden, weil gewöhnlich das sensorielle Leben so dabey leidet, daß der Kranke keine freye Aeußerung seiner Gefühle behält und in einen Zustand von Oppression des Gehirns verfällt. Allgemein wird letzterer als Folge von Druck auf das Gehirn oder von Ergießungen auf und in ihm betrachtet; allein dieses ist nach dem Verf. ein großer Irrthum. Das Koma oder jede andere Art von Oppression beweisen keinesweges eine das Gehirn drückende Ursache, sondern können von verschiedenartigen Abnormitäten dieses Organs herrühren, so wie Ergießungen vorhanden seyn können, ohne alle denselben zugeschriebene Zufälle. Alle Symptome, die man gewöhnlich auf Druck bezieht, sind oft Begleiter der Hirnentzündung. Selbst im hydrocephalus acutus ist Entzündung das Causalmoment und Ergießung die Folge, welche auch ganz fehlen kann, ohne daß die Krankheit in ihrer Erscheinung dadurch eine wesentliche Veränderung erleidet.

dem ersten Abschnitte dieses Theils

findet sich eine allgemeine Uebersicht der Symptome, die ein entzündliches Leiden in der Kopfhöhle anzeigen. Der Verf. stellt dasselbe unter fünf Formen dar, 1) als Phrenesie, 2) mit Erscheinung von Convulsionen, 3) als febris hydrocephalica, 4) als ähnliches Leiden bey jungen Personen um die Zeit der Pubertät, oder auch später; 5) mit heftigen Kopfschmerzen beginnend, mit mehr oder weniger Delirium begleitet, mit Unbesinnlichkeit, Vergeßlichkeit, Geistesverwirrung, schwerer Sprache verbunden und mit Koma endigend. Diese letzte Form ist wegen der guten Zwischenräume einer anscheinenden Besserung sehr täuschend und deswegen am gefährlichsten.

Unter diesen verschiedenen Formen kann die Entzündung als primäres idiopathisches Leiden auftreten, oder auch symptomatisch erscheinen, wie dieses zuweilen bey anhaltenden Fiebern, dem Scharlachfieber, dem Keichhusten, den Masern, der Pneumonie, der Phthisis, den Nierenkrankheiten, und Ref. möchte hinzusetzen, im Wochenbette der Fall seyn kann.

Die Zeichen dieser Krankheit, die sich an einzelnen Theilen, den Augen, Ohren, Sprache, Pulse, Muskeln, Harne, geistigen Functionen zeigen, sind die bekannten.

Der zweyte Abschnitt handelt von den verschiedenen Sitzen und Ausgängen der Gehirnentzündungen. Sie können ihren Sitz haben in der dura mater, in der pia mater, und Arachnoidea, in der Substanz der Hemisphären des Gehirns, in dem centralen markichten Theile desselben, im corpus callosum, septum lucidum, fornix.

Ihre Ausgänge können seyn: Tod in der Entzündungsperiode, seröse Ausschwitzung, die in

Folge der Entzündung der Häute des Gehirns selbst oder der zunächst gelegenen Theile entsteht, oder von der Unterbrechung der Circulation in den Venen, wie beym hydrocephalus chronicus und der sogenannten apoplexia serosa wahrscheinlich der Fall ist, herrührt. Die fernern Ausgänge der Entzündung können seyn: Absetzung einer Pseudomembran, Eiterung, Erweichung, Verdickung der Häute, Zusammenziehung und Verwachsung der Sinus, Caries der Knochen.

Unter Erweichung versteht der Verf. eine Veränderung der Hirnsubstanz in eine weiche, aufgelöste, pulpöse Masse, die ihre natürliche Farbe behält. Von der Vereiterung ist sie ganz verschieden, sie hat weder die Farbe noch den Geruch des Eiters. Am häufigsten findet man sie am corpus callosum, fornix und septum lucidum. Nach Rostan's und anderer Französischen Aerzte Meinung ist dieselbe eine ganz eigenthümliche Krankheit; nach des Verfs. Ansicht aber ist sie eine Art von Gangren und hat wie diese zwey wesentliche Verschiedenheiten in ihrem Entstehen, nämlich einmal ist sie Ausgang der Entzündung, wie sie in allen Altern auftreten kann, ein andermal aber nimmt sie ihren Ursprung aus Störung des Kreislaufes in den Arterien, Obliterationen oder Verknöcherungen derselben und ist wie die gangraena senilis eine Krankheit des höhern Alters.

Dritter Abschnitt. Entzündung der dura mater. Dem Verf. ist nur ein deutlich ausgeprägter Fall derselben vorgekommen, wobey das Hauptsymptom anhaltender Kopfschmerz war. Häufiger wird sie in Verbindung mit Krankheiten des Ohrs und der portio petrosa des Schläfenbeins und gewöhnlich mit Ausfluß aus

den Ohren, Absceß hinter denselben, Caries des Schläfenbeins und heftigen Ohrenschmerzen gefunden; entsteht auch zuweilen nach plötzlich verschwundenem Ausflusse aus den Ohren. Ueberhaupt scheint die dura mater weniger zu einer idiopathischen Entzündung geneigt zu seyn, als die andern Gehirnhäute, und in den mehrsten Fällen nur auf diese Weise zu erkranken, wenn äußerliche Gewaltthätigkeiten auf sie gewirkt oder Krankheiten des Schedels sie mit in den pathologischen Proceß gezogen haben. Doch hat man auch Beyspiele, daß Entzündungen und Affectionen der Nasenhöhlen, der Stirn und Augenhöhlen sie erzeugt haben. Der Verf. macht noch auf zwey Ausartungen aufmerksam, die als Folgen der Entzündung dieser Haut vorkommen, nämlich Verdickung der Wände der Seiten-Sinus, Anfüllung derselben mit verdickter gerinnbarer Lymphe und Obliteration, so wie auf Ansammlung einer gerinnbaren Flüssigkeit zwischen den Blättern derselben, wodurch sie aufgetrieben und so verdickt werden kann, daß, wie ein hier erzählter Fall zeigt, sie die Dicke eines halben Zolls erreicht.

Vierter Abschnitt. Entzündung der Arachnoidea und pia mater. Diese beiden Häute sind gewöhnlich gemeinschaftlich entzündet, und wenn dieses auch nicht immer der Fall ist, so hält es doch schwer zu unterscheiden, in welcher von beiden die Entzündung ihren Sitz habe. Nach dem Tode findet man durchgängig eine falsche Membran, die über die Hirnwindungen wegläuft, wenn nur die arachnoidea, hingegen zwischen denselben fortgeht, wenn die pia mater entzündet war.

Gewöhnlich tritt diese Krankheit mit Kopfschmerz, Erbrechen und Lichtscheu auf, viel häu-

figer aber noch mit Convulsionen, die in Koma übergehen, mit diesem abwechseln und auch mit diesem tödtlich endigen. Der Verf. gibt eine Menge von Fällen an, wo er sie beobachtet hat, und stellt dieselben unter acht verschiedenen Formen auf: a) Einfache Meningitis (mit diesem Namen bezeichnet er jederzeit die Entzündung besagter Häute). b) M. von ungewöhnlich starker Ausdehnung mit sehr dunkeln Erscheinungen; die Zufälle waren Leibweh, Erbrechen, zuletzt Schlafsucht und leichte Convulsionen. c) M. von sehr kleiner Ausdehnung mit heftigen Krankheitserscheinungen. Hier war das Hauptsymptom vom Anfange bis zu Ende heftiges Kopfweh, dem sich später Convulsionen zugesellten. Bey der Leichenöffnung fand man nur eine kleine Stelle in der Gegend der Orbita mit einer falschen Membran bedeckt und unter ihr das Gehirn etwas verhärtet. d) M. an der Grundfläche; die Zufälle waren ein anhaltendes Fieber mit Betäubung. e) M. mit Vereiterung der Oberfläche. f) M. mit Vereiterung in den Ventrikeln. g) M. des kleinen Gehirns. Die Symptome waren Ohrenschmerz, der in Taubheit überging, heftiger Schmerz im Hinterkopfe und Koma. h) Eine gefährliche Abart der M. wobey nur vermehrte Vascularität beobachtet wurde. Bey dieser Form, die bey Frauenzimmern von sehr reizbarer Constitution, aber auch bey Männern, besonders solchen, die viele geistige Getränke genießen, vorkömmt, zeigt sich im Anfange Niedergeschlagenheit, die aber in überspannte Munterkeit und maniacalische Aeußerungen übergeht, wobey der Kranke von einer Idee zur andern überspringt und mancherley Phantasmata hat. Die Krankheit verläuft sehr schnell, geht oft in Convulsionen und Koma

über, mehrentheils aber endigt sie sich mit einem allgemeinen Sinken der Lebenskräfte. Sie ist sehr gefährlich, erträgt keine allgemeine Blutausleerungen, und nur örtliche Abführungen und kalte Umschläge sind die vorzüglichsten Mittel gegen dieselbe. Bey der Leichenöffnung findet man die Gefäße der pia mater sehr angefüllt.

Auch bey Kindern kömmt sie vor und zeichnet sich durch Convulsionen aus.

Die Meningitis kann auch in chronischer Form vorkommen und es finden sich nach dem Tode Verdickungen und Verwachsungen beider Häute, so wie zuweilen auch Tuberkeln auf der pia mater.

Fünfter Abschnitt. Entzündung der Substanz der Hemisphären. Die Zufälle sind hier sehr verschieden; die häufigsten und bezeichnendsten sind aber Kopfschmerz, dem heftiges Delirium und Koma folgen. Zuweilen treten auch nach dem Kopfschmerze Convulsionen ein, und die davon befallenen Glieder werden in der Folge gelähmt. Diese Entzündung kann an und für sich tödtlich werden, in einfache Erweichung übergehen, diese mit Eiterung verbunden seyn, oder es entsteht eine unbegrenzte Eiterung, oder ein Absceß und endlich ein oberflächliches Geschwür.

Nachdem der Verf. in 18 Fällen treue Gemälde dieser Krankheiten nach ihren verschiedenen Ausgängen aufgestellt hat, sucht er die characteristischen Zufälle einer jeden Form deutlich zu machen; so führt er als Symptome der einfachen Entzündungen an: Schmerz im Kopfe, Convulsionen und nach diesen Lähmungen, die aber auch zuweilen den Convulsionen vorangehen, oder auch ohne diese erscheinen, so wie

Apoplexie. Die nämlichen Zufälle zeigen sich auch bey der Erweichung, besonders Convulsionen aus Lähmungen, die oft zu gleicher Zeit da sind, zu andern wieder abwechseln. Daß eine steife Contraction der Glieder, wie Lallemand und andere Französische Aerzte behaupten, ein characteristisches Symptom der Erweichung sey, hat der Verf. nicht gefunden, wohl aber das Gegentheil. In der begrenzten sowohl als der unbegrenzten Eiterung gehen Convulsionen den Lähmungen gewöhnlich voran; auch bey der seltner vorkommenden oberflächlichen Vereiterung des Gehirns zeigen sich Convulsionen und zuletzt entsteht Lähmung; diese kann aber auch fehlen und nach jenen ein komatöser Zustand folgen. Die Entzündung der Hirnsubstanz kann auch als ein chronisches Leiden vorkommen, Monate lang dauern und sich durch mancherley Erscheinungen äußern. Es kann zuletzt als Apoplexie enden, aber auch in Erweichung und Eiterung übergehen. In einigen Fällen verlöscht diese Entzündung in Verhärtung eines bald größern bald kleinern Theils der Hirnsubstanz. Ist die Verhärtung begrenzt, so erscheint sie späterhin von einem Balge, welchen die coagulable Lymphe gebildet hat, eingeschlossen, und bildet die sogenannte Geschwulst im Gehirne, welche zu den organischen und unheilbaren Krankheiten gezählt wird. Das dadurch hervorgebrachte Leiden kann anhaltend aber auch periodisch seyn, in Apoplexie übergehen, auch nach und nach von selbst aufhören. Die Verhärtung verhält sich eben so wie eine jede skrophulöse oder lymphatische in andern Theilen und geht wie diese allmählich in größere Desorganisation über, oder geräth in Suppuration oder Ulceration, verschwindet aber auch zuweilen von selbst. Die

mit ihr verbundenen Zufälle bestehen in heftigen Kopfschmerzen, lähmungsartiger Schwäche einzelner Theile und Convulsionen, und sie kann plötzlich tödtlich werden.

Allen chronischen Entzündungen der Hirnsubstanz scheint es eigen zu seyn, daß sich bey ihnen nach und nach entstehende Lähmungen entwickeln, die häufig das Eigene haben, daß sie mit einer besondern Empfindlichkeit des afficierten Theils verbunden sind.

Sechster Abschnitt. Entzündung der Centraltheile des Gehirns, des corpus callosum, fornix, septum lucidum und der die Ventrikeln auskleidenden Haut. Die Beobachtungen, welche der Verf. über die Entzündung dieser Theile gemacht hat, lieferten das Resultat, daß dieselben stets mit den Zufällen des hydrocephalus acutus verbunden waren, woraus er den Schluß zieht, letztere Krankheit sey eine entzündliche und dieses Leiden vorzüglich in den besagten Theilen vorhanden. Bey einigen Fällen eines ausgebildeten hydrocephalus acutus waren sichtbare Zeichen einer Entzündung der die Hirnhöhlen umkleidenden Haut und der nahe liegenden Theile des Gehirns vorhanden. In andern waren der fornix, das corpus callosum oder septum erweicht und die eine oder andere Partie mit einer falschen Haut überzogen, und dieses zeigte sich sowohl bey Kindern als bey Erwachsenen. Ausschwitzung war wenig vorhanden, oder, wenn sie auch vorhanden war, so wurde sie doch von mehreren deutlichen Zeichen eines vorhanden gewesenen Entzündungsactes begleitet. Bloße Ergießung bringt nicht die beym hydrocephalus bemerkten Zufälle hervor, sondern ihre alleinige Gegenwart bildet eine chronische tückische Krankheit, die in einem

merkwürdigen Contraste mit jener steht. Auch ist sie die Folge einer entzündlichen Reizung, die aber mehr einen chronischen Character hat. Beschränkte sich die Entzündung auf die innere Haut der Hirnhöhlen, so war dabey eine Anfüllung derselben mit einer trüben milchichten Flüssigkeit, die zuweilen Flecken von coagulabler Flüssigkeit enthielt. Hatte die Entzündung ihren vorzüglichen Sitz im corpus callosum, fornix und septum, so fand man den einen oder andern dieser Theile in eine weiße pulpöse Ausartung übergegangen und das septum durchlöchert.

Eine Abart der entzündlichen Affection der Centraltheile des Gehirns ist diejenige, welche nach andern Krankheiten, besonders chronischen und vorzüglich nach Lungenkrankheiten entsteht.

Nach diesen Erfahrungen und dem darauf vom Verf. nach richtigen pathologischen Grundsätzen gegründeten Urtheile ist es also unrichtig, wenn man das Wesen des hitzigen hydrocephalus in Ergießungen in die Hirnhöhlen setzt. Golis, Formey und mehrere Schriftsteller haben schon den Grund dieser Krankheit in entzündlicher Aufregung des Gehirns gesucht, und die Ergießung als eine Folge derselben betrachtet. Diese Ansicht wird nun von dem Verf. noch mehr begründet und nach den von ihm angeführten Gründen wird man keinen längern Anstand nehmen, dieser Krankheit unter den entzündlichen des Gehirns den ersten Platz einzuräumen und die Idee von Ausschwitzuug und deren Wirkung in so weit fahren zu lassen, daß man auf die Entfernung der letztern kein zu großes Gewicht legt. Ist die Entzündung nur gelinde und die Ausschwitzung alleinige Folge derselben, so kann nach dem Aufhören jener auch die Einsaugung der ergossenen

Flüssigkeit Statt finden; sind aber wie beym wahren hydrocephalus die Centraltheile des Gehirns ergriffen und desorganisiert, so wird die ausgeschwitzte Feuchtigkeit ein gleichgültiges Wesen seyn. Oft zeigt sich der hitzige Wasserkopf mit allen den ihn characterisierenden Zufällen und bey der Leichenöffnung findet man keine Spur einer Ausschwitzung, aber wohl andere Merkmale einer dagewesenen Entzündung. Alles kömmt bey dieser Krankheit darauf an, sie gleich Anfangs ihrem ganzen Wesen nach zu erkennen und kräftige Maßregeln gegen die Entzündung zu nehmen. Ersteres aber ist nicht immer so leicht als man denken sollte, unter den Zufällen herrscht oft eine große Verschiedenheit, die eine nicht gleich zu durchschauende Dunkelheit hervorbringt, und doch darf man mit dem Heilverfahren nicht zaudern; die ersten Augenblicke sind so kostbar, daß ihr Verlust nie ersetzt werden kann.

Siebenter Abschnitt. Von den Ursachen der entzündlichen Krankheiten des Gehirns. Dieser Abschnitt hat nicht die Ausführlichkeit, welche man bey einem so genauen Beobachter erwarten sollte. Er führt nur folgende allgemeine Veranlassungen zu demselben an, als anhaltende Fieber, Masern, das Scharlach, unterdrückte Ausleerungen, vorzüglich die ischuria renalis, strophulöse Disposition, chronische Krankheiten, die die allgemeinen Anlagen zu Entzündungen begründen, z. B. der Leber, der Gedärme, und endlich Leidenschaften und reizende Getränke.

Achter Abschnitt. Von der Behandlung der entzündlichen Krankheiten des Gehirns. Diese besteht in allgemeinen und örtlichen Blutentziehungen, Abführungen, kalten Kopfumschlägen und Uebergießungen, und in Anwendung von

Blasenpflastern im Nacken und in spätern Zeiten auch auf dem Kopfe. Gegen den Gebrauch des Calomels ist der Verf. ganz eingenommen, welches sehr zu verwundern ist, da man doch in England auf dieses Mittel so viel hält, und es gewiß auch den Vorzug vor vielen andern verdient, ja in dieser Krankheit vorzüglich angezeigt zu seyn scheint, da es so kräftig in den plastischen Lebensproceß eingreift und in die Organisation tief einzudringen vermag, ja bey Entzündungen anderer Theile eine so bedeutende Rolle spielt. Ref. hat davon die herrlichsten Wirkungen in Gehirnentzündungen, besonders dem hydrocephalus acutus gesehen und gewiß haben dieses mit ihm sehr viele seiner Amtsbrüder gethan. Unmöglich können Abführungsmittel das leisten, was hier bezweckt werden soll, und Ref. möchte sich nicht hiebey bloß auf das Krotonöl verlassen, welches das einzige innere Mittel gewesen zu seyn scheint, welches der Verf. gereicht hat. Ueberhaupt wird wohl dieser Abschnitt den wenigsten Lesern genügen. Der Verf. führt auch nur zehn Fälle an, die bey seiner Behandlung geheilt sind.

Als Anhang zu diesem ersten Theile von den Hirnentzündungen theilt der Verf. noch einige Beobachtungen über Tuberkeln im Gehirne, Krankheiten des Schedels und des Pericraniums mit.

Erstere zeigen sich im Gehirne wie in andern Theilen des Körpers und sind von gleicher Größe, Consistenz und Structur. Ihre Folgen sind oft nichts weiter als ein leichter Kopfschmerz und die Krankheit kann damit lange dauern; ihr Ausgang steht dann mit einem entzündlichen Leiden des Gehirns in Verbindung und man findet bey den Leichenöffnungen entweder eine bedeutende Ausschwitzung oder Erweichung der Hirn-

masse, woran die Tuberkeln ihren Sitz haben. Zuweilen sind außer denselben noch Bälge oder Höhlen mit eyweißstoffartiger Masse vorhanden. Bey einem sehr merkwürdigen Falle, wo fast die ganze eine Hirnhemisphäre ausgehöhlt und ein Balg mit jener Masse an einem anderen Puncte gefunden wurde, hatte die Krankheit mehrere Jahre gedauert, und war mit Ohrenstichen, Augenschwäche, schwarzem Staare, Anfällen von Contraction der Glieder und Bewußtlosigkeit verbunden gewesen.

Die hier in Betracht kommende Krankheit der Schedelknochen ist die Caries. Der Verf. erzählt einen merkwürdigen Fall, in welchem die ganze innere Tafel des Schedels cariös geworden war und sich eine falsche Membran gebildet hatte, die die dura mater in Verbindung mit dem Knochen hielt. Fälle von Caries an der innern Tafel gehören aber zu den seltenern, häufiger sind die an der äußern, und hier kann die Zerstörung von äußern Verletzungen oder von selbst als Folge einer Entzündung des Knochens entstehen; sie beschränkt sich oft nur auf diesen, kann aber tiefer bis auf das Gehirn dringen. Auch von Innen heraus kann der Knochen durch einen in der Schedelhöhle gebildeten Absceß angefressen und durchbohrt werden.

Bey den Krankheiten der Knochen überhaupt, also auch des Schedels, herrscht der üble Umstand, daß die ursprüngliche nicht immer an dem Orte ihrer Entstehung beschränkt bleibt, sondern sich oft über bedeutende andere Theile der Hirnschale verbreitet, wodurch ihre Gefahr vergrößert und ihre Heilung schwieriger wird; so haben diese Krankheiten auch das Eigenthümliche, daß sie einen sehr langsamen Verlauf haben, oft nur

dabey unbedeutend scheinen und doch mit gefährlichen Zufällen begleitet sind.

Nach des Verfassers Erfahrung bewirkt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die Abtrennung des Pericraniums oder der harten Hirnhaut ein Absterben des Schedelknochens. Die Trennung des erstern kann Statt finden, ohne daß der Knochen cariös wird, und letzteres kann sich ereignen, ohne daß das Pericranium gelöset ist.

Die Trepanation bleibt in allen Fällen der Knochenkrankheiten der Hirnschale ein gewagtes Mittel, außer wo man eine Eiteransammlung unter derselben vermuthen kann, denn selten leidet die innere Lamelle und durch die Durchbohrung des Knochens in diesem Falle kann die Krankheit leicht tödtlich werden. Das Hauptverfahren hierbey beschränkt sich auf freye Durchschneidung der äußern Bedeckungen und Beförderung der Abstoßung des kranken Knochens.

Die ganze Aufmerksamkeit in allen Fällen, besonders nach äußern Verletzungen und Bildung von Eiter im Schedel muß auf die Entzündung gerichtet seyn, denn Eiterbildung und Knochenkrankheit sind nur Resultate derselben.

Zuweilen verschwindet auch ein Knochenstück durch Absorption und es entsteht dadurch eine Oeffnung im Schedel. Dieses kann nach äußern Verletzungen Statt finden, aber auch Folge einer Geschwulst an der dura mater seyn.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.
Den 5. Junius 1830.

Edinburgh und Bremen.

Beschluß der Anzeige: J. Abercrombie's pathologische und practische Untersuchungen über die Krankheiten des Gehirns und des Rückenmarks. Aus dem Englischen von Gerh. von den Busch ꝛc. ꝛc.

Auch die Krankheiten des Pericraniums (periostitis von Crampton) können bedeutende und lebensgefährliche Zufälle hervorbringen, als Kopfschmerz, Empfindlichkeit der Decken, Epilepsie und Lähmung. Diese Haut ist aufgeschwollen, verdickt, ja in einer knochenartigen Veränderung, wobey auch die dura mater unter ihr geschwollen war, angetroffen worden. Mehrentheils liegt die Ursache dieses Uebels in einer äußern Verletzung. Es kann Jahre lang dauern und eine Durchschneidung der kranken Partie ist das einzige radicale Heilmittel.

Zweyter Theil. Von den apoplectischen Krankheiten. Nachdem der Verf. in der Einleitung zu diesem Theile auf die Dunkelheit hin-

gewiesen hat, die noch in der Ansicht über die wahre Natur dieser Krankheit herrscht, indem keine der Meinungen der Beobachter über dieselbe so begründet ist, daß sie allgemeine Anwendung leidet oder mit den Grundsätzen einer geläuterten Physiologie und Pathologie ganz im Einklange steht, zeiget er aus seiner und Anderer Erfahrung, daß die Zustände, welche man nach dem Tode findet, wenig oder gar nicht auf die Natur und Entstehungsweise der Krankheit einen Schluß erlauben, denn bey einigen daran Gestorbenen finden sich große Blutergießungen, Gefäßanfüllungen, Ausschwitzungen und andere Veränderungen im Gehirne, bey andern aber zeigt sich keine Spur einer Abnormität im Gehirne. Die einzige Art dieser Krankheit, von deren Entstehung man sich noch einen bestimmten Grund angeben kann, ist die, wo von äußern Veranlassungen eine Störung in der Circulation des Bluts im Gehirne hervorgebracht ist.

Der Verf. stellt alle Apoplexien unter dreyerley Formen auf.

Die erste Form, die er primäre Apoplexie nennt, ist dadurch bezeichnet, daß der davon Befallene plötzlich niederfällt und aller Sinne und Bewegung beraubt ist, Convulsionen oder Starrheiten der Glieder entstehen und der Patient im tiefen Schlafe liegt, aus welchem er entweder ohne weitere Folgen oder mit Lähmung erwacht.

Die zweyte Form beginnt mit heftigem Kopfschmerz, Uebelkeit, Mattigkeit, Unmacht. Dieser Zustand geht oft bald vorüber, indessen sind die Kopfschmerzen bleibender. Nach einiger Zeit wird der Kranke unbesinnlich, fällt in Koma und stirbt gewöhnlich darin.

Die dritte Form fängt mit dem Verluste der

Bewegungskraft eines Theils und mit Sprachlosigkeit an; der Ausgang ist vollkommene Genesung oder Rückbleibsel der Lähmung oder vollständige Apoplexie.

Nach diesen Formen wird nun die Krankheit in folgenden Abschnitten abgehandelt.

Erster Abschnitt. Fälle die primär apoplectisch sind. Die hier zu beobachtenden Umstände sind folgende.

Der Patient erholt sich bald und vollkommen wieder, oder er stirbt plötzlich und man findet ein beträchtliches Blutextravasat, oder eine seröse Ausschwitzung im Gehirne, die oft aber nur geringe ist, oder es sind gar keine krankhafte Erscheinungen aufzufinden.

Hiernach macht der Verf. nun drey Hauptabtheilungen, nämlich die Apoplexie mit Blutextravasat, die mit seröser Ausschwitzung, die ohne alle krankhafte Erscheinungen.

Der Verf. erzählt dann mehrere Fälle der Apoplexie, bey welchen nichts krankhaftes gefunden wurde, so wie von denen, in welchen sich seröse Ausschwitzungen zeigten, und stellt dann seine Meinung über apoplexia sanguinea und serosa auf, bey welcher Unterscheidung nach seiner Ansicht ein ganz fehlerhafter Begriff zum Grunde liegt und falsche Beobachtungen anzuklagen sind, da nach seiner und anderer Beobachter Erfahrung bey allem äußern Anscheine der letzten Art bedeutende Extravasate gefunden sind und Blutentziehungen sich nützlich bewiesen haben, bey einer anscheinenden apoplexia sanguinea sich aber nichts wie Ausschwitzung gezeigt hat. Hiernach fiele also der Unterschied dieser Form als in ihrer wesentlichen Ursache gegründet, weg, besonders da auch die Menge der ausgeschwitzten Flüssigkeit in keinem Ver-

hältnisse zu dem Grade der Symptome steht. Die Fälle, in welchen nichts Krankhaftes im Gehirne gefunden wird, haben wahrscheinlich ihren Grund in einem gestörten Kreislaufe im Gehirne, der von Entzündung verschieden ist, und diese Störung ist denn auch wohl in späterer Folge die Veranlassung zur Ausschwitzung.

Zweyter Abschnitt. Fälle der zweyten Klasse, die nicht primär apoplectisch sind.

Das erste und vorzüglichste Symptom ist hier ein plötzlich entstehender sehr heftiger Kopfschmerz mit Neigung zum Erbrechen, Schwäche und Unmacht. Hierbey kann der Kranke noch einige Zeit, aber gewöhnlich nur wenige Stunden, oft nur Minuten leben, da er dann in Koma verfällt, aus welchem er nicht wieder erweckt werden kann.

Die Ursache desselben ist bedeutendes Blut-Extravasat durch Zerreißung eines Gefäßes im Gehirne erzeugt, die ihren Grund in einer Krankheit der Arterie an der geborstenen Stelle hat. Die Umstände sind fast die nämlichen wie bey der Entstehung eines Extravasats nach äußern Gewaltthätigkeiten; der Fall ist gewöhnlich tödtlich.

Die Quellen dieser Ergießungen, die ohne solche vorhergehende Congestion, wie bey der apoplexia sanguinea Statt findet, entstehen, sind ein zerrissenes Gefäß von mäßiger Größe in der Hirnsubstanz, die oberflächliche Vereiterung eines bedeutenden arteriellen Gefäßes, Berstung eines Gefäßes des plexus chorioideus, die Zerreißung eines Sinus, Zerreißungen kleiner Aneurismen in der Hirnsubstanz, Zerreißung eines Gefäßes zwischen der dura mater und dem [illegible]en.

[illegible] allen solchen Fällen waren eine Verknö-[illegible] der Arterie oder die von Scarpa ange-

gebene erdartige Brüchigkeit derselben, oder eine Verengerung und Obliteration in einer oder der andern Arterie, oder Verdickung und breyartige Auflösung der innern Gefäßhaut vorhanden.

Dritter Abschnitt. Von den paralytischen Fällen.

Das hervorstechende Symptom dieser Art von Apoplexie ist Lähmung ohne Koma, oder doch ohne eine vollständige und anhaltende Erscheinung desselben. Gewöhnlich zeigt sich der Anfall unter der Form von Hemiplegie mit Verlust der Sprache. Zuweilen bleibt auch die Sprache normal, und in andern Fällen ist Sprachlosigkeit allein vorhanden. Zuweilen ergreift auch die Lähmung nur einzelne Theile, den Arm, das Bein, die Muskeln des Gesichts oder der Augen und anderer Theile. Zuweilen bleibt sich der Kranke dabey ganz bewußt.

Ein solcher Anfall ist entweder Vorläufer eines apoplectischen Anfalls, oder er geht ohne Folgen vorüber, oder es folgt langsame Genesung, oder die Lähmung bleibt. Einige Fälle dieser Art sind der einfachen Apoplexie ähnlich, und endigen tödtlich ohne daß man Abnormitäten im Gehirne findet, oder diese bestehen nur in unbedeutenden Ausschwitzungen. In andern findet man ein Blutextravasat im Gehirne in Bälgen eingeschlossen, in noch andern zeigt sich Erweichung der Hirnsubstanz, und zuletzt kann die Lähmung Folge von Entzündung seyn.

In den Fällen der ersten Art, wobey nichts Krankhaftes im Gehirne oder nur eine unbedeutende Ausschwitzung gefunden wird, scheint nach dem Verf. die Ausschwitzung nicht Ursache, sondern nur Folge oder der Ausgang eines gewissen Zustandes der Circulation in einem Theile des Gehirns, mit dem die Paralyse in einiger Ver-

bindung steht, gewesen zu seyn, da bedeutende Ausschwitzungen gefunden sind, ohne daß im Leben Paralyse vorhanden war, und bey letzterer diese pathologische Absonderung gewöhnlich nur gering ist.

In den Fällen der zweyten Art, wo die Lähmung von Blutextravasate herrührt, und die in Apoplexie übergehen, dringt das Blut aus der verletzten Hirnsubstanz entweder nach der Oberfläche oder nach den Hirnhöhlen; in den bloß paralytisch seyenden und bleibenden Fällen aber beschränkt es sich auf eine Höhle, welche in jedem Theile des Gehirns gebildet werden kann. Gewöhnlich befindet sich dieselbe an der der paralytischen entgegengesetzten Seite. Zuweilen wird das Extravasat auch in diesem Falle so stark, daß es Apoplexie verursacht; doch kann auch von einem kleinern Extravasate ein vorübergehendes oder bleibendes Koma entstehen. Ist die das Extravasat umgebende Hirnsubstanz gesund, so kann es allmählich absorbiert werden, wozu eine bald längere bald kürzere Zeit nöthig ist. Die Höhle in welche dasselbe eingeschlossen ist, wird von einer festen gelblichten Haut überzogen. Der auf diese Weise gebildete Balg wird, falls Einsaugung des Extravasierten Statt gefunden hat, leer oder mit gelben Bändern durchkreuzt, die die Wände zusammenhalten; daß er ganz geschlossen werde, hat der Verf. nie beobachtet.

Nach diesen Bemerkungen folgen die Fälle, in welchen der Verf. den Balg leer gefunden hat, wo mehrere Bälge, und zwar einige leer, die andern noch zum Theil gefüllt waren, wo der Balg an der Oberfläche oder an andern Orten seinen Sitz hatte.

Bey den Fällen der dritten Art, welche in

einer Erweichung der Hirnsubstanz begründet sind, ist, wie der Vf. schon früher ausgesprochen hat, die Ursache dieser pathologischen Veränderung bey Jüngern eine in Brand übergegangene Entzündung, oder bey Aeltern Folge einer Krankheit der Arterien, besonders Verknöcherung, und ähnelt dem Brande der Alten.

Die in diesen Fällen sich zeigenden Symptome weichen fast gar nicht von den bey andern beobachteten ab. Häufig gehen Prodromi einer Neigung zu Hirnkrankheiten als Kopfschmerz, Schwindel, Schwäche der Besinnung und unangenehmes Gefühl in einem oder dem andern Gliede voraus, und dann entwickelt sich plötzlich die Paralyse. Die fernern Zufälle sind sehr verschieden, so wie die Paralyse bald mit Bewegungsfähigkeit bey fehlendem Gefühle, bald mit dem Bleiben des Gefühls und Mangel an jener, bald mit dem Verluste beider verbunden ist, so wie auch die Temperatur des gelähmten Gliedes verschieden seyn kann, je nachdem die die Wärme befördernde Thätigkeit der Nerven gestimmt ist.

Merkwürdig sind hierbey die Veränderungen mancher geistiger Functionen, besonders des Gedächtnisses, wodurch oft sonderbare Verwechselungen der Benennungen der Gegenstände entstehen.

Paralysen entstehen außer von den schon angegebenen ursächlichen Momenten zuweilen von Verlust eines größern oder geringern Theils der Hirnsubstanz, von Erkältung, so wie von örtlichen Affectionen der Nerven, z. B. Lähmung der einen Gesichtshälfte von Krankheit des Gesichtsnerven bey seinem Ausgange aus dem Schläfenbeine, von Entzündung der benachbarten Theile oder von einer Krankheit des Knochens. Oft steht dieselbe auch mit dem Zustande der

Circulation in dem afficierten Theile in Verbindung, ist auch oft eine Folge der Beziehung des Gefäßsystems mit dem Nervensysteme, und kann überhaupt unter mancherley Modificationen in den Erscheinungen auftreten, ja selbst in Folge bloßer Erschöpfung erscheinen.

Die Paralyse, welche von Entzündung der Hirnsubstanz herrührt, ist schon bey dem dieser Krankheit gewidmeten Abschnitte abgehandelt worden.

Vierter Abschnit. Die Behandlung der Apoplexie.

Obgleich der Verf. sich in diesem Abschnitte nur kurz faßt, und ihm leicht der Vorwurf gemacht werden könnte, daß er über diesen Gegenstand zu leicht weggegangen sey, so muß Ref. doch bezeugen, daß er im Kurzen Alles gesagt hat, was darüber mit Recht gesagt werden kann. Man kann sagen, daß bey der Behandlung nicht auf die verschiedenen Arten der Apoplexie Rücksicht genommen und dieselbe nach den sie erzeugenden Grundursachen behandelt sey. Allein der Verf. hat aus der Erfahrung bewiesen, daß es kein einziges sicheres Symptom gebe, welches einen Schluß auf die Ursache erlaube. Die Krankheit mit Extravasat verhält sich oft wie die mit Ausschwitzung, und letztere wie jene, und die ohne alle Veränderung im Gehirne ist dem äußern Anscheine nach jenen oft ganz gleich. Das Heilverfahren kann sich also nur auf allgemeine Maßregeln beschränken, die den Zweck haben, den gereizten Zustand des Gefäßsystems zu heben oder zu mindern, das Blut vom Drange zum Gehirne abzuhalten und es von diesem abzuziehen und alle accessorische Reizung abzuhalten. Zu diesem Zwecke empfiehlt er nun die bekannten Mittel, allgemeine und

liche Blutentziehungen, starke Abführungsmittel und äußere Kälte auf dem Kopfe. So richtig nun dieses Verfahren im Allgemeinen ist, so kann dasselbe doch wohl der Tadel treffen, daß bey den innern Mitteln die Einfachheit gar zu sehr vorherrscht, und das Crotonöl das einzig empfohlene ausmacht, da wir doch so manche andere zweckmäßige besitzen, und gar keine Rücksicht auf die allgemeine Constitution, ob der Patient jung oder alt, stark, plethorisch oder schwach und blutarm ist, ob Krankheiten vorhergegangen oder entferntere Ursachen da gewesen sind, genommen ist. Auch muß man sich wundern daß der ableitenden Mittel, der Vesicatorien, der Senfumschläge und anderer Reize an entfernten Orten angebracht, nicht gedacht ist.

Eben so vieles läßt die Behandlung der Lähmung zu wünschen über, denn obgleich der Vf. der vorzüglichsten dagegen bekannten Mittel erwähnt, so vermißt man doch ungern Alles, was zur Bestimmung der Fälle, in welchen das eine oder das andere derselben angezeigt ist, leiten kann. Nur die Bemerkung des Verfs. ist gewiß wichtig, daß man beym Gebrauche derselben immer den Zustand des Gefäßsystems beachten und jeder Aufregung desselben vorbeugen müsse. Mehrere hier erzählte Fälle beweisen das glückliche Heilverfahren des Verfs.

Anhang zum zweyten Theile.

In demselben äußert der Verf. seine Ansicht vom dem Blutumlaufe im Gehirne dahin, daß er gestützt auf die Versuche der Dr. Kellie und Monroo, nach welchen bey verbluteten Thieren die Blutmasse im Gehirne unvermindert gefunden ist, und bey Erhängten zwar die äußern Kopfgefäße angefüllt sind, im Gehirne aber keine Blutanhäufung bemerkt ist, der von mehrern

Neuern aufgestellten Meinung betrift, daß die Masse des Bluts im Gehirne keine Veränderung in ihrer Menge leide und alle Veranlassungen eines stärkern Andrangs oder gehemmten Rückflusses nur eine Aufhebung des Gleichgewichts in dem arteriösen und venösen Systeme desselben bewirken können, so daß, wenn die Menge in dem einen vermindert wird, eine Anhäufung in dem andern erfolget. So entsteht durch Depression eines Theils des Schedels, so wie durch Extravasat eine Verminderung der Capacität der Venen mit einer verhältnißmäßigen Vergrösserung der Blutmasse in den Arterien. So durch Blutmangel in letztern ein verminderter Einfluß auf erstere und eine grössere Anfüllung derselben, ein Zustand, der in der Syncope vorkömmt.

Alles also was wir in Rücksicht der Apoplexien und Lähmungen sagen können, ist, daß eine Unordnung in dem Gleichgewichte der Circulation im Gehirne zwischen den arteriösen und venösen Gefäßen, den ursächlichen Grund ihrer Entstehung auszumachen scheine, nicht aber eine übermäßige Anhäufung von Blut im Allgemeinen, diese findet nur in den äußern Gefäßen des Kopfes Statt.

Dritter Theil. Organische Krankheiten, entweder andauernde Veränderungen der Hirnsubstanz oder neue Bildungen im Kopfe.

Mit letztern beschäftigt sich hier der Verfasser besonders. Er theilt alle diese Veränderungen in 8 Klassen, als:

1) Geschwülste, durch Verdickung der Hirnhäute oder Ablaggerung zwischen ihren Lamellen entstanden. Dieses Uebel zeichnet sich durch andauernde und heftige Kopfschmerzen aus, die oft paroxysmenweise erscheinen.

2) Absetzung einer eyweißartigen Substanz. Hier sind Kopfschmerzen vorhanden, denen nachher Leiden der Sinneswerkzeuge folgen, auch sind die intellectuellen Fähigkeiten oft geschwächt.

3) Feste Geschwülste, deren Masse dem coagulierten Eyweißstoffe gleicht. Hier bemerkt man die nämlichen Symptome wie bey der zweyten, aber noch dabey Convulsionen.

4) Aehnliche Geschwülste, innerlich von organisiertem Ansehen, röthlicher fleischartiger Farbe. Convulsionen und Affectionen der Sinnesorgane sind ihre Folgen.

5) Tuberkulöse Krankheit. Paralyse entsteht gewöhnlich bey ihr.

6) Verhärtung der Hirnsubstanz. Hierbey ist das auffallendste Symptom ein Magenleiden, das vorhergeht und dem nur erst später Hirnaffectionen folgen.

7) Verknöcherungen, plötzlicher Verlust der Muskelkraft oder der Besinnung, die vorübergehend sind, Koma und apoplectische Anfälle sind in ihrem Gefolge.

Von besondern Zufällen, welche durch Hydatiden bewirkt werden, geschieht keine Erwähnung.

In 44 von andern Beobachtern aufgezählten Fällen findet der Verf. Bestätigung seiner Angaben. Ref. hat, um nicht diese Anzeige noch mehr zu verlängern, nur die ausgezeichnetsten Zufälle dieser Krankheiten aufgeführt; allein die ausführlichen Geschichten verdienen gelesen zu werden.

Vierter Theil. Von den Krankheiten des Rückenmarks und seiner Häute.

Nach einer ganz kurzen anatomischen Beschreibung des Rückenmarks und seiner Häute führt

der Verfasser die vorzüglichsten Krankheiten auf, woran dieser Theil leiden kann.

Diese sind Entzündung der Häute (Meningitis), Entzündung der markichten Substanz und ihr Uebergang in Erweichung oder Verhärtung, seröse Ausschwitzung im Wirbelkanale, Extravasation von Blut in demselben, fungöse Krankheit oder Verdickung der Häute, Zusammendrückung des Rückenmarks durch Tuberkeln, eyweißartige Absetzungen, Hydatiden und Verknöcherungen der Häute, Zerstörung eines Theils des Rückenmarks, Erschütterung desselben, Krankheiten der Knochen der Wirbelsäule.

Die hier von der Meningitis aufgezeichneten Fälle liefern als Hauptsymptome derselben Schmerzen, Steifigkeit und Lähmung der Theile, bald mehrerer bald wenigerer. Die nämlichen zeigen sich auch nach äußeren Verletzungen des Rückgrades. Aehnliche Uebel, besonders Lähmungen und Convulsionen, können auch in einer bloßen plethora dorsalis ihren Grund haben.

Am gefährlichsten ist die Entzündung des Rückenmarks selbst, die schon für sich oder vorzüglich durch Erweichung der Marksubstanz tödtlich werden kann. Diese, so wie alle andere Folgen der Entzündung, als Vereiterung, Abscesse, Verhärtungen, Extravasate und alle andere Krankheiten dieses Theils, wodurch es gereizt, gedrückt und in seinen Functionen gestört wird, haben nebst dem Schmerze, der auch oft fehlen kann, Schwäche, Taubheit und Lähmung zur Folge, die sich bald in den obern, bald in den untern Extremitäten, bald in den Verrichtungen der Blase oder des Mastdarms zeigt, oder es sind auch zuweilen convulsivische Bewegungen damit verbunden.

Nach Erschütterungen des Rückenmarks entstehen gewöhnlich Paraplegie und Harnverhaltung, die zuweilen gleich, zuweilen erst spät nach denselben folgen und sich dann aus einer chronischen Entzündung herleiten lassen.

Caries der Rückenwirbel und Verkrümmung des Rückgrads ist gewöhnlich mit Paraplegie verbunden; doch ist dieses nicht immer der Fall, und wenn er eintritt, so ist es mehr die entzündliche Thätigkeit der Theile, welche die Function des Rückenmarks stört; diese kann verschwinden, obschon die Krankheit in Anchylose oder bleibende Verkrümmung übergeht, oder sie erzeugt eine chronische Krankheit der Häute oder des Rückenmarks und hat eine bleibende Lähmung zur Folge. Da so manche Gebrechen vorkommen können, die im Rückgrade ihren Ursprung haben, so ist eine sorgfältige Untersuchung dieses Theils und genaue Beachtung aller Symptome derselben von höchster Wichtigkeit. Letztere sind nun vorzüglich Schwäche, Taubheit und Convulsionen in einem Gliede, krampfhaftes Ziehen in den Gliedern, besonders bey Nacht, Verlust der Muskelkraft, ein Gefühl von Taubheit längst des Randes der Rippen, und ein besonderes Gefühl von Druck und Beengung in der Magengegend, Beschwerden beym Athmen, Beschwerden beym Harnlassen oder den Stuhlausleerungen, oder Unvermögen die Excretion zurückzuhalten, und ein Gefühl von Ausdehnung des untern Theils des Unterleibes.

Auch können Symptome von Leiden innerer Organe vorkommen, die mit Krankheiten des Rückenmarks verbunden sind, ohne daß ein Symptom vorhanden ist, das auf diese Quelle hinzeigt.

Die Mittel welche der Verf. in allen Fällen dieser Uebel vorschreibt, sind örtliche Blutausleerungen, Blasenpflaster, Fontanellen und Ruhe.

Auch verdienen die Fälle bemerkt zu werden, wo Caries einer oder mehrerer Rückenwirbel vorhanden seyn kann, ohne daß ein Symptom davon bemerkt wird, so wie auch Caries und Bruch des processus dentatus plötzlich den Tod verursachen kann, ohne daß man es ahndet.

Die bey den Krankheiten des Rückenmarks beobachteten Erscheinungen beziehen sich fast auf alle Theile und kommen unter den verschiedensten Formen vor. Mehrere Schriftsteller leiten die spasmodischen Krankheiten, Koliken, besonders die colica pictonum, einige Fieber, Epilepsien, Wasserscheu, einige Dispnoen und ähnliche aus dieser Quelle ab; in wie weit dieses gegründet sey, läßt der Verf. dahin gestellt seyn, bekennt aber, daß auf diesem Felde noch manche Dunkelheit herrsche.

Nach diesem, durch die interessantesten Krankengeschichten lehrreich gemachten Aufsatz, der, ob er gleich nur kurz ist, doch das Wesentlichste der Krankheiten des Rückgrads enthält, schließt der Verfasser dieses Werk mit einem Anhange, der einen kurzen Abriß der Krankheiten der Nerven zum Gegenstande hat. Diese Krankheiten können von den nämlichen Abweichungen entstehen, wie die des Gehirns und Rückenmarkes, nämlich von entzündlicher Reizung, Erguß in der Nervenscheide, Eiter, der sich zwischen den Nervenfasern abgesetzt hat, Erweichung der Substanz, Ulceration derselben, kleine Geschwülste, wodurch der Nerve gereizt und gedrückt wird, Vergrößerung oder Verkleinerung der Nerven.

Von solchen Ursachen können Krämpfe, heftige Schmerzen, örtliche Lähmungen und manche noch dunkle Krankheitserscheinungen erzeugt werden, und wahrscheinlich geben Entzündungen und andere Krankheiten der inneren Nerven oft zu schwer zu erklärenden Erscheinungen die Veranlassung, doch bedarf dieses Feld noch einer sorgfältigern Bearbeitung.

H.k.n.

Görlitz.

Bey dem Herausgeber: Beschreibung der heidnischen Begräbnißplätze zu Zilmsdorf in der Oberlausitz, von J. Fr. Schneider. 1. Heft. 1827. Octav.

Eine kurze Nachricht des Inhalts von einigen geöffneten Grabhügeln im Zilmsdorfer Walde in der Standesherrschaft Muskau, mit lithographischen Abbildungen. Zwar war das Ergebniß dieser Aufgrabungen an und für sich nicht von großer Bedeutung, indem nur einzelne Gruppen von gewöhnlichen Aschenurnen mit wenigen Spuren von Metallsachen gefunden wurden; allein man sieht auch hier, wie eine sorgfältige und mit Umsicht angestellte Oeffnung solcher Gräber immer noch zu einigen bemerkenswerthen Resultaten führt. 1. nämlich zeigte sich, daß diese flachgewölbten Grabhügel zwar mit einer Erdrinde überdeckt, aber im Innern aus losen Steinen, von ziemlich gleicher Größe, zusammengetragen waren. Auch diese Art der Structur findet sich in vielen Ländern, wiewohl immer nur Ausnahmsweise. Am häufigsten hat man solche Grabhügel in Schweden,

sonst auch in England, Schottland, und in Bayern und Franken entdeckt. Bey allen Beschreibungen aber (auch bey der vorliegenden) vermißt man die Angabe, ob der natürliche Boden der nächsten Umgebung so steinreich ist, daß die Aufführung solcher Hügel aus bloßen Steinen eher auf eine Erleichterung der Arbeit, als auf eine sonstige Absicht schließen läßt. 2. Die hierin enthaltenen Urnengruppen (deren in einem Hügel über dreyßig waren) zeigten, daß immer 4 bis 6 Nebengefäße um den Hauptaschentopf standen. Eine genauere Prüfung des Inhalts solcher Nebengefäße, als gewöhnlich geschieht, ist sehr zu empfehlen. Sie haben allem Anschein nach Speisen und Getränke enthalten, und so gibt auch ihre Anzahl und Form vielleicht einmal Aufschluß über die Zahl und Art der üblich gewesenen Speisen. 3. Endlich zeigte sich, daß die Knochenreste sehr regelmäßig in jeder Haupturne geordnet waren. Oben auf erblickte man die Theile der Hirnschale; den mittlern Raum nahmen die größern Gebeine ein, und an den Seiten lagen die schwächern und gekrümmtern; am Boden fand man die mit Sand vermischte Asche. Indessen scheint diese Bemerkung nur so viel zu beweisen, daß man sich bey dem Einsammeln der Knochenreste von der Brandstelle mit der Größe der Knochen nach der gewöhnlichen Gestalt des Aschentopfes richtete; die darunter befindliche Asche aber fiel siebartig zwischen den Knochen hindurch auf den Boden.

Bl.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.
Den 7. Junius 1830.

Rom.

Typis Vaticanis 1828. Classicorum auctorum e Vaticanis codicibus editorum Tomus I. complectens Ciceronis de rep. quae supersunt, Gargilii Martialis de arboribus pomiferis, Sallustii historiarum et Archimedis fragmenta. Cum quinque tabulis aeneis. Tomus II. complectens Ciceronis orationum fragmenta nuperis temporibus reperta, item orationum in C. Verrem partes ex antiquissimo palimpsesto Vaticano. Cum duabus tabulis aeneis. Curante Angelo Majo, Vaticanae bibliothecae praefecto. T. I. LXXXVIII und 430 S. T. II. XVI und 537 Seiten gr. Octav.

Es ist ein überaus verdienstliches Unternehmen des unermüdeten Mai, neben seiner grossen Sammlung unedierter Schriften des Römischen und Griechischen Alterthums (Scriptorum veterum nova collectio, bis jetzt drey starke Bände in gr. 4.) auch noch eine kleinere

zu veranstalten, in die mit strengerer Auswahl nur das Vorzüglichere aus den reichen Schätzen der verschiedenartigsten Schriften, die der Herausgeber größtentheils selbst zuerst aus Vaticanischen und andern Handschriften ans Licht zog, aufgenommen werden soll. Sie ist dem größern Publicum zum Handgebrauche bestimmt, und als solche sehr bequem und zweckmäßig eingerichtet; während die größere Ausgabe mit ihren weitläuftigen, aber dabey sehr wichtigen, Abhandlungen theologischen und profanen Inhalts, und sonstigen heterogenen Werken der verschiedensten Zeiten sich besser für die engern Kreise der Gelehrten von Profession eignet. Den Hauptinhalt der beiden vorliegenden Bände bilden vielfach verbesserte und bereicherte Wiederholungen der schon früher von Mai aufgefundenen und bekannt gemachten ciceronischen Schriften. Wir werden daher diese nur mit wenig Worten anzeigen; die unedierten Zugaben aber besonders hervorzuheben suchen.

Das Werk vom Staate, welches als die wichtigste literärische Entdeckung der neuern Zeit, billig den Anfang dieser Sammlung macht, erscheint hier nicht als bloßer Abdruck der ersten Römischen Ausgabe, sondern durch die Benutzung deutscher Hülfleistungen, besonders Moser's, an vielen Stellen berichtigt, und mit kritischen Noten und Scholien reichlicher ausgestattet. Selbst die treffliche Einleitung hat eine noch vollendetere Gestalt erhalten. Als Substitut für die im sechsten Buche verloren gegangene Vertheidigung der platonischen Lehre über das Leben nach dem Tode (wie Augustin c. d. 22, 28. Macrobius und Favonius Eulogius in somn. Scip. berichten), gibt uns Mai (S. XIV. flg. und S. 364 flg.) unedierte Excerpte aus Proklos, die nicht zu

übersehen sind. — Der angehängte index und conspectus palaeographicus ist meistens Niebuhr's und Moser's Werk. — Den Schluß des ersten Bandes machen Fragmente des Gargilius Martialis, Sallustius und Archimedes. Der erste Autor war uns bisher aus Nachrichten bey Palladius, Cassiodorus (div. lect. c. 28) und Servius bekannt. Sein Buch über die Baumzucht schrieb er unter Alexander Sever (Lampridius 37. Vopiscus 2). Die hieraus mitgetheilten Bruchstücke de arboribus pomiferis in vier Kapiteln (de cydoneis, de persicis, de amygdalis und de castaneis) fand Mai am Ende des Jahrs 1826 auf einer Reise durch Campanien in einem sehr verwitterten bobischen Palimpseste (palimpsestus plane difficilis, obliteratus, ambiguus et morosissimus, quem dum iterum iterumque chemico humore perluerem, dum sepultos apices suscitarem, dum fugientia verba oculorum acumine consectarer, multum mihi temporis operaeque brevi fructu aublabebatur S. 388) der königl. Bibliothek zu Neapel unter Anastasius' Lebensbeschreibungen der römischen Pontifices. Es ist derselbe, den Niebuhr einst in Händen hatte (Mai's Fronto S. 416), aus dem ferner Saupp die Bruchstücke der Justinianischen Digesten bekannt machte, und der von Cataldo Jannelli genau beschrieben ist. Wir verdanken obige Bruchstücke dem Scharfsinne des gelehrten Bibliothecars Scotti, der dieselben 1828, fast gleichzeitig mit Mai in Neapel herausgab. Die vorliegende Wiederholung hat davon den besten Gebrauch gemacht.

Das Fragment des Sallustius nach einem Vaticanischen Codex, den Mai (S. 415) ein insigne palaeographiae monumentum, quo nullum fere speciosius vidi, nennt, ist in einem

Facsimile auf drey Bogen ganz mitgetheilt. Es klärt einen lange gehegten Irrthum auf, und löst Schwierigkeiten, die allen Herausgebern des Sallustius unüberwindlich schienen; was aber jetzt, wenn wir dasselbe Bruchstück lesen, wie es z. B. in Gerlach's Ausgabe (S. 253) steht, und es dann mit der Ordnung vergleichen, in der es Mai hergestellt hat, höchst lächerlich scheinen müssen. Aus obigem Codex, den ehedem Justus Lipsius, nach ihm Peter Daniel, ein Franzose, besaß, und bis auf Mai niemand wiedergesehen hat, ließ nämlich Douza zuerst (1580) das Bruchstück in einer ganz verkehrten Ordnung drucken, die nachher niemand verbessern konnte, da der Codex verschwunden war. Ja, Ludwig Muratori führte es (1739) sogar unter den anonymen Inschriften auf. Mai hat die ursprüngliche Ordnung nach Kräften hergestellt.

'Αρχιμήδους περὶ τῶν ὕδατι ἐπισταμένων ἢ περὶ τῶν ὀχουμένων. Einige unedierte Theoreme in der Ursprache, die bisher nur aus einer von Commandini verfertigten lateinischen Version des vollständigen Werks in zwey Büchern, die David Rivalti in der Morellischen Ausgabe ins Griechische zurück übersetzte, bekannt waren.

Die erste Hälfte des zweyten Bandes liefert den in mancher Rücksicht wichtigen, wiewohl sehr verstümmelten Commentar eines alten Grammatikers zu zwölf Ciceronischen Reden aus demselben Bobischen Palimpseste, dem wir die Schriften Fronto's und Mark Aurel's, des Symmachus, einige Bruchstücke des Persius und Juvenal, und vieles andere verdanken, und der in zwey Theile zerrissen auf unsere Zeit gekommen ist, wovon der eine im Vatican zu Rom der andere in Mailand sich befindet, wie Mai neulich im Römischen Fronto dargethan hat. Aus den Va-

ricanischen Hälfte stammt der Commentar zu sechs Reden: 1. pro Flacco (davon ein Facsimile); 2. cum senatui gratias egit; 3. cum populo gratias egit; 4. pro Milone; 5. pro Sextio; 6. in Vatinium theilweise; aus Mailand der Commentar zu noch sechs Reden; 7. in Clodium et Curionem; 8. de aere alieno Milonis (davon ein Facsimile); 9. de rege Alexandrino; 10. pro Archia; 11. pro Sylla; 12. pro Plancio. — Der Gewinn, den die Wissenschaft aus diesem Funde zieht, ist nicht nur der unedierten Bruchstücke des C. Gracchus (de legibus promulgatis), des C. Lälius (in Scipionis Aemiliani funere) und des Cicero in Clodium et Curionem, de aere alieno Milonis und de rege Alexandrino) wegen sehr bedeutend, sondern auch in Hinsicht einiger wichtigen historischen Notizen, z. B. über die tabula Valeria, das zweifelhafte Consulat des Silanus und Carbo u. s. w. Was für Grammatik und Lexicographie wichtig ist, hat Mai selbst schon in einem index latinitatis (S. 385), dem ein index historicus vorangeht, und ein index palaeographicus (der über Orthographie sowohl wie über Kalographie spricht) nachfolgt, zusammengestellt. — Die Meinung, als ob Asconius Pedianus der Verfasser jenes Commentars sey, hat Mai jetzt aus dem Grunde aufgegeben, weil zur Milonischen Rede schon ein anderer verschiedener Commentar von Asconius existiert. Jetzt schlägt er Caper oder Volcatius als Verf. vor, und vermuthet, es sey derselbe, der die zweyte Rede des ersten Buchs gegen Verres bis zu Kap. 24 commentiert hat.

In der letzten Hälfte des zweyten Bandes stehen 1. die alten Scholien zu Cicero's vierter Catilinarischen Rede, so wie auch zu der pro Mar-

cello, Ligario und Deiotaro, aus einem Mailändischen Codex; 2. ein bedeutender Theil der Rede pro Scauro mit Scholien, ebenfalls aus einem Mailändischen Palimpseste, verbunden mit dem, was man schon aus Asconius kannte, und was Amadeus Peyron in einem Palimpseste zu Turin fand. 3. Die Bruchstücke der Rede pro M. Tullio aus Mailand und Turin von Mai und Peyron. 4. Die von Niebuhr (1820) aus dem Vatican hervorgezogenen Bruchstücke der beiden Reden pro M. Fonteio und C. Rabirio mit einigen Zugaben aus Julius Victor zur ersten. Endlich 5. ein Theil der Verrinischen Reden nach einem sehr gut erhaltenen Vaticanischen Palimpseste (wovon ein Facsimile vor dem Bande) mit Garatoni's Neapolitanischer Ausgabe genau verglichen. Die Ausbeute ist in der That groß, und wird künftigen Kritikern zur Herstellung des Textes von der größten Wichtigkeit seyn; denn nicht nur einzelne Wörter, sondern auch Constructionen ganzer Sätze erscheinen hier ganz anders und weit besser, als in den Ausgaben. Es findet sich hier unter andern wieder das bezweifelte Zeitwort regnum (2, 58), das Mai schon früher (pro Scauro 8) anmerkte, aber keinen Beyfall fand.

G. H. B.

Halle.

Bey C. A. Kümmel: Leake's Topographie von Athen, nebst einigen Bemerkungen über die Alterthümer desselben. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen von den Herrn Prof. M. H. E. Meier und K. O. Müller, herausgeg. von A. Rienäcker, Domprediger zu Halle. Nebst 9 Kupfern u. Karten. 1829. 484 S. 8.

Die Topographie Athen's von Colonel Leake,

über deren anerkannten Werth sich der Unterz. in diesen Anzeigen 1822 St. 47 ausgesprochen, erscheint nun durch das Verdienst eines philologisch gebildeten und geschmackvollen Geistlichen als eine schätzbare Bereicherung unserer antiquarischen Literatur. Sich in Athen einheimisch zu fühlen, die Akropolis, den Peiräeus, den Kerameikos sich mit Lebhaftigkeit vorstellen und im Geiste durchwandeln zu können, ist für Jeden, dem alte Literatur und Kunst am Herzen liegt, höchst wichtig, und der plane Styl, die ruhige Entwickelungsweise und die schöne Vereinigung gelehrter Kenntnisse mit eigener Local-Anschauung in dem Vf. machen sein Werk eben so lehrreich wie anziehend. Die Uebersetzung ist getreu und fließend; man fühlt sich nicht leicht, wie sonst so häufig, versucht das Original aufzuschlagen, um hinter den Sinn verworrener Stellen zu kommen. Ueberdieß hat der deutsche Herausg. sich das Verdienst zahlreicher Berichtigungen der Citate aus den alten Autoren nach den bey uns gangbaren Ausgaben erworben. Die den Nachträgen des Vfs. eingemischten Bemerkungen von Hn. Prof. Meier berichtigen manchen dem Englischen Topographen zu verzeihenden Irrthum über Athens Geschichte und Alterthümer, mit häufiger Bezugnahme auf Böckhs Corpus Inscriptionum. Der Unterz. hat einige Puncte der Topographie, bey denen er den Auseinandersetzungen des Vfs. etwas hinzuzufügen oder abzudingen hatte, behandelt; am meisten Einfluß auf das Ganze hat die kleine Untersuchung über die Demen-Namen, die in der Stadt und zugleich vor der Stadt vorkommen, welche hiermit der genauen Kritik der Kenner des Fachs empfohlen seyn mag. Leake in seiner St. 39 angezeigten Abhandlung

über die Demen Attica's ist gerade auf die hier vorgelegte Combination nicht gekommen.

K. O. M.

Florenz.

Bey Attilio Tofani: Descrizione d'alcune medaglie Greche del Museo del Signore Carlo d'Ottavio Fontana di Trieste per Domenico Sestini. 1827. 104 S. u. 12 Kpfrtf.

Aus der reichen Sammlung von Griechischen und Römischen Münzen, welche der Titel nennt, hatte der verdienstvolle Herausg. schon 1822 eine Anzahl seltene Griechische Münzen bekannt gemacht; jetzt haben neue bedeutende Erwerbungen ihm den Stoff zu diesem Werkchen gegeben, welches durch die Beschreibung und Abbildung zahlreicher Inedita jeden Numismatiker und Alterthumsforscher erfreuen muß. Die historisch und paläographisch wichtigen Stücke sind sehr zahlreich, aber vor allen glänzt diese Sammlung durch eine unerhört große Suite von Münzen von Damastion (Taf. 2, 14—16. 3, 1—6. 10, 1—10), die der Handel von Scutari herüber nach Triest gebracht. Sie zeugen durch ihr Silber eben so für die Ergiebigkeit der Damastion benachbarten Silberminen, wie durch die Rohheit ihres Gepräges für die geringe Kunstliebe der Illyrischen Perisadier, welche die Gegend nach Strabo beherrschten. Pellagitas auf diesen Münzen scheint einen König dieser Perisadier zu bezeichnen. Zum Schlusse gibt Herr Sestini einen geographisch angeordneten Catalog der dem Museum Fontana's angehörenden Völker-, Städte- und Königs-Münzen.

K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.
Den 10. Junius 1830.

London.

Memoirs of the Emperor Jahangueir written by himself, and translated from a Persian manuscript by Major David Price, of the Bombay Army etc. 1829. 141 S. in 4.

Dieß ist das zweyte Werk, dessen Uebersetzung wir der Committée der Britisch-Asiatischen Gesellschaft verdanken (s. S. 481). Wir erhalten dadurch einen sehr merkwürdigen Beytrag zu der Geschichte des Mongolischen Reichs in Indien. Jahangueir war der Sohn und Nachfolger von Acbar dem Großen, über den und sein Reich wir das berühmte Werk seines Veziers Abdul Fazel besitzen. Dieß könnte also gewissermaßen als eine Fortsetzung davon betrachtet werden, aber mit dem Unterschiede, daß es hier der Herrscher selber ist, der seine Geschichte schreibt. Jahangueir folgte seinem Vater am 10. Octob. 1605, hatte eine stürmische Regierung und starb 1627. Jahangueir ist in der Reihe der Großmoguls als einer der bessern Fürsten bekannt, der

jedoch auch bey den besten Gesinnungen nicht ohne Schwächen war, wozu man besonders die große Nachgiebigkeit gegen seine Gemahlin, die Prinzessin Nurjahan zählt. Das Werk das vor uns liegt, lehrt uns ihn am besten kennen. Wir wissen ihn mit Niemand besser als mit Ludwig dem Frommen zu vergleichen, mit dem er sowohl in seinen Gesinnungen, als in seinen Schicksalen und dem Streit mit seinen Söhnen, eine sehr auffallende Aehnlichkeit hat. Er hatte die Gewohnheit ein Memorandum zu halten, in welchem er nicht bloß seine Geschichte erzählte, sondern auch über sich selber und die Motive seiner Handlungen Rechenschaft gab. Es ist höchst interessant einen der mächtigsten Herrscher des Orients so sich selbst darlegen zu sehen; man wird zuweilen an Marc Aurel erinnert, der bey größerer Kraft doch auch ähnliche Schwächen hatte; nur daß Jahangueir nicht durch stoische Philosophie gestärkt war. Seine Geschichte ist schon mehrmals (man sehe Hallische Allg. Weltg. B. XXIII.) erzählt; wir werden sie nicht wiederholen; besser wird es seyn, einige Stellen auszuheben, die den Character des Mannes am sprechendsten darstellen. Nach einer Lobpreisung Gottes und Mohammeds beginnt er: 'zum Andenken verschiedener Begebenheiten, welche mich betreffen, habe ich es unternommen, einen Theil derselben zu beschreiben, damit die Spuren davon in den Jahrbüchern der Zeit erhalten werden.' Nachdem die Festlichkeiten seiner Thronbesteigung beschrieben worden, werden die zwölf ersten Anordnungen seiner Regierung aufgezählt. Sie betrafen die Sicherheit der Kaufleute; Abschaffung barbarischer Strafen; Bestätigung der Diener und Vasallen seines Vaters; Begnadigung von Verbrechern &c. Ueber die Charactere der vornehmsten Diener seines Vaters,

und über seine eigene Bestellung zum Nachfolger, werden Nachrichten gegeben. Er hatte sofort den Kampf mit seinem eigenen Sohn Kosrou zu bestehen, der sich des Throns bemächtigen wollte. Er ward geschlagen und gerieth in Gefangenschaft, aus der er erst nach funfzehn Jahren, auf Vorbitte seiner Brüder entlassen, und in seinen Rang und Rechte wieder eingesetzt, aber nachher durch seinen Bruder Jahan ermordet ward. Sein ganzes Vertrauen hatte seine Gemahlin Nurjahan Begum, nebst ihrem Vater und Bruder. 'In dem Zeitpunct, wo ich dieses schreibe, ist mein ganzer Hofhalt mit allem Gold und Edelsteinen ganz unter ihrer Aufsicht. Sie ist in dem vollen Besitz meines unbeschränkten Zutrauens, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß das Schicksal meines Reichs dieser hochbegabten Familie überlassen ist; der Vater ist mein Rath, der Sohn mein Stellvertreter mit unbeschränkter Macht, und die Tochter die unzertrennliche Theilnehmerin meiner Sorgen.' — Den Hindus ward das Verbrennen der Wittwen verboten. 'In andern Rücksichten würde es unweise seyn, sie in der Ausübung ihrer Religion zu stören, oder irgend eine Gewaltthätigkeit gegen sie auszuüben. Denn wenn ich bedenke, daß der Allmächtige mich zum Schatten seiner Güte auf Erden bestellt hat, und daß seine gütige Vorsehung sich über alle Wesen erstreckt, so würde es sehr grausam seyn, ein ganzes Volk niedermetzeln zu lassen. Wollte ich sie aber mit Gewalt zum wahren Glauben bekehren, so würde dieß nicht ohne den Verlust von Millionen Menschen geschehen können.' — In dem Kriege mit Kosru war Lahor geplündert und zerstört. Der Großmogol schlug seine Residenz zu Agra auf, welche Stadt jetzt ihren höchsten Glanz erhielt, bis sie durch Delhi verdunkelt ward. Sorgfältig

werden die Beförderungen der hohen Staatsdiener und die Ursachen derselben angegeben. Die Erhöhung des Ranges geschieht militärisch, als Befehlshaber über 500, 1000, bis 20 u. 30000. Der Herrscher hatte dabey sich selber gewisse Regeln vorgeschrieben. Er hielt es für seine Pflicht streng gerecht zu seyn. 'Mirza Nur, ein junger Mann der sehr in der Gunst meines Vaters stand, und den er liebte wie seinen eigenen Sohn, ward vor mir eines Mordes angeklagt. Ich befahl dem Kazi streng zu untersuchen und nach dem Gesetz zu sprechen. Der Ausspruch war daß er schuldig sey, und Blut nur Blut vergelten könne, nach Mohammeds Gesetz. Ungeachtet meiner Liebe für ihn, fand ich es unrecht gegen die Gebote Gottes zu handeln, und überlieferte ihn dem Nachrichter. Einen Monat nach seinem Tode ergriff mich bitterer Kummer über den Verlust eines so jungen und ausgezeichneten Mannes. Aber, wie hart es auch für ihn seyn mag, in solchen Fällen hat ein Regent keine Wahl. Die Schuldigen zu strafen ist eine Pflicht, der er sich nicht entziehen darf.' — Ungeachtet seiner sonst milden Gesinnungen kommen doch auch einzelne Beweise von Härte und selbst Grausamkeit vor; wie bey der Bestrafung von den Theilnehmern an der Rebellion seines Sohns, Kosrou. — Die Behauptung von Guzerat und den Indusländern kostete die meiste Anstrengung. Cashmir gehörte zu den Provinzen des Reichs; von Zeit zu Zeit verfügte sich der Hof in dieses reizende Land. Mit der Nachricht von dem Anfang einer solchen Reise bricht das Werk plötzlich ab. Es umfaßt nicht die ganze Regierung des Großmogols, sondern geht nur bis zum J. 1618; ungewiß ob es von dem Verf. selber nicht weiter fortgesetzt ist, oder ein Zufall das Uebrige vernichtet hat.

Hn.

Leipzig.

Bey Brockhaus: Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Dritter Theil. 1828. 318 S.

Ueber diese Schrift hat sich in unsern Blättern der Referent, aber nicht die Meinung verändert, und der jetzige kann sich daher auf einige Beyfügungen aus seinen frischeren Erinnerungen von Frankreich, von den Franzosen und von ihrer Geschichte beschränken. Die Natur der Franzosen und die Umstände haben dazu beygetragen, daß ihre Geschichte klarer als jede andere geworden ist. Die Franzosen sprechen am besten, und sprechen leidenschaftlich gern (sie fanden, beyläufig gesagt, vor einiger Zeit die Deutschen noch verächtlicher als die Italiäner, die doch wenigstens die eigene Muttersprache noch liebten), und wenn sie sich mit einander nicht unterhalten können, wie es nach Zeit und Umständen Geist und Gefühl in den schönen Sprachformen für Ernst und Scherz haben möchte, so schreiben sie, wie wenn sie sprächen. Daher wird und bleibt Vieles bekannt, und durch nirgends besser geschriebene Memoiren verbreitet; aber Alles was man nur wußte, hat man überdem öffentlich gesagt, als bey dem Angriffe oder zur Vertheidigung in dem schwankenden Parteyenkampfe nichts und niemand mehr geschont ward. Es ist mit solchen Hülfsmitteln nicht schwer, uns jeden namhaften Französischen Zeitgenossen von der Jugend bis zum Alter, am Arbeitstisch und im Salon, mit seinem Benehmen gegen Freund und Feind zu vergegenwärtigen; und wir vermögen uns auch wenigstens massenweis vorzustellen die

bürgerlichen und die sittlichen Zustände, die Hoffnungen und die Besorgnisse, die Gefühle und die Gedanken, das Leben und Weben in den Hütten und den Tuillerien, die beide sich gleich geblieben, auf den Landhöfen und in den Landstädten, die etwas besser geworden, die noch vermehrte Dienstbarkeit des ganzen Landes gegen die Hauptstadt, und in dieser den ungeheuren Menschenverbrauch bey dem Erwerbkampfe, der sich nicht bloß selbst überlassen, sondern noch mehr aufgereizt wird; die düstere Vorstadt St. Antoine, wohin die alte Fröhlichkeit ihrer handfesten Arbeitsleute nicht zurückgekehrt, die prunkende Vorstadt St. Germain mit Formen und Zierathen, Moden und Manieren einer verblichenen Zeit, und endlich den Kern der Stadt, ein wildes Gewühl von aufdrängenden und niederstürzenden Gewerbleuten, fern von der Würde und von der Ruhe eines gediegenen, erbsässigen Bürgerstandes. In dem Volke überhaupt ist Ernst, und die Trauergesänge seiner Dichter drücken ein herrschendes Gefühl aus — das Volk hat sich durch ganz Frankreich gleichmäßig entwickelt, da die großen Geister allgegenwärtig wirkten und fortwirken, welche längst die ganze Gestaltung des Französischen Geistes und Wesens in seinen naturgemäßesten und schöngeordnetsten Bewegungen mit den reinsten, echt Französischen Tönen und harmonischen Anklängen vor ihm selbst in der vollendeten und abgeschlossensten Sprache als lebendiges Ebenbild, und für jedes auflebende Geschlecht als Vorbild erscheinen ließen. Was sie sagen, ist jedem Franzosen wie aus der Seele gesagt, und wenn auch nicht jeder mit ihnen zu denken vermag, so fühlt er sich doch zu der Höhe dieser Geister hingezogen, und wie aufs Zauberwort erhebt sich Jeglicher nach sei-

ner Art auf einen Anklang ihrer Stimmen. Wenn ihre schönen Worte und ihre reinen Formen, und die Klarheit, die der Sprache zum Gesetz gegeben, die Französische Bildung halten und fördern, so können sie doch auch ein erkaltendes Gefühl und einen ermattenden Ideengang verbergen. Die Worte und die Formen dienen dann mit alter Kraft und Stärke fort, wie der Hochofen nach vollbrachter Schmelzung noch fortglüht, bis hier alles Staub und Schlacke, und dort Tandwerk und Spitzfindigkeit wird. So ging es vormals in Griechenland und manches in Frankreich neigt sich wohl gleichfalls dahin. Ob Frankreich in der Reformationszeit oder in der Revolutionszeit nach dem Höheren und Edelern strebte, das wird nicht zweifelhaft seyn; ob Frankreich in den Kreis zurückgetreten ist, den es durch die Revolution sprengen wollte, das ist noch weniger zweifelhaft; nur das scheint sich fragen zu lassen: ob es der harten Dienstbarkeit für den ungeheuren Staatsaufwand und seine riesenhafte Hauptstadt erliegen, und die Hoffnung auf einen festbegründeten Zustand der Ordnung und der Freyheit aufgeben wird? oder ob der großartige Geist des Volks und sein fruchtbarer Boden Hülfsmittel genug anbieten, um troß der Steuerlast und aller offenbaren und heimlichen Bedrängnisse einem erbbegüterten und grundverständigen Hauptstamme mit strengen Sitten und wahrem Gottesglauben, also mit edler Selbstständigkeit festen Halt zu geben? Ein Blick auf die Hauptstadt gibt dazu wohl weniger Hoffnung als auf das Land, wo man im Unglück gelernt hat, wie man ihm mit Muth und Klugheit begegne, wo man auf Fleiß und Sparsamkeit hält, und besonders einen tüchtigen Schlag Kinder gut zu erziehen sorgt. Es scheint alles darauf anzukommen daß

auf diesem Wege rüstig fortgeschritten werde, und fortgeschritten werden könne, oder um mit Aristoteles zu reden, daß die Regsamkeit für die Stetigkeit dieses Fortganges verwandt werde. Ob das geschehen werde, darüber wird vielleicht das gegenseitige Verfahren der Regierung und der Kammern nächstens Licht geben.

Die Schrift, auf welche wir zurückkommen, enthält in 5 Abschnitten, vom 9ten bis 13ten, die Geschichte vom 24sten Junius bis 5ten October 1789, mit der bekannten fleißigen Nachweisung der Quellen. Das Benehmen von Necker und Lafayette ist am genauesten verfolgt. Ersterer bestritt im Ministerrath am 5ten October leider mit Erfolg den Antrag von St. Priest für die Abreise des Königs von Versailles. Der Verf. bemerkt dabey: Necker durfte als gewiß annehmen, daß man ihm während des Krieges, der auf die Abreise des Königs folgen mußte, weder Einfluß noch Amt lassen würde. Beides zu behalten schien wenigstens nicht unmöglich, wenn der König in die Gewalt der Democraten kam, wenn Necker selbst dazu beygetragen hatte, nachdem er im Vetostreite schon so viel für sie gethan. So wenig eine Verabredung zwischen Necker und den Democraten wahrscheinlich ist, so wohl berechtigt sein Benehmen in allen früheren ähnlichen Lagen zu der Vermuthung, obige Schlußfolge habe wenigstens mitgewirkt seine Rathschläge zu bestimmen. Selbst die Seichtigkeit seiner Gründe gegen den Vorschlag von St. Priest, die ihm unmöglich entgangen seyn konnte, verbunden mit so wohlberechneter Wahl der meisten, auf den Character des Königs Eindruck zu machen, spricht für diese Meinung.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.
Den 12. Junius 1830.

Göttingen.

In der Dieterichschen Buchhandlung: De codicibus Luneburgensibus, quibus libri juris Germanici medio aevo scripti continentur, commentatio, qua professoris juris publici extraordinarii in academia Georgia Augusta munus rite auspicaturus ad orationem d. XXIX. m. Maji habendam — invitat Wilh. Theod. Kraut. 28 S. in 4.

Es ist bekannt, mit welchem thätigen Eifer man jetzt damit beschäftigt ist, brauchbare Ausgaben von den Werken des Mittelalters, besonders auch den Rechtsquellen, zu veranstalten. Viele der wichtigsten Handschriften, welche bis dahin unbemerkt in dem Staube der Archive und Bibliotheken moderten, werden zu diesem Zweck wieder hervor gezogen, und auf diese Weise ist die Zahl der Abschriften von den wichtigsten Rechtsbüchern schon so angewachsen, daß eine Vergleichung aller einzelnen die Kräfte eines Menschen übersteigt, und auch bey einem harmoni-

schen Zusammenwirken mehreret doch die Vollendung des Werks dadurch wenigstens noch lange hinausgeschoben werden würde. Diese Schwierigkeit wird noch dadurch sehr vermehrt, daß die Abschreiber deutscher Rechtsbücher keineswegs, wie die von andern Werken, die Absicht hatten, den Urtext möglichst getreu wieder zu geben, sondern vielmehr fast jeder von ihnen den ihm vorliegenden Text nicht nur in die Mundart seiner Zeit und Gegend übertrug, sondern mancher auch den Sinn desselben den veränderten Umständen anzupassen suchte. Indessen wird doch diese Verschiedenheit unter den einzelnen Handschriften sehr dadurch vermindert, daß in der Regel mehrere einer und derselben Recension des Urtextes angehören, und man daher hiernach verschiedene Classen oder Familien von Handschriften bilden kann. Es kann daher eine genaue Vergleichung aller einzelnen füglich entbehrt werden, wenn man nur zuvörderst untersucht, welche Handschrift die Grundlage jeder einzelnen Classe bildet, oder in welchen mehreren Handschriften sich doch wenigstens diese Grundlage am treuesten wiedergegeben findet, und nur solche einer genaueren Vergleichung unterwirft. Dazu kömmt noch, daß, wie der für die Herausgabe der deutschen Rechtsbücher so thätige Nietzsche in Dresden, besonders in Beziehung auf die Handschriften des Sachsenspiegels, nachgewiesen hat, sich jene Familien nach gewissen Kennzeichen bilden lassen, die so leicht in die Augen fallen, daß es nicht einmal eines genauen Durchlesens jeder einzelnen Handschrift bedarf, um sie aufzufinden. Hieraus ergibt sich, daß eine Beschreibung einzelner Handschriften, welche jene Merkmale berücksichtigt, wenigstens so viel nützt, daß der Herausgeber des Rechtsbuchs dadurch in den

Stand gesetzt wird, zu beurtheilen, in welche Classe sie gehören, und ob es sich überhaupt der Mühe verlohnt, sie genauer zu vergleichen, oder ob das, was er hierin finden könnte, nicht weit besser in anderen Handschriften enthalten ist. Von diesen Ansichten ausgehend glaubte der Verfasser keine ganz unnütze Arbeit zu unternehmen, wenn er zu der ihm als Professor obliegenden Antrittsrede durch eine Beschreibung von vier auf der Rathsbibliothek zu Lüneburg befindlichen Handschriften, welche Rechtsbücher des Mittelalters enthalten, und gewiß nicht zu den unbedeutenderen gehören, einlüde. Die eine derselben ist wahrscheinlich gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben, enthält das Sächsische Landrecht mit der Glosse, das Sächsische Lehnrecht ohne Glosse und den Richtsteig des Landrechts, und ist schon im Allgemeinen bekannt; die andere ist die gleichfalls schon bekannte Handschrift des Sächsischen Landrechts mit der Glosse, von dem Lüneburger Patricier Brand van Tzerstede im Jahr 1442 geschrieben; die dritte bisher noch völlig unbekannte, wahrscheinlich aus dem 14ten Jahrhundert stammende, enthält das Schwäbische Landrecht und Lehnrecht, oder, wie der Verf. lieber sagt, das Kaiserlandrecht und Kaiserlehnrecht, die sonst vor dem Sachsenspiegel befindliche Vorrede: von der Herren Geburt, das bekannte Hildesheimische Dienstrecht, das in des Verfassers Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht S. 27 seines Wissens zuerst abgedruckte Hildesheimische jus litonicum, das schon oft gedruckte Magdeburgische Dienstrecht, und zuletzt das gewöhnlich schlechthin sogenannte Kaiserrecht, welches aber hier dat lutteke Keyserrecht (das kleine Kaiserrecht) heißt; die vierte endlich begreift in sich den Slotel des Land-

rechts, welchen Senckenberg fälschlich dem oben genannten Brand von Tzerstede beygelegt hat. Alle vier Handschriften sind in der plattdeutschen Mundart geschrieben und wahrscheinlich gleich anfangs zum Gebrauch des Raths zu Lüneburg bestimmt gewesen; namentlich also auch der sogenannte Schwabenspiegel. Dennoch leugnet der Verf., daß diese von einem Einzigen gemachte und später bloß mit Zusätzen vermehrte völlige Umarbeitung des Sachsenspiegels (denn aus diesem Gesichtspuncte betrachtet er jenes Rechtsbuch), ursprünglich für Niedersachsen oder Altsachsen bestimmt gewesen sey. Er sucht dieß dadurch zu erweisen, daß er zeigt, wie alle auf das eigenthümliche Sächsische Recht sich beziehenden Stellen des Sachsenspiegels, namentlich auch diejenigen, welche von dem Recht der Nordschwaben reden, in den Schwabenspiegel nicht aufgenommen sind. Der Verf. geht aber noch weiter und behauptet gegen die jetzt herrschende Ansicht, daß dieses Rechtsbuch sich zunächst auf Schwaben beziehe, und stützt diese Behauptung darauf, daß mehrere Stellen desselben das, was im Sachsenspiegel von Sachsen gesagt ist, auf Schwaben anwenden, und daß in dem Schwabenspiegel von den alten Volksrechten bloß das Almannische und Baiersche benutzt ist. Endlich stellt er Vermuthungen darüber auf, wie es gekommen seyn möge, daß der Schwabenspiegel demungeachtet mehr als ein gemeines Rechtsbuch für ganz Deutschland, als der Sachsenspiegel, welcher bey allem Ansehen, das er auch außerhalb Sachsens genoß, doch immer mehr für ein eigenthümlich Sächsisches Rechtsbuch galt, betrachtet wurde. Zum Schluß benutzt er diese Gelegenheit, um einen Fehler, der sich S. 2 seiner Abhandlung findet, zu verbessern. Er sagt dort nämlich, daß

in den Remissionen zum Sächsischen Landrecht in der ersten Handschrift nur das Kaiserrecht angeführt werde; jetzt hat er aber bey nochmaliger Durchsicht gefunden, daß auch der Richtsteig zu B. 3. Art. 85 der Homeyerschen Ausgabe citiert wird. Kraut.

Leipzig.

Bey Leopold Voß 1828: Monstra animalium duplicia per anatomen indagata, habito respectu ad physiologiam, medicinam forensem et artem obstetriciam, descripsit iconibusque illustravit Joan. Car. Leop. Barkowius. Tomus primus. Accedunt tabulae aeneae XV. X und 142 S. in 4.

Der Verf. gibt im vorliegenden ersten Theile dieses Buchs die anatomische Beschreibung mehrerer doppelten Mißgeburten von Menschen und Thieren, die er theils, vormals als Prosector in Greifswalde, theils während eines kurzen Aufenthalts in Berlin zu zergliedern Gelegenheit gehabt hatte. Da dieser Theil nur eine Beschreibung enthält, und bloß in der Vorrede bemerkt ist, daß der zweyte Theil einiges die practische und gerichtliche Medicin und die Entbindungskunst Betreffendes enthalten werde, außerdem aber vorzüglich der systematischen Anatomie und der Erläuterung der Bildung der doppelten Mißgeburten gewidmet sey, so kann für jetzt ein allgemeines Urtheil über die Schrift nicht gefällt werden, sondern Ref. muß sich auf eine kurze Inhaltsanzeige des vorliegenden Bandes beschränken.

Dem richtigen Grundsatze folgend, daß um aus der Untersuchung der Monstrositäten Nutzen ziehn zu können, alle Theile berücksichtigt werden müssen, beschreibt der Vf. nach einander, die äußere Form, die Knochenbildung, die Bänder und Muskeln, die Eingeweide, die Gefäße und Nerven.

Von den 4 Abtheilungen dieses ersten Bandes enthält die erste eine Beschreibung von drey menschlichen Mißgeburten von der angegebenen Art. Bey zwey, mit dem untern hintern Theile des Rückens mit einander verwachsenen, Mädchen waren im Ganzen nur geringe Abweichungen vom normalen Zustande bemerklich; jedoch war an einer Stelle das Rückenmark beider in eine Masse verschmolzen. Die zwey andern menschlichen Mißgeburten, von denen die eine männlich, die andere aber weiblich ist, bieten mehrere Abweichungen dar. Hierauf folgt die Beschreibung der Skelete von 4 ebenfalls doppelten menschlichen Mißgeburten. In der zweyten Abtheilung werden 5 doppelte Mißgeburten von Schafen beschrieben. Bey der einen waren die beiden Köpfe mit der hintern Fläche an einander gewachsen. Die vordern Extremitäten waren einfach, die hintern aber doppelt, doch so daß die mittleren oben durch die Haut in eins verbunden waren. Die Speiseröhre, der Magen und der obere Theil des dünnen Darms waren einfach, gegen den Ausgang aber theilte sich der dünne Darm in zwey Canäle, die auch bis zum Ende des Mastdarms getrennt blieben. Das zweyte Kap. enthält die Beschreibung einer andern weibl. Mißgeburt, wovon aber nur das Skelet und die Eingeweide vorhanden waren. Im dritten Kap. ist eine männl. Mißgeburt beschrieben, mit einem Kopfe, aber doppeltem Leibe. Der Kopf unterschied sich vom Gewöhnlichen nur durch das Vorhandenseyn von 4 Ohren, die aber nur zu zwey Gehörgängen führten. Der Rumpf war vom Halse bis zum Nabel einfach, weiter herunter aber doppelt. Von den Kopfknochen waren nur das Hinterhauptsbein doppelt, die Schläfenbeine halbdoppelt und am Keilbeine war nur eine Spur von Duplicität bemerkbar, während die meisten Eingeweide doppelt vorhanden waren. In der dritten

Abtheilung sind zwey Kalbsmißgeburten, jede mit zwey Köpfen, und übrigens einfach, beschrieben; von einer andern bekam der Vf. nur die Köpfe, von dreyen nur die doppelten Schädel. Bey einem Kalbsembryo waren nur die Klauen in doppelter Zahl vorhanden. Den Beschluß macht, als vierte Abtheilung, die Beschreibung einer monströsen Katze, deren unvollkommen gebildeter Kopf einfach war; der Hals, die Brust und der obere Theil des Unterleibs waren zwar doppelt aber zusammen verschmolzen; vom Nabel an war die Trennung in zwey Körper vollkommen.

H...st.

Ebendaselbst

1829. Disquisitiones circa originem et decursum arteriarum mammalium auctore Jo. Car. Leop. Barkowio. Accedunt tabulae aeneae IV. VIII u. 114 S. in 4.

Die Physiologie hat aus der vergleichenden Anatomie so manche und so wichtige Aufklärungen erhalten, daß schon darum jeder neue Beytrag zur Kenntniß des thierischen Organismus, wofür auch die vorliegende Schrift gehalten werden muß, einer freundlichen Aufnahme zum Voraus gewiß seyn darf. Der Gedanke des Verfs. den Verlauf und das Verhältniß der Arterien an mehreren Thieren zu untersuchen, ist, wie aus der Schrift selbst hervorgeht, ein recht guter gewesen, und auch die Wahl der Thiere, deren Untersuchung Hr. B. seine Zeit widmete, ist paßlich getroffen, da die Lebensart und der Bau ihres Körpers sehr verschieden sind. Da es aber der Zweck dieser Anzeige nicht ist, die vielfachen Abweichungen, die in dem Verhalten der Arterien von dem Vf. bemerkt wurden, aufzuzählen, so begnügt sich Ref. damit, zu bemerken, daß der erste Theil dieser Schrift, auf 66 Seiten, in 10 Kapiteln, die Beschreibung der

meisten Arterien des Hundes, der Katze, des Iltis, des Igels, der Wanderratte, des Meerschweinchens, des Hasen, der Arterien des Kalbskopfes, der meisten Arterien der Simia sabaea, und auch die Beschreibung des Verlaufs der Vertebral-Arterien, und der des circulus Willisii des Schafs enthält. Der zweyte Theil von S. 66—100 enthält Bemerkungen über die verschiedene Größe der Arterien, und die Unterschiede die in dem Verlaufe, in der Verzweigung und der Verbindung derselben sich finden. Diese Bemerkungen sind theils allgemeine, theils besondere. Unter den erstern ist auch der netzförmigen Verzweigung der Arterien gedacht, wodurch gewiß der zu schnelle Forttrieb des Bluts gemildert, und nach des Verfs. Ansicht auch die Beschaffenheit des Bluts verändert wird, so daß das Blut der aus den arteriellen Gefäßnetzen hervorgehenden Arterienstämme in der Mitte zwischen dem arteriellen und venösen stehe. Bey seinen Injectionen sah Hr. B. den unmittelbaren Uebergang der Arterien in die Venen sehr häufig, den er auch an den Ohren eines Hasen, auf der zweyten Kupfertafel, recht gut dargestellt hat. Die corallaria specialia enthalten eine Vergleichung des Verhaltens, der Größe, der Verzweigungen, der Verbindungen und des Verlaufs der einzelnen Arterien bey den verschiedenen vom Verf. untersuchten Thieren, und sind also eine die Benutzung des ersten Theils erleichternde Zugabe. Die hierauf folgenden Zusätze betreffen das Verhalten der Arterien bey einem neugeborenen Hunde, beym Fuchse und beym Edelhirsche. Ein Anhang handelt von dem Verlauf einiger Arterien des Bären, bey welchem unter andern der Verlauf der innern Carotiden sich von dem in andern Thieren auffallend unterscheidet.

H . . . ft.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.
Den 12. Junius 1830.

Rom.

Scriptorum Veterum nova Collectio e Vaticanis Codicibus edita ab Angelo Maio, Bibliothecae Vaticanae Praefecto. Tom. III. P. 1. XXX u. 204 S. P. 2. 288 S. P. 3. 216 S. Typis Vaticanis. MDCCCXXVIII. in 4.

Bey weitem das meiste, was dieser Band enthält, gehört der kirchlichen Literatur an, insbesondere der Patristik. Dieß mag die Anzeige durch einen Nichtphilologen entschuldigen.

Der erste Theil enthält außer der gelehrten Vorrede oder literarischen Einleitung S. VII — XXX folgende Griechische Anecdota: 1. Ephraemi Chronologi (χρονικοῦ) Caesares in 9570 Jamben, von Cajus Caligula (Cäsar, August und Tiberius fehlen, weil das erste Blatt der Handschrift verloren gegangen) bis auf Michael 8 oder Paläologus, gest. 1282. Hierauf folgt 2. von demselben Verf. in 840 Jamben ein Catalogus Patriarcharum Constantinop. bis auf den Patriarchen Jesaias 1323. Der Herausgeber

vermuthet, der Chronist Ephraem sey kein anderer, als der Sohn des Patriarchen Johannes 12, der bis 1304 auf dem Stuhle von Constantinopel saß. Die Cäsarnchronik ist bis auf Alexius 1. aus Zonaras, bis auf Balduin 1. aus Nicetas Choniates, von da aus Georgius Acropolita geschöpft, und für die Byzantische Geschichte und die Kritik jener Schriftsteller nicht ohne Werth. 3. Methodii Monachi (im 13ten Jahrh.) ex diversis libris synopticis sylloge, qua demonstratur, haud oportere populos ab orthodoxis episcopis semet sejungere, quamquam ex aliqua criminosa ratione electio eorum processerit. Der Tractat ist bey Gelegenheit des Schismas zwischen den Anhängern des Constantin. Patriarchen Arsenius und der Faction des Patriarchen Josephus unter Michael Paläologus geschrieben, und hat nur dadurch einigen Werth, daß er aus der früheren Patriarchengeschichte seit Gregor dem Theologen manches Bemerkenswerthe enthält. Der Herausg. hat die Abhandlung nur so weit mitgetheilt, als sie ihm in historischer Hinsicht nützlich zu seyn schien. 'Was fehle, heißt es, sey sehr wenig.' Aber warum eben deshalb nicht ganz? Hat hier der Römische Prälat dem Bibliothekar ins Amt gegriffen?

Der zweyte Theil enthält lauter Lateinische Anecdota und zum Theil sehr bedeutende: 1. Victorini Philosophi Commentarii in Epistolas Pauli ad Galatas libb. 2. ad Philippenses lib. 1. ad Ephesios libb. 2., (von dem Vorhandenseyn dieser Commentarii in Mss. der Bibl. monasterii Herivallensis in Gallia gab schon Sirmond Praefat. in Opp. Dogm. Vet. Kunde) und Opusc. de physicis, sive, pro religione Christiana contra philosophos phy-

sicos. Dieser Victorinus (vollständig Fabius Marius Victorinus), ein Africaner von Geburt, blühte als Rhetor zu Rom, gleichzeitig mit dem Grammatiker Donat, unter der Regierung des Constantius, und ist derselbe, der den Philologen als Verfasser eines Commentars zu Cicero's Schrift de inventione und einiger grammatischen Abhandlungen bekannt ist. Er trat erst in späteren Jahren zum Christenthume über, und scheint ein Anfänger im Verständniß desselben geblieben zu seyn. Seine theologischen Schriften leiden an einer unerträglichen Dunkelheit, welche durch die Africanische, in Wahrheit barbarische Latinität stellenweise fast unüberwindlich wird. Schon Hieronymus klagte darüber. — Beide hier zuerst bekannt gemachten Werke, an sich unbedeutend, sind nur für die Dogmengeschichte (s. über die Symmachianer S. 9) und für die Kritik der lateinischen Bibelübersetzung vor Hieronymus von einiger Wichtigkeit. Die Anmerkungen des Herausgebers enthalten mehr als ein Cave!, hie und da sogar längere Zurechtweisungen des in seiner unbewußten und dunkeln Heterodoxie gewiß sehr unschädlichen Schriftstellers. 2. Ferrandi Diaconi Eccles. Carthag. (circ. 540) Epistola dogmatica adversus Arianos — nicht Arrianos, wie der Herausgeber schreibt. Ein Fragment dieses Briefes kannte man schon früher aus Gall. Bibl. PP. Tom. XI. p. 355. Die literarische Einleitung zu diesem Stücke enthält gelegentlich interessante Notizen über die Handschriften des Klosters Monte Cassino (worunter ein sehr alter Statius und ein Solinus aus dem 9ten Jahrh.) und eines andern Klosters bey Salerno, so wie ein Verzeichniß operum Josephi Simonii Assemanii ineditorum, imo deperditorum. Die

Bibliothek des gelehrten Mannes wurde nämlich 1768 ein Raub der Flammen. Es ist schmerzhaft zu erfahren, wie viele Früchte des gelehrten Fleißes wir dadurch verloren haben. Die Bibliotheca orientalis bestand aus 12 Bänden; nur vier sind davon gedruckt. Von den Calendar. Eccl. universae sind nur sechs gedruckt, sechs andere sind verloren gegangen. Die Italic. Histor. Scriptores bestanden aus 8 Bänden, von denen nur 4 gedruckt sind. Ebenso ist der größte Theil der Syria Vetus et nova in 9 Büchern verloren gegangen, so wie sämmtliche 9 Bücher der Hist. orientalis. 3. Die wichtigsten Documente dieser Sammlung für die Patristik sind unstreitig die Fragmenta Arianorum. Aber wie ängstlich entschuldigt der Herausgeber die Mittheilung dieser häretischen Fragmente! Ja um das ketzerische Gift darin ganz unschädlich zu machen, sind in den Anmerkungen lange Widerlegungen aus orthodoxen Vätern hinzugefügt. Die Fragmente sind a) Reliquiae tractatus in Lucae Evangelium (Kap. 1—6). Homilien, ohne exegetischen Werth, vielleicht nach mündlichem Vortrage nachgeschrieben, wie das nicht selten eingeschobene Lego für den Anagnosten, der dem Redner zur Seite den Schrifttext vorlas, anzudeuten scheint. b) Fragmenta sermonum XXI. Die 19 ersten sind Bruchstücke theologischer Abhandlungen, worin der Arianische Lehrbegriff vertheidigt und der Nicän. und Macedonianische bestritten wird, vergl. fragm. VI. p. 222. Die Abhandlungen scheinen ein Ganzes gewesen zu seyn; nach der Andeutung fragm. I. im Anfange für einen Mann geschrieben, der von dem Verf. Sanctitas angeredet wird, also wohl ein Bischof war, und der, wie es heißt, verae fidei conscriptam instructionem ver-

langt hatte. Die Hauptveranlassung der Streitschrift aber wird fragm. VI. p. 220 so angegeben: Causa nobis est adversus eos, qui se dicunt orthodoxos, qui ecclesias nostras invaserunt et more tyrannico obtinent, dicentes, aequalem esse Filium per omnia et in omnibus Deo patri, et spiritum sanctum aequalem esse per omnia et in omnibus Deo patri et Deo filio. Et haec ipsa adsertio eorum una est de fere triginta sectis (αἱρέσεις) eorum. Von den orthodoxen Schriftstellern werden Hilarius, der fragm. XVII. p. 233 vanissimus gescholten wird, Athanasius, Ambrosius und Phöbadius genannt und bestritten, und unter den Macedonianern wird als Hauptschriftsteller genannt Sosifanes (fragm. VIII. p. 224) ein bisher unbekannter Mann. Aus allem geht hervor, daß die Fragmente wahrscheinlich nach der ökum. Synode von Constantinopel 381, vielleicht bald nach 388 geschrieben sind, in welchem Jahre der Kaiser Valentinian 2. durch ein besonderes Gesetz den Arianismus auch im Abendlande unterdrückte. Wären sie erst im 5ten Jahrhunderte geschrieben, so würde unter den Gegnern Augustin nicht ungenannt geblieben seyn. Ueber die beiden letzten Fragmente, XX und XXI, bemerkt der Herausgeber nur: petita videntur ex apocryphis Veteris quodammodo Testamenti libris. Herr Geheime Staatsrath Niebuhr, dem kein Gebiet der Literatur verschlossen ist, hat das Verdienst, zuerst erkannt zu haben, daß sie Bruchstücke einer alten lateinischen Uebersetzung des Ἀναβατικὸν Ἡσαΐου sind. Die Vergleichung mit dem durch Rich. Laurence aus der Aethiopischen Uebersetzung zuerst ganz bekannt gemachten Werke bestätigt dieß aufs vollkommenste. Das erste Fragment

entspricht der Ascens. bey Laur. Kap. 2, 14—3, 12., das zweyte Kap. 7, 1—19. Herr Dr. Nitzsch hat, durch Herrn Geheimen Staatsrath Niebuhr angeregt, in dem eben erschienenen Hefte der theologischen Studien und Kritiken 1830. Heft 2 eine interessante Untersuchung darüber mitgetheilt, und durch Zusammenstellung der Fragmente mit den entsprechenden Stellen bey Laurence den höchst corrupten Text der ersteren vielfältig und meist auf unwidersprechliche Weise verbessert. Ref., den diese Untersuchung sehr angezogen, theilt dem befreundeten Verfasser derselben einige Vermuthungen zur näheren Prüfung mit.

Fragm. XX. Zeile 6. 7 wird bey Mai so gelesen: Et factum est, cum venisset Salmanassar Rex Assyriorum et accepisset Samariam, et abduxisset n o m e n . . . d i x i t . . b u s in carcerem rel. Bey Laurence heißt der letztere Satz: abduceretque n o v e m partes populi in captivitatem rel. Darnach corrigiert Dr. Nitzsch das sinnlose n o m e n vollkommen richtig durch n o v e m, obgleich das novem partes immer auffallend ist. Gewöhnlich heißt es; Salm. führte d i e z e h n S t ä m m e mit sich fort. Aber gewiß ist, daß ein Theil der Einwohner zurückblieb. Was aber machen wir aus dem sinnlosen dixit, und wie füllen wir die Puncte aus? Ref. schlägt vor: n o v e m p a r t e s d e X t r i b u b u s. Fragm. XXI. 3, 1—4. p. 239 heißt es bey Mai: Cum sustuleris te, tunc videbis. Propter hoc enim missus sum, ut veniam. Simpliciter mihi respondet et ait mihi: et majus videbis. Hilariter et simpliciter loquitur tu . . . [et eminent] iorem ipsius majorum videbis. Propter hoc enim missus sum, rel. Dr.

Nitzsch corrigiert nach Laurence: tunc videbis. Et laetatus sum, quod simpliciter mihi respondit. Et ait mihi: et majus videbis. Ille, qui misit, hilariter et simpliciter loquetur tecum. Et patrem ... eminentiorem ipsius majorum videbis. Propter hoc enim missus sum rel. Diese Emendationen werden zwar durch Sinn und Zusammenhang im Allgemeinen gerechtfertigt, befriedigen aber doch nicht ganz. Um das Verschieben des Textes bey Propter hoc enim missus sum besser zu erklären, würde Ref. vorziehen propter hoc beyzubehalten und so zu lesen: Propter hoc remissus sum, quoniam simpliciter mihi respondit. Sodann scheint uns in dem: [et eminent]iorem ipsius majorum videbis etwas Arianisches versteckt zu liegen, was der Aethiopische Uebersetzer verwischt hat. Dieser hat nach Laur.: Et patrem ejus, qui magnificat, videbis. Jedenfalls sind also die majores wegzuschaffen. Wie wenn wir lesen: Et patrem ipsius majorem videbis? Endlich glaubt Ref. den Schluß der Stelle so lesen zu müssen: Propter hoc enim missus sum a septimo coelo, ut veniam et omnia tibi ostendam. Vor omnia hat nämlich die Handschrift et.

Auf die Arian. Fragmente folgen in diesem Theile der Sammlung 4. Sermonum antiquorum reliquiae ex alio palimpsesto Bibl. Ambrosianae. Wir bemerken nur, daß diese 13 Fragmente meist ethischen Inhalts sind und nichts Augustinisches enthalten. 5. Liturgica fragmenta, literis maximis in Ambros. palimpsesto scripta. 6. Fragment. contra Arianos, wie der Herausgeber vermuthet von Augustin. Der Styl ist Augustinisch. Allein, da das Symb.

quicunque sehr stark darin ausgedrückt ist, so halten wir das Fragment für später. 7. Epistola Flori (diac. eccl. Lugdun. saec. 9) ad Hyldradum abbatem de psalterii emendatione. 8. Isidori Hispal. Prologus in psalterii editionem. 9. Evangelium sec. Matthaeum versionis Antehieronymianae aus einem Codex Claromontanus, jetzt Vaticanus, den Pius 6. für die Vaticana ankaufte. Der Codex ist aus dem 7ten Jahrhundert, und hat zwey Lücken, nämlich im Anfang Matth. 1, 1 — 3, 15 und 14, 33 — 18, 12. Schon Sabatier hat die Varianten daraus mitgetheilt. Der vollständige Abdruck desselben ist nichts desto weniger ein wahrer Gewinn für die Kritik.

Der dritte Theil der Sammlung enthält 1. Julii Paridis Epitoma X librorum Valerii Maximi mit einem Briefe des Epitomators an Licinius Cyriacus, aus einem Cod. Vatic., den der Herausgeb. ins 10te Jahrh. setzen zu müssen glaubt. Bisher waren von dieser Epitome nur bekannt 2 Fragmente: das erste Kapitel des 10ten B. de praenominibus und lib. 1, cap. 2 ff. 16 oder 1, 1. 5 bis zu Ende von lib. 1, 4, welches Stück zuerst die Aldina dem heutigen Texte des Valer. Max. aus einem Wiener Codex einfügte. Die Praefatio zu dem Auszuge aus dem 10ten Buche, die zuerst Steph. Pighius aus Handschriften mittheilte, fehlt im Vatic. Codex. Sie ist aber von dem Herausgeber an Ort und Stelle wieder abgedruckt. Nach dem Indiculus capitulorum: de praenominibus, cognominibus, agnominibus, appellationibus, verbis zu urtheilen, ist der Auszug des 10ten Buches nicht vollständig. Auch der Cod. Vatic. enthält nur das schon durch Pighius bekannte Stück de praenominibus.

Am Ende dieses Bruchstücks aber liest dieser Codex: C. Titi Probi finit Epitoma Historiarum Diversarum Exemplorumque Romanorum. Feliciter emendavi descriptam Ravennae Rusticus Helpidius Domnulus VC. Dieß ist auffallend. Die Erklärung des Vossius de hist. lat. 1, 24: sic statuere velim, Valerium ipsum memorabilia scripsisse; horum epitomen edidisse Paridem: eundem (Paridem) reliquisse librum de nominibus: hujus libri compendium fecisse Probum, — scheint genügend. Herr Mai findet sich nicht befriedigt; er selbst aber weiß nichts besseres. Jedenfalls ist diese Epitome für die Kritik des Valerius Maximus von großem Nutzen. Der Herausgeber macht hierauf in einigen Beyspielen besonders aufmerksam.

2. Januarii Nepotiani Epitome librorum Valerii Maximi. Die Praefatio: Jan. Nepotianus Victori suo salutem, war schon früher durch Phil. Labbeus bekannt. Die Epitome ist später, als die des Julius Paris. Nepotian scheint von dieser nichts gewußt zu haben. Er ist kürzer und hat viel Eigenthümliches, selbst von Valer. Maximus Abweichendes, oft andere Exempel, als dieser. Manches, was Paris ausgelassen, hat er, anderes, was dieser abbreviert, hat er ganz. Leider geht diese Epitome in dem Cod. Vatic., woraus auch Labbeus jene Praefatio genommen zu haben scheint, nur bis 3, 2. Nepotian aber scheint den ganzen Valerius epitomiert zu haben. Drey andere Auszüge aus Valerius, die der Herausgeber in der Vaticana fand, schienen ihm zu jung und unbedeutend. Dagegen macht er aufmerksam auf ein florilegium Cod. Vatic. 5114. fol. 27. b., woraus

einige Stellen des Valerius Licht und Vollständigkeit gewinnen.

3. Praecepta artis musicae collecta ex libris VI. Aurelii Augustini de musica.

4. Sermones dominicales IV. in septuagesima, quadragesima in dominica passionis, in dominica palmarum, in archäologischer Hinsicht bemerkenswerth. Der Coder, woraus sie genommen sind (es ist nämlich derselbe, der die Epitom. J. Paridis enthält) ist nach dem Herausgeber aus dem 10ten Jahrhunderte. Gregor der Große wird mehrere Male darin citiert. Dennoch scheinen sie in die Zeit zwischen dem 7ten und 10ten Jahrh. zu gehören.

5. Theoduli sive Thomae magistri (um 1311) oratio de regis officiis, περὶ βασιλείας, ad Andronicum II. Palaeologum, und Ejusdem oratio de subditorum officiis, περὶ πολιτείας, Griech.

6. Sibyllae libri XI. XII. XIII. XIV. Das 14te Buch war aus einem Coder der Ambrosiana schon früher bekannt, s. Sibyllae liber XIV Editore et interprete Angelo Maio Mediol. 1817. 8. Hier erscheint dasselbe Buch mit den drey andern aus zwey Vatic. Handschriften. Das 11te Buch ist eine sibyllinische Darstellung der Geschichte von der Sündfluth bis auf Julius Cäsar. Die Stelle über Homer V. 161 ff. ist der des dritten Buches orac. sibyll. Ed. Gal. p. 414 sehr ähnlich. Ueberhaupt hat das ganze Buch viel Aehnliches mit dem dritten; nur ist es kürzer und zusammengehaltener. Aegypten, namentlich Alexandrien ist so sehr der Mittelpunct, der Ton aber so augenscheinlich Jüdisch, daß man kaum anders kann, als den Verf. für einen Alexandrinischen Juden halten, der zur Zeit Cäsars schrieb. Das 12te Buch

hat im Anfange mit dem Anfange des 5ten wörtliche Aehnlichkeit; sein geschichtlicher Stoff ist die Kaiserreihe von August bis Severus Alexander. Es hat unstreitig einen Christen zum Verfasser. Das 13te Buch führt die Geschichte der Kriege, besonders der Morgenländischen bis auf Valerian und Gallien. Das 14te Buch enthält hier einige Verse mehr, als in dem früheren Druck, aber nicht so viel als es scheint. Die Verszahl 75 ist in dem Druck von 1817 doppelt. Der historische Inhalt ist sehr dunkel; Roms Geschichte unter den Kaisern, das sieht man, ist der Hauptinhalt. Wir vermuthen, daß die spätere Kaiserzeit, mit ihrem häufigen Regentenwechsel und der getheilten Herrschaft auf sibyllinische Art beschrieben wird. Der Schluß verräth einen christlichen Verfasser und hat christliche apocalyptische Anklänge.

Der Text ist in allen vier Büchern sehr corrupt; der Herausgeber hat nichts dafür gethan und thun wollen, was ihm in der That kaum zu verdenken ist.

L.

Paris.

Collection de Mémoires pour servir à l'histoire du règne végétal; par M. Aug. Pyr. De Candolle etc. I. Sur la famille des Melastomacées. 1828. 11 und 84 S. und 10 Tafeln. II. Sur la famille des Crassulacées. 1828. 47 Seiten und 13 Tafeln. III. Sur la famille des Onagraires. 1829. 16 S. und 3 Tafeln. IV. Sur la famille des Paronychiées. 1829. 16 S. in gr. 4. und 7 Tafeln von demselben Format.

Wir erhalten hier eine Reihe sehr schätzbarer Abhandlungen, in welchen der Verf. einzelne, im 3. Theil seines Prodrom. abgehandelte Familien, gleich den früheren (über die Cruciferen, Leguminosen ꝛc.) erläutert, und die Merkmale, auf welchen die Eintheilung beruht, genauer und umständlicher, als dort geschehen konnte, auseinandergesetzt hat. In der Abhandlung über die Melastomaceen, der interessanteren dieser Sammlung, würdigt Herr De Candolle zuerst die Verdienste seiner Vorgänger um diese Familie, zeigt ihren wesentlichen Unterschied von den zunächst verwandten Lythrarieen und Myrtaceen und äußert sich umständlich über die Eintheilung. Das zwiefache Oeffnen der Staubbeutel (an der Spitze oder in 2 Längefurchen) schien dem Verf. nach dem Vorschlage des Herrn Seringe für die Unterordnungen ein sehr passendes Unterscheidungszeichen. Zu den vorzüglichen generischen Merkmalen hingegen hielt er besonders geeignet: die Zahl der Poren bey den an der Spitze aufspringenden Staubbeuteln, das Verhalten des Fruchtknotens zum Kelche und die verschiedene Bekleidung desselben, so wie die Beschaffenheit der Frucht und des Samens. Die hierauf sich gründenden 68, zur leichteren Uebersicht in vier Gruppen vertheilten, Gattungen umfassen 730 Arten, wovon Herr v. Martius allein 287 in Brasilien entdeckte und dem Verf. freundschaftlich mittheilte, ein um so wichtigerer Beytrag an neuen Pflanzen, als unter ihnen gerade mehrere der ausgezeichnetsten Gattungen vorkommen. Auf einer beygefügten Tafel (Conspectus Melastomacearum synopticus) hat Herr De C. die Gattungen nach ihren Verwandtschaften, mit Hinzufügung der wesent-

lichen Merkmale, sehr sinnreich darzustellen gesucht, welche der Leser aber selbst nachsehen muß. In geographischer Hinsicht gewährt außerdem eine Tabelle einen interessanten Ueberblick, worauf von den einzelnen Gattungen die Zahl der Arten angegeben ist, welche in den verschiedenen Ländern bemerkt sind. Es erhellt aus derselben, daß diese Familie vorzugsweise auf den tropischen Theil von America beschränkt ist. Außer den Wendekreisen hat man bis jetzt nur 14 Arten wahrgenommen, nämlich 8 in den vereinigten Provinzen von Nordamerica, 3 in China und eben so viele in Neuholland. Sie fehlen ganz in Europa, in dem nördlichen und mittlern Theile Asiens, im nördlichen Africa u. m. a. Erdstrichen. Bemerkungswerth ist es, daß nur wenige Melastomeen in mehrerern Ländern zugleich vorkommen. Diese beschränkte Vertheilung dehnt sich selbst auf die Gattungen aus. So kommen alle Arten der Rhexia in den Provinzen von Nordamerica vor, Axinaea in Peru; die Gattungen Calycogonium, Tetrazygia und Charianthus bewohnen die Antillen, Lavoisiera, Rhynchanthera, Macairea, Cambessedea u. v. a. ausschließlich Brasilien. — Von S. 13 folgt, als zweyter Theil der Abhandlung, eine critische Uebersicht der Gattungen mit einigen Zusätzen und Berichtigungen für den Prodromus; man vergl. Macairea, Miconia, Graffenriedia u. e. a. Zweifelhaft bleiben auch hier noch Truncaria, Chaetostoma, Pachyloma u. a., so wie viele der neuen Arten. Eine umständliche Beschreibung ist nur von den abgebildeten Melastomeen gegeben, nämlich: Lavoisiera insignis, Davya gujanensis, Oxyspora paniculata, Marcetia

Sertularia, Macairea Adenostomon, Lasiandra Candolleana, Chaetogastra havanensis, Tschudya rufescens und Hubernia laurina.

Die Crassulaceen sind im Allgemeinen nach demselben Plane bearbeitet. Beygefügt ist auch hier eine Tabelle zur leichtern Uebersicht der geographischen Verbreitung, so wie eine Tafel zur anschaulichern Darstellung hinsichtlich der verwandten Familien und der Gattungen unter sich. In der Uebersicht der Gattungen verweilt der Verfasser besonders bey Sedum, Sempervivum und Crassula, um ihre Grenzen genauer zu bestimmen. Auch werden am Schluß über mehrere zweifelhafte Arten dieser drey Gattungen lehrreiche Bemerkungen mitgetheilt. Von den beygefügten, in dem Prodrom. noch nicht angeführten Kupfertafeln, gibt Tab. 1. die Vorstellung der Fructificationstheile von 9 Gattungen, die zweyte die Verwandtschaft der Gattungen; die übrigen Tafeln enthalten Abbildungen von den größtentheils neuen Gattungen und Arten, nämlich: Dasystemon calycinum, Sedum brevifolium und Umbilicus sedoides, Echeveria gibbiflora, Escheveria teretifolia und Sedum ebracteatum, Sedum amplexicaule, Sedum anopetalum, Sedum dendroideum, Sempervivum ciliatum, Sempervivum dodrantale, Sempervivum punctatum und Penthorum chinense.

Mit den Onagrarieen, als Gegenstande der dritten Abhandlung, glaubte Herr De Candolle sich kürzer fassen zu können, da Jussieu diese Familie in den Annal. du Mus. 3. 315 revidiert hat. Die Bemerkungen beschränken sich daher nur auf einige Gattungen. So glaubt der Verfasser, daß von Jussieu, nach

Loureiro, demnächst diejenigen Arten unter Cubospermum abgesondert zu werden verdienen, deren Kapsel fünffächerig ist und wovon jedes Fach die an beiden Enden stumpfen dreykantigen Samen nur in einer einfachen Reihe angeheftet enthält, während im gewöhnlichen Falle jedes Fach einer vierfächerigen Kapsel mehrere, auch anders gestaltete Samen einschließt. Zu jener Gattung würden, außer J. repens (Cubospermum palustre Lour.), affinis, Swartziana und ramulosa zu rechnen seyn, welche hier zugleich vollständig beschrieben werden. Umständlicher äußert sich Herr De C. über Ludwigia und Isnardia, wovon die Resultate aus dem Prodromus bekannt sind. Beygefügt sind Abbildungen der Ludwigia Jussieuoides und der beiden neuen Gattungen Hauya und Prieurea. — Unter den zweifelhaften Gattungen wundert man sich, Onosuris (Camissoa Link.) noch aufgeführt zu sehen. Herr De Candolle scheint übersehen zu haben, daß Link seine Camissoa Flava (Onosuris Chamissonis Prodr.) später, freylich ohne Anführung der früheren Bezeichnung (Jahrb. d. Gewächskunde. 2. Heft S. 192 und Enum. 1. p. 378) Oenothera Chamissonis genannt hat. Herr Seringe hat daher auch in der von ihm in Prodromus gegebenen Uebersicht der Gattung Oenothera die Chamissonis ganz richtig als Synonym der dentata R. et Pav. zugezählt (nur gehört die damit vereinigte hirta oder micrantha Horn. nicht dahin). Onosuris acuminata Raf wäre folglich der ersten Section (Sphaerostigma) von Oenothera auch beyzugesellen, oder — was indeß wegen Mangel hinreichender Merkmahle weniger zu billigen seyn möchte — die

Sect. Sphaerostigma müßte mit Onosuris verbunden und diese Gattung neben Oenothera gestellt werden.

Auch von den Paronychieen (4te Abhandlung) handelt der Verfasser nur kurz, da Herr A. St. Hilaire diese Familie in den Mémoir. du Mus. sehr gründlich bearbeitet hat. Die Bemerkungen beziehen sich besonders auf die derselben zunächst verwandten Cariophylleen und Amaranthaceen, welche nach ihren Hauptmerkmahlen umgrenzt werden. Sehr scharfsinnig wird dargethan, daß Larbrea und Adenarium, ungeachtet des hypogynischen Standes ihrer Staubfäden, zu den Cariophylleen gehören, und andererseits Polycarpaea, Stipulicida und Ortegia, obgleich ihre Staubfäden unter dem Fruchtknoten stehen, nicht von den Paronychieen getrennt werden können. Hierauf sucht Herr De Candolle seine, allerdings naturgemäßere, Vertheilung dieser Familie in 7 Tribus gegen die von Jussieu aufgestellte zu rechtfertigen; und schließt mit den Beschreibungen der neuen Gattungen Cardionema und Cerdia, und einiger neuen Arten von Herniaria und Paronychia, wovon die beygefügten Tafeln zugleich sehr gute, mit Analysen erläuterte Vorstellungen geben. — Es bedarf kaum der Versicherung, daß die baldige Erscheinung der noch zu erwartenden Abhandlungen nur allgemeiner Wunsch seyn kann.

Schrd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.
Den 14. Junius 1830.

Hannover.

Bey Helwing: Versuche aus dem Gebiete der sogen. freywilligen Gerichtsbarkeit, von Dr. Ferdinand Oesterley, Privatdocenten zu Göttingen und außerordentlichem Beysitzer im Spruchcollegio daselbst. 1830. XXXII u. 247 S. in 8.

Die Erfahrung zeigt es, daß der Theil der Rechtswissenschaft, der lehren soll Rechtsverhältnisse zu sichern, und Streitigkeiten darüber vorzubeugen, gewiß nicht den niedrigsten Platz in der Reihe der Rechtsdoctrinen einnehmen sollte, dennoch, im Verhältnisse zu andern, namentlich bey den academischen Studien am wenigsten beachtet wird. Der Verfasser der vorliegenden Versuche, von der großen Wichtigkeit einer gründlichen und umfassenden Kenntniß der Grundsätze der sogenannten freywilligen Gerichtsbarkeit, besonders für das practische Leben um so mehr überzeugt, je größer die, aus der Unbekanntschaft mit denselben, für die Rechtsuchen-

heit entstehenden nachtheiligen Folgen sind, hat zu Göttingen seit längerer Zeit über jene Wissenschaft, in Verbindung mit der Cautelar-Jurisprudenz und dem Notariat, Vorlesungen gehalten, und gewünscht, dabey ein passendes Lehrbuch zum Grunde legen zu können. Da indessen keine der ihm bekannten Schriften, weder hinsichtlich der Form, noch einer gründlichen und quellenmäßigen Bearbeitung der Lehre selbst, den Anforderungen entsprach, welche billigerweise an ein solches Lehrbuch gemacht werden können, so glaubte der Verfasser sich mit verdoppeltem Eifer dem Studio jener Wissenschaft widmen zu müssen, um den Versuch einer systematischen Darstellung wagen zu können. Je mehr er indessen in dieser Arbeit vorschritt, desto lebhafter wurde bey ihm die Ueberzeugung von der großen Schwierigkeit in der Ausführung. Daher glaubte er zuvörderst seine Ansichten über die Behandlung der Lehre von der freywilligen Gerichtsbarkeit dem größern Publicum in der Hoffnung und mit der Bitte vorlegen zu müssen, darüber, ob sie, seinen künftigen Arbeiten zum Grunde gelegt, ihrem Zwecke entsprechen würden, Belehrung zu erhalten. Dieß ist der Hauptzweck der Schrift, von der er freylich auch sehr lebhaft wünscht, daß sie Etwas dazu beytragen möge, auf die Nothwendigkeit einer gründlichen bisher so oft vernachlässigten Kenntniß der Grundsätze der freywilligen Gerichtsbarkeit aufmerksam zu machen.

Es werden drey einzelne Abhandlungen mitgetheilt, wovon sich die erstere mit der genauern Bestimmung des Gegenstandes der sogenannten freywilligen Gerichtsbarkeit beschäftigt, so wie mit der Art der wissenschaftlichen Be-

handlung derselben. Da über die Begrenzung dieser Wissenschaft sich so sehr verschiedene Ansichten finden, so schien es besonders nothwendig den Gegenstand der freywilligen Gerichtsbarkeit genauer zu beschreiben; diese besteht nach der Ansicht des Verfassers in der einem Gerichte obliegenden Befugniß und Verpflichtung bey der Abschließung von Rechtsgeschäften zu concurrieren, damit diese desto sicherer zu Stande gebracht werden. Da in vielen einzelnen Fällen eine solche gerichtliche Concurrenz gesetzlich für nothwendig erklärt und dadurch eine Reihe einzelner Institute begründet ist, welche bald im römischen oder im canonischen, bald im deutschen Rechte ihre Quellen haben, bald aus einer Vermischung verschiedener Institute hervorgegangen sind; so hält der Verfasser dafür, daß es nur auf geschichtlichem Wege und durch die genaueste Berücksichtigung aller Quellen und ihres gegenseitigen Verhältnisses möglich sey, eine klare Anschauung von dem jetzt geltenden Rechte zu erlangen, und daß es nur auf diese Weise möglich werde, das, jedem einzelnen Institute zum Grunde liegende leitende Princip kennen zu lernen, was namentlich auch aus dem Grunde äußerst wichtig sey, weil bey vielen Instituten genauere gesetzliche Bestimmungen über deren Anwendung im Einzelnen fehlen, mithin hier nur die eigentliche Tendenz solcher Institute einen richtigen Leitfaden abgeben könne. In den folgenden zwey Versuchen hat der Verfasser durch eine Entwickelung der römischen Ansicht über jurisdict. voluntaria und durch Darstellung derjenigen Legisactionen, welche außerhalb eines wirklichen Rechtsstreits vorkommen, — weshalb man sie vielleicht nicht unpassend die

extrajudiciellen nennen könnte, — einige Beyträge zu der geschichtlichen Behandlung einzelner Institute der freywilligen Gerichtsbarkeit liefern wollen. Es ist in diesen letztern Versuchen zu zeigen versucht, daß bey den Römern unter dem Ausdrucke 'jurisd. voluntaria'. (l. 2. D. de officio Procons. et Legati) nichts anders als die Legisactio zu verstehen sey; so wie, daß die extrajudiciellen Legisactionen mit den judiciellen aufs engste zusammen hingen und daß die eigenthümliche Gestalt der ersteren lediglich aus einer consequenten Auffassung derjenigen Verhältnisse hervorgegangen sey, welche ihnen zum Grunde liegen, also durchaus nicht auf speciellen Gründen des öffentlichen Wohls beruht habe.

F. De.

Weimar.

Im Großherzogl. Industrie-Comptoir: Ueber die Polypen im Allgemeinen und die Actinien insbesondere. Naturhistorischer Versuch von Wilh. Rapp. Mit 3 color. Kupfert. 1829, IV u. 62 Seiten in 4.

Nur in der Absicht, den organischen (!) Bau gewisser Seethiere näher kennen zu lernen, reisete der Verf. nach Neapel; zwey Jahre später ging er zur Fortsetzung dieser Studien nach Cette im südlichen Frankreich, und brachte den Sommer 1828 in der gleichen Absicht in Christiania und in Bergen in Norwegen zu. — In der Einleitung findet man interessante allgemeine Bemerkungen über die Polypen. Dadurch daß man die Corallinen von den Pflanzen ge-

trennt und zum Thierreich gezählt habe, sey ein großer Fortschritt in der Kenntniß dieser Naturprodukte bezeichnet worden. Eine zweyte Epoche würde dann entstehen, wenn man nicht mehr die Hauptcharactere vom Polypenstock, sondern vom Thierkörper hernähme. Wichtig sey es, daß man mehrere Thiere von den Polypen getrennt habe, welche früher dazu gehörten, z. B. Pyrosoma; ja der Vf. schließt sogar Flustern von ihnen aus, indem sie durch ihre Organisation den zusammengesetzten Ascidien nahe kämen. Die Spongien und Tethyen sollten nicht mehr zu den Polypen gerechnet werden, weil sie keine Thiere in sich einschließen; sie sollen niedriger stehen und eine besondere Thierabtheilung bilden. Andere Naturkörper aber, welche man bis jetzt zum Thierreich gezählt habe, gehörten in das Pflanzenreich, nämlich Corallinen und andere Naturproducte: als Tabularia acetabulum, Alcyonium Bursa und sogar auch einige Milleporen (Nulliporen). Dann wird manches mitgetheilt über die Symmetrie und Regelmäßigkeit, über die Fortpflanzung, wobey indeß Ref. gewünscht hätte, daß der Vf. alle Polypen in Bezug auf die Geschlechtsfunction statt weiblich, neutral genannt hätte.

Erste Abtheilung: Exoarier; entweder frey sich bewegende oder fest sitzende, nackte oder mit hornartigem Ueberzug bedeckte, mit zahlreichen ungefiederten, fast cylindrischen Fühlfäden versehene, durch an der äußern Körperoberfläche hervorsprossende Theile, welche entweder einzelne nackte mit der gehörigen Reife von selbst abfallende Keimkörner, oder kleine Behälter vorstellen, aus denen die Eyer oder die Jungen ausgeleert werden, characterisieren diese Thiere. (Zu dieser Definition sind 2 Seiten verschwendet worden). — Es wird

hierauf von den Hydern, den Corynen, den Millepora gehandelt. Die Millepora polymorpha legte der Verf. in Salzsäure, worauf sich der erdige Bestandtheil unter heftigem Aufbrausen auflöste; der organische Bestandtheil blieb aber als eine durchsichtige graugrüne weiche Substanz zurück, und hatte die Gestalt des Ganzen so vollkommen beybehalten, daß sie einer Tremelle nicht unähnlich war. Der Vf. betrachtet sie als eine durch den Vegetationsproceß verkalkende niedere Pflanze. (Ref. möchte sie doch nicht gern aus dem Thierreich verbannt sehen, denn sie entspricht sehr schön der reinen Knochenbildung in den höhern Thieren). — Zweyte Abtheilung: Enboarier; sämmtlich im Meere wohnend, die meisten festgewachsen. Die Mundöffnung von meist 8 lancettförmigen, gefiederten, in einfachem Kreise gestellten Fühlfäden umgeben. Die Keimkörner bilden sich im Innern des Körpers und werden durch die Mundöffnung, oder durch besondere, neben dem Munde sich öffnende, Eyergänge ausgeleert. Hierher gehören Alcyonium (in A. lyncarium fand der Vf. keine Spur von Polypen), Tubiporen, Corallen (die Polypen sitzen zerstreut in einer dicken, oft lebhaft gefärbten Rinde, welche den gemeinschaftlichen Polypenstock umgibt. Zwischen dieser Rinde und dem Polypenstock läuft eine dünne Schicht mit Gefäßen versehen [was sind das für Gefäße? S. 7 heißt es mit Recht: man findet bey den Polypen so wenig ein Nerven= als ein Gefäßsystem], durch welche Schicht die Polypen mit einander verbunden werden), Pennatulen (vorzüglich interessante Bemerkungen enthaltend), Zoanthen und Madreporen. — Die Abhandlung über die Actinien erstreckt sich nicht bloß auf das Allgemeine, sondern auch auf das Spe-

cielle. Sie beginnt mit der Beschreibung des Thierkörpers, handelt dann von der Bewegung, welche theils mittelst der Fühlfäden, theils mittelst der muskulösen Grundfläche des Körpers ausgeführt wird. Der Verf. hält die Angabe, daß diese Thiere mittelst der Spitze der Fühlfäden der Beute sich bemächtigen für irrig, ohne jedoch Gegenbeweise anzuführen. Die Nahrung besteht hauptsächlich in kleinen Krustaceen und Mollusken; das Mollusk wird dann ohne Verletzung der Schale verdauet, und die Schale unverletzt wieder aus der Magenhöhle der Actinie entfernt. Diese Erfahrung gibt einen Beweis für die verdauende Kraft des Magensaftes, wenigstens bey diesen und mehreren andern Thieren ab; was aber S. 45 von der Verdauungskraft des Seewolfs steht, ist im Texte wirklich störend und hätte höchstens in einer Anmerkung Platz finden sollen. Der Vf. beobachtete häufig das Hervortreten der Jungen aus der Mundöffnung des Thiers; interessant ist die Bemerkung, daß die neugebornen Thiere mit bey weitem weniger Fühlfäden versehen sind als die alten. Es wurde nicht geringe Empfindlichkeit der Actinien gegen das Licht bemerkt. Der Schleim, welchen die Actinia Cereus absondert, äußert eine scharfe Wirkung auf die mit dünner Haut bedeckten Stellen des menschlichen Körpers, und kommt in dieser Hinsicht mit dem Schleime der Medusen überein. Bey A. Cereus sah der Vf. in den Fühlfäden Zirkel- und Längenfasern, von denen jene zum Austreiben des Wassers dienen sollen. Nerven, welche, wie bekannt, Spix in der A. coriacea entdeckt haben will, konnte der Vf. trotz aller angewandten Mühe nicht auffinden. Angehängt ist die Beschreibung eines vom Vf. entdeckten, den Actinien

nahe stehenden Thiergeschlechtes, welches er anfangs zu den Tubularien zählte. Endlich folgt die Beschreibung der verschiedenen Actinien-Arten, unter denen wir die 2 neuen vom Vf. entdeckten hervorheben wollen: 14) Actinia filiformis: Fühler lang, fadenförmig, hellgrün. Körperoberfläche glatt, an der obern Fläche mit zerstreueten kleinen Löchern (aus welchen Wasser hervorgespritzt wird). Die Oberfläche zart; Farbe dunkelgrün. Wohnort: Norwegische Küste, in der Nähe von Bergen. 16) Actinia depressa: Fühlfäden kurz und dünn, fast cylindrisch. Der Körper breitet sich, indem er sich mit der Grundfläche festsetzt, hautförmig aus, so daß die Gestalt des ganzen Thiers platt gedrückt erscheint. Oberfläche ohne Warzen, der Länge nach gestreift. Körper und Fühler grün gefärbt. Wohnort: Mittelländisches Meer.

Ref. hat das ganze Werk, welches viele treffliche dem Vf. eigenthümliche Bemerkungen und Beobachtungen enthält, mit großem Interesse gelesen, hätte jedoch gewünscht, daß weniger häufig Wiederholungen vorkämen, auf die man sogar in der Characteristik stößt; wenn es z. B. heißt: alle Endoarier wohnen im Meere, so findet man diesen Ausdruck bey einigen Abtheilungen derselben, z. B. den Alcyoneen und Corallen wieder, bey andern nicht, wodurch natürlich leicht Verwirrung hervorgebracht werden kann. Die Abbildungen sind recht gelungen, und wir wünschen, daß uns der Vf. auch seine auf denselben Reisen gesammelten anatomischen Untersuchungen an Wirbelthieren mittheilen möge.

Bd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.
Den 17. Junius 1830.

Göttingen.

Der vierte Junius, der Tag der Preisvertheilung an die Studierenden, der bey uns zugleich jedesmal ein Tag der stillen Rückerinnerung an den Stifter dieses Instituts ist, das einst ganz aus seinem eigenen Willen hervorging, war diesesmal zugleich der Tag einer doppelten außerordentlichen Feyer.

Kurz vorher hatte die Universität einen neuen Beweis — einen frühern kündigten wir erst neulich an — des gnädigen Andenkens S. M. des Königes, ihres erhabenen Rector Magnificentissimus, erhalten, indem Derselbe geruhte, Sein Bildniß ihr zustellen zu lassen; zu dessen feyerlicher Aufstellung, in dem untern Hauptsaale der öffentlichen Bibliothek, der Büste Seines Königlichen Vaters gegenüber, der heutige Tag bestimmt ward. Das Bildniß, nach dem berühmten Original des verstorbenen Lawrence copiert, stellt den Monarchen in ganzer Gestalt,

volle Lebensgröße, in der Feldmarschalls-Uniform, mit der rechten Hand auf das Schwert gestützt, dar; und ist als Werk der Kunst nicht weniger ausgezeichnet, als es als historisches Denkmal es ist. Nachdem das Corps der Universität und die dazu eingeladenen Behörden in einem anstoßenden Saale der Bibliothek sich versammelt hatten, verfügten sie sich nach der Aufforderung des dermaligen Prorectors, des Herrn Hofrath Mitscherlich, Professors der Beredsamkeit, in den Hauptsaal; und als der, das Bildniß bis dahin verhüllende Vorhang weggezogen wurde, ward dasselbe von dem Prorector mit folgender Anrede begrüßt:

Salve magnorum Rex Augustissime regum,
Quo nil terrarum maius in orbe viget;
Cuius Parrhasia sacros haec arte ministra
Effigies vultus adsimilata refert.
Regia sidereo maiestas fulget in ore,
Mixta cui placidae gratia frontis inest.
Haec manus ense minax atrocia bella peregit,
Haec eadem pacis saepe sequestra fuit.
Quid loquar edomitos magno certamine Gallos,
Et trepida pulsos in sua regna fuga?
Qui prius infestis equitum peditumque catervis
Obruerant fines, Teutoni terra, tuos.
Quid referam ex medio ductos Oriente triumphos,
Quid Nili stratas per vada salsa rates?
Nec tamen in tantis rebus Tibi totque tropaeis
Cura minor studiis pacis amorque fuit;
Testis hic ipse locus Musis Phoeboque dicatus,
Artibus ingenuis commoda quanta pares;

Qui nunc sacrata hac resplendet imagine, tanto
Hospite dignatus, laetitiaque tumet.
Salve Pieridum columen, Rex Optime, salve,
Dulcis amor populi deliciaeque Tui.

Mit welchen Gefühlen und frommen Wünschen für die Erhaltung des Vaters des Vaterlandes diese Worte angehört wurden, mag es uns vergönnt seyn lieber stillschweigend anzudeuten als laut auszusprechen.

Ein zweytes frohes Ereigniß war die funfzigjährige Amtsfeyer eines unserer ältesten öffentlichen Lehrer, des Herrn Hofraths Johann Tobias Mayer. Im Frühjahre 1780 hatte derselbe seine erste öffentliche Lehrstelle in Altorf angetreten; von wo Er 1786 nach Erlangen, und 1799 nach Lichtenbergs Tode zu dessen Nachfolge als Professor der Physik auf die hiesige Academie, in Seine Vaterstadt, berufen ward. Eine Deputation des Senats brachte ihm am Morgen dieses Tages ihre Glückwünsche dar, und überreichte ihm ein Belobungs- und Danksagungsschreiben des hohen Curatorii, begleitet mit den Insignien des Guelfenordens, die S. M. der König als Beweis hoher Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um die Universität und die Gesellschaft der Wissenschaften, ihm huldreichst ertheilten. Wiederholt wurden jene Glückwünsche in der öffentlichen, am Nachmittage bey Bekanntmachung der Preise von dem Prorector gehaltenen Rede; und auch die Studierenden verfehlten nicht, ihm am Abend durch ein Lebehoch! einen Beweis ihrer Verehrung und Theilnahme zu geben.

(Die Nachricht über die Preisvertheilung in einem der nächsten Blätter).

Leipzig.

Bey Hahn: Vorschule zu der Iliade und Odyssee des Homer. Ein Handbuch für Schulen, von E. L. Cammann, Rector der Domschule zu Verden. 1829. 420 S. in 8.

Wir halten es für einen der wichtigsten Fortschritte unseres Schulunterrichts, daß die Lesung Homers nicht bloß in demselben Statt findet, sondern auch einen viel höhern Grad von Wichtigkeit erhalten hat, als dieses vormals der Fall war. Der Dichter aus der Jugendwelt hat auch für die Jugend aller Zeiten gedichtet. Es wäre überflüssig dieß noch weiter beweisen zu wollen. Aber um ihn zu verstehen, muß man in seine Welt sich versetzen können. Dazu gehören Vorkenntnisse, die, wenn man sie erst aus dem Dichter sich erwerben sollte, seine Lesung sehr erschweren würden. Dieß ist aber nicht Alles. Ueber den Dichter selber, und seine Werke ist in den letzten Zeiten so vieles verhandelt worden, daß auch eine Kunde davon unentbehrlich ist. Das Bedürfniß einer Vorschule zu seinen Dichtungen ist dadurch deutlich genug ausgesprochen. Es ward auch schon früher empfunden; Feith antiquitates Homericae geben davon den Beweis. Daß diese ältern Versuche jetzt nicht mehr ausreichen, brauchen wir nicht erst zu sagen. Und wenn gleich über einzelne Puncte, die sich auf Homer beziehen, viele Schriften von sehr verschiedenem Werth erschienen sind, so bleibt dennoch, so viel wir wissen, der Versuch des Verfs. der erste, der das Ganze umfassen soll.

Es zerfällt derselbe in zwey Abtheilungen. Die erste: über den Dichter selbst, seine Werke, deren Beschaffenheit, Entstehung, Erhaltung und Literatur; die andere: die Homeri-

sche Welt in ihren Eigenthümlichkeiten, Verhältnissen und Einrichtungen.

Die erste Abtheilung umfaßt also die Fragen über die so viel gestritten ist, die so verschieden beantwortet sind, und noch beantwortet werden. Der Verf. hat die Untersuchung über sie in sieben Kapitel getheilt: über die Lebensbeschreibung Homers — älteste Bewohner Griechenlands und der Colonien — über die Werke Homers — Züge seiner Dichtung — seinen historischen Werth — Entstehung und Erhaltung seiner Werke — und kurzer Abriß einer literarischen Geschichte derselben. Es sind in diesen Kapiteln nicht nur alle die Nachweisungen gegeben, welche als literarische Einleitung erforderlich sind; sondern der Vf. unterläßt auch nicht, seine Meinung über die streitigen Puncte beyzufügen; vor Allem also was die Entstehung dieser Gedichte betrifft. Der Vf. bekennt sich hier, gegen die Wolfischen Hypothesen, zu der Meinung, zu der sich auch von jeher Ref. bekannt hat, daß, wenn man auch gern zugibt, daß in den beiden großen Epopöen einzelne Einschiebsel hinzugekommen sind, davon doch jede für sich ursprünglich ein Ganzes gebildet habe, und nicht erst durch eine Aneinanderreihung einzelner Gesänge entstanden sey. Dieser Satz ist in den beiden letzten Kapiteln so vollständig ausgeführt, daß wir nichts hinzuzusetzen haben, und auf das Buch selber verweisen.

Die zweyte Abtheilung, die Homerische Welt überschrieben, zerfällt wieder in zwey Theile, wovon der erste in drey Kapiteln die Personen, der andere in sechs Kapiteln die Sachen umfaßt. Der erste beginnt also mit der Homerischen Götterlehre im Allgemeinen; dann von den einzelnen Göttern; und zuletzt von den Menschen. Die Götterlehre geht von den Be-

stimmungen der dabey zum Grunde liegenden Eigenthümlichkeiten aus. Der Verf. bestimmt diese auf folgende Weise: Die Götterlehre des Orients ruht auf Symbolen, indem die Gottheiten Symbole der Naturkräfte und ihrer Wirkungen sind; die der Griechen auf Mythen, indem sie als moralische Personen dargestellt werden; verschieden von der christlichen, die auf Begriffen ruht. Bey der Homerischen Götterwelt lag schon der Volksglaube zum Grunde; durch die Dichtung erhielt er aber seine festern Formen. Das Characteristische der Homerischen Götter wird dann im Allgemeinen auseinandergesetzt, ohne doch dem Dichter die Daumschrauben aufzusetzen, um, wie in der bekannten Abhandlung über den Gang der Homerischen Götter, Bekenntnisse von ihm zu erpressen, an die er selber nicht gedacht hatte. Die beiden folgenden Abschnitte gehen dann die Götter so wie die Heroen einzeln durch. — Die letzte Abtheilung, die sächlichen Alterthümer umfassend, beginnt mit dem Religionscultus: Gebete, Opfer, Weihgeschenke, Priester und Seher. Hierauf die Homerische Volksverfassung, monarchische Form der Stammfürsten, ihre Rechte u. s. w. Hierauf Kriegswesen — häusliches Leben — Culturzustand in Beziehung auf Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft. Den Beschluß macht eine Uebersicht der Homerischen Geographie, so weit diese für den Anfänger nöthig war.

Die Leser sehen, daß den Untersuchungen derjenige Umfang gegeben ist, der für ihre Bestimmung als Einleitung zu der Lecture des Dichters erwartet werden konnte. Denn daß der Verf. nicht durch neue gelehrte Untersuchungen die Gegenstände habe erschöpfen wollen, erklärt er selber. Jener Zweck aber ist nach unserm

Urtheile erreicht, und wir zweifeln nicht, daß die Arbeit des Verfs. zu der Verbreitung des Homerischen Studiums bey der Jugend beytragen werde. Hn.

Mannheim.

Gemählde aus dem Leben Carl Friedrichs, des ersten Großherzogs von Baden; zur Säcularfeyer der Geburt des unvergeßlichen Fürsten beygetragen vom Freyherrn v. Drais, wirklichem Geheimen Rath rc. 1829. 270 S. in 8.

Diese Schrift eines, seitdem auch verewigten, vielfach verdienten Staatsdieners, ist der Nachruf der Dankbarkeit an einen Fürsten, der zu den ausgezeichnetsten des verflossenen Jahrhunderts gehörte. In XXVII Abschnitten wird uns ein Ueberblick über seine Lebens= und Regentengeschichte gegeben. Die erste Hälfte, großentheils ein Auszug aus der Geschichte des Vfs. von Baden vor der Revolutionszeit, erschien schon früher, und ist nun durch die zweyte Hälfte, bis auf den Tod Carl Friedrichs vervollständigt. Es ist besonders dieser letzte Zeitraum, der durch Ereignisse so mannigfaltiger, bald trauriger bald glücklicher Art für Baden so merkwürdig geworden ist, der hier die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; aber auch die erste Hälfte thut es nicht weniger, weil der Vf. immer den Gesichtspunct vor Augen behalten hat, mehr auf die innern als auf die äußern Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Jene sind in den kleinern Staaten immer die wichtigern, da sie in Rücksicht der letztern den Impulsen von außen mehrentheils folgen müssen. In jenen spiegelt sich daher eigentlich der Geist der Herrscher; und welche Verbesserungen in dieser Rücksicht fast in allen Zweigen der Verwaltung unter der Regierung von Carl

Friedrich in seinen Staaten gemacht wurden, lernt man jetzt aus dieser Uebersicht kennen. Sie wird aber um so viel lehrreicher, da ihr Vf. selber bey vielen mithandelnde Person, und bey allen der theilnehmende Zeitgenosse war. Die, auch nach dessen Tode, bewiesene Anhänglichkeit an seinen Fürsten macht seinem Character große Ehre, und wir dürfen wohl mit dem Wunsche schließen, daß jedem Regenten das Glück zu Theil werden möge, so treue und dankbare Beamte unter seinen Dienern zu zählen. Hn.

Leipzig.

Verlag von J. A. Barth 1829: Sionitische Harfenklänge. Von Dr. Karl Wilh. Justi, ord. Prof. der Theologie u. Philosophie an der Universität Marburg rc. XVIII u. 445 S. in gr. 8.

Eine Sammlung von auserlesenen Gesängen und Versen des A. T. und der neutestamentlichen Apocalypse, von denen zwar sehr viele fern von Zion, zwar fern vom heiligen Lande gedichtet sind, die indeß derselbe Dichtergeist, der die sionitische Muse David's und Salomo's beseelte, dem deutschen Uebersetzer in Eine große Sängerreihe zu stellen schien. Viele Stücke dieser Sammlung hat Hr. Dr. Justi schon früher übersetzt und erklärt: seine jetzige Bearbeitung ist aber keine bloße Wiederholung der frühern. Da die Art der Bearbeitung den Sprachkennern schon seit längerer Zeit bekannt, und in dieser neuen Arbeit sich gleich geblieben ist: so begnügt sich Ref., ohne in eine specielle Kritik einzugehen, dieses Werk besonders denen zu empfehlen, welche ohne Kenntniß der Ursprache einige vorzügliche Proben der althebräischen Muse in einer anziehenden und [illegible]den Uebersetzung zu lesen wünschen.

G. H. A. E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.
Den 19. Junius 1830.

Aachen und Leipzig.

Verlag von J. A. Mayer: Geschichte der spanischen Monarchie von 1810 bis 1823. Erster Theil. Von 1810 bis 1813. Worin die Geschichte der außerordentlichen Cortes und Uebersicht der Kriegsbegebenheiten in der Halbinsel. Von dem K. Pr. Obersten von Schepeler. 1829. XXVII u. 700 S. in 8.

Unter einem neuen Titel erscheint hier die Fortsetzung der früher von dem Vf. herausgegebenen und auch in diesen Blättern von demselben Ref. mit gebührender Anerkennung angezeigten Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals. In der Vorrede zu diesem neuen Werke beklagt sich der Vf., daß die Theilnahme des Publicums an jenem erstgenannten Werke seiner Erwartung nicht entsprochen und daß er vergeblich gehofft habe, in einer zweyten Ausgabe manche Lücken durch nachholende Documente ausfüllen zu können. Noch aber sey die erste Ausgabe zum Theil unverkauft, weshalb er einstweilen jene Ergänzungen und Nachträge in eine französische Uebersetzung

des Werks gerückt habe, deren erster Theil unter dem Titel: Histoire de la révolution d'Espagne et de Portugal etc. traduite sous les yeux de l'auteur bey Desoer zu Lüttich erschienen sey. Möge recht bald der Wunsch des Vfs. in Erfüllung gehen, daß der Ertrag dieses neuen Werks hinreiche, die Kosten einer zweyten Ausgabe der Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals zu decken! Daß übrigens der Absatz des Werks langsam gewesen, mag den Vf. nicht Wunder nehmen. Will ja doch die Masse immer nur etwas Neues, was die augenblickliche Neugier befriedige, und hat ja doch nur die Gegenwart Interesse für sie. Die Revolution auf der pyrenäischen Halbinsel, so wie die ganze große Catastrophe, die wir erlebt, die gehören ja jetzt schon der Vergangenheit an, die obendrein, wie leider die Erfahrung zeigt, für gar manche eine recht ferne Vergangenheit ist; ist ja doch jener Geist und jener Sinn, der damals die Menschen trieb, jetzt schon vielen eine Thorheit und den mehrsten eine unverständliche Hieroglyphe geworden. Auch haben unstreitig die nachfolgenden Ereignisse in Spanien, so wie in Portugal, bey gar vielen das Interesse an der Geschichte der Revolution beider Länder geschwächt. Unmuthig mag sich mancher nur ungern an die Zeit erinnern lassen, die so Großes und Herrliches versprach, weil eben die nächste Folgezeit die Erwartungen so bitter getäuscht hat. Bey den Ultras jeder Farbe wird außerdem der Vf. wenig Glück machen; den blinden Bewunderern Napoleons wird sein Buch nicht gefallen, weil es getreulich die in Spanien und Portugal geübten Greuel erzählt; denen die in den Cortes nur eine Rotte von fanatischen Jacobinern erblicken, eben so wenig, weil es offen und frey bekennt, was jene Cortes gewollt und was sie gewirkt. Würde aber ein neuer Umschwung

in jenen Ländern erfolgen, und wer mag leugnen, daß die Lage derselben von der Art sey, daß so etwas doch nicht eben in das Reich des Unmöglichen gehört, dann würde gewiß das Buch des Vfs. um so allgemeiner gelesen werden, weil, so viel wenigstens Ref. bekannt ist, kein anderes einen gleich tiefen Blick in das innerste Wesen vorzüglich des spanischen Characters, des ganzen Thuns und Treibens des spanischen Volks in jener ewig denkwürdigen Epoche thun läßt, weil es vor allen das hohe Verdienst hat, die oft so gänzlich übersehenen, oft mit so blinder Einseitigkeit beurtheilten Anstrengungen des Volkes selbst in ein recht helles Licht gestellt zu haben. Wollte man dem Vf. vorwerfen, er habe sich in ein ermüdendes Detail eingelassen, er habe die einzelnen Züge der Guerilleros mit einer Ausführlichkeit erzählt, wie sie solche unbedeutende Unternehmungen durchaus nicht verdienten, so würde man eben dadurch beweisen, daß man die Natur des Kampfs auf der pyrenäischen Halbinsel durchaus nicht begriffen, es nicht eingesehen, daß zwischen einem Volkskriege und einem Kampfe geregelter Armeen eine durchaus gänzliche Verschiedenheit Statt finde; daß freylich gar viele noch immer diesen Unterschied nicht gefaßt und nicht begriffen haben, das beweiset die noch so häufig geäußerte Meinung, daß die Engländer allein die Befreyer der Halbinsel gewesen. Wer mit Aufmerksamkeit das Buch des Vfs. liest, wird sich bald überzeugen von welcher unberechenbaren Wichtigkeit dieser Kampf einzelner Haufen auf allen Puncten der Halbinsel war, wie diese Haufen in zahllosen Gefechten den Franzosen die empfindlichsten Verluste beybrachten, wie sie fortwährend einen sehr bedeutenden Theil der feindlichen Streitkräfte beschäftigten und wie eben dadurch die Erfolge der Engländer erst möglich wurden. Es sind dieß keine oberflächlichen, un=

erwiesenen Behauptungen — durch detaillierte Angaben hat der Vf. zu allen diesem die Belege geliefert. So enthielten als Folge dieses Kampfs der Guerilleros die französischen Hospitäler im Herbste 1810, wo die Einwirkung der Engländer nur gering war, die Hospitäler von Salamanca und Ciudad Rodrigo ungerechnet, fortwährend zwischen 36950 und 43050 Kranke und Verwundete mit einer Sterblichkeit von 220 bis 430 Mann auf jeden Tag (S. 314. 315). In Catalonien, Arragon und Valencia beschäftigten zu Anfang des Jahres 1812 die Spanier allein nicht weniger als 90000 Franzosen (S. 623). Um die Beweise zu seinen Behauptungen liefern zu können, mußte sich der Vf. nothwendig in die Erzählung von Einzelnheiten einlassen. Das was der Vf. bereits in seinem ersten Werke als einen Hauptsatz ausführt, nicht die Geistlichkeit war es, wie die gewöhnliche Meinung es angenommen, welche die allgemeine Erhebung des Volks in Spanien gegen die Franzosen bewirkte, das findet auch in dem vorliegenden Bande wiederholt neue Bestätigung. Es spricht übrigens der Vf. großentheils als Augenzeuge, als mithandelnde Person und zwar als spanischer Officier, welches ihn allerdings manches ganz anders sehen und beurtheilen ließ, als die Franzosen und Engländer, die beide, vorzüglich aber die letzteren, die Spanier mit auffallender Einseitigkeit beurtheilen. Es enthält dieser erste Band die in der Geschichte nicht nur von Spanien sondern von Europa überhaupt unvergeßliche Epoche von der ersten Eröffnung der außerordentlichen Cortes im Jahre 1810 bis zum Schluß ihrer Sitzungen im September 1813. In neunzehn Kapiteln hat der Verf. die Geschichte dieses Zeitraums behandelt. Ref., indem er den militärischen Theil des Werks competenteren Richtern zur Beurtheilung überläßt,

beschränkt sich auf einige wenige Bemerkungen, vorzüglich über die beiden ersten Kapitel, welche sich ausschließlich mit den Verhandlungen der Cortes beschäftigen, wogegen die übrigen siebenzehn Kapitel eine Darstellung der gleichzeitigen militärischen Operationen enthalten. Der Vf., der die Cortes in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, der die damalige Lage, die Verhältnisse worin sie zu Cadix sich fanden, aus eigener Anschauung kennt, tritt im Allgemeinen als ihr Vertheidiger auf und gewiß wird die unpartheyische Nachwelt jenen unbeugsamen Muth, mit dem sie zu einer Zeit auftraten wo feindliche Heere beynah den gesammten spanischen Boden bedeckten, wie sie nicht verzweifelnd an des Vaterlandes Schicksal, wiewohl sich bald das freye Spanien in das einzige Cadix zurückgedrängt sah, die Wiedergeburt der Monarchie unternahmen, dermaleinst zu würdigen wissen. Daß diese Cortes manche Mißgriffe begingen, daß sie nicht selten zu weit sich fortreißen ließen, wer möchte es leugnen? wohl aber sollte man billiger Weise auch nicht die beyspiellose Lage vergessen, worin sich von Anfang an die Versammlung befand. Nicht nur den äußeren Feind hatten die Cortes zu bekämpfen, sondern auch im Innern hatten sie den noch schlimmern Kampf mit dem Eigennutze und der Selbstsucht, mit der Bosheit und der Dummheit, mit den eingewurzelten Vorurtheilen und den noch tiefer eingewurzelten Misbräuchen zu bestehen. Die Großen, Weltliche und Geistliche, neigten sich großentheils auf Josephs und der Franzosen Seite oder sorgten doch nur für sich; nur durch die Masse des Volks mochten die Cortes das Vaterland retten. Laut verlangte die Nation nach Reformen, und liberaler mußten diese seyn als die Neuerungen, welche Napoleon ankündigte, sollte anders derselbe mit Glück bekämpft werden. Die

physische Gewalt und die Willkühr waren auf der Seite des Gegners; nur durch die Waffen der liberalen Ideen und Institutionen mochte man mit Erfolg gegen ihn streiten. Wer die beiden ersten Kapitel des vorliegenden Werks aufmerksam und ohne vorgefaßte Meinung durchliest, wird zu dem gesagten gar leicht die Belege finden. Nur zum Theil aber glückte dieß Streben den Cortes; es gelang ihnen dennoch nicht vollständig die Masse der Nation lebhaft für sich und die neue Ordnung zu interessieren. Den Regentschaften vornehmlich, hauptsächlich den ersten und der alten Aristocratie, die die Ausführung so mancher beschlossenen Maaßregeln vereitelt, dann freylich auch den Cortes selbst, die oft nicht durchzugreifen gewagt, um nicht selbst das Beyspiel der alten verhaßten Willkühr zu erneuern, gibt unser Vf. davon hauptsächlich die Schuld. Kaum waren die Cortes zusammengetreten, als auch die Partheyen der Servilen und Liberalen entstanden, wie der Vf. die Worte erklärt, der Fanatiker und der Vernünftigen, nachmals überhaupt der Anhänger des Alten und der Freunde der Reformen; die tüchtigsten Köpfe vorzüglich in der Armee und in der Nation überhaupt gehörten zu den letzteren (S. 13). Daß aber auch die Furcht, der ausübenden Macht zu viel Willkühr zu lassen, durch Godoy's Andenken beständig neu angeregt, die Cortes zu manchen Fehlgriffen verleitet, leugnet der Vf. nicht (S. 43). Auffallend erscheint es allerdings, daß gerade die Männer, die sich damals der allgemeinen Sache am abgeneigtesten zeigten, die nur an das eigene Interesse dachten, zum Theil aber auch durch ein wahrhaft revolutionäres Treiben sich auszeichneten, nach Ferdinand's Wiederkehr vor allen mit Gunst- und Gnaden-Bezeigungen überhäuft wurden. So finden wir den Intendanten Lozano de Torres, dessen schmutziger Eigennutz die Kranken und Ver-

wundeten in den Hospitälern zu Cadix verschmachten ließ, den deshalb die Cortes absetzten, den nachmals Wellington als Intendanten von Alecante (?) ... silien fortjagte, 1817 als Justizminister wieder (S. 69), so schildert der Vf. den bekannten Zea Bermudez und Antonio Ugarte (S. 89), so Don Jose O'Donnel (S. 137), Longa (S. 367), Bassecourt und Carvajal (S. 395. 449) und Don Carlos Espanna, der damals voll liberaler oder vielmehr revolutionärer Redensarten war (S. 538. 690). Nicht minder merkwürdig erscheint ein hier abgedrucktes Schreiben (S. 75) der jetzt verstorbenen verwittweten Königin von Portugal an die Cortes vom 28. Jun. 1812, worin sie die neu vollendete Constitution für die Grundlage der Glückseligkeit und Unabhängigkeit der Nation, für einen Beweis der Liebe und Treue ihrer geliebten Mitbürger gegen ihren legitimen König, des Muths und der Ausdauer, womit sie dessen Rechte und die der Nation vertheidigt, erklärt. Wer das Verfahren der Cortes, die von ihnen erlassenen und hier vollständig zusammengestellten Maßregeln und Gesetze, genau durchgeht, der mag nicht anders als dem Vf. beystimmen, wenn er (S. 118) ohne darum jeden ihrer Schritte zu billigen, ihrem guten Willen und ihren redlichen Absichten alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. — Wie die Franzosen in Spanien und Portugal gehaust, wie sie das Signal gegeben zu jenen blutigen Greuelscenen, welche den Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel so schrecklich und so zerstörend machten, das mag im Buche selbst nachgelesen werden. Nur wenige französische Feldherren brandmarkten ihren Namen nicht durch nutzlose Grausamkeiten — selbst Sebastiani (S. 181) und Macdonald (S. 423. 490) blieben nicht rein — am ärgsten von allen trieb es Massena in Portugal; unter denen die über den Krieger den Menschen nicht vergaßen, werden

hier vorzüglich die Generäle Foy (S. 533) und Thiebauld (S. 539) genannt. Daß jedoch auch Spanier und Portugiesen, unter den ersteren vornehmlich manche Guerilleros, sich arge Grausamkeiten erlaubten, daß Spanier selbst in Portugal, so wie Portugiesen in Spanien nicht selten als Feinde hausten, verhehlt der Vf. nicht (S. 304). Das Morden der Gefangenen, und zwar nicht bloß bewaffneter Landleute, sondern auch gefangener Officiere und Soldaten, von den Franzosen angefangen, von den Spaniern im Uebermaaß vergolten, hörte zu keiner Zeit ganz auf (S. 460. 589), wenn gleich endlich das Murren ihrer eigenen Truppen die französischen Generale zwang, das Kriegsrecht pünctlicher zu beobachten. — Nur ungern versagt sich Ref. von den vielen hier angeführten, das Verfahren und den Geist der verschiedenen Parteyen bezeichnenden Zügen, einige der bedeutendsten herauszuheben. Zugleich aber darf er zum Schluß nicht unbemerkt lassen, daß die Darstellung gar sehr gewonnen haben würde; hätte es dem Verf. gefallen, dem Style eine etwas größere Aufmerksamkeit zu widmen. Das declamatorische Pathos, die hochtrabenden Phrasen, die gekünstelten Wortstellungen, die vorzüglich in den Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln so häufig vorkommen, dürften vielleicht manchem Leser unangenehm auffallen und ihn von dem Studium eines Buchs zurückschrecken, das sonst in jeder Rücksicht so sehr verdient, aufmerksam gelesen zu werden. — Mit Verlangen sieht Ref. der Fortsetzung des Werks entgegen.

F. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 19. Junius 1830.

Paris.

Bey Merlin: Voyage archéologique dans l'ancienne Étrurie par M. le Docteur Dorow, Conseiller aulique de S. M. le Roi de Prusse etc., avec seize planches, contenant une suite d'antiquités trouvées par l'auteur ou conservées dans la Galerie de Florence, traduit de l'Allemand, sur le manuscrit inédit de l'Auteur, par M. Eyriès. 1829. 48 S. 4.

Wenn wir überhaupt hoffen dürfen, daß die Bildungsgeschichte Etruriens nach allem bisher dafür Geleisteten noch einen neuen Aufschwung nehmen, und zu einer wesentlich höheren Stufe gelangen werde: so müssen es genaue Untersuchungen über das Verhältniß seyn, in welchem die in den verschiedenen Cantons des alten Etruriens gefundenen Kunstwerke zu einander und zu der Kunst anderer Länder stehen, durch welche diese Hoffnung verwirklicht werden mag. Sammlungen, in denen man die Funde der verschiedenen Gegenden des Etruskischen Landes von ein=

ander getrennt aufstellt, werden solchen Untersuchungen das beste Material liefern; eine archäologische Topographie Etruriens wird dieß dann unter einem Gesichtspuncte zusammenfassen und in eine Form bringen können, durch welche eine historische Behandlung der Sache möglich gemacht und vorbereitet werden wird. Denn gerade bey Etrurien findet in Beziehung auf die Zweige der Kunst und den Styl, in welchem die zeichnenden Künste überhaupt geübt wurden, zwischen den verschiedenen Landschaften eine solche Verschiedenheit Statt, daß es nach gerade immer schwieriger wird, von dem Gange und den Entwickelungsstufen der Etruskischen Kunst im Allgemeinen zu reden. Als das Hauptresultat möchte sich wohl immer mehr bewähren, daß die Etrusker nicht wie die Griechen eine durch das ganze Leben verzweigte Kunst, sondern allerley Künste, nicht einen nationalen stetig fortgebildeten Styl, sondern Style hatten: eine natürliche Folge davon, daß sie nun einmal nicht wie die Griechen zur Kunst ganz eigentlich bestimmt und erschaffen wären, sondern sich nur äußerlich dieß und jenes aneigneten, und es mit industriösem Geiste zum Schmucke und Prunke des Lebens ausbildeten. Zu den Ereignissen, durch welche jene Vielartigkeit des Kunstbetriebes in Etrurien neuerlich recht ans Licht getreten ist, gehören nun auch die von Hn. Dr. Dorow, der sich durch seine Thätigkeit, Umsicht und Gewandtheit bey der Aufsuchung und Erwerbung von Alterhümern schon so manche Verdienste erworben hat, neuerlich in Etrurien, besonders in den Gegenden des alten Elysium und Tarquinii, gemachten Entdeckungen und Ankäufe. Zwar sind von diesen Auffindungen und dem Inhalte der Dorowschen Sammlung schon ziemlich ausführliche Berichte ins Publicum gekommen,

indem theils von Andern in periodischen Schriften davon gesprochen worden ist, namentlich von Raoul=Rochette im Journal des Savans (Notice sur la collection de Vases peints et autres monumens de l'art Etrusque, appartenant à M. le cons. de la cour Dorow, lue à l'Académie des B. L. et à l'Ac. des B. A. les 19 et 20 Déc. 1828. Extrait du Journal des Savans; Mars 1829), und in der Preußischen Staatszeitung 1829. №. 57. 124. 170., theils auch Hr. Dr. Dorow selbst in mehreren Schriften davon Kunde gegeben hat, namentlich in den Notizie intorno alcuni Vasi Etruschi del signor Dottor Dorow, scritte in Roma nell' Ottobre 1827. Traduzione riveduta dal Cav. L. Cardinali. Estratto dal Volume IV. delle Memorie Romane di Ant. e di B. A. Pesaro 1828. 24 S. in 8 und 5 Steindrucktafeln, und in einer kleinen zu Heidelberg 1829 herausgegebenen Schrift: Etrurien und der Orient, von Dr. Dorow. Nebst Albert Thorwaldsons Darstellung der 1828 entdeckten Etrurischen Alterthümer, 32 S. in 8. Auch bringt die zu diesen Schriften hinzutretende, eben vorliegende Voyage archéologique des Hn. Dr. Dorow sowohl hinsichtlich des Textes als der beygegebenen Abbildungen Vieles wieder, was schon in jenen Notizie enthalten war: aber sie enthält doch auch Eignes und Neues, und läßt Manches nun klarer und bestimmter fassen. Wir müssen dabey aber gleich bemerken, daß wir in dieser Voyage nichts von der im Jahre 1828 unternommenen Reise des Hn. Dr. Dorow nach Canino finden, wobey er so viele vortreffliche gemahlte Vasen erwarb, die bey Canino, Ponte=Badia, Montalto und Piano di Voce, in den Gebieten der alten Städte Tarquinii und Vulci, gefunden worden

waren. Vielmehr ist in diesem Buche nur von einer früheren in den Tagen vom 28. Julius bis zum 10. August des Jahres 1827 ausgeführten Reise die Rede, welche von Florenz über Cortona nach Chiusi oder Clusium, und von da wieder über Cortona und Arezzo nach Florenz zurück ging, also nur das innere und nördliche Etrurien betraf. Der wichtigere Theil dieser Schrift ist unstreitig der, welcher von Clusium handelt, obgleich auch die Nachrichten, welche über die Sammlung des Marchese Venuti zu Cortona (das vormals hier vorhandene an Etruskischen Bronzen reiche Museum im Hause Corazzi ist an den König der Niederlande verkauft worden), so wie über die Sammlung des Ritter Bacci und die auf der öffentlichen Bibliothek zu Arezzo gegeben werden, dankenswerth sind. Die bedeutendsten Sammlungen Etruskischer Alterthümer zu Chiusi, über die uns der Verf. zu unterrichten sucht, sind die Casuccini'sche, welche noch immerfort durch glückliche Nachgrabungen (s. die Bulletini des Instituto di corrisp. archeol. 1829. №. VI p. 57. №. XII p. 180. 1830 №. III p. 62) bereichert wird, und die Kunstthätigkeit der alten Clusiner ohne Zweifel am umfassendsten darstellt, und die Paolozzi'sche, die außer Vasen, Bronzen und Medaillen besonders an alterthümlich geschnittenen Gemmen reich ist, dergleichen man häufig bey Clusium findet. Doch hat sich hier Hr. Dr. Dorow wohl auch Einiges als echt zeigen lassen, was entweder falsch oder falsch erklärt ist, wie eine Gemme mit einem angeblich Phönicischen Hercules und eine andere, wo Mucius Scävola seine Hand über die Flammen des Altars ausstreckt. Freylich wäre das letztere Sujet für Clusium, die Stadt des Porsena, ungemein national, aber wir würden, bey der großen Seltenheit sol-

cher historischen Gegenstände, und der von Herrn Dorow selbst bemerkten Menge unechter Gegenstände in der Pnolozzischen Sammlung, gerade deswegen um so mehr anstehen, das Urtheil: L'ouvrage, en cornaline, est ancien et rempli d'expression, zu unterschreiben. In diesen Sammlungen hat Hr. Dr. D. mit Recht seine Aufmerksamkeit besonders einer früher unbeachteten Vasen-Classe zugewandt, die man, obgleich sie in einzelnen Exemplaren auch in Corneto, Montalto und Ponte-Badia vorkömmt, doch im Ganzen als Clusium eigenthümlich betrachten darf. Viele Vasen dieser Art waren schon früher in die Großherzogliche Sammlung zu Florenz gekommen, aber hier nur flüchtig betrachtet und beyläufig erwähnt worden; auch hat Hr. D. selbst eine Anzahl solcher Gefäße zu Clusium erworben und seiner Sammlung zugefügt. Es sind diese Gefäße von schwarzgrauer matter Farbe, meist ungebrannt und nur durch Luft und Sonne getrocknet, daher, wenn man sie aufgräbt, oft weich und leicht zerstörbar, wie die norddeutschen Urnen, aus dicken Thonwänden geformt und daher von ziemlicher Schwere im Verhältniß zum Umfang. Eben so wenig wie in Bezug auf Leichtigkeit sind diese Gefäße an Eleganz der Form nur entfernt den gemahlten Vasen Unteritaliens vergleichbar, obgleich sehr verschieden geformte Arten von Krügen, Kannen und Bechern vorkommen; auch haben manche Gefäße einen Kopf zum Deckel, wodurch sie den Topfdarstellungen des Aegyptischen Agathodämon-Knuph, den sogenannten Kanoben, ähnlich erscheinen. Der Farbe nach vergleicht sie Herr D. aux vases vernissés avec l'oxide de plomb, wobey der Rec. eine ihm mitgetheilte Berichtigung auch dem Vf. nicht vorenthalten darf; die Sache lehrt nämlich, daß hier von keinerley Bley-Oxyde die Rede seyn

kann, sondern nur von Reißbley, plumbago, plombagine, piombagine, wie auch richtig in den Notizie p. 3 steht. Das Merkwürdigste an diesen Gefäßen sind die Verzierungen, welche theils aus bloßen Puncten und Strichen oder geometrischen Linien zusammengesetzt sind, die man mit einem Stifte eingeritzt hat, gerade wie bey den norddeutschen Urnen so häufig geschehen; theils bestehen sie aus Figuren, welche offenbar mit Formen eingedrückt oder eingestampft sind, meist aber ein so niedriges Relief und so unbestimmte Umrisse haben, daß sie oft kaum genau erkennbar sind; was man denn freylich auch bey der Beurtheilung der hier gegebenen Abbildungen wohl beherzigen, und manches Detail nicht für zuverlässiger nehmen darf, als es seyn kann. Diese Reliefsfiguren sind theils größere, welche an den Henkeln und Stützen besonders der Becher angebracht sind, theils kleinere, welche sich oft in langen Reihen nach Art eines Frieses um den Hals der Gefäße ziehen. Dem Gegenstande nach sind es theils Menschenfiguren in allerley Bewegung und Handlung, theils gar mannigfaltige Thiere und Ungeheuer, Flügel-Sphinxe, Chimären eigener Art, geflügelte Löwen, welche Wagen ziehen, Tragelaphen, Gorgonenköpfe u. dgl. mehr. Die öfter vorkommenden Kentauren-Figuren (Taf. 1 Fig. 6. Taf. 4 Fig. 2) haben nur nach hinten eine Pferdegestalt, nach vorn menschliche Beine; es ist dies deswegen merkwürdig, weil diese Halbrosse eben so an einem altgriechischen Kunstwerke, dem Kasten des Kypselos, gebildet waren; auch sonst findet man daß die Etrusker öfter diese ältere Form der Kentauren festgehalten haben. Die Lingams und Yoni's, welche der Herausg. mehrmals zu erkennen meint, scheinen dem Rec. weniger deutlich zu seyn. Die Zeich-

nung aller dieser Figuren erinnert öfter an altgriechischen Styl, aber entfernt sich auch eben so oft davon und zeigt etwas Gedunsenes, Zusammengedrücktes; auch entspricht das offenbar Schwankende, Unsichere und Regellose in dem Styl dieser Figuren nicht dem festen System der Zeichnung, welches der altgriechische Styl erreicht hatte.

Das Hauptinteresse dieser Gefäße beruhet indeß weniger auf dem eigenthümlichen Kunsteindrucke, den sie machen, als auf historischen Folgerungen, die man daraus gezogen hat. Hr. D. sieht diese Vasen als einen der entscheidendsten Beweise an, daß in Urzeiten, vor allen Griechischen Niederlassungen, orientalische Stämme aus den weiten Reichen Asiens nach Etrurien gekommen, und die religiösen Ideen und Kunstformen mitgebracht haben, welche auf diesen Vasen sich unserm Blicke darstellen. Auch Hr. Raoul-Rochette, sonst kein Freund dieser Art von Ableitung, aber durch seine Freundschaft für den Herausg. in eine Art von Collision verwickelt, glaubt annehmen zu müssen, qu'on peut regarder les vases dont il s'agit comme produits immédiatement sous l'influence des idées orientales, que les Tyrrhéniens, peuple d'origine asiatique, avoient apportées dans leur émigration en Étrurie. Dem Unterz. dagegen wird diese Art die Sache anzusehen immer bedenklicher. Er leugnet nicht, daß gar manche Figuren dieser Vasen an orientalische Bildwerke, namentlich die Reliefs von Persepolis und die Babylonischen Cylinder erinnern, man findet häufig menschlichen Gestalten Flügel oben und unten angesetzt, gerade wie bey den ἄνδρες τετράπτεροι jener Cylinder, die geflügelten Löwen erinnern an Persepolis, und mehr dergleichen. Aber die von den erwähnten Gelehrten ergriffene Erklärungshypothese erscheint

dem Rec. als der verzweifeltste Ausweg, den man einschlagen kann. Den Einfluß religiöser Ideen zu erkennen, möchte gerade bey Verzierungen Etruskischer Vasen am schwierigsten seyn. Wir wissen ja bestimmt, und der durchgängige Gebrauch der Griechischen Mythologie, welche von dem vaterländischen Glauben der Etrusker so wesentlich verschieden war, der heroischen Sagen der Hellenen, die weder von Etruskern handelten, noch in Etrurien spielten, für die bildende Kunst Etruriens lehrt es unwidersprechlich, daß die Kunst in diesem Lande als ein äußerer Schmuck zum Leben hinzutrat, nicht, wie bey den Griechen, ein natürlich gegebener Ausdruck nationaler Vorstellungen und Empfindungen war. Gefäße mit phantastischen und grotesken Figuren zu verzieren, war ein Hauptzweig der Etruskischen Kunst; und Figuren, die anderswo eine bestimmte Bedeutung oder wenigstens eine mythische Grundlage hatten, wurden dabey sehr natürlich als eine Art von Arabeske angewandt. Daß dabey Gebilde des Orients mit aufgenommen wurden, war eben so natürlich; wie diese den Etruskern bekannt werden konnten, darf man kaum fragen, da schon die in der alten Handelswelt überall verbreiteten, von den üppigen Etruskern ohne Zweifel sehr gesuchten Babylonischen Teppiche ihnen alle diese Figuren, und gerade jene Tragelaphen und andere Wunderthiere am meisten, zuführen mußten. Eine Urüberlieferung über die in diesen Wundergestalten ausgedrückten Ideen, ist nach den sichern und festen Kenntnissen, die wir von dem Völkerverkehr im Alterthum haben, gerade das letzte, was man annehmen darf. Wäre überhaupt der Schluß aus der Anwendung solcher Figuren auf das Verständniß der ursprünglichen Ideen so allgemein zulässig: so dürfte es Antiquaren späterer

Jahrtausende nicht zu verargen seyn, wenn sie aus Chinesischen und Japanischen Figuren, wie sie sich in den Ruinen Europäischer Städte finden werden, einen bedeutenden Einfluß Chinesischer und Japanischer Ideen auf die religiöse Bildung des christlichen Europa's zu deducieren wagten. Und so dürfen wir es auch gerade Herrn Champollion d. j. nicht so, wie der Herausg. thut, ans Herz legen, doch ja bey der Entzifferung der Hieroglyphen Aegyptens diese Urnen von Clusium nicht zu vernachlässigen.

Da der Ref. nun einmal in einen polemischen Eifer hineingerathen ist: so will er die Gelegenheit nicht vorbeylassen, eine andere in diesen Blättern schon einmal (1828 St. 88. S. 870) berührte Meinung, welche ihm, ungeachtet sie sehr ausgezeichnete Archäologen zu der ihrigen gemacht haben, doch noch immer gleich unhaltbar scheint, zu bestreiten, wenn auch nur um seinem eigenen Gewissen genug zu thun. Die Gelegenheit gibt der bey Clusium gefundene und von Hn. D. acquirierte Etruskische Bronze-Spiegel, der auf Taf. 15 Fig. 1 abgebildet ist. Auf seiner Rückseite sind, wie gewöhnlich, in gravierten Umrißlinien vier Figuren dargestellt, eine kurzbekleidete mit Hammer und kegelförmigem Hut (also wohl Vulcan), welche eine andere Jünglingsartige und unbekleidete umfaßt, dann zur rechten Hand eine der letztern sehr ähnliche Figur mit einem Schilde, und zur linken Seite eine von gleichem Geschlecht, Alter und Ansehen, die eine Lyra unter dem Arm zu halten scheint. Der Name der ersten Figur ist unleserlich; die andern heißen in den Beyschriften Thuphlun, Laran und Marin, welches wahrscheinlich Etruskische Corruptionen Griechischer Götter- und Heroen-Namen sind. Denn mehr davon zu sagen, scheint dem Unterz. ungeachtet der Er-

klärungsversuche des trefflichen Orioli, sehr miß- lich und gewagt. Auch erwähnt er hier diesen einzelnen Spiegel nur wegen des Namens 'my- stischer Spiegel', den ihm der Herausg. mit vie- len andern neuern Archäologen gibt. Wir geste- hen, noch immer eben so wenig die eigentliche Bedeutung dieses Ausdrucks als die Gründe, auf denen er beruht, zu verstehen. Daß Orphische Gedichte das Dionysos-Kind, ehe es von den Titanen zerrissen wurde, unter andern ἀϑύρμασι auch mit einem Spiegel spielen ließen, ist sicher; und wir glauben gern, und meinen es noch aus dem Nachklange dieser Poesien bey Nonnos zu vernehmen, daß der junge Gott gerade durch das Hineinblicken in ein täuschendes Abbild seiner Ge- stalt dem Verhängniß entgegengeführt werden sollte, also das Spielwerk nicht bedeutungslos war. Auch ist aus Joannes dem Lyder bekannt, daß man den Spiegel bey Dionysischen sacris brauchte, obgleich die Bedeutung, die ihm dieser Mythograph gibt, als solle er hiebey den Him- mel darstellen, wohl noch weniger gefallen kann als die neuplatonischen Allegorien. Welcher Sprung aber hiervon zur Deutung der in Etruskischen Gräbern gefundenen Spiegel, in deren Bildwer- ken Dionysische Gegenstände keineswegs die ge- wöhnlichsten, und durchaus nicht häufiger sind, als man es bey diesen Geräthen des Luxus und der Ueppigkeit im Allgemeinen erwarten darf. Es ist wahr, daß auch in den Vasenbildern Un- teritaliens Spiegel sehr häufig unter andern κτε- ρίσμασιν oder Todtengaben dem Verstorbenen dar- gebracht werden; nicht selten sieht man den Tod- ten selbst als Heros in der aedicula, welche sein Monument darstellt, und umher Personen, welche Kästchen mit Kleidern, Kränze, Spiegel, Schüs- seln mit Oblationen u. dgl. darbringen. Wenn

man hier, wie Millin that, Mysterien des Jasion und der Kybele erblickt: so mögen auch die Spiegel Zeichen der Einweihung seyn; sieht man aber in solchen Darstellungen nichts als den einfachen Todtendienst (und hoffentlich wird diese Ansicht immer mehr durchdringen), so wird man sich nicht wundern, unter den Grabgeschenken, wie bey Helden und Streitern Waffen, Panzer und Helme, so in einem Zeitalter der Verweichlichung und Ueppigkeit Spiegel zu finden. Scheint dieß nicht Grund genug: so könnten wir versucht werden, die Bedeutung des Spiegels als eines Zeichens der Vergegenwärtigung und Erinnerung, auf die kürzlich ein von Raoul-Rochette Monumens inédits pl. 36 herausgegebenes Vasengemälde aufmerksam gemacht hat, auch hier anzuwenden. Dort werden nämlich Orestes Gewissensbisse dadurch deutlich gemacht, daß er in einem Spiegel, den er selbst hält, das Antlitz der ermordeten Klytämnestra sieht. Ein solcher Spiegel ist dann gewissermaßen ein Zauberspiegel, wie wir ihn im spätern Alterthum finden, der auch Weitentferntes vergegenwärtigt. Gegen diese Ansicht ist es auf keinen Fall ein Einwand, daß man auch statt der bronzenen Spiegel thönerne, die also auf keinen Fall spiegeln konnten, in Gräbern gefunden hat; es nöthigt uns auch nicht, wie ein von dem Unterz. hochgeschätzter Forscher, Raoul-Rochette, in dem angeführten Werke S. 187, meint, solche Spiegel für mystische zu halten. Denn war es einmal Brauch, den Todten Spiegel mitzugeben, so konnte man auch in Ermangelung von bronzenen nachgemachte thönerne dazu nehmen, da im Gottesdienste und in den Todtengebräuchen der Griechen, wie auch anderer Völker, solche Scheinbilder und Stellvertreter des in Wirklichkeit zu Kostbaren und Umständlichen öfter gefunden wer-

den. Ein Beyspiel statt aller gibt uns hier der von Herrn W. Grimm in diesen Anzeigen vom J. 1826 St. 37 bekannt gemachte aus Lehm gebackene Hammer an die Hand, der offenbar als ein bloßer Repräsentant eines wirklichen steinernen einem germanischen Todten mitgegeben worden ist. Etwas Mystisches läßt sich bey diesem Hammer gewiß nicht ausfindig machen, und so beharrt der Unterz., indem er auf früher schon vorgelegte Argumentationen hier nur hinweisen kann, auch bey jenen Etruskischen Bronzescheiben immer noch bey der einfachen Benennung 'Spiegel', oder vielmehr, er nimmt diese Benennung mit Dank von den Antiquaren an, welche sie an die Stelle des früher gewöhnlichen aber sehr ungeschickten Namens 'Pateren' gesetzt haben, und sondert nur das Prädicat der 'mystischen' als noch nicht hinlänglich erwiesen und begründet davon ab.

K. O. M.

Ebendaselbst

Chez Lecointe et Durey, 1826: Resumé de l'histoire littéraire de Portugal par Ferdinand Dénis. 16 u. 615 S.

Dieß ist eins von den vielen Büchern, worin recht viel Wissenswerthes steht, ohne daß der Vf. sich ein Verdienst daraus machen könnte. Wer einen Ueberblick der Portugiesischen Literatur haben will, und nicht Lust und Gelegenheit hat, darüber Sismondi und noch besser Bouterweck, und für die neueste Zeit Balbi nachzulesen, der wird hier einen sehr vollständigen Auszug dieser und anderer größerer Werke finden, aber auch durchaus Nichts weiter — Nichts was als des Vfs. eigene Arbeit angesehen werden könnte, außer mancherley Phrasen und Uebersetzungsproben — so gut oder so schlecht als die prosaischen Ueber-

setzungen fremder Dichtungen der Franzosen zu gerathen pflegen, oder pflegten; denn es ist nicht zu leugnen, daß sie auch hierin Fortschritte machen, die jedoch bey Hr. Denis noch nicht zu verspüren sind. Damit diese Uebersicht den Leser auch zu einer richtigen Ansicht des Gegenstandes führe, darf er sich jedoch nicht durch die Ansicht des Vfs. bestimmen lassen. Dieser hat sich — wie es denn wohl geschieht, wenn durchaus ein neues Buch entstehen und ein alter Gegenstand neu aufgestutzt werden soll — die Aufgabe gestellt zu beweisen, daß die Portugiesische Literatur keinesweges hinreichend bekannt und geschätzt sey, daß sie einen großen Reichthum verkannter oder unbekannter Schätze besitze. Der Leser braucht sich jedoch nur an die Thatsachen, an die Proben zu halten, die der Vf. selbst anführt, um einzusehen wie wenig Grund diese Ansicht hat. Ref. wenigstens ist dadurch nicht in seinem Urtheil, so weit es auf eigener Bekanntschaft mit der Portug. Literatur beruht, irre gemacht worden: daß zwar Camoens nicht hoch genug gestellt werden kann und um so größer erscheint, je mehr man ihn liest, daß aber auch unter allen andern Portugiesischen Dichtern kaum einer ist der irgend einen höhern oder tiefern poetischen Werth hätte. Nehmen wir allenfalls Corte Real aus, räumen wir auch den zahlreichen anakreontischen, moralischen und idyllischen Dichtern in ihrer Art ein ausgezeichnetes Verdienst ein, so beweist gerade der Umstand daß die Dichter dieser Gattung den portugiesischen Parnaß fast ausschließlich besetzt haben, die Armuth und den untergeordneten Rang der poetischen Literatur der Portugiesen. Daß der Verf. epische Gedichte, wie der Caramuru und Malaca conquistada in ziemlich stereotypen Redensarten herausstreicht und die Proben

die er gibt nach Kräften ausschmückt, ist ihm wohl zu verzeihen, aber wer sich dadurch verleiten lassen sollte diese Gedichte selbst zu lesen, wird bald dahin kommen zu erstaunen, daß so reiche Gegenstände so arme Gedichte veranlassen konnten. Mit einem Worte: die Thatsache der außerordentlichen Armuth der Portugiesischen Literatur, nicht an Namen, sondern an wirklichem Werth entspricht vollkommen der gänzlichen Abwesenheit einer Portugiesischen Kunst im weiteren Sinne des Wortes — und die Aufgabe des Werks wäre gewesen, die Ursachen dieser Armuth aufzufinden. Hier, wie in der ganzen Geschichte dieses unglücklichen Volkes, werden wir sogleich an die Niederlage von Alcagar Kebir, an den Tod des König Sebastian erinnert; und gewiß findet sich in der Geschichte kein ähnliches Beyspiel, daß durch ein einziges unglückliches Ereigniß ein Volk so völlig auf Jahrhunderte hinaus gelähmt worden. Auch der Aufschwung, der Portugal von dem Spanischen Joche befreyte, war vorübergehend und erstreckte sich nicht bis auf das geistige Leben der Nation. Haben die Portugiesen eine wirklich poetische Epoche gehabt, so muß man sie vor jenem Unglücke suchen (wir nehmen den Camoens als eine ganz isolierte Erscheinung immer aus), im 14ten und 15ten Jahrhundert, wo die Portugiesische Poesie ihre Wurzeln nach Castilien hin ausbreitete, um dort noch viel reicher sich zu entwickeln. Hier wäre ein Feld für ernste, gründliche Forschung gewesen, die vom Vf. um so eher gefordert werden könnte, da er in Portugal selbst Gelegenheit dazu hatte. Leider finden wir aber hier durchaus nichts Neues — es müßten denn einige sehr verworrene Phrasen sur Macias et son école seyn — als wenn der Castilianische oder wenn man will gallizische Dichter Macias el enamorado als

das Haupt einer Portugiesischen Dichterschule angesehen werden könnte. Die Werke der Portugies. Dichter aus dieser Epoche sind wohl großentheils verloren gegangen und die Bücher, worin die Ueberreste erhalten sind, der Cançoneiro de Resende und Cançoneiro dos Nabres selten; Ref. glaubt daher die Freunde der Portug. Literatur auf eine Handschrift aufmerksam machen zu dürfen, die im Besitz des Spanischen Buchhändler Salva in London ist, dessen reicher Catalog überhaupt in Deutschland mehr beachtet zu werden verdiente. Diese Handschrift ist №. 2553 der 1829 erschienenen zweyten Abtheilung des Catalogs verzeichnet: Cantigas e villaucetes. a M. S. in small 8vo of 287 Leaves, beautifully written, in the original tooled binding (p. 6 L. 6 sh.). Sie ist, der beygefügten Anmerkung zufolge, wahrscheinlich ein Geschenk des unglücklichen Königs Sebastian an seine Geliebte Donna Paca de Aragon und enthält mit Ausnahme der letzten 54 Blätter lauter Portugiesische Gedichte aus dem 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts, von denen keines oder doch nur sehr wenige je bekannt worden sind, trotz des großen Werthes, der die meisten von ihnen auszeichnet.

Den Schluß des vorliegenden Werkes macht ein: résumé de l'histoire litéraire du Bresil, worin ebenfalls einige Dutzend Namen aufgetrieben und mit mancherley epithetis begleitet werden. Ref. will übrigens dem echt anakreontischen Gonzaga da Costa große Verdienste nicht absprechen und glaubt sogar, daß aus dessen Marilia de Dirceo viel bessere Proben gegeben werden könnten als die der Verf. gewählt hat; doch geht das Urtheil desselben auch hier offenbar nicht aus der Sache selbst, sondern aus einer vorge-

faßten allgemeinen Theorie hervor. Wenn er die Verdienste dieses Dichters aus irgend einem localen Verhältniß erklären will — aus der reichen, mächtigen Natur, dem jugendlichen politischen Leben der neuen Welt u. s. w., so könnte man in der That glauben, er construiere sich einen Brasilianischen Dichter a priori — denn das auffallende an diesem Dichter ist gerade der gänzliche Mangel an allen localen Tönen, Farben, Gefühlen.

Nach dem Gesagten ist es wohl nicht zu verwundern, wenn Herr Denis auch die eben so allgemein angenommene als irrige Ansicht auf seine Weise wiedergibt: als wenn in der Portugiesischen und Spanischen Poesie eine Aehnlichkeit, ein Einfluß der sogenannten orientalischen Poesie bemerklich sey. Was man so gewöhnlich von orientalischer Gluth und Reichthum der Phantasie, der Gefühle u. s. w. zu sagen beliebt, sind in Bezug auf die Spanische und Portugiesische Poesie Redensarten und weiter gar Nichts; aus einem theoretischen Schluß von einer ganz falschen Ansicht der Verhältnisse zwischen den Arabern und Christen in Spanien, entstanden. In Camoens selbst ist keine Spur von orientalischer Poesie und keine Spur von Localwahrheit über Portugal hinaus, wie denn überhaupt der Geist der romanischen Völker und ihrer Sprache darin an die Römer erinnert, daß fremde Nationalitäten und Localitäten ihnen ganz fremd bleiben, sie ignorieren dieselben oder vernichten sie. — Doch dieß und ähnliches weiter auszuführen ist hier nicht der Ort, und wir schließen damit, denen, welche die Portug. Literatur kennen lernen wollen, in Ermangelung besserer Werke das vorliegende zu empfehlen.

B. A. H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 21. Junius 1830.

Weimar.

Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Behringsstraße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815—1818 auf Kosten S. E. des Herrn Reichs-Kanzler Grafen Rumanzoff auf dem Schiffe Rurik, unter dem Befehle des Lieutenants der K. Russischen Marine Otto von Kotzebue. 1821. in 4. 3 Theile mit einem Atlas von Charten und Kupfern.

Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823, 24, 25 und 26, von Otto von Kotzebue, Russisch-Kaiserlichem Flotte-Capitän und Ritter. Zwey Bände, mit zwey Kupfern und drey Charten. 1830. 190 u. 176 S. in 8. nebst einem Anhange. Bey W. Hoffmann.

Die Erscheinung dieser zweyten Reise des ausgezeichneten Seemanns, der bereits dreymal (das erste Mal unter Krusenstern) wie Cook die Welt umsegelte, aber von seiner dritten Reise, glücklicher als Cook, lebend zurückkam, erinnert

uns an eine Unterlassungssünde, die man hoffentlich, wie in ähnlichen Fällen, nicht der Redaction zur Last legen wird, welche wir wenigstens durch eine Erwähnung des ersten der hier angeführten Werke gut zu machen suchen wollen. Die Bereicherungen welche die Wissenschaften, und vor allen die Geographie (welche in der Anzeige von Reisen nach dem Zweck unserer Blätter den Maßstab geben müssen), durch diese erste Reise erhalten haben, sind nicht nur längst bekannt, sondern wurden auch in dem Anhange zum dritten Bande durch eine eigene Untersuchung Krusensterns, so genau bestimmt, daß wir nur daran zu erinnern brauchen. Die Ketten der Muriks-Inseln und der Radaks-Inseln haben bereits auf unsern neuen Charten ihre Plätze gefunden; und wenn gleich eine nordöstliche Durchfahrt nicht gefunden ward, so hat doch durch die Erforschung des Kotzebue Sundes an der Küste vom nordwestlichen America zwischen 66 und 67° nördl. Br. der Entdecker seinen Namen in der Geschichte der Geographie mit Recht verewigt. Wir sprechen also hiervon nicht weiter; sondern wenden uns sogleich zu der so eben erschienenen neuen Reise, der zweyten, die von Hn. von Kotzebue als Befehlshaber ausgeführt ward.

Die Zeiten sind vorbey, wo man Entdeckungsreisen in der Hoffnung unternehmen konnte, neue Länder außerhalb den Polarmeeren aufzufinden. Einzelne Inseln und selbst Inselgruppen können noch in dem großen Ocean entdeckt werden, aber keine Continente. Dafür aber bleibt in den bereits entdeckten Ländern ein weites Feld für ihre genaue Erforschung in geographischer und naturhistorischer sowohl als ethnographischer Rücksicht offen. Aus diesem Gesichts-

punct betrachtet hat nun aber auch diese neue Reise eine reiche Ausbeute geliefert. Sie war auch gar nicht zur Entdeckungsreise bestimmt, sondern Vorräthe nach Kamschatka zu bringen, und ein Jahr lang, nach welchen das Schiff abgelöset werden sollte, dem Schleichhandel in den Russischen Besitzungen an der N. W. Küste von N. America zu steuern. Uebrigens war es dem Befehlshaber überlassen, welchen Weg er nehmen wollte. — Die Fahrt ging zuerst, nicht ohne schwere Stürme in der Ostsee und im Canal, wodurch aber die Stärke des Schiffs, die Unternehmung (es führte 145 Mann Besatzung und 24 Kanonen) erprobt wurde, nach Rio Janeiro; und von da, nach nicht langem Aufenthalte, um das Cap Horn nach der Südsee. Nachdem man sich in Chile etwas aufgehalten hatte, nahm man den Weg nach den Societätsinseln, und wir erhalten hier Nachrichten über den jetzigen Zustand von Tahiti. Es ist nicht das alte mehr. Freylich hat das Christenthum gesiegt, aber nicht ohne Blutvergießen, da ein Bürgerkrieg zwischen den Königen Tajo und Pomare herbeygeführt ward. Nach dem Tode von Pomare, der zuletzt sich bekehrte, aber durch den übermäßigen Genuß starker Getränke sein Leben abkürzte, folgte ihm zwar sein Sohn gleiches Namens. Er war aber noch Kind, und unter seinem Namen herrschen die Missionare. Sie haben eine strenge Disciplin eingeführt; der Sonntag wird nach Englischer Weise gefeyert, aber die Bekehrung besteht in bloßem Formelwesen. Der Gottesdienst, dem der Vf. beywohnte, besteht in dem Herplappern von Gebeten, Niederknien und dergleichen. Die vormalige Industrie und die damit verbundene nationale Cultur ist dahin, und man kann nicht sagen daß etwas

besseres an dessen Stelle getreten wäre. Soll Europäische Cultur über die Erde verbreitet werden, so kann es freylich nicht ohne Christenthum geschehen. Aber die Europäische Cultur besteht doch nicht bloß im Christenthum; und ob man bey ihrer Verbreitung damit anfangen solle? ist doch noch eine nicht entschiedene Frage. Wir sind weit entfernt den Gesellschaften, welche sich zu jenen Zwecken verbunden haben, ihre guten Absichten, oder ihre Verdienste streitig machen zu wollen. Aber wir können uns von dem Gedanken nicht los machen, daß man auch nach so langen Erfahrungen bey dem Missionswesen noch im Dunkeln tappe, und daß es für diejenigen, welche sich in die fühlbaren Bedürfnisse und in den Ideenkreis jener Völker zu versetzen wissen, noch andere Wege geben müsse auf sie zu wirken, als den bisher betretenen. Aber freylich passen dazu weder gewesene Matrosen noch Mönche. Wie wäre es, wenn man statt ihrer mit Aerzten den Versuch machte? — Die Reise ging nun durch die Navigators-Inseln, Manua, wo Langlés mit seinen Begleitern von den Cannibalen erschlagen ward, und dem reizenden Pola, nach der nördlichen Hemisphäre zu den auf der früheren Reise entdeckten Radack-Inseln (9° N. B. 190° O. L.), wo der Capitän und seine Begleiter von ihren alten Freunden, und allen Bewohnern der Insel mit lautem Jubel empfangen, und unter dem Geschrey Totabu! Totabu! (so sprachen sie den Namen aus) auf den Schultern ans Ufer getragen ward. Die Beschreibung des Empfangs und des Aufenthalts unter diesen sanften Kindern der Natur auf dieser paradiesischen Insel muß in der Reise selbst nachgelesen werden; sie wird Niemand ungerührt lassen. Von selbst bringt sich aber die Frage auf: wie

entstand denn der Unterschied zwischen den grausamen Cannibalen von Manua und diesem freundlichen Volke? Sie ist noch unbeantwortet; denn auch selbst was der Vf. sagt über das Verhältniß des andern Geschlechts befriedigt nicht; denn es bleibt ja eben die Frage: woher denn die Verschiedenheit dieses Verhältnisses entstand? Mit der Abreise von Radak schließt der erste Theil.

Die Fahrt ging nun nach Kamschatka; am 8. Julius 1824 lief man in Peter Pauls Hafen ein. Der dortige Zustand hat sich seit Krusensterns Anwesenheit wenig verändert. Die ganze Bevölkerung der Halbinsel beläuft sich nur auf 4500 Seelen; wovon nur etwas über die Hälfte National-Kamtschadalen sind. Nach kurzem Aufenthalt segelte man nun nach der N. W. Küste Americas hinüber. Am 9. August erblickte man Cap Edgecumbe 57° N. B. und lief am folgenden Tage in die Bucht von Sitka (Neu-Archangel), dem jetzigen Russischen Hauptort, ein. Der Capitän erhielt hier die Nachricht daß er bis zum nächsten März 1825 Freyheit habe seine Reise nach Belieben einzurichten; und da ein andres Schiff aus Rußland anlangte, ohne Rückkehr dahin nach Europa zu segeln, so beschloß er nach Neu-Californien und den Sandwich-Inseln zu gehen, um demnächst über Ostindien und das Cap nach Hause zurückzukehren. Ueber die Niederlassung der Spanier S. Franzisco in N. Californien, der nördlichsten dieses Volks in N. America 38° N. B. werden neuere Nachrichten mitgetheilt. Man weiß bereits aus der ersten Reise, wie der Zustand der dortigen Mission ist, der sich seitdem in nichts wesentlichem verändert hatte. Etwas nördlich hatten seitdem die Russen eine Niederlassung ohne Mission zu Roß gestiftet, die friedlich mit den Einwohnern lebte. Höchst

interessant sind nun die Nachrichten über den jetzigen Zustand der Sandwich-Inseln, seit dem Tode des großen Tamahama, unter der jetzigen Königin Nomahanna, deren Bildniß beygefügt ist. Wir wollen aber den Lesern den Genuß nicht im voraus durch Auszüge verderben, sondern fügen nur die Versicherung hinzu, daß keiner von ihnen, auch keine Leserin, dabey lange Weile haben wird, wie denn diese ganze zweyte Reise mehr für das größere gebildete Publicum berechnet ist, da die erstere mehr wissenschaftliche Zwecke verfolgte. Die allenthalben hervorleuchtenden edlen und wohlwollenden Gesinnungen des Verfs. die bey dem Verkehr mit den Südseevölkern so viel zu der Erhaltung des guten Vernehmens, und des günstigen Erfolgs der Reise beytragen, müssen ihm Aller Herzen gewinnen. Ueber die Marianen, Philippinen und um das Cap und St. Helena ward nun die Rückreise nach Cronstadt gemacht, wo der Capitän am 10. Julius 1826 die Anker fallen ließ.

Hn.

Mainz.

Bey Florian Kupferberg: Vollständiges Handbuch der mathematischen Geographie, mit einer kurzen Darstellung von Construction der Charten, künstlichen Erdkugeln und barometrischen Höhen- und Nivellement-Bestimmungen nebst einem Verzeichnisse der geographischen Längen, Breiten und Höhen der vorzüglicheren Oerter, zum Gebrauche für den Unterricht in den höheren Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte entworfen von A. P. Reuter; mit fünf Steintafeln. 1828. XXVII u. 498 S. in 8.

Dieses Werk enthält freylich dem ersten Anschein nach die meisten Gegenstände, welche sich zur ma-

thematischen Geographie rechnen lassen, allein wenn man dasselbe näher betrachtet, so ergibt sich im Ganzen ein mittelmäßiges Resultat über dessen Brauchbarkeit, indem theils die einzelnen Gegenstände mit wenig mathematischem Geiste vorgetragen, theils alte Bestimmungen der Größen angewendet werden, theils auch Aeußerungen vorkommen, bey denen man nicht weiß, was sich der Vf. bey denselben gedacht hat. Wir setzen einige der merkwürdigsten Sätze, die uns gerade beym Durchgehen hie und da aufgestoßen sind, zum Beweis unserer letzten Behauptung her. So sagt der Vf. S. 58: dieser Mondschatten beträgt nach astronomischen Berechnungen 50302,5 Meilen, erreicht die Erde nicht immer, und wirft einen bloßen Halbschatten, wir sehen dann die Sonne weder leuchtend noch verdunkelt. Wie sieht man sie denn sonst? S. 59. Die Mondfinsternisse können nur zur Zeit des Neu- oder Vollmondes eintreten, was jährlich wenigstens zweymal geschieht. S. 64. Nur in den Gegenden der heißen Zone werden Ebbe und Fluth unmittelbar von Sonne und Mond bewirkt; was man aber hiervon in den weiter nach Norden und Süden liegenden Meeren bis zu einer gewissen Entfernung verspüret, ist Folge von jener Einwirkung. Rec. möchte wohl wissen, welches Criterium der Vf. bey der Ebbe und Fluth zur Unterscheidung der unmittelbaren Einwirkung und der Folgen dieser Einwirkung annimmt. Bey Gelegenheit der Jupitersmonde sagt derselbe S. 70: beobachtet man einen derselben während seines Umfanges, so geht er bisweilen in Gestalt eines schwarzen Fleckens über die Jupitersscheibe hinweg, er tritt also in den Schatten von Jupiter. S. 73 die Masse des Doppelringes (des Saturn) muß wenigstens viermal specifisch dichter seyn, als die des Planeten, weil er das Sonnenlicht

unter dem Winkel von 31° 30′ erhält. Auf ders. Seite: 'Auch hat man durch vielfältige Beobachtungen verglichen mit den ältesten Wahrnehmungen gefunden, daß die Umlaufszeit dieses Planeten sonst um etwas länger, sein mittlerer Abstand von der Sonne also etwas größer gewesen sey, als sie jetzt ist.' Es ist aber schon längst durch Laplace ausgemacht, daß dieses eine bloß periodische Ungleichheit ist. Beym Uranus S. 75: Sein Abstand von der Sonne faßt den des Mondes von der Erde 7762mal in sich; zum sinnlichen Beyspiele mag er sich, wie der Zwischenraum, welcher in gerader Linie zwischen Nürnberg und Peking liegt, zu einem Wege von 1200 Schritten sich verhalten. Diese Uebereinstimmung gibt große Wahrscheinlichkeit, daß der Uranus wirklich das letzte Glied unseres Systems, und gleichsam der Schlußstein seines großen Ganzen ist.

Diese wenigen Aeußerungen werden genügen, um den Geist des Buches kennen zu lernen, und was für Ansichten der Leser daraus schöpfen muß. Wir wollen nur noch die Methode bemerken, nach welcher der Vf. das Gefäll eines Flusses S. 393 berechnet, wo er als Beyspiel das Gefäll der Elbe von Leitmeritz bis Herrnskretschen wählt. Er bestimmt nämlich die Höhe des tiefsten Punctes Herrnskretschen über dem Meere, wählt noch 10 Zwischenpuncte, deren Höhen über dem Meere ebenfalls bekannt sind, zieht immer die niedrigere Höhe von der größern ab, und addiert die Summe aller Unterschiede noch zu der Höhe des höchsten Punctes Leitmeritz über dem Meere. Hierdurch erhält derselbe das Gesammtgefäll der Elbe von Leitmeritz bis Herrnkretschen zu 439,759 Par. F., während er die Höhe von Leitmeritz selbst nur zu 355,329 Par. F. annimmt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.
Den 24. Junius 1830.

Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 15. Mai hielt der Hofrath Conradi die Vorlesung, welche die Fortsetzung seiner Series animadversionum medicinalium, die sich vorzüglich auf von ihm theils in der Privatpraxis, theils in seinem klinischen Institute beobachtete Krankheiten beziehen, enthält, und das Verhältniß des Fiebers, besonders des Nervenfiebers zu Entzündungen und Geschwüren in den Gedärmen zum Gegenstand hat.

Er ließ sich zuerst aus über die von vielen Neueren mit Unrecht geläugneten einfachen entzündlichen Fieber, deren Existenz er schon in seiner Kritik der medicinischen Lehre des Dr. Broussais und in seiner Recension von Reuth's Schrift über das Fieber in den Heidelberg. Jahrbüch. d. Literat. 1823. H. 7. S. 657 flg. vertheidigt hat. Er führte dafür auch die von ihm selbst gemachten Beobachtungen von so manchen Fällen an,

in welchen weder von rheumatischer, noch von catarrhalischer Affection, noch weniger aber von einer Entzündung irgend eines Eingeweides eine Spur zu bemerken war. Sie konnten also nicht von einer solchen örtlichen Entzündung abgeleitet werden, und eben so wenig kann man in solchen leichten Fiebern die von J. P. Frank in einzelnen äußerst heftigen inflammatorischen Fiebern, die sich, wie er sagt, enormi cordis arteriarumque agitatione äußerten, beobachteten Entzündungen der Arterien und Venen, insbesondere der Aorta, annehmen. Sie stehen also auch im Widerspruche mit der Meinung, welche schon Erasistratus behauptet und so manche Neuere wieder angenommen haben, daß nämlich kein Fieber ohne Entzündung Statt finde, und sind früher schon richtiger von allgemeiner Reizung des Blutgefäßsystems, von allgemeiner Disposition desselben oder allgemeiner über dasselbe verbreiteten Reizen abgeleitet worden. Doch Letzteres hat auch der Verf. an anderen Orten schon näher dargethan, worauf er sich daher hier bezog.

Sodann wurde besonders das Verhältniß der Nervenfieber zu Entzündungen betrachtet. In Bezug auf dieses hat der Verf. auch längst in früheren Schriften erklärt, daß nach seiner Meinung auf entzündliche Affectionen der Eingeweide des Unterleibes in Nerven- und Faulfiebern sorgfältige Rücksicht zu nehmen sey, und das, was über diese schon von Baglivi, Fr. Hoffmann, Rega, Brendel, Schröder etc. geäußert worden, in Erinnerung gebracht, welche letztere insbesondere gezeigt haben, daß vielmehr entzündliche Affectionen der Eingeweide des Unterleibes als des Gehirnes diesen Fiebern zum Grunde liegen. Zugleich hat er jedoch bemerkt, daß auch in denen Fällen, wo eine solche Ent-

zündung bey einem Nerven- oder Faulfieber Statt finde, sie doch nicht zur Erklärung des Wesens derselben hinreiche, indem reine Entzündungen der Eingeweide des Unterleibes wie des Gehirnes sich in ihrem Verlaufe ganz anders verhielten wie jene Nerven- und Faulfieber, und diese nicht bloß durch die bey jenen passende Behandlung gehoben werden könnten. Außerdem sind aber auch ihm nicht wenige Nervenfieber, besonders zu der Art der schleichenden gehörige, vorgekommen, wo der mit dem Fieber sich verbindende nervöse Zustand (den schon Stoll mit Recht als von dem Fieber selbst verschieden und nur als den Begleiter desselben ansah) oft schon durch die Anlage der davon Befallenen, die schwächliche, reizbare, hysterische, hypochondrische Disposition, so wie durch niederschlagende Leidenschaften, starke Blutflüsse oder anderen Säfteverlust, übermäßige Anstrengung des Geistes, feuchte, verdorbene Luft rc. bewirkt wurde, bey denen keine Zeichen einer örtlichen Entzündung, insbesondere der des Magens und der Gedärme sich äußerten, bey denen angemessene nervina erfordert und oft mit gutem Erfolge angewendet wurden, und wo auch in tödtlich abgelaufenen Fällen keine Spur von Entzündung zu finden war. Hier und in ähnlichen Fällen gilt, was Morgagni (de sedib. et caus. morb. Epist. XLIX. nr. 1) sagte: 'Illud potius miraberis, quod post graves, aut opinione citius interimentes febres, vix quidquam, interdum ne vix quidem compertum sit, quod earum gravitati aut impetui responderet; usque adeo id saepe latet, per quod febres interficiunt.'

Es sind aber die mit Nervenfiebern verbundenen Entzündungen meistens von der Art der so-

genannten verborgenen, welche vorzüglich in den Eingeweiden des Unterleibes in Nerven- und Faulfiebern vorkommen, von denen schon Morgagni (dem auch bereits sein trefflicher Lehrer Hippolyt Albertini die wichtigsten Zeichen dieser Entzündungen mitgetheilt hatte), De Haen, Sarcone, Stoll, Schröder, Wienholt u. A. näher gehandelt haben, und auf welche selbst in den bekanntesten Handbüchern der spec. Path. und Therapie von Vogel ꝛc. eine solche Rücksicht genommen wird, daß man sich nur verwundern kann, wenn von manchen Neueren ihre Existenz in Fiebern für neu oder nicht gehörig beachtet erklärt wird. Es wurden aber diese Entzündungen, welche nicht bloß in sporadischen, sondern auch in epidemischen und ansteckenden Nervenfiebern gefunden worden sind, mehr für secundär oder symptomatisch zu solchen Fiebern sich gesellend als für die Ursache derselben gehalten; man erklärte auch ihre Natur für verschieden von der der gewöhnlichen echten Entzündungen, und behauptete der Erfahrung gemäß, daß Blutausleerungen und andere antiphlogistica in denselben nur mit großer Vorsicht anzuwenden, oft vielmehr schädlich als nützlich seyen, und daß sie oft ganz andere Mittel erforderten. Ist nun wohl die Meinung der Neueren, welche diese Entzündungen für die Ursache des Nerven- und Faulfiebers halten, als richtiger dargethan? Fälle der Art sind besonders zu denen zu rechnen, wo die Resultate der pathologischen Anatomie, so schätzbar sie sonst sind, nicht allein entscheiden können, wo man auch in dem lebenden Körper den Gang der Krankheit, die Succession der Symptome ꝛc. gehörig beachten und mit den bey den Leichenöffnungen gefundenen Fehlern sorgfältig vergleichen muß, um nicht

zu falschen Schlüssen über Ursache und Wirkung der Krankheit verleitet zu werden. Wie sehr wäre in der Hinsicht manchen Neueren das vorsichtige und gründliche Urtheil wie die Gelehrsamkeit eines Morgagni zu wünschen!

Dieß wurde nun besonders angewendet auf die Entzündung und Schwärung der Schleimdrüschen der Gedärme, besonders der am Ende des dünnen Darmes zusammengehäuften (der Peyerschen Drüsen), welche in der neueren Zeit öfter nach Nervenfiebern gefunden worden ist, und in welche man neuerlich selbst den anatomischen Character des Typhus hat setzen wollen. Die Schleimdrüschen der Gedärme überhaupt sind bekanntlich schon von Brunner, Peyer, Valsalva, Stark u. A. besonders nach schleimichten Durchfällen und Ruhren, theils vergrößert theils schwärend gefunden worden, und auch Baillie hat bemerkt, daß er in den Schleimdrüschen öfters als in anderen Theilen des Darmes Eiterung gefunden habe. Oft sind sie aber auch nur vergrößert und bilden blatternähnliche, ungleiche Knötchen von hellerer (theils weißer, theils gelblicher) Farbe, wie sie Pringle nach heftigen Ruhren in den dicken Gedärmen gefunden hat; oder sie sehen wie Schwämmchen aus und sind mit einer grauen dicklichen Materie angefüllt, wie sie Röderer und Wagler gesehen und in der Schrift de morbo mucoso schön abgebildet haben. Entzündung und Verschwärung der am Ende des dünnen Darmes zusammengehäuften Drüsen wurden aber in der neueren Zeit von Petit und Serres in dem in den Jahren 1811—13 zu Paris herrschenden Fieber, welches von ihnen fièvre entéro-mésentérique genannt wurde, beobachtet; später haben Bretonneau, Trousseau und andere Französische Aerzte diese Krankheit unter dem Namen Do-

thinentérite beschrieben. Unter den Englischen Aerzten hatte Abercrombie schon in seiner Schrift über die Krankheiten des Darmcanals (1820) auf Fälle der Art Rücksicht genommen, nachher Burne, Bright, Hewett u. A. Unter den Deutschen aber machte in der neuern Zeit zuerst von Pommer darauf aufmerksam, daß solche Entzündungen und Geschwüre öfter in Nervenfiebern vorkommen. (Nach J. Wagner's Angabe in den medicin. Jahrb. d. Oesterreich. Staates 1828. B. 3. St. 4. S. 578 soll sie indessen der Primararzt des allg. Krankenhauses zu Wien Dr. Schiffner seit dem Jahre 1814 in der damaligen Typhus-Epidemie, so wie in den im Verlaufe der folgenden Jahre sehr zahlreich wiederkehrenden Nervenfiebern fast ohne Ausnahme beobachtet und auch in dem dagegen eingeschlagenen Heilverfahren vielfach berücksichtigt haben.) Nachher haben sie Bischoff (der indessen dabey ausdrücklich bemerkt hat, daß sie in einer größeren Zahl von Nervenfiebern fehlen), Puchelt, von dem das damit verbundene Fieber febris enterico-pituitosa genannt wurde, Neumann, Wasserfuhr u. A. beobachtet. Neuerdings aber hat besonders Louis (Recherches anatomiques, pathologiques et therapeutiques sur la maladie connue sous les noms de gastro-entérite, fièvre putride, adynamique, ataxique, typhoïde etc. II Tomes Paris, 1829. 8.) umständlicher davon gehandelt und behauptet, daß eine Veränderung der elliptischen Drüsenflächen (Plaques elliptiques) in dem dünnen Darme, besonders in der Nähe des Blinddarmes, welche nämlich geröthet oder bläulich, erweicht, verdickt und oft stark exulceriert würden, und wobey auch die Gekrösdrüsen roth, geschwollen, erweicht ꝛc. seyen, in diesen Fiebern am beständigsten sey und daß in ihr der anatomische Character des Typhus liege.

Dagegen wurde nun bemerkt, daß diese Veränderung der Drüsen (die sonst gewiß alle Aufmerksamkeit verdient) keineswegs in Nervenfiebern beständig sey. So wie sie von Anderen wie von dem Verf. dieser Commentatio nicht immer in den Leichnamen der an dem Nervenfieber Gestorbenen gefunden worden ist, so hat auch Louis selbst Beobachtungen angeführt, wo die meisten Erscheinungen des Nervenfiebers, insbesondere auch außer großer Schwäche, Phantasieren, Betäubung, trockener und schwärzlicher Zunge, Leibschmerzen, Bauchfluß und vorzüglich auch bedeutender Meteorismus (den er für eines der sichersten Zeichen des Nervenfiebers erklärt hat) Statt gefunden hatten, aber doch durchaus keine Fehler der genannten Drüsen zu sehen waren. Besonders ist auch zu bemerken, daß man in denen Fällen, wo die Krankheit schon im ersten Zeitraume in den Tod übergegangen ist, keine Verschwärung der Gedärme hat finden können. Dieß stimmt allerdings mehr mit der Meinung überein, daß die Verschwärung oft vielmehr die Wirkung als die Ursache des bösartigen Fiebers sey. Es kann dieß auch aus dem geschlossen werden, was Louis über die Verschwärungen des Schlundkopfes und der Speiseröhre geäußert, welche er nämlich nur in den Leichnamen derer, die nicht vor dem vierzehnten Tage an der typhösen Affection gestorben waren, gefunden zu haben gesteht und sie deshalb selbst zu den secundären Merkmalen derselben gerechnet hat. Eben so werden von ihm die Affection der Schleimhaut des Magens und die Verschwärungen derselben, die er in manchen Leichnamen gefunden, für secundäre gehalten. Ueberdem werden aber solche Verschwärungen der Gedärme in von dem Nervenfieber ganz verschiedenen Krankheiten gefunden, und Louis hat selbst gesagt,

er sie bey fünf Sechstheilen der an der Lun-
chwindsucht Verstorbenen gefunden habe. Es
aher wahrscheinlich, daß diese Veränderungen
Drüsen oft symptomatisch gleich den Schwämm-
zu Nervenfiebern sowohl als Kacherien sich
llen.
)as Nervenfieber, welches mit diesen Entzün-
gen und Geschwüren in den Gedärmen ver-
den ist, haben mehrere Neuere den Abdo-
ialtyphus genannt. Nach Manchen soll
uch von Entzündung der Unterleibsnervenge-
te abhängen, und ist daher auch von Schön-
n, wie wenigstens aus der Schrift eines sei-
Schüler abzunehmen ist, Ganglientyphus
innt worden, dagegen ein späterer Schüler
elben jenes auch unter der Benennung Abdo-
ialtyphus aufgeführt hat, ohne die Entzün-
g der Ganglien als Ursache anzugeben, die
h wohl selten nachgewiesen worden ist. Die
ey aufgestellte Behauptung, daß dieser Ty-
s einen ganz bestimmten Verlauf innerhalb
zehn Tagen mache und immer in derselben
m sich darstelle, kann nach den Beobachtun-
Anderer keineswegs allgemein angenommen
den. Auch ist dabey nicht immer Betäubung
stilles Phantasieren, sondern manchmal auch
tiges Delirium zu bemerken (vergl. Louis
II. p. 149 sqq.). Leibschmerzen, die beson-
s in der rechten Leistengegend, zumal bey
erer Berührung des Unterleibes, empfunden
den, und wozu oft Zuckungen in den Antlitz-
skeln oder ungewöhnliches Ansehen des Antlitzes,
vas Schreckhaftes in den Augen rc. kommen,
allerdings höchst wichtige Zeichen; es sind
och diese Schmerzen nicht bey allen Kranken
derselben Stelle zu bemerken, manchmal ver-
derlich, auch von verschiedener Dauer und feh-
manchmal auch bey starker Berührung des

Unterleibes, so wie sie, nach dem oben schon bemerkten, gleich dem Bauchflusse und Meteorismus in Fällen Statt gefunden haben, wo doch durchaus keine Entzündung und Verschwärung der genannten Drüsen zu finden waren. Ferner sind auch die Schilderungen dieses Fiebers verschieden in Ansehung des Friesels und der petechienähnlichen Flecken, die dabey von Manchen oft, von Anderen sehr selten bemerkt wurden. Auch das Schluchzen, was nach Berndt selten fehlen soll, wurde von Louis nur in wenigen Fällen dieser Krankheit beobachtet. Es ist auch wohl dieß Nervenfieber, obgleich es meistens wie eine febris nervosa lenta sich verhält, oft nach Verschiedenheit der Constitution der Kranken, oder der Epidemie, Jahreszeit, Gegend und anderer Verhältnisse verschieden modificiert, wie man es auch sonst bey epidemischen bösartigen und gastrischen Fiebern bemerkt hat. So sind namentlich die febres gastricae Ballonii, mesentericae Baglivii, Fr. Hoffmanni u. A., desgleichen die Semitertiana Spigelii (wornach besonders auch an der Stelle, wo der Anfang des Grimmdarmes mit dem Krummdarme verbunden wird, die Zeichen von Entzündung und Brand gefunden wurden), oft mit Entzündungen der Eingeweide des Unterleibes zusammengesetzte verschieden modificierte Fieber gewesen. Auch in nervösen Schleimfiebern können solche Entzündungen und Geschwüre des Darmcanals vorkommen; in vielen Fällen von Nervenfiebern aber, wo man jene gefunden hat, fehlten die Zeichen der Verschleimung, wie sie bey dem eigentlichen von Sarcone, Stoll rc. beschriebenen Schleimfieber bemerkt werden, und es können daher solche Fälle nicht mit Recht Schleimfieber genannt werden, wie es von Manchen geschehen ist.

Uebrigens wurde in Bezug auf die in den von Louis mitgetheilten Fällen angewandte Cur bemerkt, daß sie wohl nicht geeignet gewesen seyn möchte, um den meistens erfolgten tödtlichen Ausgang der Krankheit verhüten zu können. So wurden Aderlässe vorgenommen oder vierzig Blutegel auf den Unterleib gesetzt unter Umständen, wo mit sehr großer Schwäche übermäßige Bauchflüsse, Meteorismus, Phantasieren, Schlafsucht und andere schlimme Nervenzufälle verbunden waren, und es wurden außer gelinden demulcierenden und temperierenden Mitteln (Orge sir. tartar., petit lait, Limonade, lavement de lin, fomentat. emoll. etc.) oder, wo es fast zum Ende ging, einem kalten Aufguße der China oder kleinen Gaben des Chinins mit einem schleimichten Tranke verbunden, kaum andere Mittel angewendet, weder nervenstärkende oder paregorische, noch auch im Anfange der Krankheit Brechmittel oder Laxiermittel oder andere, welche die Aerzte doch öfter in bösartigen Fiebern nützlich gefunden haben. Bey jener Behandlung ist allerdings der Einfluß von Broussais Lehre bemerklich, obgleich Louis sonst für keinen Anhänger derselben gelten will, wie er auch schon durch das, was er über die Seltenheit der einfachen und primären Gastritis äußert, zu erkennen gegeben hat. Und eine solche Medicin könnte ein Asklepiades wohl eher als die Hippokratische θανάτου μελέτην (mortis meditationem) nennen. — Alle Vorsicht, welche längst von großen Aerzten in Bezug auf die Anwendung der Blutausleerungen in solchen Fiebern (obgleich sie, besonders die örtlichen, manchmal wichtig sind) empfohlen worden ist, wird nach der Ansicht, wo man nur Entzündung für die Grundlage derselben hält, vernachlässigt. Anders verhält es sich natürlich, wo man eine

echte, für sich bestehende Entzündung der Gedärme vor sich hat, als in diesen Fällen, wo die Entzündung mit nervösem Zustande und oft auch wohl mit schlimmer Dyscrasie verbunden, bösartig ist und nur die Neigung zum Uebergange in Verschwärung oder den Brand hat.

Eben so führt diese Ansicht zur Versäumung der Anwendung der Brech- und Laxiermittel, die in bösartigen Fiebern, worin gastrische Affection hervorsticht, oft treffliche Dienste leisten und die Ausbildung der Entzündung und Verschwärung verhüten können. Merkwürdig und die Ansicht, daß die Entzündung in solchen Fiebern oft nur secundär ist, bestätigend ist in dieser Hinsicht die von Malouin (Mémoires de l'acad. des scienc. de Paris, 1753. p. 56) gegebene Beschreibung der Epidemie zu Rouen, in welcher bey den Leichenöffnungen die bedeutendsten Entzündungen der Gedärme und auch viele kleine Geschwüre in dem Magen gefunden wurden. Als aber die Aerzte die Idee von ursprünglicher Entzündung aufgaben und dem gastrischen Zustande entsprechende Brech- und Laxiermittel anwandten, leisteten diese gegen die Unterleibsbeschwerden wie gegen das Fieber die besten Dienste und es wurden die Entzündungen verhütet. — Blasenpflaster (die Louis hier sogar verbannen will!) und zwar auf den Unterleib selbst gelegte gehören hier zu den wichtigsten Mitteln, und sind, wie die trefflichsten Beobachter längst anerkannt haben und auch der Vf. dieser Commentatio bestätigt gefunden hat, sowohl zur Zertheilung und Ableitung der örtlichen Entzündung als gegen die Nervenzufälle dienlich. Auch Sinapismen, Einreibungen des flüchtigen Linimentes und besänftigende Umschläge auf den Unterleib sind zu empfehlen. Außerdem kommt es auch in mit solchen Entzündungen

und Geschwüren verbundenen Nervenfiebern auf eine gehörige Auswahl der Nervenmittel an, und es sind besonders die schärferen, namentlich die von Manchen auch hier angewendeten Flor. Arnicae und ähnliche, zu vermeiden, dagegen vorsichtige Anwendung des Camphers in Emulsionen, wie des Calomels mit Opium, schleimichter Klystiere mit Opium rc. oft zuträglich ist.

Ebendaselbst.

Bey Vandenhoeck u. Ruprecht: **Die Warnungstheorie, nebst einer Darstellung und Beurtheilung aller Strafrechtstheorien, von Dr. Anton Bauer. 1830. XVI u. 398 S. in 8.**

Als der Verf. die von ihm aufgestellte Warnungstheorie in seinem Lehrbuche der Strafrechtswissenschaft und im Neuen Archive des Criminalrechts zuerst bekannt machte, verpflichtete er sich, dieselbe in einer eignen Schrift fester zu begründen und ausführlicher zu entwickeln. Hierzu bedurfte es jedoch zugleich einer Darstellung und Beurtheilung aller übrigen Straftheorien. Diesen beiden Zwecken ist die vorliegende Schrift gewidmet, welche hiernach in zwey Abschnitte zerfällt. Der erste Abschnitt enthält die Begründung und Darstellung der Warnungstheorie, und hat folgende Gegenstände: Kap. I. Rechtliche Begründung der Strafgewalt des Staats. Nach vorausgeschickter Untersuchung über das Wesen des Staats, und bestimmter Angabe der von der Staatsgewalt zu lösenden Aufgabe, wird gezeigt, daß, insofern Volkserziehung und Policeyanstalten nicht als hinreichende Mittel zur möglichsten Verhütung der, die Rechtsordnung gefährdenden Handlungen anzusehen sind, die Warnung der Bürger durch gesetzliche Strafdrohung, als ein nothwendiges, zweck-

mäßiges und rechtliches Mittel, angewendet werden müsse. Kap. II. Allgemeine Grundbegriffe (von Strafgesetz, Strafe und Verbrechen). Hier besonders von der nothwendigen Unterscheidung zwischen bloß strafwürdigen Handlungen und Verbrechen. Strafwürdig sind diejenigen Handlungen, welche, wegen ihrer Gefährlichkeit für die Rechtsordnung, und wegen der Unzulänglichkeit anderer Verhütungsmittel, zur gesetzlichen Bedrohung mit Strafe geeignet sind. Verbrechen hingegen sind die mit Strafe bedroheten, oder strafgesetzwidrigen Handlungen. Kap. III. Allgemeine Rechtsgrundsätze. Höchstes Princip des Strafrechts und daraus abgeleitete Grundsätze sowohl für den Strafgesetzgeber, als für den Richter. Insbesondere wird der wichtige Satz: 'Kein Verbrechen, und keine Bestrafung, ohne Strafgesetz' begründet, gegen Mißverständnisse gesichert, und wider die dagegen erhobenen Zweifel vertheidigt. Kap. IV. Vergleichung der Warnungstheorie mit der Abschreckungstheorie (Theorie des physischen Zwanges). Zunächst wird die generische Uebereinstimmung beider Theorien, dann aber die specifische Verschiedenheit derselben gezeigt. Zu den wesentlichsten Verschiedenheiten gehören diejenigen, welche den nächsten und eigentlichen Zweck des Strafgesetzes, und das Strafmaaß betreffen. Während die Theorie des psychischen Zwanges den Zweck der Strafdrohung in die Abschreckung Aller von Rechtsverletzungen, oder Unterdrückung der sinnlichen Antriebe durch die Furcht vor der gedrohten Strafe, setzt, besteht nach der Warnungstheorie der Zweck des Strafgesetzes in Warnung Aller vor solchen Handlungen, welche die Rechtsordnung gefährden. Diese Warnung soll allen Entstehungsgründen der Verbrechen entgegen wirken. Sie soll daher, durch die

ihnen bestimmen, vereinigt und in voller Maaße zu beachten, und hierdurch der Strafe zugleich die Natur einer angemessenen, der Gerechtigkeit entsprechenden Vergeltung beyzulegen. Kap. V. Prüfung der wider die Warnungstheorie erhobenen Zweifel. — Der zweyte Abschnitt ist der Darstellung und Beurtheilung der verschiedenen Straftheorien gewidmet. Kap. I. Von den Strafrechtstheorien im Allgemeinen. Hierin wird zunächst von dem Wesen einer philosophischen Straftheorie überhaupt, von den Aufgaben die solche zu lösen und nicht zu lösen hat, so wie von der Nothwendigkeit und Möglichkeit der Aufstellung einer solchen Theorie gehandelt, dann aber eine erschöpfende Classification aller Straftheorien nach ihren eigenthümlichen Merkmalen aufgestellt. Kap. II. Von den einzelnen Strafrechtstheorien. In Gemäßheit der gegebenen systematischen Uebersicht wird nun jede einzelne Gattung und Art der Straftheorien, nach ihrem besonderen Character, bestimmt dargestellt, und mit Rücksicht auf die Anforderungen an eine allgemeine Strafrechtstheorie, in doppelter Hinsicht einer genauen Prüfung unterworfen, indem einestheils ihre rechtliche Begründung untersucht, anderntheils die Frage erörtert wird, ob sie richtige und brauchbare Grundsätze, sowohl für den Strafgesetzgeber, besonders über die Strafwürdigkeit und über das gerechte Strafmaaß, als für den Strafrichter aufzustellen vermöge, und ob sie also die Aufgaben einer philosophischen Straftheorie zu lösen geeignet sey. Bey Nachweisung der, aus dieser Prüfung sich ergebenden Mängel der einzelnen Theorien wird dann, durch deren Vergleichung mit der Warnungstheorie, gezeigt, daß letztere von diesen Mängeln frey ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.
Den 26. Junius 1830.

Paris.

Mémoires présentés par divers Savans à l'Académie Royale des Sciences de l'Institut de France, et imprimés par son Ordre. Sciences physiques et mathématiques. Tome I. 791 Quartseiten. 1827.

Dieser Band enthält folgende Abhandlungen. I. S. 1—310. Mémoire sur la Théorie de la Propagation des Ondes sur la surface d'un fluide pésant d'une profondeur indéfinie par Mr. Augustin Louis Cauchy. Durch irgend eine Ursache ist die Ruhe oder das Gleichgewicht einer schweren, homogenen, und nicht merklich compressiblen Flüssigkeit aufgehoben, sie geräth dadurch in eine wellenartige Bewegung, und sucht, sich selbst überlassen, durch die aus der Schwerkraft entstehende Wirkung ihrer Theile auf sich selbst, allmählich wieder in das anfängliche Gleichgewicht zurückzukehren. Man verlangt

die Bewegung dieses Flüssigen sowohl in der ganzen Masse, als besonders auch auf der Oberfläche desselben, nach Verfluß einer gewissen Zeit vom Anfange der Bewegung, wobey man denn in gewissen Fällen dieser Störung des Gleichgewichts, die Anfangsgeschwindigkeiten der Theilchen des Flüssigen = 0 setzen, oder auch, wenn die Flüssigkeit durch einen Stoß in Bewegung gesetzt worden ist, selbst schon von einer vitesse initiale jener Theilchen, an der Stelle, wo der Impuls geschehen ist, ausgehen kann. Die aus hydrostatischen und dynamischen Principien abgeleiteten allgemeinen Formeln für die Bewegung einer solchen Flüssigkeit, verstatten aber immer nur in solchen Fällen eine Integration, als annähernde Auflösung für diese Aufgabe, wenn der Theil der Oberfläche des Flüssigen, welcher der unmittelbaren Einwirkung jenes Impulses ausgesetzt war, nur von einem geringen Umfange und der Impuls selbst nur schwach ist, also nur Wellen von einer geringen Höhe entstehen können, welche bald einen regelmäßigen Gang annehmen. Der Verf., welcher sich in in dieser Abhandlung unter der angeführten Beschränkung mit der Auflösung dieses Problems beschäftigt, sucht nunmehr zuerst die Gleichungen zu entwickeln, welche auf den état initial der ganzen Masse des Flüssigen Bezug haben; insofern, vermöge der vorausgesetzten Incompressibilität des Flüssigen, zwischen den Anfangsgeschwindigkeiten der molécules desselben eine gewisse Relation Statt finden müsse, daß jeder Theil des Flüssigen in dem folgenden Zeitelement dasselbe Volumen habe, welches er im Anfange der Bewegung einnahm, und diesen Gleichungen müssen denn diese Geschwindigkeiten vor

allem ein Genüge leisten, wenn die anfängliche Bewegung soll als das Resultat des Impulses angesehen werden können, welcher im ersten Moment auf die Oberfläche und die unter ihr befindlichen Theilchen der Flüssigkeit wirkte. In dem zweyten Abschnitte handelt der Verf. hierauf von den Gleichungen, welche auf den état initial de la surface Bezug haben, wobey er denn erwähnt 'pour que cet état initial de la surface du fluide soit complétement determiné, il faut, que l'on connaisse avec l'origine du mouvement la forme de cette surface, et la valeur de l'impulsion en chaque point' oder welches dasselbe sey, daß man die Function kenne, wodurch dieser Impuls an jedem Puncte durch die demselben zugehörigen Coordinaten bestimmt werde. Wird ein Körper in eine Flüssigkeit eingetaucht, um Wellen zu erregen, so wird zu jener Surface initiale auch der Theil der Oberfläche des Flüssigen gerechnet, welcher den eingetauchten Theil des Körpers umgibt. Sodann im dritten Abschnitte (von Partie I. dieser Abhandlung) Intégration des équations obtenues dans les sections précédentes. Diese und auch noch mehr folgende Integrationen werden ausführlich in den zahlreichen Anmerkungen mitgetheilt, welche das Ende dieser Abhandlung begleiten. In Partie II. der von dem Verf. durchgeführten Untersuchungen behandelt er nunmehr den Zustand des Flüssigen und seiner Oberfläche nach Verfluß einer gewissen Zeit vom Anfange der Bewegung. Sect. 1. Des équations qui subsistent à chaque instant du mouvement pour tous les points de la masse fluide. Sect. 2. Des équations qui déterminent à

chaque instant du mouvement l'état de la surface. Sect. 3. Intégration des équations obtenues. Und nun in Partie III. Loix générales du mouvement des Ondes, wo denn in Sect. 1. nur solche Wellen betrachtet werden, wobey nur zwey Dimensionen nach Länge und Höhe Statt finden, z. B. wenn eine Flüssigkeit zwischen zwey parallelen, ebenen und verticalen Wänden, nach ihrer ganzen Breite zwischen diesen Wänden einen Impuls bekäme. Sect. 2. Wenn alle drey Dimensionen bey den Wellen in Betracht kommen. Der Verf. zeigt daß bey der Bestimmung sowohl der Höhe als auch der Geschwindigkeit der Wellen es sehr mit auf die Gestalt der Oberfläche des Körpers ankomme, durch dessen Impuls die Wellen erregt worden sind, und entwickelt die Formeln für den Fall, wenn die Oberfläche jenes Körpers eine surface de révolution ist. Die Resultate welche er aus diesen Untersuchungen ableitet, verstatten hier keine weitere Mittheilung, sind auch von der Beschaffenheit daß wohl mehrere derselben noch sehr einer Bestätigung durch Versuche bedürfen. Diese Abhandlung ist von dem Institute zu Paris, welches auf die Auflösung dieser Aufgabe über die Theorie der Wellen einen Preis gesetzt hatte, 1815 gekrönt worden. In einem noch dem Druck zu übergebenden Mémoire wird der Verf. auch noch die Bewegung der Wellen betrachten, wenn man zugleich die zwischen den molecules des Flüssigen Statt findende Adhäsion berücksichtiget.

II. Mémoire sur la Théorie de la Lune par Mr. Damoiseau. S. 315 — 598. Der Verf. befolgt im Allgemeinen die in der Méo

Cel. gewählte Methode, Länge, Breite und Parallaxe des Mondes durch Reihen von Sinussen und Cosinussen gewisser Winkel (als Argumente) auszudrücken, welche von der wahren Bewegung des Mondes abhängen, indem in den hieher gehörigen Differentialgleichungen das Differential der wahren Bewegung als constant zum Grunde gelegt wird. So erhält er denn durch einen sehr weitläuftigen Calcul, z. B. eine Reihe wodurch die mittlere Länge des Mondes durch die wahre ausgedrückt wird, und nun erst durch eine zweyte eben so weitläuftige, auf Substitutionen beruhende Rechnung, eine Reihe für die Bestimmung der wahren Länge aus der mittlern und den davon abhängigen Argumenten. Er bedient sich hiebey zur bequemern Entwickelung dieser Reihen, und der zusammengesetzten Ausdrücke ihrer Coefficienten, gewisser Bezeichnungen, wodurch dem Gesetz ihrer Verbindungen und ihres Fortgangs eine bequemere Uebersicht verschafft wird, welches besonders nützlich ist bey der Entwickelung solcher Coefficienten, welche einen hohen Grad der Präcision erfordern. Auf diese Weise hat er in dem Ausdruck für die wahre Länge des Mondes (aus 98 Gliedern oder Argumenten bestehend) selbst solche Argumente noch mitgenommen, deren Coefficienten nur aus einigen Decimaltheilen von Secunden bestehen. Ueber die nach den Formeln des Verfs. berechneten Mondstafeln s. m. die Connoiss. de T. 1828. S. 294.

III. Mémoire sur les intégrales définies lu à l'institut le 22. Aout 1814, par Mr. Aug. Louis Cauchy. S. 612 — 799. Bekanntlich kann ein Integral $\int \varphi(x)\,dx$ sehr oft auf ein anderes z. B. $F(x) + \int f(x)\,dx$ redu-

cirt werden. Wenn nun $\int \varphi(x)\,dx$ innerhalb gewisser Grenzen $x = a$ und $x = b$ genommen werden soll, und innerhalb dieser Grenzen wäre z. B. der Theil $F(x) = 0$, so würde innerhalb eben dieser Grenzen schlechtweg $\int \varphi(x)\,dx = \int f(x)\,dx$, aus welchem Satze bekanntlich eine Menge von interessanten Lehrsätzen abgeleitet worden ist. Der Verf. hat in dieser Abhandlung nicht allein eine eigenthümliche Methode gelehrt, die Formen von solchen Functionen wie $\varphi(x)$ auszumitteln, welche eine solche Reduction $\int \varphi(x)\,dx = \int f(x)\,dx$) innerhalb gewisser Grenzen zulassen, sondern eben diese Methode auch auf gedoppelte Integrale wie $\iint \varphi(x, z)\,dx\,dz$ angewandt, und daraus die Formen von $\varphi(x, z)$ abgeleitet, unter denen ein Integral, wie das angegebene, innerhalb gewisser Grenzen eine solche Reduction auf ein anderes zuläßt, bey welchen Untersuchungen sich denn mehrere interessante Lehrsätze darbieten, von denen jedoch so wenig, als auch von den verschiedenen Schwierigkeiten, welche bey einzelnen Fällen Statt finden, hier in der Kürze etwas mitgetheilt werden kann. Die Methode des Verfassers beruht auf einer gewissen Anwendung imaginärer Formen, aus denen solche Functionen wie $\varphi(x, z)$ abgeleitet werden können. Wenn man gleich durch andere bereits bekannte Methoden zu denselben Resultaten gelangen kann, so ertheilt doch der Verfasser hier eine Menge von merkwürdigen Reductionsformeln, und daraus abgeleiteten intégrales definies, auf welche man bisher noch nicht gekommen war, und welche, auch nach dem Urtheile des Instituts, einen neuen Beweis von dem bereits in andern Abhandlungen gezeigten Scharfsinne des Verfs. liefern.

Breslau.

Bey Korn dem Aelt., VIII und 408 Seiten gr. 8. Studien des Römischen Rechts von Ph. Ed. Huschke . . . Professor . . . zu Breslau. Erster Band.

Die Freude, welche der Verf. in recht vielen Lesern zu erwecken wünscht, die Freude über einen 'neuen Blick in die unendliche Tiefe des Römischen Rechts' hat er wenigstens dem Unterz. durch gar manche Stellen dieses Bandes verschafft, und er wird sie auch noch durch die folgenden Bände gewiß noch gar Manchen verschaffen, ohne daß der Gedanke eben an diese unendliche Tiefe in einem etwas andern Sinne, als in dem sie hier gemeint seyn mag, ihnen diese Freude über die Gebühr verkümmert. Man kann nämlich auch daran denken, wie Vieles bey allen neu aufgefundenen Quellen und bey allem darauf verwandten, von noch so viel Gelehrsamkeit unterstützten, Scharfsinne doch immer noch zweifelhaft bleibe.

Der Abhandlungen in diesem Bande sind vier. Die erste in lateinischer Sprache ist ein neuer Abdruck mit Abänderungen und Zusätzen, deren Auszeichnung der Unterz. nach seiner Art doch gewünscht hätte, eines schon 1824 zu Rostock erschienenen Programms, bey dessen Ueberschrift der Verf. an die S. 226 dem Unterz. nur mit drey Worten, aber doch zu Dessen großen Freude, erwiesene Anerkennung hätte denken können. Sie heißt Lex de causa Siliana und erläutert Cic. ad div. 7. 21, wie dieser Brief, vor der Entdeckung von Gajus, allerdings noch wie

hat erläutert werden können. Aber daß Trebatius so ganz Unrecht gehabt habe und von Serv. Sulpicius und Ofilius zurecht gewiesen werde, paßt doch nicht ganz zu der Absicht des Briefes, welcher eine Empfehlung der Sache des Silius an den zuerst genannten Jureconsultus seyn sollte. Eher könnte man denken, es hätte noch eine Bedenklichkeit der Andern von ihm gelöst werden sollen, wenigstens, wem man sagt, er habe die Sache nicht verstanden, den wird man nicht so dringend um guten Rath bitten. Auch die Stelle in den Topiken, bey Gelegenheit von welcher sehr richtig bemerkt wird, Cicero habe seine juristische Weisheit gar gerne zum zweyten, ja auch zum dritten Male angebracht, würde doch fast eine Art von Beleidigung gewesen seyn, wenn sie sich auf etwas bezöge, wobey der, an welchen die ganze Schrift gerichtet ist, noch vor Kurzem so unwissend gewesen wäre.

Die zweyte Abhandlung über die Succession in die Güter (das Vermögen) der Freygelassenen, besteht aus fünf Aufsätzen und ist auch größtentheils schon vor mehreren Jahren ausgearbeitet gewesen, wie sich auch daraus ergibt, daß der schon 1823 erschienene Aufsatz des jetzigen Collegen vom Verfasser, des Herrn Professor Unterholzner, hier wenigstens S. 58, nur in einer Nachschrift berücksichtigt wird. Daß der Verf. auch seitdem bekannt gewordene Aeußerungen nicht erwähnt hat, kann sich der Unterz. recht lieb seyn lassen, der in der zehnten Rechtsgeschichte seine frühere Meinung, patronus in der B. P. hinter tanquam, wie Theophilus ließ, ex familia (der Verf. ergänzt: non exiseet) sey der patronus des

patronus, seitdem sie, wie es hier heißt, durch das 'Sinnreichste und Durchdachteste, was über diese Classe je geschrieben worden ist', unterstützt worden war, zurückgenommen hatte und nun diesen seinen Widerruf wieder zurücknehmen muß. Ein solches Schwanken sieht allerdings nicht sehr löblich aus; dießmal beruht es aber darauf, daß die zuerst von ihm und nun auch wieder von dem Verf. verworfene Meinung den Theophilus für sich hat, von dem man doch wohl sagen kann: was er nicht recht wußte, das ist höchst wahrscheinlich auch in die ganze Justinianische Compilation falsch gekommen; denn, seiner ganzen Stellung nach, ist doch Theoph. der natürlichste Repräsentant von Justinian's Zeitalter in juristischer Rücksicht. S. 90 heißt es zwar, Th. sey kein Practiker, sondern ein Professor, gewesen. Daß er Professor war, ist freylich gewiß; aber der Gegensatz ist wohl zu keiner Zeit ganz ausgemacht, wir wissen vielmehr bestimmt, daß er noch ein anderes Amt, wohl schwerlich einen bloßen Titel, daneben hatte, und unmöglich ist es doch gewiß nicht, daß er vorher, wie so manche Professoren auch seitdem, geradezu auch Advocat gewesen war. S. 85 werden die Fälle unterschieden, wo Theophilus schreibt (ohne Zweifel soll es heißen: abschreibt, obgleich dieses unter den zahlreichen Verbesserungen nicht bemerkt ist) und die, wo er selbst als Jurist auftritt. Aber es ist gewiß schwer, zum Voraus zu sagen, welches von beiden der Fall sey, ob man gleich zugeben muß, zuweilen sey Jenes, zuweilen sey Dieses vorgekommen, und es scheint durchaus nicht zusammenhängend, wenn man Justinian's Zeitalter nur etwa die schaffende Kraft abspricht und

doch den Ersten von Justinian's Professoren, sey es auch in einem ziemlich hohen Alter, für einen so gar schlechten Juristen hält. Also mag es wohl verzeihlich seyn, wenn man bey derselben Lehre das eine Mal innere Gründe, das andere Mal das Zeugniß von Theophilus, sobald es doch auch sich noch hören läßt, für beweisender hält.

Einen 'Auszug' aus den Aufsätzen des Vfs., wie man das, was bey uns nun schon so lange eine Anzeige heißt, sonst genannt hat, mit den Bemerkungen, wo der Unterz. beytrete oder abweiche, wird nun hier Niemand verlangen, sondern es wird erlaubt seyn, dießmal, wie bey so vielen andern Gelegenheiten, auf das Buch selbst zu verweisen und nur zu versichern, daß Niemand, wem an solchen Untersuchungen gelegen ist, es ohne Theilnahme lesen wird. Aber bey dem letzten Aufsatz, der gerade auch bey Unterholzner den Schluß macht, ob auch bey Kindern (die einfache Zahl: Kind geht im Deutschen wohl bloß auf das Alter) und andern durch Mannsstamm mit ihm zusammenhängenden den Nachkommen eines Freygelassenen eine Succession des Patrons (auch wieder, in diesem Sinne) eintrete, muß sich der Unterz. erlauben, auf eine gar oft vorkommende doppelte Eigenheit des Verfs. aufmerksam zu machen, von welcher er nicht glaubt, daß auch nur die nächste Nachwelt, den Vf. selbst, etwa in dreyßig Jahren, mitgerechnet, so viel Werth darauf legen wird, als dieser, gewiß in der redlichsten Ueberzeugung, jetzt thut; er ist ja, wie auch S. 155 Anmerkung 34 ein Beyspiel gibt, der Mann, der sich nicht scheut, etwas, was er behauptet hat, zurückzunehmen. Die erste Eigenheit ist

der Gegensatz des 'Gattungslebens' und des besondern Lebens. Schon der Ausdruck hat den Fehler, daß man ihn gar leicht falsch verstehen könnte, daß man nämlich die Gattung für das genus humanum unserer Quellen nähme, da es doch vielmehr ihrer familia entspricht und den p. familias, die m. familias (im alten Sinne) und den f. familias begreift. Da heißt es nun S. 26 Anmerkung 1: zur Zeit der zwölf Tafeln ging das Individuum noch völlig in der Gattung auf, S. 30: das neue Princip des Rechtslebens war Geltung des Individuums gegen die Gattung, S. 162 und S. 167: so viele Justinianischen Constitutionen bewiesen, daß unter ihm die große Umwandlung des Civilrechts, die unter August unternommen worden, vollendet wurde. Bedenkt man nun, daß im spätern Rechte das nie aufhörende Verhältniß zur Mutter, so gut wie zum Vater, und durch sie, so gut wie durch ihn, dem oft vorübergehenden der patria potestas in vielen Stücken gleich oder an dessen Stelle gesetzt wurde, unter den christlichen Kaisern noch viel mehr, als es vorher, besonders bey den prätorischen Cognaten, und nach Herrn Prof. Klenze schon vor diesen geschehen war, so wird man nicht wohl nur da, wo patria potestas und Agnation sehr viel ausmacht, eine Gattung, im entgegengesetzten Falle aber nur das Individuum finden. — Eine zweyte Eigenheit ist die Einmischung biblischer Ansichten, z. B. S. 118 über die Lebensdauer die bekannte Stelle, S. 137 über die göttliche Kraft und Bestätigung der Namen nach 2 Mos. 19., ja sogar der hebräischen Ausdrücke: 'Lenden', 'Samen' für die Zeugung, in das Römische Recht, wo doch den Römern angerechnet wird, sie seyen Hei-

den gewesen, ein Ausdruck, bey welchem man an den Spaß von Hamberger und seinen Freunden denken könnte, welche alle guten Schriftsteller Heiden nannten, weil man einen von ihnen gewarnt hatte, sich nicht so viel mit den Heiden zu beschäftigen. Das Schlimmste dabey ist die Seite 200 Anmerkung 39 sichtbare Intoleranz, es sey ‘im höchsten Grade unwürdig’, wenn die Neuern beym usus gar von einer ‘Ersitzung’ der Frau redeten, denn einer verdorbenen Einbildungskraft, welche doch gewiß auch bey jenen Ausdrücken ihr Spiel treiben könnte, wird Niemand diesen Tadel zuschreiben.

Doch die hier angeführte Stelle ist schon aus der dritten Abhandlung, bey weitem der größten von allen, nämlich zur Kritik und Interpretation von Gajus Institutionen. Schon in der zweyten Ausgabe dieser Handschrift ist Herr Prof. H. sehr oft erwähnt und nun wird wohl jeder Besitzer derselben sich die hier vorgeschlagenen Ergänzungen eintragen müssen. Doch kann auch hier unmöglich unsere Anzeige auch nur zu diesem Behufe die Stelle des hier anzuzeigenden Buches vertreten. Nur eine Probe, die den Unterzeichneten ganz vorzüglich angesprochen hat, mag hier ausgezeichnet seyn. In der letzten Zeile von p. 155, welche Art anzuführen gerade hier nicht bloß den Vortheil hat, wie bey dem Siglenregister, daß man die Worte bestimmter findet, als bey Paragraphen, die doch oft ziemlich lang sind und dieselben Worte mehrmals enthalten, sondern auch daß gerade beym Uebergange von einer Seite zur andern der Abschreiber sich am leichtesten verirrt, ist

auch hier Dem unserer Handschrift eine Menschlichkeit begegnet, wie ihrer schon mehrere z. B. p. 64. 223. 224 und 245 auch umgekehrt vorkommen. Er hat nämlich sich in die vielen Fälle, wo bald auf den Tod des Stipulanten bald auf den des Promittenten, theils mit post, theils mit cum, theils mit pridie quam, Rücksicht genommen wird, nicht finden können. Besonders verdienstlich ist auch die Mühe, welche sich der Verfasser gegeben hat, seine Ergänzungen den Zeichen der Handschrift anzupassen, die er aber nicht immer so genau liefern konnte, wie sie in der Ausgabe stehen, auf welche er denn sorgfältig verweist. Daß es leichter ist, gegen die Vorschläge Anderer Erinnerungen zu machen, als selbst etwas besseres vorzuschlagen, erfährt der Unterz. auch an sich selbst bey p. 160, wo l. 6 die Worte a ceterorum vor quoque ihm anfangs ganz unverständlich waren, weil er bey quoque bloß an das Adverbium dachte, wobey er aber doch auch nachher mit Hülfe des auch hier mit Recht gerühmten Repertorium zu Gajus von Herrn Prof. Elvers keine einzige Stelle gefunden hat, in welcher Gajus den Ablativ von quisque mit dem Genitiv des Pluralis verbindet und nur eine, wo er es bey dem Nominativ quisque thut, statt daß das Adverbium quoque gar oft vorkommt, auch noch in zwey nicht eingetragenen Stellen, die beide auch bey quisque stehen, die eine irrig, nämlich, weil es denn doch Paragraphen seyn sollen, II, 145., und die andere welche zu beiden gehört IV, 74. Von den sehr viel wenigern Stellen bey quisque geht auch noch

III, 83 ab, weil da quo offenbar nur für et genommen ist.

Die vierte Abhandlung über das Salvianische Interdict betrifft einen Gegenstand, worüber neuerlich in der Zeitschrift für Civilrecht und in dem Archive Aufsätze gestanden haben, durch welche aber der gegenwärtige gewiß nicht überflüssig wird. Auch hier mag die Angabe der vier bey dem Inhalte nicht, wohl aber bey dem Columnentitel, ausgezeichneten Fragen, wem, woran, gegen wen und mit welchem Erfolge, weniger verdienen ausgehoben zu werden als die allgemeine Bemerkung von S. 338, die Kunst der Behandlung sey die, aus unsern Quellen mit gehöriger Bewahrung vor Willkührlichkeit das ursprüngliche 'Leben' herauszuerkennen, und der Prüfstein, daß alle einzelne Zeugnisse zu dieser Anschauung passen.

Hugo.

London.

Bey Baldwin, Cradock und B. Fellowes: A history of England from the first invasion by the Romans. By John Lingard Dd. Second edition. 1829. Vol. XI. VIII und 458 Seiten. Vol. XII. VII und 370 S. in Octav.

Herr Lingard hat in den beiden vorliegenden Bänden seines Werks, dessen zehn erste Bände Ref. bereits in einem früheren Stücke dieser Blätter angezeigt hat, die Geschichte von England von der Hinrichtung Carls des Ersten, bis in die größere Hälfte der Regierung

seines Sohnes und Nachfolgers Carls des Zweyten fortgeführt, von 1749 bis 1673. Es umfaßt dieser Zeitraum eine der merkwürdigsten Perioden der Englischen Geschichte, die Geschichte von Cromwells Protectorate und der Restauration der Stuarts. In seiner Darstellungs- und Behandlungsweise ist der Verfasser auch in diesen beiden Bänden sich getreu geblieben, daher was bereits oben zum Lobe oder zum Tadel des Werks überhaupt angeführt wurde, auch hier wiederum seine Anwendung findet. Auch hier dieselbe umfassende Belesenheit, dieselbe Genauigkeit und Gründlichkeit, zugleich aber auch dieselbe Indifferenz, und troz aller anscheinenden Unparteylichkeit, dieselbe entschiedene Vorliebe für das catholische Interesse und dieselbe Feindseligkeil gegen den Protestantismus, wovon unter andern die Erzählung des Kriegs der Waldenser (Vol. XI. p. 261 sqq.) dießmal wieder einen recht auffallenden Beweis gibt. In der Geschichte Cromwell's, wiewohl die politischen Verhandlungen ausführlich erzählt sind, wird jedoch gewiß mancher Leser, so wie Ref. genauere Angaben über das Privat-Leben des merkwürdigen Mannes, über seine Verhältnisse zu seiner Familie und seinen engeren Umgebungen, über sein häusliches Thun und Treiben überhaupt vermissen — Puncte, deren Kenntniß, um sich ein klares, anschauliches Bild des Mannes zu entwerfen, und um sein öffentliches Verfahren selbst gehörig würdigen zu können, keineswegs überflüssig und gleichgültig erscheinen. Mag ja doch manche Erscheinung in dem öffentlichen Leben bedeutender Männer nur durch die genaue Bekanntschaft mit ihren inneren Verhältnissen er-

klärt und begriffen werden. Der Verfasser zeigt uns Cromwell fast nur auf der politischen Bühne und um so weniger mag daraus allein ein richtiges Bild desselben entnommen werden, je mehr Cromwell bekanntlich Meister in der Verstellungskunst war. Daß derselbe jedoch nur in der Politik geheuchelt, dagegen in seinen religiösen Ansichten und Aeußerungen ehrlich und wahr gewesen, daß seine Politik nur dem Ziele gedient, welches sein religiöser Fanatismus ihm vorgespiegelt, der Verbreitung der Gottseligkeit und der Einführung des Reiches Christi unter den Menschen, dieser Meinung, die unser Verfasser ganz entschieden behauptet, möchten wohl nur wenige beypflichten, wenn man gleich immer in so weit ihm beystimmen mag, daß Cromwell allerdings in früheren Zeiten ein echter religiöser Enthusiast gewesen und sich auch in späteren Jahren nie ganz von diesen früheren Eindrücken habe losmachen können. Daß das Betragen des Herzogs von York, des nachmaligen Jacobs des Zweyten, bey jeder Gelegenheit von dem Verfasser vertheidigt und gebilligt wird, kann nicht auffallen, da ja Jacob schon früh förmlich zum Catholicismus übertrat; ungleich rücksichtsloser ist dagegen Carl der Zweyte beurtheilt, indem dessen Unwürdigkeiten und Ausschweifungen scharf getadelt werden.

F. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.
Den 28. Junius 1830.

Edinburg.

Printed for Cadell and Comp. Edinburgh; and Simpkin and Marshall, London. 1829: Travels in North America in the years 1827 and 1828 by Captain Basil Hall; Royal Navy. In three volumes. Mit einer Charte von Nordamerica und zwey statistischen Tabellen. Vol. I. IV und 421. Vol. II. 432. Vol. III. 436 Seiten in Octav.

Jedes neue Gemälde von einem Lande, welches wegen seiner eigenthümlichen Entwickelung schon lange die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hat, und die Erwartungen dieses Welttheils von Jahr zu Jahr mehr spannt, kann das Interesse, welches es zu erregen strebt, kaum verfehlen. Kommt das neue Gemälde noch dazu von einem Manne, welcher sich in der literärischen Welt schon einen ehrenvollen Namen erworben hat, so wächst das Interesse dadurch um so mehr, da man, die Forderungen höher stellend, nur Vortreffliches erwartet.

Basilius Hall, schon seit geraumer Zeit Kapitän in der Britischen Marine, ist uns zuerst durch eine Entdeckungsreise nach der Westküste von Corea und nach der großen Loo-Choo Insel bekannt geworden. Sein Bericht über den Zustand der von ihm besuchten Länder machte zu seiner Zeit (1818) Aufsehen, und schien über manchen bezweifelten Punct die erwünschte Auskunft zu geben. Besonderes Beyfalls erfreute sich anfangs die Meinung, daß die verschiedenen Sprachen in China, Japan, Corea und auf Loo-Choo mit einem und demselben Alphabete, nämlich mit dem chinesischen, geschrieben würden — eine Meinung, die neulich Du-Ponceau in Philadelphia mit überwiegenden Gründen widerlegt hat in dem zu London erscheinenden philosophical magazine and annals of Philosophy for January 1829. Wenn nämlich einige jener Völker bey der größten Sprachverschiedenheit sich einander dennoch verstehen (was Hall bemerkt hatte), so wird dieses gegenseitige Verständniß nicht durch bloße chinesische Buchstabensymbole, sondern bekanntermaßen durch das Pali vermittelt, welches die Budhisten auf der ganzen Halbinsel jenseits des Ganges als gelehrte und heilige Sprache verstehen müssen, weil darin alle ihre Bücher religiösen und wissenschaftlichen Inhalts geschrieben sind.

Hall's Bericht über Chili, Peru und Mexico, deren Küsten er in dem merkwürdigen Zeitraume von 1820 — 22 auf Befehl des Königs besucht hatte, wurde in etwas mehr als Einem Jahre dreymal in Edinburg aufgelegt — ein Beweis, wie lebendig das Interesse für die neue Welt damals in Großbritannien seyn mußte. Dieser Bericht, welcher besonders die damalige

Revolution in jenen Gegenden schildert, ist auch in einem gemäßigten und unbefangenem Tone geschrieben.

Die Reise nach den vereinigten Staaten von Nordamerica unternahm Hall aus eigenem Antriebe und auf eigene Kosten — bloß um mit eigenen Augen zu sehen, in wiefern sich die herrschende Stimmung der Briten gegen die Americaner entschuldigen, oder rechtfertigen, oder selbst zur gegenseitigen Harmonie sänftigen ließe. Ganz unbekannt war ihm dieses Land nicht; denn er hatte schon 1804 oder 1805 Neu York von Halifax aus besucht — freylich, wie er selbst gesteht und was auch ganz natürlich ist, mit keinen sehr freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Americaner im Ganzen. Durch eine vielfache Erfahrung, die ihm darauf in andern Ländern zu Theil wurde, und durch eine nähere Bekanntschaft mit den verschiedensten Völkern der Erde glaubte er sich aber nach einem Zwischenraume von 22 oder 23 Jahren von dieser nationalen Antipathie völlig geheilt zu haben, und hoffte, auch andere durch eine unparteyische und zuverlässige Berichterstattung davon zu heilen; um auf diese Art beide Nationen zu dem langersehnten gegenseitigen Wohlwollen zu stimmen.

Hall landete in Neu York am 16ten May 1827, und schiffte sich in derselben Stadt am 1sten Julius 1828 wieder für England ein. Seine Reisen erstreckten sich während der 13½ Monate, die er in Nordamerica zubrachte, über 8800 Englische (oder 1760 deutsche) Meilen. Er machte dieselbe Tour, welche fast alle Reisenden in den letzten Decennien dort gemacht haben — von Neu York auf dem Nord-Strome oder Hudson nach Albany und einem kleinen Theile

von Massachusetts; dann westlich durch den Staat von Neu York am 363 Englische (oder 72 deutsche) Meilen langen Erie-Kanale hin nach dem Wasserfalle von Niagara; dann, nach verschiedenen Excursionen in Kanada, auf dem Lorenz-Strome nach Montreal und Quebek; von hier südlich auf den Champlain- und Georg-Seen nach den Bädern von Saratoga, und dann wieder nach Albany; von da östlich durch den Staat von Massachusetts nach Boston und Salem; darauf wieder südlich durch Rhode Island und Connecticut zurück nach Neu York; weiter nach Philadelphia und Baltimore; dann nach Washington; weiter durch die westliche Ecke von Virginien nach Nord- und Süd-Karolina, nach Georgien und Alabama bis an die Mündung des Mississippi; dann stromaufwärts bis an die Mündung des Missouri; von da westlich durch die südlichen Spitzen von Illinois und Indiana bis nach Louisville am Ohio; dann den Ohio hinauf bis nach Pittsburg; endlich durch Pensylvanien wieder nach Philadelphia, und von da zurück nach Neu York.

Die erste Hälfte dieser Reise bis nach Charleston in Süd-Karolina schließt die sogenannte fashionable tour der Americaner in sich. Tausende von Menschen aus allen Theilen der Union machen dieselbe jährlich in den Sommermonaten. Der Reisende hat also hier die beste Gelegenheit, sich mit den Sitten und dem Character der Nation bekannt zu machen. Das Land selbst erscheint hier von seiner vortheilhaftesten Seite, und bildet den reichsten Stoff zu Naturschilderungen aller Art dar. Hierin ist unser Reisende jedoch eben nicht sehr glücklich. Die zu große Allgemeinheit seines Ausdrucks und seiner Lobeserhebungen gibt von den Gegenstän-

den, die er uns vorführen will, kein klares Bild mit bestimmten Umrissen. Naturschilderungen sind auch eben so wenig Zweck seines Buchs, als Bereicherung der Geographie oder Erweiterung der Naturwissenschaften durch eigene Forschungen. Der Staat und dessen Einrichtungen; der Bürger und dessen Lebensweise, Sitten und Character sind die wichtigen Probleme, auf deren Lösung es dem Verf. am meisten ankömmt.

Die einzelnen hierher gehörigen Materien handelt er ab, so oft sich ihm auf der Reise eine Veranlassung dazu darbietet. Bey seiner Ankunft in Sing Sing am linken Ufer des Hudson, etwa 6 deutsche Meilen von Neu York, spricht er (1. S. 51 flgde.) mit vieler Einsicht über die Einrichtung und Verwaltung des dortigen Staatsgefängnisses, welches nach dem einzigen Muster zu Auburn am Erie-Kanale gebaut ist; vergleicht darauf die Gefängniß-Disciplin in America mit der in England; und zeigt, wie weit es die Americaner durch ihr neues System allen übrigen Nationen zuvorgethan haben. Auch den zahlreichen milden Anstalten für Kranke, Arme, Waisen, Taubstumme u. s. w. läßt er nebst den Besserungs-Instituten für verirrte junge Leute u. s. w., so oft von ihnen die Rede ist (1. S. 24. 2. S. 133. 187. 344. 3. S. 135. 165), volle Gerechtigkeit widerfahren. Ueber andere bürgerliche Einrichtungen und Stiftungen äußert er sich weniger günstig — meistens bloß deßwegen, weil sie ihm von denen seines Vaterlandes zu sehr abzuweichen, oder diesen nicht gleich zu kommen schienen. Diese Parallele zwischen America und England, welche dem Verfasser, einem Ultra-Tory, überall vorschwebt, führt denselben oft zu langen Betrachtungen über die Wirkung der Democratie und Monarchie auf den mensch-

lichen Character. Betrachtungen dieser Art sind allerdings sehr fruchtbar und lehrreich, wenn sie von einem unbefangenen Selbstdenker und feinen Beobachter der menschlichen Natur ausgehen, und folglich wahrhaft psychologischen Gehalt haben. Beruhen sie aber auf bloßen Zufälligkeiten, die das gemeine Auge wohl wahrnimmt, ohne jedoch die innern Motive des Handelns, die Eigenthümlichkeit der Denkart und die besondere Richtung des Geistes zugleich zu durchschauen, so muß eine jede Parallele zwischen zwey Nationen, deren Character sich unter verschiedenen Regierungsformen entwickelt hat, oder sich noch entwickelt, nothwendig in seichtes Räsonnement ausarten. Noch mehr ist dieses der Fall, wenn sich zu dieser Flachheit noch stolzer Parteygeist und unbesiegbare Vorurtheile gesellen, welche eifrig bemüht sind, alle Lichtstrahlen auf die begünstigte Seite zu concentrieren; den tiefsten Schatten aber auf die andere Seite zu werfen. Ueberhaupt sollten zwey so heterogene Gegenstände gar nicht mit einander verglichen werden, am wenigsten von dem, der sich schon im Voraus für die eine Seite enschieden hat; und der nur das Allgemeine zu schildern versuchen will, ohne sich durch genaues und anhaltendes Studium die Kenntniß des Einzelnen verschafft zu haben.

Eine zuverlässige Darstellung des Einzelnen, die aus keinem einseitigen und selbstsüchtigen Vergleichen des Schriftstellers hervorgeht, sondern die der Sache selbst wegen unternommen und aus der Sache selbst geschöpft wird, ist aber in Bezug auf America um so wünschenswerther, da die Wissenschaft dabey nur gewinnen kann. Auch Hall ist von dieser Wahrheit überzeugt, und bekennt zu wiederholten Malen, daß

er nur ihretwegen die Reise unternommen und beschrieben habe. Aber gerade die häufigen und starken Versicherungen, er wolle die Einrichtungen und den Character der Americaner durchaus nicht verunglimpfen; und die überall aus seiner Darstellung sprechende Furcht, man könne dennoch hinter seiner gereitzten Stimmung etwas anderes vermuthen, als Wahrheitsliebe, erregen billig Verdacht gegen seine ganze Schilderung. — Wenn er z. B. die ganze Nation schon deßwegen als roh und ungeschliffen verschreyt, weil man gewohnt ist, die Mahlzeiten schneller, als in Europa, und ohne viel zu sprechen herunterzuschlucken; oder weil man sich beym Essen mehr des Messers als der Gabel bedient; oder weil man den Hut und den Rock nicht so glatt bürstet als in England; oder weil man bey der Feyer der wenigen Volksfeste keine ausgelassene Fröhlichkeit zeigt; oder weil die Schleusen am Erie-Kanale nicht aus Holz (wie im Welland-Kanale in Kanada), sondern aus Steinen gemacht sind u. s. w., so muß man in der That über den unbändigen Ultra-Tory Eifer lächeln, der aus den unbedeutendsten Kleinigkeiten große Verbrechen macht, und für die Hauptsache meistens blind ist.

Was Hall während seines Aufenthalts in Washington über die Verhandlungen des Congresses bemerkt (3. S. 16. 50 flgde.), gibt uns Deutschen kein deutliches Bild von der Sache. Eben so sind seine Bemerkungen über die Verfassungen der einzelnen Staaten z. B. in Neu York (2. S. 29 flgde. 290. 311) sehr ungenügend. Der Abschnitt über die Entwickelung der Americanischen Constitution (2. S. 216 flgde.) ist aber sehr lehrreich, indem er aus einer guten Quelle (aus Kanzler Kent's commentaries

on American law) floß. Bey den statistischen Angaben sind benutzt: Tabular statistical views by George Watterston and Nicholas Biddle van Zandt. Published under the patronage of the congress of the United States. Washington 1829. — Die Beschreibung der Organisation und Administration der Gerichtshöfe ist aus Kent's und Du-Ponceau's lehrreichen Schriften geflossen. Ueber andere Puncte läßt Hall uns entweder gänzlich ungewiß, oder berührt sie nur oberflächlich. Dieß Letztere gilt von dem gesammten Erziehungswesen; was um so mehr auffällt, da doch der Verfasser überall Gelegenheit finden konnte, sich genauer damit bekannt zu machen. Außer einem allgemeinen Räsonnement (2. S. 26) und der Aufzählung einiger Lehranstalten (1. S. 26 flgde. 2. S 164 flgde.) findet sich nichts darüber; und dieses Wenige ist nicht frey von Irrthümern. Ob ein Erziehungssystem gut sey, oder schlecht, ist eine Frage, die sich dann erst aufwerfen und entscheiden läßt, wenn der Schriftsteller uns vorläufig gezeigt hat, wie es beschaffen ist. Die Americaner selbst kennen jetzt die Mängel ihres Erziehungswesens sehr gut, und geben den Deutschen in Rücksicht auf Einrichtung und Verwaltung von Schulen und Universitäten hierin den Vorzug vor allen übrigen Nationen. Wenn ihre Verbesserungspläne nicht immer den besten Erfolg gehabt haben, so liegt die Schuld bloß an der Jugend oder Prämaturität ihrer Staaten.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.
Den 1. Julius 1830.

Edinburg.

Beschluß der Anzeige: Travels in North America in the years 1827 and 1828 by Captain Basil Hall etc. etc.

Ueberall herrscht in America ein sehr lebendiges Interesse für allgemeine Erziehung; was um so lobenswerther ist, da viele der einzelnen Staaten, wo dieses Interesse am meisten sichtbar ist, sich kaum zu einer selbstständigen bürgerlichen Existenz durchgearbeitet haben, und mit den unmittelbaren Bedürfnissen des Lebens noch zu sehr kämpfen müssen. Ohio hat von seinen gesammten Ländereyen 1/36 zum Besten der Erziehungs-Anstalten bestimmt. Andere Staaten haben ähnliche Einrichtungen getroffen. Connecticut bestreitet die Kosten seiner freyen Volksschulen (common oder popular schools; public oder free schools) aus einem Fonds von 1,500,000 Dollars. In den übrigen Staaten von Neu England, so wie auch im Süden und Westen der Union haben die einzelnen Gemeinden (com-

munities, townships, towns); aber auch die einzelnen Grafschaften (counties) ihre Schul-Fonds, wozu jeder Bürger, er mag Kinder haben, oder nicht, beytragen muß, damit auch der Aermste unter ihnen in Freyschulen erzogen werden könne.

Auf die Freyschulen folgen die grammar schools, deren es eine große Anzahl besonders in den volkreichern Städten gibt. Boston zählt deren sieben. Diese werden meistens nur durch die Beyträge der Schüler unterhalten; doch haben auch einzelne Gemeinden Fonds für diese.

Einen echt democratischen Character haben die sogenannten hohen Schulen (high schools), deren es mehrere in Boston, Neu York, Philadelphia, Baltimore, Troja, Henrietta, und an vielen andern Orten gibt. Bey dem Namen high-school dürfen wir aber an keine hohe Schule im deutschen Sinne des Worts denken; sondern vielmehr an eine Lehranstalt für Kinder nach dem monitorischen Systeme von Bell und Lancaster. Populäre Institute sind ferner auch das Lyceum zu Troja in Neu York am Hudson, und zu Gardiner in Maine (für Chemie und Technologie); und die polytechnische Schule zu Chittenango in Neu York.

Zunächst kommen diejenigen gelehrten Schulen, welche sich fast in allen Staaten unter dem Namen von Academien gebildet haben, und von den einzelnen Staaten anerkannt und beschützt werden; daher incorporated schools. Die Fonds dieser Academien bestehen in Ländereyen, die ihnen der Staat geschenkt hat. Die Zahl der Lehrer ist 3 bis 6, zuweilen noch größer. Die Zahl der Schüler wechselt zwischen 40 bis 150. In Neu England, d. h. in Maine, Neu Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode

Island und Connecticut sind solche incorporierte Academien besonders häufig. Massachusetts allein theilte 29 Charten zu Academien aus. Delaware stiftete solche zu Wilmington, Neu Castle, Newark, Smyrna, Dover, Milford, Lewiston und Georgetown; New York zu Albany, Johnstown, Genf, und an vielen andern Orten; Nord-Carolina zu Raleigh, Fayetteville, Statesville, Salisbury und Louisburg; Mississippi zu Natchez, Monticello, Woodville u. s. w. Georgia Eine in jeder seiner 47 Grafschaften.

Diese incorporierten Academien sind ihrem Zwecke nach Vorbereitungsanstalten zur Aufnahme in die Collegia (colleges), oder, wie man sie auch gern nennt, Universitäten. Von gleichem Range und von gleicher Bestimmung mit diesen Academien sind einige Anstalten der größern Städte, z. B. die lateinische Freyschule in Boston; und dann noch eine Menge Privat-Institute, namentlich in Neu England. Diese haben seit Kurzem den incorporierten Academien zum Theil den Vorrang abgewonnen; und werden in mancher Rücksicht den Collegia gleich gestellt. Eine besondere Art dieser Privat-Institute sind die Militär-Schulen, zum Theil auch Academien genannt, z. B. zu Middletown am Connecticut, zu Fair Mount bey Philadelphia u. s. w. Auch sie bereiten für die Collegia vor.

Die Militär-Academien wurden im Ganzen nach dem einzigen Muster von West Point am Hudson (etwa 12 deutsche Meilen von Neu York) eingerichtet. West Point ist die einzige Lehranstalt in der Union, welche der Congreß oder die allgemeine Regierung gestiftet hat, und aus der Staats-Kasse unterhält. Sie kostet dem Congresse jährlich 115,000 Dollars. Der Ge-

neral Williams organisierte sie zuerst im Jahre 1802. Die Zahl der Kadetten, die bey ihrer Aufnahme nicht jünger als 14 und nicht älter als 22 Jahr seyn dürfen, ist auf 250 beschränkt. Die Söhne von Officieren, welche im Unabhängigkeits-Kriege fochten, oder von verstorbenen Officieren des letzten Krieges (1815) haben vor allen andern den Vorzug. Der Präsident und der Kriegssecretär der vereinigten Staaten bestimmt die Anzahl der jungen Leute, die aus den einzelnen Staaten zum Examen zugelassen werden sollen. Nach bestandenem Examen muß der Jüngling eine Probe von 6 Monaten im Institute ehrenvoll aushalten; und dann erst wird er als Kadett aufgenommen, und empfängt nach einem vierjährigen Cursus ohne weitere Prüfung sein Diplom. Im Jahre 1826 zählte die Academie 222 Kadetten. Die Disciplin ist sehr streng. Neben den Militär-Wissenschaften wird Mathematik, besonders practische Geometrie, Chemie, Mineralogie, Moral-Philosophie, die schönen Wissenschaften u. s. w., und unter den neuern Sprachen die französische gelehrt. Jedes Fach hat seinen besondern Lehrer, und das Ganze wird von einem Oberaufseher (superintendent) geleitet. Der Kriegssecretär der Union ernennt jährlich einen Ausschuß fähiger Männer aus allen 24 Staaten, um durch sie die Academie untersuchen zu lassen (board of visiters).

Es ist schon lange der Plan des Congresses gewesen, eine National-Universität in der Mitte der Union zu errichten. Schon Washington that den Vorschlag und bestimmte einen Theil seines Vermögens dazu, der auf Zinsen verliehen ist. Lebte ein eben so reger Sinn für höhere wissenschaftliche Ausbildung in der Nation überhaupt,

als sich für Volks-Erziehung, für mechanische Fertigkeiten und practische Brauchbarkeit überall offenbart, so könnten die Schwierigkeiten, welche jetzt unüberwindlich scheinen, leicht gehoben werden. Der Volksgeist nimmt aber von Jahr zu Jahr eine entschiedenere Richtung für die besondern Interessen der einzelnen Staaten; und man kann kaum zweifeln, daß sich wahre wissenschaftliche Cultur und mit ihr eine eigentliche Universität zuerst in Neu York oder Massachusetts entwickeln wird. Vom Congresse aber ist in dieser Rücksicht nichts zu erwarten. Bey der großen Mannigfaltigkeit von christlichen Secten, von denen die eine immer auf Kosten der andern ihre Lehre geltend zu machen sucht, und zu beständiger gegenseitiger Erbitterung Anlaß gibt, muß die Einrichtung einer theologischen Facultät zur Zufriedenheit des Ganzen für immer die größte Schwierigkeit bleiben. Denn Einer Secte den Vorzug einzuräumen ist dort eben so unmöglich, als aus allen Secten Eine Facultät zu bilden. So hat schon jetzt das Staats-Princip allgemeiner religiöser Toleranz die höchste Intoleranz erzeugt.

Die Zahl der Collegia in den einzelnen Staaten beläuft sich jetzt auf mehr als 30. Nur 5 Staaten (Delaware, Alabama, Louisiana, Illinois und Missouri) sind ohne Collegium. Die Mehrzahl der übrigen 19 Staaten hat 1, auch 2 oder 3; ja einige 4 Collegia. Sie sind größtentheils erst in diesem oder in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegründet. In Maine ist das Bowdoin-Collegium zu Braunschweig; in Neu Hampshire das Dartmouth-Collegium (seit 1769) zu Hannover am östlichen Ufer des Connecticut; in Vermont zu Burlington am östlichen Ufer des Champlain Sees, und zu Middle-

bury am Otterflusse (1800); in Massachusetts das Harvard-Collegium zu Cambridge bey Boston; ferner Amherst-Collegium und Williamstown-Collegium im Innern des Staats; in Rhode Island das Brown-Collegium zu Providence; in Connecticut das Yale-Collegium zu Neu Haven, und andere; in Neu York das Columbia-Collegium zu Schenectady, das Hamilton-Collegium zu Clinton bey Utika, und das Collegium zu Genf, alle drey am Erie-Kanale; in Neu Jersey das Collegium zu Princeton (1738); in Pensylvanien zu Philadelphia und andere im Innern des Staats; in Maryland das Baltimore-Collegium und das Maryland-Collegium; in Virginien das Jefferson-Collegium zu Monticello, das Wilhelm- und Maria-Collegium zu Williamsbury (1693), und noch ein drittes; im Districte von Columbia das Columbische Collegium zu Washington; in Nord-Karolina auf Chapel Hill in der Grafschaft Oranien; in Süd-Karolina zu Columbia (1801), auch zu Charleston; in Georgien das Franklin-Collegium, oder die Georgia Universität zu Athen (1803); in Mississippi das Jefferson-Collegium zu Washington unweit Natches am Mississippi, 55 deutsche Meilen über Neu Orleans (1802); und ein zweytes zu Schieldsborough; in Kentucky das Transylvanische Collegium zu Lexington; in Ohio zu Athen am östlichen Ufer des Hockhocking. Auch zu Cincinnati (1818); endlich in Indiana zu Vincennes am Wabasch-Flusse.

Die Americanischen Collegien werden aber keineswegs alle nach Einem Plane organisiert und administriert. Sie haben jedoch in Rücksicht ihrer Organisation mehr gemeinschaftliche Berührungspuncte, als in Rücksicht auf ihre Administration, welche fast in jedem Staate und selbst

in jedem Collegium Verschiedenheiten im Einzelnen darbietet.

Die Oberaufsicht über ein jedes Collegium führt ein Ausschuß von Bürgern, die für bestimmte Zeiträume theils vom Senate und der Executive, theils vom Collegium selbst ernannt werden (board of trustees). Hier kömmt aber sehr viel darauf an, ob die Majorität dieser trustees vom Senate oder vom Collegium, oder das Ganze nur von jenem gewählt wird. — Oft steht diesem board of trustees ein noch zahlreicheres auf ähnliche Art gewähltes board of overseers zur Seite, um ein Veto einlegen zu können, wie im Bowdoin-Collegium zu Braunschweig. Man findet auch, daß ein board of overseers, welches aus dem jedesmaligen Senate und der Executive (d. h. dem Gouverneur, dem Gouverneur-Lieutenant und einem Rathe von 9, in Massachusetts) ferner noch aus einem Ausschusse von etwa 80 Personen besteht, über das Schicksal des Collegiums wacht, dessen Angelegenheiten in nöthigen Fällen revidiert, und bey der von der Corporation abhängigen Wahl der Professoren rc. vetieren kann; wie in Cambridge. Dieses Collegium hat aber seine eigentliche Administration den Händen von 6 Männern (corporation genannt; dem house of convocation in Oxford entsprechend; so wie das board of overseers dem house of congregation zu Oxford entsprechen soll; keines von beiden paßt jedoch zusammen) anvertraut, die sich immer selbst wieder ergänzen. Sie verwalten die Finanzen des Collegiums, wählen den Präsidenten, die Professoren u. s. w. Ferner bildet zu Cambridge die unmittelbare Regierung (immediate government) wieder einen besondern Theil der Administration, und zwar denjenigen, welcher die Disciplin handhabt und die Stu-

dien leitet; und dieß geschieht von allen Mitgliedern des Collegiums. — Cambridge hat bis jetzt 19 Professuren (wovon die meisten Stiftungen reicher Privatleute sind), 2 oder 3 Tutorenstellen u. s. w. Privatdocenten hat man dort nicht. Das Collegium selbst ist keineswegs aus Facultäten zusammengesetzt. An dasselbe schließt sich freylich noch eine divinity-school, law-school und medical-school (was auch in Neu Haven der Fall ist); aber diese sind völlig unabhängig vom Collegium, obgleich einige Professoren zu beiden Anstalten gehören.

Jedes Collegium hat einen permanenten Präsidenten, meistens einen gewesenen Prediger. Zuweilen bestimmt die Urkunde, von welcher Secte der Präsident seyn soll; z. B. in Providence verlangt sie einen Baptisten. Aehnliche Bestimmungen sind auch in den Stiftungs-Urkunden der einzelnen Professuren enthalten. — Ferner sind die Studierenden in jedem Collegium (die Anzahl schwebt in den verschiedenen Anstalten zwischen 100 und 300) in 4 Klassen getheilt, durch welche man sich in eben so viel Jahren durcharbeiten muß. Im Durchschnitt tritt man im 16ten Lebensjahre ein, und erhält nach 4 Jahren das Diplom als bachelor of arts ohne Examen; und 3 Jahre darauf, wenn man will, das Diplom als master of arts ohne Examen. — Theils halten die Professoren Vorlesungen vor den obern Klassen; theils unterrichten sie die untern Klassen wie in einer Schule.

Erst als bachelor of arts beginnt der Americaner sein Brotstudium, und tritt, je nachdem er sich der Theologie, oder Medicin oder Jurisprudenz widmen will, in eine divinity-school, oder medical-school, oder law-school ein.

Fast jede Secte hat eigene Bildungs-Anstal-

ten für ihre Geistlichkeit. Gewöhnlich sind bey einer solchen Anstalt (theological college, seminary, institution; oder divinity-school) 4 oder 5 Professoren und ein Präsident angestellt. Die Anzahl der Studierenden steigt in den besuchtesten Seminarien wohl nie über 120. — Die Calvinisten, oder Presbyterianer, welche bey weitem die zahlreichste Secte bilden, gründeten ihre vorzüglichsten Seminarien in Andover (Massachusetts), in Princeton (Neu Jersey), in Auburn (Neu York) u. s. w. Außerdem haben die meisten eigentlichen Collegia einen presbyterianischen Character, indem ihre Präsidenten gewöhnlich calvinistische Prediger sind, wie in Braunschweig, Amherst, Hannover, Neu Haven u. s. w. — Römisch-catholische Collegia existieren im Districte von Columbia zu Georgetown; und zu Baltimore St. Maria's. — Die bischöfliche (Anglicanische) Kirche bildet ihre Prediger im Washington-Collegium zu Hartford (Connecticut). — Die Unitarier haben ihre eigene Anstalt zu Cambridge, welche dem ganzen Harvard-Collegium einen unitarischen Character gegeben hat, obgleich das Collegium dieses nicht eingestehen will, sondern vielmehr behauptet, es begünstige nur die liberalen Ansichten des Christenthums. — Ein Baptisten-Collegium ist zu Waterville in Maine — ein Quäker-Collegium (nichts als eine Schule) unweit Providence in Rhode Island — ein Seminarium für Prediger der holländischen reformierten Kirche zu Neu Braunschweig in Neu Jersey — für Lutheraner in Neu York — für andere Secten anderswo.

Schulen für Rechtsgelehrte (law-schools) gibt es in vielen der Atlantischen Staaten; besonders in den größern Städten, Philadelphia, Baltimore, Neu York, Boston, Charleston u. s. w.

Berühmt war eine Zeitlang die Rechtsschule zu Litschfield in Connecticut. Mehr als 4 Lehrer findet man selten bey einer Anstalt dieser Art. Dasselbe gilt auch von den medicinischen Schulen (medical-schools, colleges), unter denen die berühmtesten zu Philadelphia, Neu York (Rodger's medical college), Boston und Charleston sind. Alles dieses sind Stiftungen von Corporationen, von denen einige auch vom Staate, in welchem sie sich gebildet haben, incorporiert worden sind, und denen das Recht zusteht, Diplome auszufertigen; andere hingegen sind bloß Privatanstalten. Die Zahl der Studierenden steigt in den einzelnen Instituten wohl selten über 100.

Es kam hier nur darauf an, das System der Erziehung in der Union von Nordamerica in seinen allgemeinsten Umrissen hinzuzeichnen, um Hall's Folgerungen und Ansichten, die meistens auf nichts, als auf oberflächlicher Kenntniß der Thatsachen beruhen, die gehörigen Schranken zu setzen. — Uebrigens ließen sich diese Umrisse leicht zu einem vollständigen Gemälde vollenden.

G. H. B.

P a r i s.

Bey Ch. Gosselin: De la jurisprudence Anglaise sur les crimes politiques, par M. de Montveran, auteur de l'histoire politique et raisonnée de la situation de l'Angleterre etc. T. 1. VIII und 459 S. T. 2. 372 S. T. 3. 480 S. in 8. 1829.

Ein Beytrag zur Geschichte und Darstellung des Englischen Criminalrechts, der auch nach den frühern verdienstlichen Arbeiten eines Blackstone, Meyer, Cottü, Rey, Mittermaier u. a. die Aufmerksamkeit und den Dank der gebilde-

ten Leserclasse in Anspruch nimmt. Der bereits durch sein auf dem Titel bezeichnetes Werk rühmlich bekannte Verfasser beurkundet auch in dem vorliegenden eine vertraute Bekanntschaft mit der Englischen Staats- und Gerichtsverfassung. Das Buch enthält mehr als der Titel zu versprechen scheint; aus einer nähern Ansicht des Inhalts ergibt sich, daß es beynahe kein unter der Benennung Verbrechen und Vergehen bekanntes Unrecht (Wrong) gibt, welches nicht in England unter gewissen Umständen und Verhältnissen als Staatsverbrechen behandelt würde. Tout ce qui blesse l'intérêt social, sagt der Verf. selbst in der Vorrede, sont des crimes ou des délits politiques; eine Darstellung dieser letztern konnte daher von einer Berücksichtigung aller übrigen Classen von Verbrechen nicht getrennt seyn. Das Ganze zerfällt in einen theoretischen und einen practischen Theil. Der erste, welcher 276 Seiten ausfüllt, handelt in 7 Abschnitten von dem Geiste und Ursprunge der Englischen Verfassung — von ihren Fortschritten unter der Heptarchie der Angelsachsen — von ihrer Beschaffenheit seit der Eroberung — von der Gerichtsverfassung insbesondere — von den Staatsverbrechen — von der Verhandlung vor den Gerichten und — von der Beschaffenheit der über Staatsverbrechen Recht sprechenden Gerichte. Der zweyte und bey weitem größere Theil enthält Rechtsfälle oder Beyspiele gerichtlicher Verhandlungen über Staatsverbrechen. Die Darstellung des Verfs. gewinnt durch diese Verbindung der Theorie mit der Praxis eine Anschaulichkeit, welche einen ihrer eigenthümlichen Vorzüge ausmacht. Auch durch Gründlichkeit, gute Auswahl und Ordnung zeichnet sich dieselbe vortheilhaft aus. Einige hier folgende Auszüge und Bemerkungen werden hinreichend

seyn: unsere Leser mit der Reichhaltigkeit des Inhalts und mit den Ansichten des Verfs. etwas näher bekannt zu machen.

Das ganze System des bürgerlichen und peinlichen Rechts von England stützt sich auf altgermanische, von den Angelsachsen bey ihrer Einwanderung mitgebrachte Institute. Der Verf. rechnet dahin vorzüglich das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten — die öffentlichen Gerichte über große Verbrechen (Licet apud concilium accusare et discrimen capitis intendere) — eine, jedem Bürger mit Leichtigkeit zugängliche Rechtspflege und — Ernennung der dieselbe ausübenden Personen durch das Volk. Mit diesen vier Institutionen erhielten sich die Angelsachsen während der ganzen sechsjahrhundertjährigen Dauer der Heptarchie. Unter Alfred dem Großen erhielten sie neue Stärke durch das Gesetz der Gemeinbürgschaft (franc pleidge) welches die Einwohner der verschiedenen Bezirke für die Aufführung ihrer Mitbürger verantwortlich machte, in den allgemeinen Versammlungen der Weisesten und Besten im Volke (wittena-gemote) wohlthätig wirkte, und noch jetzt als eine Staats-Anstalt zu betrachten ist, 'durch welche die Nation, vielleicht ohne es selbst zu wissen, der spätesten Nachkommenschaft die gesetzliche Freyheit und Unabhängigkeit sicher gestellt hat.' Eroberungen, Kriege, Stürme von innen und außen konnten diese Grundpfeiler der Englischen Verfassung zwar in gewissen Perioden augenblicklich erschüttern, aber nie gänzlich umstürzen. Durch sie bildete sich jenes berühmte Gemein-Recht oder Herkommen (common-law) welches die Schutzwehr der Englischen Freyheiten ausmacht und in der allgemeinen Sitte, in der

Gesetzgebung, der Abgaben-Verwilligung, den Anklag- und Urtheils-Geschwornen seine Erklärung und Anwendung findet. Auf dieses ungeschriebene Gesetz des Herkommens folgen die Statute, welche eine Ausbildung und Anwendung desselben auf einzelne, im Laufe der Zeit hervorgetretene, Verhältnisse enthalten — die zur Handhabung des bestehenden Rechts im geheimen Rathe erlassenen königlichen Verordnungen und Proclamationen — die, für gewisse Personen und Sachen verbindlichen, Bestimmungen des Römischen und — canonischen Rechts und — eine bedeutende Anzahl örtlicher Rechtsgebräuche. Die Unvollständigkeit und Mängel dieser verschiedenen Quellen des Englischen Rechts und die daraus entstehende Schwierigkeit seiner Erlernung werden von dem aufgeklärtern Theile der Staatsbeamten und Bürger lebhaft gefühlt und die glücklichen Vorarbeiten eines Romilly, Brougham, Bentham und Peel begründen namentlich die Hoffnung eines Criminalgesetzbuchs, dessen die Nation noch im gegenwärtigen Augenblicke gänzlich ermangelt. (Le tems marche cependant et il roule avec lui de nouvelles nécessités. S. 132).

Nach diesen Bemerkungen wird es nicht schwer seyn, sich einen allgemeinen Begriff von der Englischen Gesetzgebung über Staatsverbrechen und deren Verfolgung zu bilden. Die Kapitel 5. 6. u. 7 sind denselben eigends gewidmet und ein am Schlusse des Werks auf fünf Seiten beygefügter Anhang liefert noch insbesondere ein alphabetisches Verzeichniß der ministeriellen Verbrechen. Rechnet man die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ab, welche sich durch eine Reihe hemmender Versuche siegreich hindurch kämpfte und auf die Veredlung der Rechtspflege den unverkennbarsten Einfluß hatte, so dürfte der deutsche, wissenschaftlich

den Richtern der höhern Gerichtshöfe Unabsetzbarkeit, Unabhängigkeit und eine ehrenvolle Laufbahn. Unter seiner Regierung wurden glückliche Verbesserungen in den gerichtlichen Institutionen hervorgebracht.' 'Unter ihm, heißt es (Th. 3 S. 137), wurde die Duldung der verschiedenen protestantischen Kirchen erst vollständig. Kein Wunder, daß die bey weitem schwierigere Maaßregel der Emancipation der Katholiken Verzögerung fand.' — Wie hell man schon im Anfange des verflossenen Jahrhunderts in England über die Verhältnisse des Staats und Kirche dachte, ergibt sich u. a. aus folgendem Auszuge der parlamentarischen Verhandlungen v. J. 1717 (Th. 3 S. 127). 'Die Religion ist eine Sache des innern Gerichtshofes. Es gibt und kann keine Staatsreligion geben. Indem sich der Mensch mit einer Staatsgesellschaft vereinigt, überträgt er derselben nicht seine Freyheit innerlich zu denken wie er will, sein Gewissen, seinen innigsten Glauben, sein religiöses Gefühl; denn er hat ihr von seinen Freyheiten und seinem Eigenthum nur dasjenige anvertraut, was zur Erreichung der Zwecke ihres Zusammentritts nothwendig war. Die Uebertragung der Gewissensfreyheit kann dem bürgerlichen Verein nichts Neues und Nützliches verleihen, welches zur Erreichung ihrer Zwecke nothwendig wäre. — Macht in eurem Innern, in euren Kirchen was ihr für gut findet; aber fern sey von uns jede obrigkeitliche Handlung, wenn sie auch nur mit der kleinsten Oeffentlichkeit verbunden wäre, die wegen abweichender Religionsmeinungen die Ehre eines Bürgers verletzen kann.' — Schließlich bemerken wir, daß durch eine sorgfältige Inhalts-Anzeige eines jeden Bandes die Uebersicht des Ganzen erleichtert wird. Noch mehr würde der Gebrauch durch Beyfügung eines alphabetischen Sach- und Namens-Registers befördert worden seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.
Den 3. Julius 1830.

Frankfurt am Main.

In der Brönnerschen Buchhandlung 1830: Herr von Bourrienne und Sahla. 20 Seiten in 8., und Französisch:

M. de Bourrienne et M. de Sahla. 18 S. Steindruck in 4.

Die Memoiren des Herrn von Bourrienne, ehemaligen Cabinetssecretärs und dann Gesandten Napoleons in Hamburg, haben durch die historischen Aufschlüsse welche sie enthalten, gleich bey ihrem Erscheinen eine so allgemeine Aufmerksamkeit erregt, es sind so viele Auszüge daraus in deutschen und auswärtigen Blättern erschienen, daß eine förmliche Anzeige derselben bereits überflüssig seyn würde. Indessen gibt uns die vorliegende Schrift eine Veranlassung, an ihnen das Recht der historischen Kritik zu üben, und ihren Character als Geschichtsquelle für unsere Leser zu bezeichnen, und wir finden uns dazu um so mehr verpflichtet, da es nicht eines jeden Sache ist, mit ungeschwächter Aufmerksamkeit die zehn

Bände durchzulesen, worauf das Werk, gegen die ursprüngliche Anlage, angeschwollen ist, und die zu sechs einschmelzen würden, wenn der Verf. nur das gesagt hätte, was er Wahres und Neues zu sagen im Stande war. Diese Memoiren zerfallen nämlich ihrer Entstehung und ihrem Werthe nach in zwey verschiedene Werke. Das erste derselben endigt im 5ten Bande mit der Erzählung von der Ermordung des Herzogs von Enghien, und beruht größtentheils auf demjenigen, was der Verf. als Napoleons Geheimschreiber und sehr scharfsichtiger Beobachter in der Zeit selbst aufgezeichnet hatte, und nun der Mit- und Nachwelt als ein treues Bild seines Schulgenossen, Freundes und Herrn übergibt. Er hat diesen wichtigen Stoff mit einer Unparteylichkeit dargestellt, die ihm doppelt hoch angerechnet werden muß, da sie ganz gegen die Sitte seiner Landsleute ist. Die meisten neueren politischen und historischen Schriftsteller der Franzosen, namentlich die Memoirenschreiber, nehmen mit einer Leidenschaft die in ihren früheren Verhältnissen begründet, aber einer reinen Geschichtsanschauung durchaus zuwider ist, entschieden für oder gegen einzelne Erscheinungen der Revolution, für oder gegen Napoleon, Partey, und machen sich kein Gewissen daraus, dem gemäß die Thatsachen zu verdrehen, und mit dem Tone der unfehlbaren Ueberzeugung die handgreiflichsten Unwahrheiten zu erfinden und fortzupflanzen; Bourrienne hingegen legt es weder auf eine Rechtfertigung noch auf eine Anklage seines ehemaligen Gebieters an; er zieht den Schleyer von dem System des Trugs und der Lüge hinweg, womit der General Bonaparte, wie der Consul und Kaiser, sich umgeben hatte, und wodurch er noch als Verbannter die leichtgläubige Welt zu betriegen

hoffte. Er hat es nicht Hehl, daß Herrschaft und Ruhm die Götzen waren, denen der Kaiser sich selbst, Frankreich und die Welt zum Opfer brachte. Er sagt es z. B. mit klaren Worten, daß Bonaparte nur deßhalb die Geißel von Aegypten und Syrien wurde, damit sein Name in den Zelten der Beduinen erschalle, und besonders in den Pariser Salons nicht vergessen werde. Der romantische Glanz, welcher diesen Zug umgab, ist für immer vernichtet; die Gräuel von Jaffa werden lauter zu der Nachwelt reden, als das Werk über Aegypten und das Memorial von St. Helena. Dagegen vertheidigt er mit gleicher Freymüthigkeit an seinem ehemaligen Freunde, was durch die Umstände entschuldigt oder gerechtfertigt wird, und erhebt sich gegen die grundlosen Anklagen, wodurch man dessen Character noch schwärzer darzustellen versucht hat — wie die eines unerlaubten Verhältnisses zu seiner Stieftochter, und die Verletzung der Gesundheitsgesetze zu Frejus. Zu nicht geringerer Empfehlung gereicht diesen Memoiren, und nicht allein ihrer ersten sondern auch der zweyten Hälfte, die Unbefangenheit, womit der Verfasser über die Verhältnisse des Auslandes spricht. Wir kennen keinen Französischen Schriftsteller aus der Schule der Revolution, der es für erheblich geachtet hätte die Leiden des Continents unter der Französischen Herrschaft darzustellen, oder dessen Vertheidigungs- und Strafrecht gegen seine Unterdrücker anzuerkennen; oder der sich nicht einzubilden schiene, das Bischen Freyheit und Bildung, welches der Continent besitze, sey daselbst von den Heeren der einzig freyen und gebildeten großen Nation zurückgelassen. Herr von Bourrienne hat sich über solche Einseitigkeit erhoben; er hatte zu viel vom

Auslande gesehen und zu viel Wohlwollen darin gefunden, um in den Ton seiner Landsleute einzustimmen; und sein persönliches Verhältniß zu dem Bedrücker Hamburgs trägt dazu bey, die Farben des Gemäldes zu beleben. Daß ihn jedoch diese Vorzüge nicht vor Irrthümern und einzelnen falschen Angaben schützen konnten, liegt in der Natur der Sache und in der Gewohnheit der meisten Französischen Geschichtschreiber, ihre Aufgabe leichter zu nehmen als Deutsche und Engländer es mit dem Ernste ihres Berufs für vereinbar halten.

Dieses gilt aber vorzüglich von der zweyten Hälfte des Werks, die mit großer Nachlässigkeit geschrieben ist, und für nichts weiter als die meisten neuern Memoiren gelten kann; sie ist eine durch den verdienten Beyfall, welchen die ersten Bände gefunden hatten, veranlaßte Speculation des Buchhändlers und des Verfassers auf das Geld und die Geduld ihrer Leser. Die Nachrichten darin über die Begebenheiten, welche sich nach Bourrienne's Entfernung aus dem Cabinet des Kaisers ereignet haben, stehen, eben so sehr dem Interesse als der Bearbeitung nach, weit unter denen der ersten Hälfte; eine Menge Nachrichten aus Hörensagen können nur auf eine sehr beschränkte Glaubwürdigkeit Anspruch machen; und der Verfasser hat die Untersuchung darüber mit einer Nachlässigkeit geführt, oder eigentlich unterlassen, welche ihn in diesem Theile alles Anspruchs auf den Namen eines Geschichtschreibers beraubt. Freylich, wenn in unsern Tagen ein Präsident der geographischen Societät einen Holsteinischen Gelehrten fragen kann, wie sich sein Vaterland unter der Herrschaft des Königs von Schweden befinde, so hat man eigentlich kein Recht mehr sich über

die geographischen Mißgriffe Französischer Schrift-steller zu verwundern; doch liest man bey einem Mann wie Bourrienne nicht ohne Erstaunen, daß die Eider durch Hamburg fließt, und Wien an der linken Seite der Donau liegt. Was er (I. 51) von Walter Scott's Werke urtheilt, gilt nur zu sehr auch ihm selbst: Son ouvrage est redigé avec une extrème légèreté, qui jointe aux nombreuses inexactitudes qu'il renferme, prouve son mépris pour ses lecteurs. Und was soll man zu der Erzählung im 10ten Bande S. 17—21 von der merkwürdigen Versammlung sagen, in welcher der Marschall Marmont am 30sten März 1814 zur Capitulation von Paris bewogen ward? 'Il me semble être encore dans ce salon vert, où j'étais à l'attendre avec une vingtaine de personnes, parmi lesquelles se trouvaient M. Perregaux et M. Lafitte . . M. Perregaux et M. Lafitte se prononcèrent vivement dans cette circonstance décisive, et l'on conçoit de quel poids devait être l'opinion de deux hommes placés à la tête de la finance; ils proclamèrent hautement que l'opinion générale des Parisiens était contraire à une plus longue lutte, et que enfin la France était lasse du joug de Bonaparte . . . . . Telle est l'exactitude des faits . . . mais à l'égard des versions qui s'éloigneroient de la mienne, je n'ai qu'une objection à faire, et la voici: j'y étais; j'ai vu et entendu!' und wenige Tage nachdem dieser Band der Memoiren ausgegeben war, las man in den Französischen Zeitungen einen Brief des Herrn Perregaux und einen Brief des Herrn Lafitte, worin sie Herrn von Bourrienne für seine gute Meinung dankten, aber sehr höflich erklärten, daß

sie bey jener Versammlung nicht zugegen gewesen, also die ihnen geliehenen Vorträge nicht hätten halten können!

Eine schwere Beschuldigung anderer Art ward in dem Processe gegen Bouquet erhoben, der vor einigen Wochen in Paris großes Aufsehen machte. Bourrienne hatte Bouquet's Räubereyen zu Verona ans Licht gezogen; jetzt war derselbe der Vergiftung seiner zwey Frauen angeklagt, den Gerichten anheim gefallen, und sein Vertheidiger behauptete, Bourrienne sey nur aus Erbitterung über eine von Bouquet eingeforderte Geldschuld gegen ihn aufgetreten. Seine Geldgeschäfte haben auch in Deutschland dem Herrn von Bourrienne geschadet, und die darüber vorhandenen Sagen kürzlich durch einige in dem Hamburger unparteyischen Correspondenten erschienene Artikel eine weite Verbreitung erhalten. Gegen solche durch Davoust und Daubignose bey Napoleon wiederholt angebrachte Klage sucht sich der Verfasser an vielen Stellen seiner Memoiren zu rechtfertigen — mit welchem Erfolge? mag Hamburg entscheiden.

Alles dieses legt uns die Pflicht auf, jede hier erzählte Thatsache sorgfältig zu prüfen, ehe wir sie als Wahrheit annehmen. Vieles trägt den Stempel der Echtheit an sich, oder erhält seine Beglaubigung durch die eingeschalteten Actenstücke; anderes muß mit dem, was als Geschichte bereits fest steht, verglichen werden. Wie so viele Stellen seines Werks bezeugen, fehlen dem Vf. weder die Grundsätze noch die Fähigkeit um die Wahrheit zu erforschen: 'Quand un historien, sagt er (T. II. p. 258), n'a pas vu un fait, qu'il y a désaccord, on doit pencher pour ce qui est le plus vraisemblable dans les assertions contradictoires, et s'aider des

antécedens.' Aber wie wenig er diesem so einleuchtenden als bekannten Grundsatze der Kritik treu geblieben ist, beweist unter andern die jetzt anzuzeigende kleine Schrift S. E. des Königl. Preußischen Herrn Staatsministers Freyherrn vom Stein, worin derselbe zwey im 8ten und 10ten Bande der Memoiren gegen ihn vorgebrachte Beschuldigungen widerlegt hat.

Die erste derselben betraf die angeblich in den Papieren der Pariser geheimen Policey, welche Bourrienne selbst mehrmals als 'infam' characterisiert, und dennoch als Geschichtsquelle benutzt, gefundene Aussage des Hn. von Sahla, über einen ihm angeblich ertheilten Auftrag zur Vergiftung des ehemaligen Baierschen Ministers Herrn von Mongelas; die zweyte, weder aus französischen noch deutschen Policeypapieren geschöpfte, macht den Freyherrn vom Stein zum Haupte der deutschen Carbonari. Sie beruht offenbar auf der im Character der zweyten Hälfte dieser Memoiren nicht schweren Verwechselung verschiedenartiger Gegenstände, der Italiänischen Carbonari und des in Deutschland zur Zeit der Fremdherrschaft bestandenen Tugendbundes, an welchem eine weit verbreitete Meinung dem Hn. Minister vom Stein einen wesentlichen Antheil zuschreibt. Indessen ist es bereits von einem damals in Königsberg anwesenden Gelehrten, der die Wahrheit wußte, Herrn Professor Krug, öffentlich gesagt, und wir können es mit Bestimmtheit wiederholen, daß Herr vom Stein niemals, weder als Stifter, Haupt noch Mitglied, zum Tugendbunde gehört hat: und wie S. 19 sein eigener König ihm, auch nach seiner Zurückziehung von den Geschäften 1815, die ausgezeichnetsten Beweise von Wohlwollen ertheilt hat, so wird der von Bourrienne dem Preußi-

schen Volk und Heere gemachte Vorwurf des Carbonarismus S. 18 durch die schlagende Thatsache beantwortet, daß von den 'Mit Gott für König und Vaterland' in das Feld gezogenen Schaaren, allein die unter den Befehlen des General York stehende Heeresabtheilung (von 46700 Mann), in den elf Monaten, vom May 1813 bis zum 31sten März 1814 mehr als Zweydrittheile ihres Bestandes an Gebliebenen, schwer Verwundeten und Kranken verloren hat.

Was die erste Beschuldigung betrifft, so wird jeder Ehrenmann die Entrüstung theilen, womit sie in ganz Deutschland aufgenommen und bereits in mehreren öffentlichen Blättern widerlegt ist. Die verdiente Verachtung welche ihr bey uns zu Theil geworden ist, hätte es zweifelhaft machen können, ob es der Mühe werth sey, die, bündiger als durch äußere Beweise, durch den Character des Freyherrn vom Stein in der Wurzel widerlegte Policeylüge auch noch in ihre Verzweigungen zu verfolgen und zu vernichten; aber das Buch worin sie hervorgezogen ist, und die Leichtgläubigkeit schwachsinniger Menschen für die grundlosesten Anklagen, machten eine förmliche Widerlegung rathsam. Sie ist in der vorliegenden Schrift enthalten, und gibt nicht nur den Beweis, daß die empörende Beschuldigung durchaus erdichtet ist, sondern sogar Bourrienne's Geständniß, daß er selbst an ihre Wahrheit nie geglaubt habe. Der Widerspruch, worin er freylich dadurch mit seiner früheren Aeußerung geräth (T. VIII. 367), ist von dem schwer Beleidigten scharf hervorgehoben; aber nicht anders als wie Bourrienne T. VIII. p. 29 es selbst für billig erklärt hat: La calomnie se plait d'ordinaire à s'attaquer aux fonctionnaires publics, mais ceuxci

à leur tour doivent avoir une pleine jouissance du droit de se defendre et dire à ceux qui les ont calomniés: Vous êtes des calomniateurs. Voici la vérité des faits appuyés de pièces authentiques; il résultera de la comparaison de deux narrations que l'une est un roman, puisqu'elles diffèrent en tout point; mais il y a un juge que son bon sens trompe rarement, ce juge, c'est le public, et c'est lui qui prononcera.' Er wird sich also in die Anwendung seiner eigenen Grundsätze ergeben müssen.

Wir lesen in diesem Augenblick in öffentlichen Blättern, daß eine Sammlung von dreyhundert eigenhändigen Briefen des Herrn von Bourrienne an ausgezeichnete französische Generale und Geschäftsmänner als Widerlegung seiner Memoiren gedruckt wird; viele Stellen seines Werks mögen eine Berichtigung zulassen und bedürfen, dennoch wird es der wichtigste und an Thatsachen reichste Beytrag bleiben, welchen die Zeitgeschichte bisher aus einer französischen Feder erhalten hat. G. H. P.

Leipzig.

Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger im Jahre 1732. Beytrag zur Kirchengeschichte nach den Quellen bearbeitet von Karl Panse. 1827. 191 S. in 8.

Diese Schrift hat ganz eigene Empfindungen in der Seele des Ref. geweckt. Die frühesten Erinnerungen aus seiner Kindheit fangen ungefähr zwanzig Jahre nach der Zeit an, wo das Ereigniß, dessen Geschichte hier erzählt wird, erfolgt war; unter diesen aber ist fast keine lebendiger in seinem Gemüthe geblieben, als die

Erinnerung an den tiefen Eindruck, der sich in dem kleinen Kreise seiner Umgebungen noch über diese Jahre hinaus beynahe ganz ungeschwächt davon erhielt. Noch sieht er selbst die zwey Salzburgischen Emigranten als Greise vor sich stehen, die man in seinem Geburtsorte bey ihrem Durchzuge aufgenommen hatte, und ihr ganzes Leben hindurch mit allgemeiner Theilnahme behandelte, wiewohl sie sich nur an die unterste Klasse der Einwohner anschlossen. Aber von allem diesem weiß die neue indessen eingetretene Welt fast nichts mehr; für sie ist es schon lange in den Archiven und Leichenkammern der Geschichte beygesetzt, und lebt eben so wenig mehr im Gedächtniß als in der Sage des Volks. Doch dieß ist natürliche Wirkung der Zeit, und der zum Theil so viel größeren und auch schauervolleren Ereignisse, die indessen über die Köpfe der neuen Generation weggerollt sind; aber eben so natürliche Folge der besondern und individuellen Stellung des Ref. zu diesem Ereigniß ist nun auch dieß, daß es ihm eine angenehme Empfindung gemacht hat, das Angedenken daran wieder aufgefrischt zu sehen.

Dennoch hat er sich nicht erwehren können, einen Augenblick darüber nachzudenken, ob es auch gerade jetzt an der Zeit war, es wieder aufzufrischen. Schwerlich gibt es in der neueren vaterländischen Geschichte, die für uns mit der Reformation anfängt, ein Ereigniß, das so sehr dazu geeignet scheinen könnte, den unseligen Parteyhaß zwischen Katholiken und Protestanten auf das neue zu entflammen. Denn es gibt keines, bey dem so viel Erbitterndes für die einen und für die andern sich vereinigte. Man sah dabey in einem deutschen Staate die Dragonaden Ludwigs XIV. wiederholt, die kurz vor-

her ganz Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllt hatten. Dreyßig tausend Menschen wurden dabey um ihres Glaubens willen mit der brutalsten und rohesten Gewalt aus ihrem Vaterlande verjagt, und in ganz Deutschland herum zu irren gezwungen, um sich ein neues zu suchen. Und diese Menschen waren der größeren Anzahl nach arme, einfache Landleute, die seit Jahrhunderten die Alpen und die Thäler eines fast ganz isolierten Berglandes fast ganz ungekannt von und unbekannt mit der übrigen Welt bewohnt hatten, und dermaßen an seinen Boden angewachsen waren, daß der Jammerzug des Heimwehes, unter allen andern, welche die Noth ihren Gesichtern eingedrückt hatte, überall am kenntlichsten hervorstach, und sich auch da, wo sie die freundlichste Aufnahme fanden, niemahls mehr ganz daraus verlor. Dazu kamen aber der Umstände noch mehrere, welche die Theilnahme, die ihr Schicksal erregte, verstärken, und besonders in allen protestantischen Ländern bis zum höchsten Grimme gegen ihre Verfolger steigern mußten. Es war ein kleiner geistlicher Fürst, der sich dabey die frechste Verletzung des Religions- und des Westphälischen Friedens erlaubte, der den Reclamationen des gesammten evangelischen Reichskörpers dagegen trotzte, und sich selbst bey den Verhandlungen, die deshalb auf dem Reichstage zu Regensburg eingeleitet wurden, zuerst mit beleidigendem Hohne gegen diesen benahm. Dieß mußte damals eine höchst reitzende Wirkung haben, und gewiß hatte sie auch den größten Antheil an der allgemeinen Bewegung, die nicht nur in dem protestantischen Deutschland, sondern auch in dem protestantischen Ausland darüber entstand; aber diese Wirkung konnte sie noch haben, und dieß dürfte

wohl gerade jetzt am wenigsten an der Zeit seyn, daß die Parteyen auch durch alte Erinnerungen auf das neue gegen einander aufgereizt würden: doch wer sieht nicht, daß und warum man jetzt von diesen dennoch nichts zu fürchten hat — wenigstens unter uns nichts zu fürchten hat? In andern Gegenden ist allerdings in diesem Augenblick schon der Zustand einer wahren Ueberreizung und zwar nicht bloß bey einer Partey eingetreten. Die Explosion, die man davon zu fürchten hat, wird vielleicht, wenn sie Gott nicht noch abwendet, warnender werden, als die Erinnerung an jede ältere; wenn sie aber von der Vorsehung abgewandt wird, so wird sie auch die Erinnerung an jede ältere nur desto warnender machen.

Dabey muß aber jetzt aus Gerechtigkeit gegen den Verfasser dieser Salzburgischen Emigrationsgeschichte noch besonders erwähnt werden, daß er sich mit einer eben so rühmlich- als merklich-bedachtsamen Klugheit bestrebt hat, die reizende Wirkung, welche sie äußern mußte und sollte, gegen die Seite, von der sie am wenigsten schaden konnte, hinzurichten. Mit genauer Treue hat er die Geschichte aus den Acten dargelegt, ohne das Empörende darin mildern, oder sein verwerfendes Urtheil darüber zurückhalten zu wollen. Mit dem strengen Ernste des richtenden Historikers hat er besonders den Character der dabey scheinbar-handelnden Hauptperson, des rohen, dummstolzen, so geist- als kenntnißlosen, nur für sinnliche Genüsse lebenden Erzbischofs, Leopold Anton, aus dem Geschlechte der Tyrolischen Freyherren von Firmian gezeichnet, jedoch nur durch solche Züge gezeichnet, die auch aus dem Ganzen seiner sonstigen Lebens- und Regierungsgeschichte hervorgehen, S. 26 – 28.

Noch sichtbarer aber wird es in seiner Zeichnung der dabey handelnden wahren Hauptperson, des Kanzlers Hieronymus Christian von Käll S. 29 und einiger seiner Underlinge, wie des Pflegers von Worfen S. 38, daß es ihm absichtlich darum zu thun war, die Hauptmasse von dem Haß, den er zu erregen nicht vermeiden konnte, auf diese zurückzuwerfen, und zwar nicht auf ihre Bigotterie oder auf ihre religiöse Vorurtheile, sondern auf die schändlicheren wahren Gründe, welche sie zum Verfolgen reizten, auf ihre Habsucht und Raubsucht, und nur mitunter, auch auf die Brutalität ihres Verfahrens zurückzuwerfen. Er hat deßwegen auch von dem Benehmen des catholischen Land-Clerus dabey so wenig als möglich besonders angebracht, und selbst von dem Einflusse und von der Theilnahme der Jesuiten daran viel weniger Specielles aufgenommen, als die Geschichte ihm anbot; wenn man aber in der im dritten Buche gegebenen einfachen Erzählung von dem wirklichen Auszuge der armen Menschen aus ihrem Vaterlande und von ihrem Durchzuge durch Deutschland so manchen rührenden Zug eingemischt findet, durch den der Unwille über ihre Verfolger immer auf das neue aufgeregt wird, so darf diese Wirkung nicht dem Verfasser angerechnet werden.

Heilbron.

Bey C. Drechsler: Beyträge zur Geschichte des Bauernkrieges in den Schwäbisch-Fränkischen Grenzlanden; aus handschriftlichen meistens archiva-

lischen Quellen geschöpft und herausgegeben von Ferd. Friedr. Oechsle, Präceptor am Lyceum zu Oehringen, mit einer Vorrede von J. Gottfr. Pahl, Kön. Würtembergischem Decan zu Wichberg. 1830. XXII und 498 S. in 8.

Wie unsere Blätter in dem historischen Fach gern jeden reellen Gewinn bemerklich machen, den die Geschichte erhalten hat, so säumen wir auch nicht diese Beyträge zu der Geschichte einer Begebenheit bemerklich zu machen, welche für die Reformationsperiode wichtig ward. Ihr Verf. erhielt Zutritt zu mehreren Archiven, nicht bloß dem Hohenlohischen zu Oehringen, sondern auch dem Stuttgarter, und benutzte diese zu seinen Zwecken. Seine Schrift enthält also durchaus nur auf urkundliche Beweise gegründete Erzählung, (von mehr als 200 Urkunden die er einsah, sind 35 abgedruckt) und zerfällt nach einer kurzen Uebersicht der Ursachen des Bauernkrieges im Allgemeinen in sieben Abschnitte. I. Geschichte des Bauernkrieges im Hohenlohischen und Deutschordenschen, nebst den dazu gehörigen Urkunden. Die Nachrichten dieses Abschnittes bestätigen zwar nur das, was wir von dem Verfahren der Bauern in jenem Aufstande wissen; es ist aber für die critische Geschichte von Wichtigkeit, die zuverlässigen Belege davon an einzelnen bestimmten Oertern zu haben, wie es hier mit Weinsberg und Amorsbach geschieht. Es geht zugleich daraus hervor, daß die Bauern auch in den Städten ihren Anhang hatten, ohne dessen Hülfe sie sie wohl nicht eingenommen haben würden. II. Ueber Götzens von Berlichingen Antheil an dem Bauernkriege. Dieser Abschnitt erregt ein besonde-

nes Interesse, da er zugleich die Rechtfertigung eines der berühmtesten und hervorragenden Charactere jener Zeit enthält, der derselben allerdings noch bedurfte, da selbst der neueste Geschichtschreiber des Kriegs, der verewigte Sartorius, ihm nur halbe Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen. Es wird hier nun aus urkundlichen Beweisen unbezweifelt dargethan, daß er nicht nur gezwungen die ihm übertragene Hauptmannsstelle angenommen, sondern auch während der kurzen Dauer derselben, selbst mit Gefahr seines Lebens und unter den Drohungen durch die Spieße zu laufen, Alles gethan habe, um sie von ihren Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Wie er dennoch durch eine lange Haft dafür habe büßen müssen, wird aus den Racheentwürfen seiner persönlichen Feinde erklärt. III. Auszug aus der Beschreibung des Bauernkrieges von Herrmann Hoffmann, Stadtschreiber in Halle. Die Schrift, erst 1535 von einem Augenzeugen niedergeschrieben, enthält eine Erzählung von den die Stadt betreffenden Begebenheiten, welche gegen die Angriffe der Bauern glücklich vertheidigt ward. IV. Zur Geschichte des Aufruhrs im Limpurgischen. Der Verfasser erfuhr erst nach dem Druck daß dieser Aufsatz, der dadurch ein höheres Interesse erhält, daß in ihm der Plan der Bauern des Odenwaldes und Neckarthals, zu einer Umformung der deutschen Reichsverfassung, dem zufolge die weltlichen Fürsten und Herren für die Aufgebung ihrer Rechte gegen die Bauern durch Säcularisationen entschädigt werden sollten, bereits von Stumpf in seinen Denkwürdigkeiten bekannt gemacht sey, gibt ihn jedoch hier durch die Vergleichung von drey Handschriften berichtigt. V. Kurzer Be-

richt und Anzeige, was sich wegen der Bauern Empörung bey der Stadt Füßen zugetragen, und wie die Stadt solche Gewalt von sich abgewandt und hievon gerettet worden, im Jahr 1525, von Martin Furtenbach, der Zeit Stadtschreiber. Der Verfasser, in bischöflichen Diensten stehend, schiebt die Schuld auf die lutherischen Prediger. VI. Beschreibung des Bauernkrieges aus dem Archiv zu Salmansweiler. Erzählt einige einzelne Vorfälle. VII. Die neunzehn Artikel der Bauern im Innthale. Sehr billige Forderungen. — Die Vorrede des Herrn Decan Pahl stellt über die Natur jenes Krieges sehr richtige Ideen auf. Man kann es nicht in Zweifel ziehen, daß derselbe durch die große, durch die Reformation aufgeregte, Ideengährung zum Ausbruch kam, wie sehr auch Luther dagegen eiferte. Die Forderungen von denen die Bauern ausgingen, und die in den bekannten zwölf Artikeln dargelegt werden, kann man nicht ungerecht nennen. Aber wie wäre es möglich gewesen nach dem Ausbruch des Aufstandes so zügellose Haufen von Gewalt und Plünderung zurück zu halten? Wenn aber diese unsern Abscheu erregen, so thun es auch nicht weniger die Treulosigkeiten und Grausamkeiten, welche sich nach der Unterdrückung des Aufstandes die Sieger zu Schulden kommen ließen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.
Den 5. Julius 1830.

Gotha und Erfurt.

Bey Hennings: Pindari Carmina quae supersunt cum deperditorum Fragmentis selectis ex recensione Boeckhii Commentario perpetuo illustravit Ludolphus Dissenius, professor Gottingensis. Adjectae sunt tabulae duae geographicae delineatae a Car. Odofr. Müllero. Auch unter dem Titel: Bibliotheca Graeca virorum doctorum opera recognita et commentariis in usum scholarum instructa curantibus Friderico Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost. A. Poetarum Vol. VI. — Erster Band C und 282 S. Zweyter Band 726 S. in 8.

Der Verfasser vorstehender Ausgabe und dieser Anzeige wurde von den geehrten Editoren der Bibliotheca Graeca in Gotha, dem Herrn Hofrath Jacobs und Professor Rost aufgefordert, die Bearbeitung des Pindar in dieser Samm-

lung zu übernehmen, und da dieselben zugleich so gefällig waren für den ersten der Griechischen Lyriker eine Erweiterung des Planes zu gestatten, welchen sie der Bibliotheca Graeca vorgezeichnet haben, so übernahm er diese Arbeit um so bereitwilliger, weil er Gelegenheit fand noch einmal auf den Dichter zurück zu kommen, den er vor neun Jahren gemeinschaftlich mit seinem Freunde Herrn Böckh commentiert hatte. Es ist die Absicht jetzt von dieser Ausgabe nähere Nachricht zu geben. Da die erforderliche Erklärung unter dem Texte nicht untergebracht werden konnte, so wurden zwey Bände oder Sectiones gebildet. Der erste Band enthält den Text nach der neuesten Böckhischen Recension mit kritischen Noten unter demselben, worin theils überhaupt von den wichtigsten Lesarten Nachricht gegeben wird, wodurch dieser Text sich von dem frühern unterscheidet, theils auch diejenigen Stellen betrachtet sind, welche noch jetzt einer Verbesserung bedürftig scheinen. Die Fragmente haben noch einen kleinen Zuwachs erhalten aus zwey seit Böckhs Bearbeitung edierten Büchern. Außerdem befinden sich in diesem Bande noch einige Abhandlungen, worauf wir zurückkommen. Der zweyte Band ist ganz dem Commentar gewidmet, wozu Herr Prof. Wüstemann in Gotha die Güte gehabt drey indices zu verfertigen. Die Beschaffenheit dieses Commentars aber ist folgende. Da die frühere Interpretation über den Zusammenhang der Gedankenmassen in den Pindarischen Gedichten und die Kunst des Dichters zum Theil ungenügende Ansichten hatte und namentlich die Mythen für Digressionen hielt, welche herbey gezogen seyen um Stoff zu gewinnen, so wurde dagegen be-

kanntlich in der Böckhschen Ausgabe von beiden Erklärern die Ueberzeugung ausgesprochen und befolgt daß ein bestimmter poetischer Zusammenhang unter den Theilen jedes Gedichtes vorhanden sey, daß auch die Mythen in wesentlicher Beziehung mit dem übrigen Inhalte ständen, und ein gesetzloses Abschweifen und Herumirren überall nicht Statt finde, vielmehr höchst besonnene Absichtlichkeit durch das Ganze herrsche; wie denn auch andern Gelehrten bereits die Vorstellung von genialer Gesetzlosigkeit des Pindar zuwider geworden war, und namentlich Hr. Hofr. Jacobs in den Nachträgen zum Sulzer und Hr. Hofr. Thiersch in der Vorrede zu seiner Uebersetzung ebenfalls einen kunstmäßigen Zusammenhang voraussetzen. Aber wie es sich in allen Puncten damit verhalte, dieß vollständig durchzuführen ist mit vielfachen Schwierigkeiten verknüpft, und es war natürlich daß der erste größere Versuch dieser Art, obgleich den richtigen Weg einschlagend, doch noch nicht überall so weit in der Entwickelung vorzudringen vermochte, als es unserer jetzigen Ueberzeugung nach wirklich möglich ist. Der poetische Grundgedanke wurde damals erst in wenigen Gedichten bestimmt entwickelt und nicht alle Mythen wurden richtig gefaßt; denn es fehlte noch öfters die Hülfe der Analogie und die genauere Vergleichung der Composition, wodurch beym fortgesetzten Studium viel Licht gewonnen wird. Der Verf. hat nun bey Ausarbeitung des gegenwärtigen Commentars gerade darauf ein Hauptaugenmerk gerichtet, um die Erklärung wo möglich auf diese Weise noch weiter zu führen, und die früher begonnene Interpretationsart ganz durchzubilden. Er machte es sich also zuvörderst zum Gesetz, auf die Erforschung und Bestimmung

des poetischen Grundgedankens in jedem Gedicht den möglichsten Fleiß zu verwenden, und er fand bald, wie dieß an sich schwierige Geschäft im Fortgange immer leichter wurde durch die immer deutlicher hervortretende Analogie der gesammten Pindarischen Composition, und die immer klarer werdende Einsicht, wie der Dichter seine Grundgedanken zu bilden pflege. Nicht jedes taugt als poetischer Grundgedanke, und wiederum nur gewisse Arten und Formen poetischer Gedanken taugen als Grundlage Pindarischer Epinikien. Im Commentar steht also vor der Erklärung jedes Gedichts eine Einleitung, worin zuerst die historischen Data angegeben sind, so weit man sie kennt, die zum Verständniß des Ganzen nothwendig, dann folgt die Angabe des Inhalts und endlich die Erörterung über den Zusammenhang und die Verbindung des Einzelnen zur Einheit. Mit diesen Erörterungen steht sodann zweytens die darauf folgende Erklärung des Gedichtes selbst im genauen Zusammenhange. Es konnte nicht hinreichen nur gelegentlich bey diesem oder jenem Wort etwas anzumerken, sondern der Commentar mußte das Gedicht von Anfang bis zu Ende durch alle Hauptwendungen begleiten, Wort- und Sacherklärungen im Einzelnen mußten abwechseln mit längern Expositionen über Sinn, Zusammenhang, Zweck größerer Partien und Massen, und das Ziel des Strebens mußte seyn anschauliche Darlegung der Harmonie des Gedankens und der Form und Zurückführung des Einzelnen auf den Zweck des Ganzen. Wie weit dieß jetzt dem Vf. gelungen sey oder nicht, werden andere beurtheilen. Er ist mit vielen der Meinung daß die Hermeneutik unter uns mehr zur Kunst werden müsse, als sie es meist zu seyn pflegt. Dieß kann

aber nur geschehen wenn man in das Innere der Compositionen tiefer einzudringen und das Einzelne aus diesem Mittelpuncte zu begreifen sucht. Wollte man dagegen wie noch oft geschieht, gleich von vorn herein das Licht aus der Ferne holen, ehe man sich in der Nähe recht umgesehen, oder mit andern Worten wollen wir fortfahren unsern Hauptruhm darin zu setzen, Worterklärungen aus verschiedenen Schriftstellern zusammen zu suchen, noch ehe wir uns jedesmal recht in das Innere des Gegebenen vertieft und hier in dem Zusammenhange uns festgestellt haben, so verfehlen wir das wahre Ziel; wenn man den Mittelpunct nicht hat, muß nothwendig bey aller Gelehrsamkeit Vieles falsch gedeutet werden, so wie im umgekehrten Fall viele Controversen von selbst wegfallen. Also erst dann, wenn man für sich mit der Analyse des Gegebenen fertig, wenn man deutlich weiß was der Erklärung bedarf und worauf es ankommt, wird man mit Nutzen nach Hülfe und Vergleichung aus andern Schriftstellern sich umsehen; ohne dieß häuft man Massen an, die gar nicht oder nur halb hergehören und läßt dagegen in andern wichtigen Dunkelheiten den Leser ohne Hülfe. Daß dieß die Beschaffenheit vieler Commentare der Schriftsteller sey, ist bekannt. Nachdem wir den Gesichtspunct angegeben haben, nach welchem gegenwärtiger Commentar, der sich über die Epinikien nicht bloß sondern auch über die Fragmente erstreckt, beurtheilt zu werden wünscht, ist noch übrig von den Abhandlungen etwas zu sagen, welche dem ersten Bande beygegeben sind. Von zwey Excursen erklärt der eine den Gebrauch des Asyndeton beym Pindar, ein zum Theil schwieriger und für das Verständniß des lyrischen Ausdrucks nicht unwich-

tiger Gegenstand, der andere aber stellt eine Meinung auf über die Vertheilung und Anordnung der Wettkämpfe zu Olympia an den fünf Spieltagen, wo nur Ergänzung des Wahrscheinlichen bezweckt wird, indem keine apodiktische Gewißheit möglich. Eine dritte größere Abhandlung im Eingange des Werkes handelt von der künstlerischen Einrichtung der Pindarischen Gedichte überhaupt, wie sie sich dem Vf. aus der Interpretation ergeben. Er setzt hier den Commentar überall voraus, und nur in Verbindung mit demselben kann die Abhandlung gelesen und beurtheilt werden. Darin wird nun zuvörderst geredet von der Beschaffenheit des Grundgedankens in den Epinikien; das hier nachgewiesene vom Dichter befolgte Gesetz ist zuletzt einfach bey aller Mannigfaltigkeit in der Anwendung, zugleich aber schön und sinnvoll. Hat man dasselbe einmal erkannt, so wird es möglich auch in schwierigern Compositionen den Weg zu finden, und sich vor unpindarischen Annahmen zu hüten. Ein zweytes Kapitel verfolgt hierauf die Darstellung des Grundgedankens in directer Rede und durch Mythen, wo nun besonders von dem mythischen Theile dieser Gedichte ausführlich zu reden war. Der Verfasser erörtert den Zweck und Gebrauch der Mythen beym Pindar, und handelt dann zweytens von der lyrischen Form der mythischen Erzählungen, wobey er auch auf die Verknüpfungs- und Motivierungskunst im Einzelnen derselben eingeht. Endlich in einem dritten Kapitel wird die kunstreiche Stellung und Anordnung der Theile und Massen in diesen Gedichten einer ausführlichen Betrachtung unterworfen. Es ist gezeigt daß der Dichter mit ungemeinem Verstande vom Proömium an alles darauf anlegt die Span-

nung continuierlich zu unterhalten bis zum Schluß, welches er vornehmlich durch eine kunstvolle Ineinanderstellung der Theile erreicht, wodurch Kreise und Verkettungen entstehen, die sich vom Proömium an fortsetzen bis zu Ende. Sämmtliche Formen und Modificationen dieser sinnreichen bisher unbekannten Kunst werden dargelegt, um das Gesetz vollständig zu zeigen. Die Untersuchung hatte es hier nur mit der Analyse des Pindar zu thun; es muß aber bemerkt werden, daß analoge Forschungen über die künstlerischen Gesetze des Fortschritts in der Folge auch bey andern Gattungen angestellt werden müssen, welches leicht wäre beyspielsweise näher zu erklären. Der Verfasser wünscht durch diese ganze Abhandlung einen Beytrag zur Erforschung der Poetik des Alterthums zu liefern, wie sie durch Interpretation gewonnen und herausgearbeitet werden muß, andererseits aber wollte er auch die Erklärungsweise des Commentars dadurch, so viel möglich, noch fester begründen, und den ganzen Kreis von Operationen durchgehen, den seiner Ansicht nach die Interpretation in solchem Falle durchgehen soll; worüber er auch in dem Buche sich noch näher erklärt hat. Schließlich muß er noch seinem Freunde und Collegen, dem Herrn Professor Müller, danken, welcher dieser Ausgabe gefälligst zwey Charten beygegeben hat, eine von Olympia und eine andere von Delphi nebst der Delphischen Ebene. Sie sind mit Benutzung der neuesten Hülfsmittel entworfen und es ist ihnen eine Erklärung beygefügt. Den Lesern des Pindar werden sie eine angenehme Zugabe

seyn, da sie zugleich alles den Dichter betreffende berücksichtigen.

Königsberg.

Quaestionum de dialecto Herodoti specimen I., scripsit Dr. C. L. Struve. 1828. Specimen II. 1829. 49 S. in 4.

Das erste der hier anzuzeigenden Programme des Herrn Directors Struve erschien bey Gelegenheit einer Schulfeyerlichkeit. Es gibt einen neuen Beweis, mit welchem Ernst jetzt das Studium der Griechischen Grammatik getrieben wird; wozu allerdings die Sprache Herodots so reichen Stoff darbietet. Die Untersuchung betrifft zwey Puncte; zuerst den Gebrauch von ὅστις für ὁ, ἡ, τὸ; welches durch viele Beyspiele dargethan wird; und alsdann den Gebrauch der Casus obliqui nach Präpositionen, zu welchem Ende die Präpositionen alphabetisch durchgegangen, und gleichfalls Alles durch zahlreiche Beyspiele erläutert wird.

Das zweyte Specimen enthält zuerst das Glückwünschungsschreiben des Verfassers an das Gymnasium zu Dorpat, bey dessen 25jährigen Stiftungsfeyer, bey welchem der Herr Director früher angestellt war; und alsdann den Aufsatz: De declinatione nominum in ευς exeuntium; gleichfalls mit sorgfältiger Angabe der Beweisstellen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 8. Julius 1830.

Göttingen.

Wir sind unsern Lesern noch den Bericht über die am 4ten Junius Statt gefundene Preisvertheilung an die Studierenden schuldig. Die Preisfragen sind im vorigen Jahrg. S. 1163 nachzusehen. Den theologischen Preis erhielt Herr Friedr. Heinrich Wilh. Günther aus Fuhrberg im Cellischen, Mitglied des Königl. homiletischen Seminars; den Prediger-Preis Herr Julius Heinr. Friedr. Elster aus Hannover, und das Accessit Herr Johann Hermann Heinr. Schütte, aus Oldenburg; beide Mitglieder des Königl. homilet. Seminars. Den juristischen Preis erwarb sich Herr Gustav Heinr. Ayrer aus Hamburg; den medicinischen Herr Carl Aug. Adalbert Münchmeyer aus Lüneburg; das Accessit mit ausgezeichnetem Lobe (welches dem Sinne nach schon in dem Urtheil der Facultät lag, hier aber noch zum Ueberfluß mit dem gewöhnlichen Worte bezeichnet wird) hat die eingereichte Abhandlung

mit dem Motto: Vanam esse, quae ex observationibus non deducatur, doctrinam, uno nunc ore profitemur omnes, erhalten. Die philosophische Facultät hatte zwey Preise zu vertheilen. Den einen — historischen — erhielt Herr Aug. Bernhard Krische aus Göttingen; woneben ein sehr empfehlendes Accessit Herrn A. Hahmann, aus Nordhausen, Mitglied des Königl. philol. Seminars, und ein andres Herrn Theodor Schliephake, aus Hildesheim, zu Theil ward; den andern — physisch-mathematischen Preis gewann Herr Robert Wilhelm Bunsen, aus Göttingen; ein sehr rühmliches Accessit dagegen erhielt Herr Gustav Hopf aus Ohrdruf im Gothaischen.

Die so eifrige und erfolgreiche Theilnahme an der Beantwortung aller dieser Aufgaben werden wir wohl als einen Beweis des auf unserer Universität unter den Studierenden herrschenden Fleißes betrachten können, und machen daher mit desto größerer Zuversicht auch die Aufgaben für den 4ten Junius des folgenden Jahres 1831 bekannt, so wie sie in dem hierüber erschienenen Programm abgefaßt sind.

Ordo Theologorum

postulat, ut

Recentiores de origine sive authentia evangelii Mathaei quaestiones; adcurate explicentur et diiudicentur, simulque doceatur, qualis sit earum quaestionum ratio apologetica.

De praemio homiletico decertaturis proponitur locus Ephes. IV, 25.

Ordo Jureconsultorum

exponi iubet

ordinem, quo constitutionum codex, quem in corpore iuris habemus, compositus sit, praesertim quoad eos libros, quibus hodie utimur.

Ordo Medicorum

inquiri iubet

in Secale cornutum, respectu inprimis habito ad ejus ortum, naturam et partes constituentes, nominatim eas, quibus vires medicinales adscribendae sunt.

Ordo Philosophorum

hanc quaestionem proponit:

Determinetur inter lineas duo puncta data iungentes ea, quae circa axem datum revoluta gignat superficiem minimam.

Paris.

Von dem Verfasser hat die Königl. Societät das hier dankbar anzuzeigende Werk nebst dem prachtvollen Atlas zum Geschenk erhalten:

De l'Imprimerie Royale: Exposé des travaux relatifs à la réconnoissance hydrographique des côtes occidentales de France, par M. Beautemps-Beaupré, Ingénieur Hydrographe en chef de la Marine, suivi d'un Précis des opérations géodésiques qui ont servi de Base aux Cartes et Plans des trois premières parties du Pilote Français par M. Daussy, Ingenieur Hydro-

graphe de la Marine; Publié par Ordre du Roi. 1829. 124 S. in 4. nebst einer Charte über die Triangulierung der westlichen Küste Frankreichs von Ouessant bis zum Leuchtthurm St. Sebastian.

Die schlechte Beschaffenheit der Charten, welche man von den Küsten Frankreichs besaß, ungeachtet der Verbesserungen, die schon im Jahre 1776 von Bretonniere und Mechain unternommen worden waren, bewog die französische Regierung im Junius 1814 einen Befehl zur genauen Aufnahme der besagten Küsten zu erlassen, die aber wegen der nachher eingetretenen politischen Ereignisse erst im Jahr 1816 ihren Anfang nehmen konnte. Da man fand, daß vorzüglich die Charten von den westlichen Küsten äußerst fehlerhaft waren, so wurde beschlossen diese Theile zuerst aufzunehmen, und um den Schiffern so bald als möglich die Resultate dieser Arbeit in die Hand geben zu können, befolgte der Verfasser den Plan, alle ihm zu dieser Aufnahme mitgegebenen Gehülfen an einem Puncte zu vereinigen, der immer erst nach völlig vollendeter Bearbeitung verlassen wurde, durch welche Methode der Verfasser zugleich in den Stand gesetzt war, vorgefallene Fehler durch verschiedene Vergleichungen, leicht zu rectificieren, und die Untersuchung der gefährlichen Oerter, wozu oft nur eine bestimmte Zeit rücksichtlich der Ebbe und Fluth gewählt werden konnte, mit so vereinigten Kräften, in einem kurzen Zeitraum vollständig auszuführen. Der Maaßstab, nach welchem die Charten verzeichnet sind, beträgt sechs Linien für hundert Toisen, und die hierzu nöthigen Documente bilden eine Sammlung von zweyhundert drey und achtzig Quartbänden, bloß

für die westlichen Küsten. Die von Daussy unternommene Triangulierung der westlichen Küsten, beginnt bey dem Thurm von Crozon, dessen Breite zu 48° 14′ 48″5 und dessen Länge zu 6° 49′ 35″7 westlich von Paris beobachtet wurde; jeder Dreyeckswinkel ist wenigstens vierzig=, oft auch achtzigmal mit einem zehnzölligen Repetitionskreis gemessen worden; es zeigt sich jedoch bey der Durchsicht des angehängten Tableau, daß die Messung die Winkel fast in allen Fällen zu klein angegeben hat, indem nicht wenig Dreyecke vorkommen, bey denen die Summe der drey Winkel 12 bis 14 Secunden weniger als 180° beträgt. Was nun die eigentlichen hydrographischen Operationen betrifft, so wurden zuerst an der Küste, in deren Nähe die Tiefe des Meeres durch das Bleyloth ausgemittelt werden sollte, Stäbe eingesteckt, welche in Fuß und Zoll getheilt waren, um an ihnen die durch Ebbe und Fluth veränderliche Höhe des Wasserspiegels zu messen, und hierdurch die durch das Bleyloth ausgemittelten Meerestiefen auf den Zeitpunct der niedrigsten Ebbe zu reduciren, und man gebrauchte die so nothwendige Vorsicht, diese Maaßstäbe an allen denjenigen Stellen, wo vermöge der Localität der Küste durch Strömungen eine außerordentliche Veränderung des Niveaus zu befürchten war, anzubringen. Außerdem wurde an jedem Standort eine Mittagslinie gezogen, um den daselbst befindlichen Beobachter in den Stand zu setzen, den Gang seiner Uhr nach der Sonne zu reguliren. So bald die Beobachtungen über die Höhe der Ebbe und Fluth im Gange waren, konnte zu der Bestimmung der Beschaffenheit des Meeres geschritten werden; zu diesem Zwecke

wurden zuerst an den Küsten Signale errichtet, deren Lage durch die vorher erwähnte Triangulierung bestimmt wurde, und zur Verzeichnung der Umrisse der Küsten sowohl, als auch zur Festlegung der Puncte, an welchen im Meere die Tiefen gemessen wurden, dienen sollten. Zu dieser Festlegung konnte man sich nun dreyer Methoden bedienen; erstens indem aus dem Fahrzeuge die Lage zweyer Signale durch die Boussole bestimmt wurde, zweytens daß das Fahrzeug von zwey bekannten Puncten am Lande zu gleicher Zeit beobachtet wurde, und drittens daß man die Winkel zwischen drey Signalen vom Fahrzeuge aus maß. Die dritte Methode wurde als die zweckmäßigste befunden, und daher bey dieser Aufnahme immer angewendet, wo man jedoch immer die Vorsicht gebrauchte, wenn es möglich war, die Winkel zwischen mehr als drey Signalen oder andern bekannten Objecten zu nehmen, um den Uebelstand zu vermeiden, daß zufällig das Fahrzeug sich sehr nahe bey der Peripherie eines durch die drey Signale gelegten Kreises, oder wohl gar auf derselben selbst, befunden hätte, da bekanntlich im ersteren Fall die Festlegung des Ortes des Beobachtungspunctes ungewiß, und im zweyten völlig unbestimmt wird. Die Winkel selbst wurden ohne Repetition mit Reflexionsinstrumenten gemessen, an denen der leichtern Beobachtung wegen, statt der Fernröhre bloße Dioptern angebracht waren; auch wurde die Reduction der gemessenen Winkel auf den Horizont vernachlässigt, da die Höhe der Signale selten einen Grad überstieg, und im Fall daß der Höhenwinkel viel bedeutender war, nach dem Augenmaß ein senkrecht unter dem Signal im Ho-

rizont liegender Punct, statt des Signales selbst, gewählt wurde. Die mit dem Senkbley an den verschiedenen Oertern gefundenen Tiefen, sind vermöge der an den früher erwähnten Maaßstäben angestellten Beobachtungen über die Veränderlichkeit des Meeresspiegels auf diejenige Tiefe reduciert, welche der tiefsten Ebbe entspricht, und in Pariser Fuß ausgedrückt, wodurch die Decimalen vermieden sind, die bey der Angabe derselben in Meter erforderlich gewesen wären, und durch Verrückung des Komma leicht zu großen Fehlern Anlaß geben konnten.

Ebendaselbst.

Au dépôt-général de la Marine: Pilote Français, deuxième partie, comprenant les côtes occidentales de France depuis la pointe de Penmarc'h, jusqu'à l'île d'Yeu, levées en 1819, 1820, 1821 et 1822, par les ingénieurs hydrographes de la marine et plusieurs Officiers du Corps Royal de la Marine, sous les Ordres de M. Beautemps-Beaupré. Publié par Ordre du Roi 1829. 82 Blätter im größten Atlasformat; enthält in Kupfer gestochene Charten und Aussichten der oben erwähnten Küsten und der genauen Angabe der verschiedenen Tiefen der angrenzenden Meere. Die Charten gehen bis Fol. 26, die Aussichten bis Fol. 72. Die letzten Blätter enthalten Tafeln über die Beobachtungen der Höhe der Ebbe und Fluth, die an mehreren Hauptpuncten der Küsten angestellt worden sind.

München.

Bey Anton Weber: Lehrbuch der Chronologie verfaßt von Maurus Magold, mit 22 lithographierten Tabellen. 1829. VI und 363 Seiten in 8.

Dieses Werk, welches durch die Vorlesungen des Verfassers über Chronologie entstanden ist, enthält, mit vieler Weitläuftigkeit im Vortrage, eine ziemlich umfassende Darstellung der chronologischen Wissenschaften, und da außer den vier Species und den Proportionen sonst keine Rechnungen in demselben vorkommen, und übrigens auch diese einfachen Berechnungen ausführlich beygefügt sind, so dürfte es jedem Studierenden, der die Chronologie als Hülfswissenschaft braucht, leicht seyn, dieselbe ohne weitere mathematische Kenntnisse aus diesem Buche zu erlernen. Nachdem der Verfasser in der ersten Abtheilung die allgemeine Chronologie, wozu er auch die christliche Zeitrechnung, und die bey uns gebräuchlichen Perioden und Cyklen rechnet, dargestellt hat, geht derselbe zu der besondern Chronologie der einzelnen Völker über, namentlich zu der der Juden, Römer, Griechen, Aegyptier, Babylonier, Perser, Mohammedaner, Bramanen, Chineser und Japaneser, wo er freylich bey den drey letztern selbst gesteht, daß es ihm nicht überall gelungen, die in diesen Zeitrechnungen herrschende Dunkelheit zu beseitigen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.
Den 10. Julius 1830.

London.

Bey J. Rodwell: A Visit to the Seven Churches of Asia with an Excursion into Pisidia; containing Remarks on the Geography and Antiquities of those countries, a map of the Authors routes, and numerous Inscriptions. By the Rev. Fr. V. J. Arundell, British Chaplain at Smyrna. IV und 339 Seiten, 23 lithographierte Blätter mit Inschriften.

Wenn das in unsern Blätter, Jahrgang 1828. St. 66., angezeigte Werk von Leake die Summe ziemlich aller frühern Forschungen über die Geographie Kleinasiens enthält, und eben dadurch die Grundlage aller neu anzustellenden werden muß: so ist das vorliegende Buch der erste namhafte Beytrag zur weiteren Ausführung dieser Grundlage, welche insofern auch Herrn Leake verdankt wird, als er die topographischen Nachforschungen des Verfs. veranlaßt, die Herausgabe des Reisejournals angerathen, und über-

dieß einige Anmerkungen beygefügt hat. Der wackere Geistliche, welchen außer einer geographischen Wißbegier auch ein warmes Interesse für die Geschichte der christlichen Kirche in ihrem Aufblühen antrieb, besonders die Stätten der sieben Kirchen der Apokalypse zu besuchen, theilt uns hier sein Tagebuch von zwey Reisen nach diesen Gegenden mit, wovon die eine im Frühling 1826, die andere im Herbst desselben Jahrs ausgeführt wurde. Die erste geht von Smyrna über Metropolis nach Ephesus; dann nach Inekbazar, welches schon Hamilton als Magnesia erkannt hatte, im reizenden Mäander-Thale; nach Guzelhissar, ehemals Tralles; nach Sarikeuy, welches Karura, die Gränzstadt Lydiens, Kariens und Phrygiens, war; nach Hierapolis, jetzt Pambouk Kalesi, wo Cockerell zuerst in einer durch mephitische Dämpfe tödtenden Höhle das Charoneion entdeckt hatte; nach Eskihissar, weiland Laodicea; bey dem See Anaua vorbey auf Denare mit bedeutenden Trümmern, welche der Verf. nach einer mißverstandenen Inschrift einem angeblichen Apollonia zuschreibt, während Herr Leake mit Recht Apameia, in alter Phrygischer Zeit Kelänä genannt, darin erkennt. Dann wendet sich die Reise nach den Gebirgsgegenden in Südosten, und gelangt über einen auslaufenden Arm des Taurus und das Thal von Isbarta (dessen alter Name unbekannt bleibt) nach Aglason, welches durch Inschriften mit völliger Sicherheit als Sagalassos erkannt wird. Die Rückreise geht wieder über Sarikeuy, aber hernach nördlicher über Allah-Scheer, das alte Philadelphia; über Sardis; Askihissar, welches Thyateira ist; Bulana oder Apollonis, und Magnesia am Sipylon. Die Herbstreise des Verfs. geht wieder von Smyrna südlich, aber

nicht im Mäander- sondern im Kayster-Thale bey Tyria vorbey, welches Leake (Asia minor p. 257) für die durch Münzen bekannte Stadt der Kaystrianer, der Rec. für das alt-Lydische Tyrrha hält *); dann über die Silbianische Ebene und das Gebirge Messogis, bey den Ruinen von Tripolis, in das obere Mäander-Thal, und in diesem hinauf nach Apameia; hernach zurück über Ischekli, welches man in einer Pococke'schen und Arundellschen Inschrift als Eumeneia erkennt; dann in das obere Hermusthal nach der Landschaft Katakekaumene, welche vulkanischen Ereignissen ihren Namen verdankt, wie besonders ein ausgebrannter Vulcan bey Koolah zeigt; hernach wieder über Thyateira nach Germatepe, wo der Verf. das alte Germa entdeckt; endlich auf Pergamus, als den nördlichsten Punct dieser Reise, die sich von da direct nach Smyrna zurückwendet.

Man sieht aus dieser Angabe der bereisten

*) Diese Meinungen widerstreiten sich nicht, da es vielmehr wahrscheinlich ist, daß Καϋστριανοὶ kein eigentlicher Stadt-Name, sondern nur die Griechische Bezeichnung eines ursprünglich barbarischen Ortes sey. Dagegen erscheint nun als irrig, wenn der Rec. in seinen Etruskern Bd. I. S. 80, hier einmal zur unrechten Zeit sich an Mannert anschließend, Tyria mit Metropolis für einerley gehalten. Wenn aber Welcker, Neues Archiv für Philol. u. Pädag. 1830 Nr. 9 S. 76, die Lydische Stadt Tyrrha ganz und gar für ein αὐτοσχεδίασμα, eine freye Erfindung, eines Grammatikers hält: so stimmt der Rec. völlig dieser Ansicht bey, insofern sie die Ableitung des Tyrannen-Namens von Tyrrha betrifft; indeß mußten auch noch so willkührliche Etymologien der Griechischen Grammatiker doch immer einen Anknüpfungspunct haben, der hier ganz fehlen würde, wenn es kein Tyrrha gegeben hätte; auch würde wohl eine um der Etymologie von τύραννος willen erfundene Stadt Τύρα, und nicht Τύῤῥα, genannt worden seyn.

Hauptorte, daß es besonders die Landschaften Lydien das südliche Mysien, das nördliche Karien und der südwestliche Strich Phrygiens sind, welche durch den Verf. an topographischer Aufklärung gewonnen haben. Nun sind freylich diese Gegenden in Kleinasien nicht gerade am meisten terra incognita, da durch die angegebenen Striche in verschiedenen Richtungen die Wege von Tavernier, Lucas, Sherard, Chishull, Peyssonel, Chandler, Smith, Hamilton, Corancey u. Andern gehen; indessen sind doch die Routen des Verfs. zum großen Theil früher nicht beschrieben; und auch Leake's Karte, welche alle jene Reisebeschreibungen benutzt, erhält manche Berichtigung, wie in der Lage Eumeneia's und Germa's; Andres, was Leake bloß nach Vermuthung angesetzt, wie Sagalassos, der See Anaua, der Vulcan Koolah, wird nun auf eine völlig sichere Weise fixiert. Die Localbeschreibungen tragen als auf der Stelle concipiert den Character der Treue und Anschaulichkeit an sich; wir machen als auf physische Merkwürdigkeiten nur aufmerksam auf die versteinernden, weißlichen Schwefelgewässer von Hierapolis, den bittern See bey Apameia, den unterirdisch fortfließenden Lykos, die kühngeformten Kalkgebirge bey Isbarta und Aglason, den ausgebrannten Vulcan von Koolah, dessen verschiedene Lavaströme noch deutlich erkannt werden, den eigenthümlichen mineralischen Boden des Mäanderthals, der sich durch Alluvion aus den höhern vulcanischen und mit Salz, Schwefel, Bimsstein u. dgl. angefüllten Strichen gebildet hat. Ebenso werden uns manche interessante Ruinen von Gebäuden des Alterthums bekannt, wie das Gymnasium von Hierapolis, wovon Cockerell einen Plan aufgenommen; das besonders wohl

erhaltene Theater zu Sagalassos, dessen Scenenwand mit ihren Thüren und Seiteneingängen noch zum Theil vorhanden ist; auch über die kühn angelegte Burg, den Cybele-Tempel und die Königsgräber von Sardis erfährt man einiges Neue. Um so mehr könnte man bey so viel Wichtigem, was der Verf. aus eigner Erfahrung darbietet, die vielen Raum einnehmenden Auszüge aus Chandler entbehren, die man selbst dann, wenn dieser Reisende in seinen Berichten über Gegenstände der alten Welt zuverlässiger wäre, doch sich gern begnügen würde bey ihm selbst nachzulesen. Eine in jeder Hinsicht schätzbare Zugabe sind die zahlreichen Griechischen Inschriften nebst einigen Lateinischen, die der Verf. oft unter einer großen Menge anderer, welche auf weniger eilende Reisende warten, ausgelesen, und, wie es scheint, recht sorgfältig abgeschrieben hat. Freylich ist Alles, was man in diesen Gegenden weiter von der Küste ab findet, aus der Zeit nach Alexander, und fast Alles aus der Römischen Periode; indessen findet sich doch unter den zahlreichen Inschriften von Gräbern und sogenannten Heroen in bekannten wiederkehrenden Formeln, manches interessante und lehrreiche Stück, wie die Namen des Priesterpersonals der zwölf Götter von Metropolis, die Inschrift von Apameia: ἔστιν ἡ τοῦ θειοτάτου Καίσαρος γενέθλιος . . πάντων ἀρχή; besonders aber ist die Inschrift van Sagalassos ein interessanter Beytrag zur Anthologie, welche der Rec. mit bedeutender Hülfe eines befreundeten Philologen auf diese Weise herzustellen versucht hat:

Πάντη μὲν κῦδος Τερτύλλου . . . . .
ἔκ τε σοφῶν ἔργων ἔκ τ' ἀγαθῶν πατέρων,

Νῦν δ᾽ ἔτι που καὶ μᾶλλον, Ἀρηιφίλων ὅτε φωτῶν
τόσσην ἐν σταδίοις ἐστόρεσεν στρατίην,
Ἄρκτους πορδάλιάς τε κατέκτανεν ἠδὲ λέοντας
σφῶν κτεάνων πάτρην πρεσβυτέρην θέμενος.
Τῷ μετὰ κλεινὸν Ἄρην ἐναγώνιός ἐστι καὶ Ἑρμῆς,
νείκην πορσύνων ἀνδράσιν ἀθλοφόροις.
Τοὔνεκα καὶ βασιλῆες ἐπιστέλλειν ἐπένευσαν
αἱ δ᾽ ἀρεταὶ τούτου καὶ προγόνων πλέονες,
Σῆμα δὲ, καὶ τέχνα (sic) Φρύγιον λίθον ἔργῳ ἐλέγχει,
ψεύδεται· ἐκ γαίης τῆςδε πέφυκε λίθος.

Der einer epigrammatischen Wendung nicht ermangelnde Sinn und Zusammenhang des Gedichts ist nach dem gegebenen Texte dieser: In jeder Hinsicht ist Tertullus ein ruhmvoller Mann, durch weise Handlungen (wahrscheinlich als Magistrat von Sagalassos) sowohl wie durch seine trefflichen Vorfahren; jetzt aber noch um viel mehr, da er ein so großes Heer von Gladiatoren im Stadion (denn die Griechen gebrauchten Stadien und Hippodrome als Amphitheater) sich hat erschlagen lassen. Auch Bären, Pardel und Löwen hat er (bey einer venatio nach Römischer Weise) tödten lassen, indem er das Vaterland höher als seinen Reichthum hielt. Ihm ist aber außer dem ruhmvollen Kriegsgott auch Hermes (der Gott gymnischer Uebungen nach Griechischer Weise): ein Vorsteher von Kampfspielen, welcher Athleten den Sieg verleiht. Darum haben auch die Könige (die Herrscher Roms, deren also damals mehrere waren) diese Inschrift zu setzen vergönnt. Seine Tugenden überragen selbst die der Vorfahren; das Denkmal aber, wenn auch

die Kunst durch Arbeit uns überführen will den Stein für Phrygischen zu halten (man machte auch in Rom durch Einsetzung von maculis andere Steinarten nach), lügel; aus diesem Lande, aus Pisidien, ist der Stein.

K. O. M.

Göttingen.

Typis Dieterichianis: Dissertatio inauguralis medica de simplici Luis venereae curandae methodo. Auctore J. C. Buchheister Dr. Hamburgico. 1830. 70 Seiten in 8.

Die Behandlung der Syphilis ohne Merkur, welche in früheren Zeiten öfter versucht und fast immer wieder aufgegeben ward, hat in dem letzten Jahrzehend besonders in England, Frankreich und Deutschland viele Vertheidiger und Anhänger gefunden. Die öffentlichen Verhandlungen darüber theils in besonderen Schriften, theils in Journalen sind schon sehr zahlreich und auf der Edinburger Universität ist bereits eine Reihe Inauguraldissertationen über dieses Thema erschienen. Der Verf. der vorliegenden recht wacker behandelten, hatte um so mehr Aufforderung diesen Gegenstand zu wählen, als in seiner Vaterstadt die neue Lehre unter den Deutschen mit den ersten und bleibendsten Eingang so wie die sorgfältigste Pflege fand. In ihr sind die bisherigen Erfahrungen kurz und klar zusammengestellt, das frühere und neue Verfahren mit einander verglichen und die antimercurielle Behandlung der wichtigsten syphilitischen Affectionen im Allgemeinen dargelegt. Der Verf. ist ein unbedingter Verfechter derselben; er leugnet

zwar nicht den eigenthümlichen Character der Krankheit, behauptet aber, daß sie, wie viele andere, aus einem Contagium entsprungene, durch einfache Mittel, Ruhe, Diät und zum Theil durch Naturhülfe geheilt werden können, daß das Quecksilber dabey höchst selten nütze, fast immer schade, die Krankheit verwickle, verlängere, ja sehr oft hervorrufe. Secundäre Uebel seyen weniger zu fürchten und wären, wenn sie wirklich erschienen, viel gelinder und gefahrloser.

Jeder Arzt, dem seine Kunst und das Wohl der Menschen am Herzen liegt, und der weder hartnäckig an vererbten Lehren hängt, noch leichtfertig jede neue adoptiert, wird mit gespannter Theilnahme der Entwickelung dieses so hochwichtigen Streites folgen und nach Kräften für seinen Theil dazu beytragen. Ein großer Schritt hierzu kann geschehen, wenn die im bevorstehenden September zu Hamburg sich versammelnden deutschen Naturforscher und Aerzte, an dem Orte, wo die stärkste Aufforderung, Unterstützung und Belehrung hierfür sich darbietet, die große Frage über das to be or not to be des Merkurs in der Lustseuche zum Gegenstande der ernsthaftesten Besprechung machen und dadurch sie vielleicht der Erledigung näher führen.

M . . r.

Auf geschehene Nachfrage wird angezeigt, daß die astronomische Preisschrift für den November 1831 mit der Devise: errare humanum est, bey der Königl. Societät d. W. richtig eingelaufen sey.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.
Den 10. Julius 1830.

Göttingen.

Am 27. Junius entschlief nach einem kurzen Krankenlager an den Folgen eines Schlagflusses der älteste Lehrer unserer Universität, Herr Dr. Johann Friedrich Stromeyer, Hofrath, Leibmedicus, und Ritter des Guelphen-Ordens, in dem eben angetretenen 81sten Lebensjahre. Seit 54 Jahren der Universität angehörend ward er zugleich als practischer Arzt der Erhalter von Tausenden. In der Mitte einer zahlreichen Familie, im Genuß einer nie gestörten Gesundheit, und der allgemeinen Verehrung seiner Mitbürger, ward ihm ein glückliches Alter wie wenigen zu Theil. Sanft ruhe seine Asche!

Paris.

Histoires et Mémoires de l'Institut Royal de France, Académie des Inscriptions et Belles-lettres. Tome huitième. 1827. 98 und 597 S. in 4.

Die drey ersten Abhandlungen betreffen die orientalische Literatur:

Recherches sur l'origine et la formation de l'écriture chinoise. Par M. Abel-Rémusat. Premier Mémoire. S. 1—33. Untersuchungen über die Entstehung der chinesischen Schrift haben ein allgemeines Interesse, wie schon der hier gegebene Anfang dieser Untersuchungen zeigt. Der Verf. redet hier zuerst von den einfachen Zeichen für sinnliche Gegenstände, welche den Grund der ältesten Schrift bilden. Die allmählich bis ins Unendliche vermehrte Zahl von Schriftzeichen läßt sich auf bestimmte Classen zurückführen, und um deren Anordnung erwarb sich der erste und berühmteste der Chinesischen Philologen, Hiu-chin (um den Anfang unserer Zeitrechnung) in seinem noch jetzt classischen Werke Choue-wen große Verdienste. Der Verf. kam jedoch bey einigem tieferen Nachforschen auf das von diesem Chinesen abweichende Resultat, daß sich die Zahl der einfachen Schriftzeichen für sinnliche Gegenstände, die am frühesten vor mehr als 4000 Jahren erfunden und zuerst allein gebraucht seyen, nur auf 200—300 beläuft. Die zusammengesetzten Zeichen und die jetzt häufige Art den Schall eines Wortes durch Zeichen für ähnlich lautende, aber dem Sinn nach verschiedene Wörter zu bezeichnen, leitet der Verf. von spätern Zeiten ab, da neue Bedürfnisse, Kenntnisse und Begriffe auch neue Zeichen nöthig machten. Sind nun jene 200 Zeichen, die zuerst rohe Bilder der Sachen selbst waren, der Grund aller ausgebildeten Zeichenschrift und einst, wie der Verf. voraussetzt, allein gebraucht: so läßt sich in ihnen noch sehen, wie beschränkt etwa vor 4000 Jahren die Sprache und die Ideen der alten Chinesen waren; und um dieses zu zeigen, hat sie der Verf. in

eine bestimmtere Ordnung und Uebersicht gebracht (die Zeichen fehlen jedoch hier; sind aber später in des Verfs. Chinesischer Grammatik gedruckt). Allerdings ist so eine Zeichenschrift zugleich ein Denkmahl der Cultur und des Ideenkreises eines alten Volks und hat so selbst historische Wichtigkeit; Ref. sieht in dieser Darstellung des Verfs. Wahrheit, fürchtet aber, daß dieses Princip, zu weit ausgedehnt und als das höchste aufgestellt, wie es hier geschehen, die Wahrheit nicht ganz trifft. Ist es glaublich, daß ein Volk, welches seine Ideen aufzeichnen will, nur 200 Wörter kenne? Wenn für Wasser, Fluß, See, Quelle das einzige Zeichen des Wassers diente (S. 20), so ist es doch näher zu glauben, daß das Zeichen vieldeutig gewesen, als daß für alle jene Gegenstände nur ein einziges Wort in der Sprache war; und wenn Zeichen für religiöse Ideen fehlen, so kann man die Ursache doch eher in der Schwierigkeit sie ohne metaphorische Zeichenbilder auszudrücken finden, als in dem Mangel solcher Ideen.

Remarques sur quelques écritures syllabiques tirées des caractères chinois, et sur le passage de l'écriture figurative à l'écriture alphabétique. Von demselben. S. 34—59. Schon die Chinesen konnten mit den Zeichen für sinnliche Gegenstände und den sinnlichen Zeichen für Ideen nicht ausreichen; außer den zusammengesetzten Zeichen und dem metaphorischen Gebrauch jener sinnlichen mußten sie eine Art von Sylbenschrift einführen, mit welcher sie viele Wörter ihrer eigenen Sprache und alle fremde Namen zeichnen. Der Vf. berichtigt hier den Irrthum Vieler, welche glauben, das Chinesische werde in bloßer Zeichenschrift geschrieben, so daß man die Schrift auch ohne die Sprache zu verstehen lesen

und verstehen könne; vielmehr wird Vieles in Sylben d. h. mit Zeichen für ähnlich lautende Wörter geschrieben. Die Verbreitung der Chinesischen Sprache über viele benachbarte Länder zeigt aber, wie eine Zeichenschrift in Sylben- und dann in alphabetische Schrift übergehen kann, mit historischer Gewißheit. In Japan ging die Chinesische Schrift in mehrere Arten von Sylbenschrift, in Korea in alphabetische Schrift über; und die Eigenthümlichkeiten der mehrsylbigen Sprachen muß diesen Uebergang befördert oder nothwendig gemacht haben; mit Recht meint der Verf., die östlichsten Länder Asiens (Ref. möchte auch das alte Indien als Beyspiel und Beweis setzen) gäben den Beweis, daß das Alphabet nicht bloß einmal in Vorderasien erfunden, d. h. aus Zeichenschrift hervorgegangen und ausgebildet sey.

Von demselben: Remarques sur l'extension de l'empire chinois du côté de l'occident. S. 60 — 130. Welche schätzbare Aufklärungen über die Geographie und Geschichte des innern Asiens, seit dem zweyten Jahrhundert vor Chr. bis auf unsere Zeiten, sich aus den Chinesischen Annalen schöpfen lassen, zeigt dieser Aufsatz aufs neue. Nicht bloß durch die jetzt regierenden Mandschu ist Chinesische Herrschaft weit gegen Westen ausgebreitet: sie läßt sich bis in das erste Jahrhundert vor Chr. historisch verfolgen und in zwey frühern Perioden erstreckte sich der Chinesische Einfluß bis zum kaspischen Meer und weiter. Die eroberten oder tributär gewordenen Länder wurden stets auch der Verwaltung wegen geographisch genau eingetheilt und in den kaiserlichen Charten und Annalen beschrieben, wenn es nur den Europäern gelingt die verstümmelten Chinesisch geformten Namen immer richtig wie-

herzuerkennen: Der Verf. vertheilt seinen Stoff nach den Dynastien so, daß er von der jetzigen aufwärts steigt; über das erste Jahrh. n. Chr. wagte er jedoch nicht hinauszugehen, da die Quellen von da an spärlicher fließen. Unter der vorletzten schwachen Dynastie der Ming war China auf seine alten Grenzen beschränkt, so wie auch unter der der Mongolenherrschaft vorhergehenden Dynastie der Sung. Aber im siebenten und achten Jahrhundert, unter den Thang, reichte Chinesisches Ansehen bis nach Persien und dem kaspischen Meer, so daß der Verf. eine bisher unglaublich geschienene Nachricht in Eichhorn's monum. p. 102, welche Fergana im achten Jahrh. zum Chinesischen Gebiete zählt, für wohl gegründet hält. Auch im innern Asien waren die Tataren, Kaschmir, Theile von Tibet und das unsern Geographen wenig bekannte Reich Purut unterworfen; lehrreich ist die geographische Beschreibung dieser Länder. Jedoch scheint dem Ref. aus den Worten der Annalen selbst hervorzugehen, daß die entfernten westlichen Länder oft nur dem Namen nach China's Oberherrschaft trugen, und daß die Furcht vor den damals in Asien erobernden Persern und Arabern die meisten Völker zwang China sich zu unterwerfen. Im Jahr 747 erreichte die Chinesische Uebermacht in Mittelasien ihren Gipfel. In den folgenden Jahrhunderten schweigen fast die Annalen vom Westen, worin das Geständniß liegt, daß die Chinesen damals sich innerhalb ihrer großen Mauer hielten; aber im zweyten und ersten Jahrhundert, unter der mächtigen Dynastie der Han, wurde die weite Herrschaft gegen Westen zum erstenmal fest begründet; auch der damals blühende Handel mit den Römern, besonders in Seide, wird in den Annalen erwähnt.

E.

Der classischen Alterthumskunde gehören folgende Abhandlungen an:

Examen du texte de Diodore de Sicile relatif au monument d'Osymandyas, par M. Gail. S. 131—213. Bekannt und auch in diesen Blättern schon besprochen ist der Streit, der sich zwischen zwey Mitgliedern der Academie der Inschriften, Letronne und Gail, über das Gebäude erhoben hat, welches die Verfasser der Description de l'Égypte für das von Diodor ausführlich beschriebene Grabmal des Osymandyas erklärten, indem der erstere von jenen beiden Gelehrten die Identität des in Ruinen noch vorhandenen und des von Diodor beschriebenen Gebäudes leugnet, und die Erzählung dieses Historikers überhaupt für eine vom Hörensagen vernommene romanhafte Beschreibung eines schon damals längst verschwundenen Bauwerks nimmt; der letztere dagegen die Erzählung Diodors als treue Beschreibung desselben Monuments, wovon die Aegyptische Commission die Trümmer gezeichnet hat, aufrecht zu erhalten sucht. Diese Ansicht führt nun auch die vorliegende Abhandlung mit einiger Breite, die man dem würdigen Verf. in allen seinen Schriften zu Gute halten mußte, durch. Der Unterz. hat schon früher (in diesen Anzeigen 1824 St. 167) seine Stimme dahin abgegeben, daß allerdings wesentliche Discrepanzen zwischen Diodor und den Ruinen nicht zu leugnen sind; daß aber auch Herr Letronne, so richtig seine Interpretations-Methode im Allgemeinen ist, einige Stellen nicht genau genug deutet, und namentlich aus den Aoristen ὑπάρξαι u. s. w. bey Diodor falsche Folgerungen zieht; daß endlich im Ganzen das Uebereinstimmende zwischen der Beschreibung und den vorhandenen Ruinen das Abweichende und Wider-

streitende darin in demjenigen Grade überwiegt, um die ursprüngliche Identität des Osymandeums Diodor's, und der Description de l'Égypte hinlänglich sicher zu stellen. Auf der andern Seite geht indeß Herr Gail oft auch gewaltsam zu Werke, um die Worte des Historikers in allen Stücken den Trümmern des Osymandeums conform zu machen, wie er denn z. B. πυλῶν λίθου ποικίλου übersetzt: ein gemahlter Pylon aus Stein, während es wirklich nur einen Pylon aus buntem Stein (Granit) bezeichnen kann. Andere unphilologische Ideen glauben wir dem Andenken des trefflichen und keine Aufopferung scheuenden Beförderers der Griechischen Literatur in Frankreich zu Liebe mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Mémoire sur la forme et l'administration de l'état féderatif des Béotiens, par M. Raoul-Rochette, p. 214—249. Die Einrichtung des Böotischen Bundes ist in neueren Zeiten durch die Arbeiten des Unterz. (um die chronologische Ordnung fest zu halten), die von Klütz, Tittmann, Poppo, Osann, Raoul-Rochette, Böckh, Wachsmuth so weit aufgeklärt worden, daß man die Untersuchungen darüber jetzt wohl, wäre es auch nur durch Stimmensammlung, zu einem allgemein befriedigenden Abschlusse bringen könnte. Da hier der Ort dazu nicht ist, so will der Rec. nur kurz angeben, welche Behauptungen der vorliegenden Abhandlung er für unrichtig hält, ohne dadurch die gegebenen Auseinandersetzungen im Ganzen ihres Werthes berauben zu wollen. Daß der Sitz der Bundesversammlung Böotiens in alter Zeit von Onchestos nach Koroneia verlegt worden wäre, kann der Rec. eben so wenig glauben, als daß das Platäische Fest der Dädala ein Bundesfest

gewesen; nirgends kommen Pambötia — der Name des Bundesfestes — vor als in Koroneia; dagegen wurden die Feste von Onchestos und Platäa von besonderen Versammlungen, die sich dazu vom Bunde unabhängig gebildet hatten, gefeyert, wie auch Wachsmuth I. S. 129 die Sache ansieht. Daß jede Bötische Stadt, welche für sich Glied des Bundes, nicht einer andern untergeordnet war, einen Bötarchen wählte, ist wenigstens für die Zeiten des Peloponnesischen Krieges nicht bloß Supposition, sondern völlig sicher. Daß bey Thukydides IV, 91 nur von elf Bötarchen die Rede ist, nimmt der Unterz. jetzt mit Poppo, Raoul-Rochette, Böckh an; nur möchte Zwölf die eigentliche Grundzahl gewesen seyn, die in spätern Zeiten wieder hervortritt. Denn die Zwölf bey Livius XLII, 43 sind zwar nicht Bötarchen des Bundes, aber doch Gegen-Bötarchen einer Partey, und lassen somit auf die Zahl der eigentlichen Bötarchen schließen. Die Inschrift von Magnesia, in welcher die Panhellenen vorkommen, behandelt Herr Raoul-Rochette nach der Voraussetzung, daß hier von einem Panhellenen-Bunde in der kleinasiatischen Stadt Magnesia die Rede sey, welche Voraussetzung aber, so viel Rec. einsieht, gar keinen Grund hat; vielmehr enthält die Inschrift ein Decret der durch andere Denkmäler hinlänglich bekannten Hadrianischen Panhellenen zu Ehren Magnesia's; der Rec. muß, um der Kürze willen, sich es verstatten, den geehrten Vf. zweymal auf seine Bücher zu verweisen, für die früher nicht gekannten Hadrianischen Panhellenen nämlich auf Aegin. p. 157, und für die Inschrift von Magnesia auf Dorier II. p. 503, wo eine Mittheilung von Böckh die Hauptsache ist.

Mém. sur l'origine des jeux scéniques

chez les Romains, et sur les lois, qui les établirent et en reglèrent la discipline, par M. Bernardi, p. 250. Eine Erzählung von der allmählichen Ausbildung und den mannigfachen Schicksalen der dramatischen Spiele in Rom, von den Tänzen der Etruskischen Ludier, den alten Saturä und Atellanen an bis zu den letzten Zeiten des weströmischen Reichs, besonders in Bezug auf die gesetzlichen Bestimmungen über die Behandlung der Histrionen im gewöhnlichen Leben und die gerichtliche Bestrafung der Vergehen, die sie sich in ihrem Geschäft zu Schulden kommen lassen konnten, bey welcher möglichst ohne Anstoß sich fortbewegenden Darstellung freylich manche schwierige Puncte mehr umgangen, als durch eindringende Untersuchung in ein neues Licht gesetzt werden.

Observations sur les fables récemment publiées à Naples et attribuées à Phèdre, par M. Vanderbourg, p. 316—362. Eine Abhandlung, die sich mit dem Resultate begnügt, das auch nicht leicht Jemand streitig machen wird, daß diese Fabeln auf keine Weise dem Phädrus angehören können, übrigens aber es zweifelhaft läßt, welchem Zeitalter und Verfasser, und ob überhaupt einem und demselben Schriftsteller und Zeitraume sie zuzuschreiben seyen.

Troisième Mém. sur le bronze des anciens et sur sa trempe par M. Mongez, p. 363—369. Die beiden frühern Abhandlungen des Verfs. über den Gegenstand, im fünften Bande der Memoiren des Instituts, hatten durch chemische Experimente nachgewiesen, daß die oft dem Stahl nahekommende Härte der alten Bronze durchaus nicht von der Eintauchung des rothglühenden Metalls in kaltes Wasser, son-

dern nur von der das rechte Verhältniß treffenden Mischung des Kupfers mit Zinn und der Abkühlung in der Luft herrühren könne. Dagegen hatte Graulhié im Magasin encyclopédique 1809 Decembre und 1810 Janvier (sur les âges d'or et d'argent, d'airain et de fer) zwey Zeugnisse des Alterthums, die klärlich von jener Eintauchung sprechen (Proklos zu Hesiod T. und W. 142. und Eustath. zur Ilias I, 236), beygebracht, welche nun Herr Mongez in vorliegender Abhandlung dadurch zu entkräften sucht, daß er ihnen des spätern Zeitalters wegen, aus dem sie stammen, die volle Beweiskraft abspricht, und dann bey ihren Urhebern eine Verwechslung voraussetzt, die in der That nicht unwahrscheinlich ist. Die alten Schwerdter, Messer, Nägel u. s. w. sind nämlich zuerst eben so wie die bronzenen Statuen gegossen, und dann erst mit dem Hammer bearbeitet, um scharf und spitzig zu werden, zu welchem Zwecke die Bronze von neuem erweicht werden mußte, ein Zweck, der gerade durch jene Eintauchung des glühend gemachten Metalls in Wasser erreicht wird. Indem nun also diese Erweichung vorhergehen mußte, um die Härtung herbeyzuführen, konnten — so schließt Herr Mongez — wenig von dem Genaueren der Sache unterrichtete Schriftsteller wohl sehr leicht auf den Gedanken kommen, diese Härtung als das unmittelbare Resultat der Eintauchung anzusehen, und die Operation, durch welche das Kupfer für schneidende Instrumente geeignet gemacht wird, als der beym Eisen angewandten völlig gleichartig vorauszusetzen.

Das Mém. sur les trois plus grands camées antiques von demselben Gelehrten, p. 370—400, führt die Deutung der drey größ-

ten unter den erhaltenen Kameen in manchen Puncten weiter aus, als es der Verf. in der Fortsetzung der Viscontischen Iconographie thun konnte. Diese drey Kameen sind bekanntlich die Wiener gemma Augustea, welche die Augustische Familie im J. 12 n. Chr. bey Tiberius Germanischem Triumph darstellt; dann der im Cabinet du Roi zu Paris befindliche Camée de la Sainte Chapelle, welcher die Augustische Familie einige Zeit nach Augusts Tode, bey der Abreise des Germanicus nach dem Orient, vorstellt; und drittens der Niederländische, auf welchem Claudius nach dem Britannischen Siege als triumphierender Jupiter nebst der Messalina und ihren Kindern zu sehen ist. Wenn wir in der Auffassung der Bedeutung dieser durch Stoff, kunstreiche Arbeit und die sinnreichste Schmeicheley gleich ausgezeichneten Prunkgeräthe des ersten Römischen Kaiserreichs den Ansichten des Französischen Archäologen im Allgemeinen beystimmen: so müssen wir in Widerspruch mit ihm tretende Discussionen über einzelne zweifelhafte Puncte hier bey Seite lassen, und können nur das bemerken, daß Herr Mongez ohne hinlänglichen Grund auf dem Pariser Cameo das Sacerdoce de la famille de Tibère pour le culte d'Auguste dargestellt zu sehen glaubt, besonders darum weil Tiberius den Krummstab oder lituus in der Rechten halte. Denn eben so wenig wie Tiberius Bekleidung und Haltung, welche ihn im Gegensatz der apotheosierten Mitglieder der Familie als irdischen Jupiter bezeichnet, das Geringste von dem Wesen eines Priesters zeigt, eben so wenig ist der lituus jemals das Zeichen eines Priesterthums z. B. der Pontifices, Flamines, gewesen; dagegen ist er

das constante Symbol der Auspicien, und es ist daher mit vollem Rechte behauptet worden, daß, wie auf dem Wiener Cameo Augustus, so auf dem Pariser Tiberius als der Gewaltige bezeichnet werde, cujus imperio auspicioque die Prinzen der kaiserlichen Familie zur Unterwerfung der noch widerstrebenden Völker des Nordens und Ostens ausziehen und sieggekrönt heimkehren.

K. O. M.

Berlin.

Bey G. Reimer: Zoologischer Atlas, enthaltend Abbildungen und Beschreibungen neuer Thierarten, während des Flottcapitains v. Kotzebue zweyter Reise um die Welt etc., beobachtet von Dr. Friedr. Eschscholtz. Erstes Heft. 15 S. mit 5 Kupfertafeln. 1829. Fol.

Bald nach dem Erscheinen der Monographie über die Acalephen kam das erste Heft dieses zoologischen Atlas in den Buchhandel. Der Verfasser verspricht, daß er diesem noch mehrere nachfolgen lassen will. Er beabsichtigt damit aber nicht allein diejenigen Thiere zu beschreiben, welche er als Begleiter des Capitains v. Kotzebue während der Jahre 1823 bis 1826 in fernen Gegenden zu Wasser und zu Lande zu beobachten Gelegenheit hatte, und welche er für neu hält, sondern er will zugleich auch andere zu den hier aufgestellten neuen Gattungen gehörige Arten abhandeln und systematische Anmerkungen aufnehmen.

Dieß erste Heft enthält fünf von Gümpel

dem jüngern vortrefflich gestochene colorierte Tafeln. Die erste stellt das Kamtschatkische Schaaf, Ovis nivicola dar; die zweyte bildet einen Vogel ab (Männchen und Weibchen), eine neue Gattung der Grallatores, die sich durch ihren kurzen an der Wurzel dicken Schnabel, der dem eines Kernbeißers ähnelt, und durch ihre ganz freyen Zehen vor allen übrigen derselben Ordnung auszeichnet. Der Verfasser nennt sie Thinocorus (Strandlerche). Das Vaterland dieses Vogels ist Chili. Auf der dritten Tafel erblickt man eine Seeschildkröte aus dem Chinesischen Meere, Chelonia olivacea. Der Verfasser vermuthet, daß sie längst bekannt, aber mit Ch. Mydas verwechselt worden sey, welche letztere vielleicht gar nicht außerhalb des atlantischen Oceans vorkommt. Die vierte Tafel gibt eine Ansicht von acht Käfern, nämlich: Omus californicus, eine neue Gattung der Cicindeliden, die ihre Stelle zwischen Manticora F. und Megacephala Latr. findet; Tricondyla cyanipes von der Insel Luzon; Pteroloma Forstroemii aus Kamtschatka; eine neue Gattung der Carabidae simplicipedes, vom Verfasser Metrius contractus genannt, aus Californien; Buprestis (Belionota) sagittaria von der Insel Luzon. Dieser Prachtkäfer bildet nach dem Verfasser, nebst mehreren andern Africanischen und Ostindischen Arten eine Untergattung, welche wegen ihres lanzenförmigen Schildchens Belionota heißen kann. Epiphanis cornutus, eine eigene Gattung in der Familie der Springkäfer. Das Vaterland dieses Thieres ist die Nordwestküste America's, die Insel Sitcha. Tryponaeus thoracicus (Bostrichus thoracicus Fabr. hist. Eleuth.). Der

Verfasser nahm diese Benennung von dem Aufenthalte des Thieres her. Es fand sich in einem Baumstamme, in den es sich einen Gang gebohrt hatte. Sein Vaterland ist das wärmere Südamerica. Cetonia (Agestrata) Luconica soll mit der C. chinensis und nigrita eine Unterabtheilung der Cetonien bilden, für die der Verfasser den Namen Agestrata geschaffen hat.

Die fünfte Tafel bezieht sich auf mehrere vom Verfasser entdeckte Acalephen, auf die zu den Scheibenquallen gehörende Familie Aequoridae Esch. Sie stellt Exemplare aus den Gattungen Tima, Aegina und Cunina dar. Wenn in den folgenden Heften die Abbildungen der neuen Acalephen fortgesetzt werden, so wird dadurch dem Mangel ausgeführter Abbildungen, der in des Verfassers Monographie empfunden wird, einigermaßen abgeholfen werden. Weil jene Schrift nicht bloß eine vergleichend anatomische, sondern auch eine zoologische ist, so gehörten die hier gelieferten colorierten Abbildungen eigentlich passender dorthin. Eben so hätte es gewiß ein jeder Leser lieber gesehen, wenn ein jedes einzelne Heft des zoologischen Atlas für eine bestimmte Thierclasse eingeräumt wäre. Es würde dann ein Band für Ornithologie, ein anderer für Entomologie, ein dritter für Mollusken u. s. w. entstanden seyn und das Werk gewiß mehr Käufer finden, als bey dieser Vertheilung der Gegenstände, welche z. B. den Ornithologen nöthigt, zugleich Abbildungen anderer Thiere mit zu kaufen, für die er sich vielleicht wenig interessiert.

W. Hy.

Leipzig.

In der Hartmannschen Buchhandlung: Das philosophische Strafrecht, begründet auf die Idee der Gerechtigkeit. Zur Kritik der Theorien des Strafrechts, von Heinrich Richter, Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. 1829. XXXII und 287 Seiten in 8.

Eine beurtheilende Darstellung der bisherigen Grundlagen des Strafrechts, und zwar von dem Standpuncte des absoluten Rechts, um, nach der eigenen Bemerkung des Verfassers, nicht sowohl eine neue und eigenthümliche Theorie der Strafe zu begründen, als vielmehr die Wahrheit der bisher gültigen Lehren und ihre Bedeutung für die Wissenschaft zu erkennen. Sie zerfällt in 8 Abschnitte, welche die gleich folgenden Gegenstände umfassen. 1. Recht, Sittlichkeit und Religion. 2. Das Recht. 3. Die Gerechtigkeit. 4. Das Verbrechen, nebst einem Anhange von der Nothwehr. 5. Die Strafe. 6. Politik der Strafe. 7. Das Gericht. 8. Die Strafmittel. Die Grundzüge der von dem Verfasser gewählten Darstellung, die wir so viel möglich mit seinen eigenen Worten andeuten wollen, sind folgende. Das Recht als allgemeine Basis der menschlichen Gesellschaft ist nicht irgendwo und irgendwenn erfunden oder künstlich gebildet worden, sondern überall und unter allen Umständen ein nothwendiger Ausfluß aus der Natur des Menschen. Es gehört keiner Zeit eigenthümlich zu, sondern wir finden es als den

natürlichen Zustand unsers Geschlechts in allen menschlichen Verhältnissen begründet. Aus der Idee desselben ergibt sich die Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Staaten, in welchen das wahre concrete Recht auf mannigfaltige Art bestimmt erscheint. Ein abstractes Naturrecht hält der Verfasser für eine Chimäre, welche ihrer Natur nach mehr auf Untergrabung als Befestigung der Staaten wirken müsse. Den Gesichtspunct der Strafe findet er in der Idee der Gerechtigkeit als der Grundlage des Rechts, des Staates und aller seiner nothwendigen Folgen. — Die Entwickelung dieser Grundsätze ist mit vieler Sachkenntniß, aber, wie es uns scheint, viel zu wortreich, viel zu sehr im Allgemeinen schwebend, und nicht immer mit jener philosophischen Ruhe und Unbefangenheit ausgeführt, die man bey Abhandlungen dieser Art ungern vermißt. Welches auch unsere Abweichung von einzelnen Ansichten und Behauptungen seyn dürften, so haben wir uns mit Vergnügen überzeugt, daß der Vf. durchweg den humansten und edelsten Maximen der ausgezeichnetsten Staats- und Criminalrechtslehrer aller Jahrhunderte huldigt. Von einer näheren Prüfung einzelner Behauptungen des Verfassers kann nur bey dem Erscheinen der 'umfassenden Arbeit' die Rede seyn, an welche sich, laut der Vorrede, dieses Buch als Theil anschließt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.
Den 12. Julius 1830.

Göttingen.

Der Tag der dritten Säcularfeyer der Uebergabe der Augsburgischen Confession, der 25ste Junius, ward auch von unserer Universität nicht weniger als der Stadt feyerlich begangen. Durch ein Programm aus der theologischen Facultät: Expenduntur ethicae Confessionis Augustanae causae atque rationes (wovon wir nächstens eine genauere Anzeige geben werden), ward dazu eingeladen. Der Morgen des Tages war der kirchlichen, der Nachmittag der academischen Feyer gewidmet. Von Hn. Doctor und Superintendenten Ruperti, als erstem Universitätsprediger, ward vor einer sehr zahlreichen Versammlung der Gottesdienst in der Universitätskirche mit einer ergreifenden Predigt, so wie bey der Nachfeyer am Sonntage den 27sten von Hn. Repetent Göschen, gehalten. Am Nachmittage des ersten Tages versammelte sich das Corps der Universität, und die dazu eingeladenen Behörden, auf der Bi-

bliothek, von wo sich alsdann der Zug in das, von den Studierenden angefüllte, große Auditorium verfügte. Hier ward zuerst von der Singacademie unter der Leitung des Hn. Musikdirectors Dr. Heinroth das Veni sancte spiritus angestimmt, nach welchem der Herr Consistorialrath Abt Pott, jetziger Decan, den Catheder bestieg, und in einer lateinischen Rede: de Augustana confessione e consilio, principio ac momento ipsius recte aestimanda, habita simul protestantismi, quem vocant, ratione, handelte. Auf diese folgte nach dem einstimmigen Beschluß der theologischen Facultät die Proclamation von acht hochverdienten Gottesgelehrten als Doctoren der Theologie. Ihre Namen sind:

1. Joachim Friedrich Christoph Brandis, Königl. Hannoverscher Consistorial-Rath, General-Superintendent des Fürstenthums Hildesheim, Special-Superintendent der Dioces Alfeld, auch Pastor primarius an der Nicolai-Kirche daselbst.

2. Joseph von Szatmary, Superintendent der Gemeinden Helvetischer Confession im Ungarischen Districte diesseits der Theis, auch Pastor primarius der Miscoltzienfischen Gemeinde.

3. Joh. Gregor Grotefend, General-Superintendent des Fürstenthums Grubenhagen, Special-Superintendent der Dioces Clausthal, auch Pastor primarius an der h. Geist-Kirche daselbst.

4. Paulus Bilnitza, Superintendent der Gemeinden Augustanischer Confession, im Ungarischen Districte diesseits der Donau, auch öffentl. ordentl. Professor der Pastoral-Theo-

logie und des Kirchenrechts am Lyceum zu Preßburg.

5. Peter Wilhelm Heinrich Hoßbach, Superintendent der Berlinischen Diöces, und Prediger an der neuen Kirche zu Berlin.

6. Franz von Tóth, Superintendent der Gemeinden Helvetischer Confession im Ungarischen Districte jenseits der Donau, Pastor primarius zu Pápa, und Prof. der Theol. am Lyceum daselbst.

7. Joh. Aegid. Ludw. Funk, Pastor primarius an der Marien-Kirche zu Lübeck.

8. Jacob Glatz, K. K. Consistorialrath Augustanischer Confession zu Wien.

Nach geendigter Rede ward von der Singacademie Luthers unsterbliches Lied: Eine feste Burg ist unser Gott rc. nach der Buttmannschen Lateinischen Uebersetzung: Arx firma Deus noster est etc. gesungen; beide lateinische Gedichte aber gedruckt unter die Anwesenden vertheilt.

Wenn diese Feyer vielleicht noch glänzender anderwärts begangen ward, so blieb der Georgia Augusta dafür Ein Vorzug, den sie nicht mit andern zu theilen hat. Noch lebt und wirkt auf ihr der ehrwürdige Greis, der Geschichtschreiber des protestantischen Lehrbegriffs — seinen Namen nennt mit Ehrfurcht die protestantische Welt. Wie hätte ohne die Erinnerung an Ihn diese Feyer vorübergehen können? Aber noch ein besonderer Umstand mußte sie lebhafter hervorrufen. Es sind gerade jetzt funfzig Jahre, als Gottlieb Jacob Plank, zuerst als Prediger bey der damaligen Academie in Stuttgard im Jahre 1780 (demnächst 1781 als academischer Lehrer in Tübingen, und seit 1784

auf der hiesigen Universität) in den Dienst der evangelischen Kirche trat. Was Er in diesem halben Jahrhundert als öffentlicher Lehrer, was Er als Schriftsteller ihr war, dieß wissen Alle, denen ihr Wohl nicht gleichgültig ist. So wurden dann aus vollem Herzen öffentlich, in der Kirche und im Hörsaal, so wie in der Stille, die Glückwünsche ihm dargebracht, und vereinigt mit denselben die Wünsche — gewiß stimmen in sie nicht bloß seine Glaubensgenossen, sondern auch die Mehrzahl derjenigen ein, zu denen Er, der Herold der christlichen Eintracht und Friedensliebe in seinen Schriften einst 'die Worte des Friedens' sprach, — daß er noch lange unter uns weilen, und sollte Er einst zu einer höhern Bestimmung eingehen, es ihm nie an würdigen Nachfolgern fehlen möge!

Worms.

Bey Kunz: Der Reichstag zu Worms, nebst Gedanken über die Reformation, von Theodor Schacht. 1829. 42 S. in 8.

Diese kleine Schrift ist eigentlich ein Commentar zu einem lithographierten Blatt: Luther vor Kaiser Carl V. und der Reichsversammlung. — Der 17. April 1521, der Tag an welchem Luther vor dem Reichstage zu Worms stehend, und, von der Reichsacht und vielleicht dem Scheiterhaufen bedroht, durch die Verweigerung des geforderten Widerrufs seine Reform unerschütterlich begründete, ist — wenn man seine unermeßlichen Folgen in Erwägung zieht — der größte Tag der neuern Geschichte. Die große Scene verdiente, wenn irgend eine, wohl bildlich dargestellt zu werden, und wir freuen uns sagen zu können, daß dieß auf dem hier anzu-

zeigenden Kunstblatt von App und Anschütz, so weit es hier ausführbar war, auf eine würdige Weise geschehen ist. Die Kunst ist hier, so viel immer möglich, der Geschichte treu geblieben; nicht nur in der Darstellung des Locals, sondern auch der Personen. Es sind keine Gebilde der Phantasie, sondern, so weit man sie sich verschaffen konnte, Portraits. Und hätte auch die Kunst nicht das Ihrige gethan, wen würde nicht schon die Darstellung der größten Männer jener Zeit interessiren? Die Versammlung war die erste und größte der damaligen Welt. Der Kaiser in Person führte den Vorsitz, umgeben von den sämmtlichen Churfürsten, gleichfalls in Person; fast alle Fürsten des Reichs, weltlichen und geistlichen Standes, über 60 an der Zahl, ferner über hundert Grafen und Ritter, viele Prälaten, Doctoren der Theologie, und andere hervorragende Männer ihrer Zeit waren zugegen. Wo hätte das damalige Europa, ja wo hätte die Nachwelt, eine ähnliche Versammlung aufzuzeigen gehabt?

Das Blatt enthält über sechzig Figuren. Die Gruppierung hatte also ihre Schwierigkeiten, die jedoch auf das glücklichste überwunden sind. Der entscheidende Augenblick ist gewählt, wo Luther, den Widerruf verweigernd, die Worte ausspricht: 'Ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!' Im Vordergrunde steht der große Reformator, mit zum Himmel erhobenen Blick; in seiner Augustiner Mönchstracht; ihm gegenüber Johann von Eck, der ihm die Fragen vorlegte; hinter ihm sein Anwald Dr. Schurf. Im Hintergrunde, aber in voller Größe hervortretend, der Kaiser auf seinem Thron, in ganzem Ornate, umgeben von seinem Hofstaat und Leibwache; neben ihm stehend sein jüngerer Bruder Ferdinand. Die

weitere Vertheilung ist so gemacht, daß dem Kaiser zur Rechten die geistlichen, zur Linken die weltlichen Fürsten ihre Plätze haben. In der vordern Reihe zur Rechten sitzen daher die drey geistlichen Churfürsten, Albrecht von Mainz, Hermann von Cölln und Richard von Trier. Hinter ihnen stehend gegen dreyßig geistliche Herren, Aebte, Bischöfe, Cardinäle, Mönche, mit ausdrucksvollen Stellungen und Gesichtern. Zur Linken in der vordern Reihe, jenen gegenüber, sitzen gleichfalls die drey weltlichen Churfürsten, Joachim von Brandenburg, Friedrich der Weise, Ludwig von der Pfalz. Neben dem ersten steht der Jüngling Philipp von Hessen auf sein Schwert gestützt, eine herrliche kraftvolle Gestalt. Hinter den Churfürsten gleichfalls gegen dreyßig fürstliche Personen, aus dem Welfischen, Hohenzollerschen, Wittelsbachischen und Sächsischen Hause. Das leider nicht mehr vorhandene Local in dem Bischöflichen Saale ist nach einer alten Zeichnung in der Mengerschen Sammlung, ohne alle Zusätze und Verschönerungen, gewissenhaft copiert.

Wir erinnern uns kaum ein neueres Blatt gesehen zu haben, das uns zugleich durch den dargestellten Gegenstand und durch die Ausführung mehr angesprochen, oder vielmehr ergriffen hätte. Und doch ist uns (vielleicht durch unsere Schuld) noch keine Anzeige davon, selbst in Kunstblättern vorgekommen. Die kleine Schrift des Hn. Schacht enthält in vier Abschnitten: 1. Etwas über die Nothwendigkeit der Reformation. 2. Geschichtlicher Bericht über den Reichstag zu Worms. 3. Blick auf die Folgen der Reformation. 4. Erläuterung des lithographierten Blatts. Dieß Alles mit Würde und Klarheit; es ist gesagt was zum Verständniß gesagt werden mußte, ohne prunkvolle Rede, aber mit wahrer Theilnahme und Ge-

fühl. Angehängt ist dann noch ein Verzeichniß der auf dem Reichstage anwesenden Personen, meist aus Luthers eigenen Nachrichten geschöpft.

Unser Vaterland ist jetzt reich an kunstliebenden Fürsten und Großen. Möchte es Einem von ihnen doch gefallen, dieß lithographierte Blatt im Großen als Oelgemälde, oder auch Wandgemälde, von einem unserer ersten Meister ausführen zu lassen! Es würde — kein Cabinets- aber ein National-Stück — sich herrlicher belohnen, als der oft so übertrieben theure Ankauf irgend eines einzelnen Stücks von ältern Künstlern. Mehr als Einer unserer Königsthrone und Fürstenstühle ist durch jenen Tag für seine Besitzer gegründet worden; sollte er es denn nicht verdienen, in möglichst treuer Abbildung, seiner Größe gemäß, dargestellt zu werden? Hn.

Freyburg im Breisgau.

Von der für Beförderung der Literatur und Kunst so thätigen Herderschen Buchhandlung haben wir einige Sendungen erhalten, die zwar ihrer Natur nach keine ausführliche Recensionen in unsern Blättern gestatten, zu deren Bekanntmachung und Empfehlung wir aber gern beytragen.

I. Pantheon der berühmtesten Menschen aller Zeiten und Völker, in einer chronologisch-ethnographisch geordneten Sammlung von Bildnissen nach den vorzüglichsten Original-Kupferwerken, Medaillons, Antiken rc. mit kurzen biographischen Notizen und einer gedrängten Uebersicht der politischen, kirchlichen, Literatur- und Kunstgeschichte, bearbeitet durch eine Gesellschaft von Gelehrten; zugleich auch einen Supplement-Kupferband zum Conversations-Lexicon bildend. Erste Abtheilung, politische und kirchliche Welt — Regenten und Fürsten. Erstes Heft. 1829. gr. 4. Der ausführliche Titel deutet schon an, was man

in diesem Werke zu suchen haben wird. Das hier erschienene erste Heft enthält zehn lithographierte Blätter, jedes mit zwanzig Köpfen von Regenten aus dem Alterthum und Mittelalter. Wer die großen Schwierigkeiten kennt, beglaubigte Portraits aus jenen frühern Zeiten zu erhalten, wird auch darnach seine Forderungen abmessen. Der Kunsthandlung sind wir das Zeugniß schuldig, daß sie keine Mühe und Kosten gespart hat, das Möglichste zu leisten. Wir glauben, daß besonders bey dem historischen Jugendunterricht solche Abbildungen sehr nützlich sind, den Vortrag zu beleben, und das Erzählte dem Gedächtniß einzuprägen.

II. Neuer allgemeiner Hand- und Schul-Atlas in sechs und zwanzig Blättern, zum geographischen Gebrauch und Unterricht für alle Stände, queer Folio. 1829. Dieser Atlas empfiehlt sich dadurch, daß neben der politischen, auch auf die physische Geographie, Lauf der Bergketten und der Flüsse Rücksicht genommen ist. Von den 26 Blättern sind 17 Europa, 4 Asien, 1 Africa, 3 America und 1 Australien gewidmet.

III. Kaufmännischer Schreibmeister von W. Scharrer, 22 Blätter in Fol. Enthält Muster kaufmännischer Geschäftsbriefe in Deutscher, Französischer, Englischer u. Italiänischer Sprache.

IV. Vorschriften von demſ., in 3 Heften, in Deutscher, Französischer und Englischer Schrift.

V. Musterblätter des Freyburgischen Kunstinstituts, kl. Fol. Sie enthalten in zwölf Blättern Proben der verschiedenen Unternehmungen dieser Handlung. Es mag uns erlaubt seyn, dieser Anzeige noch einen Wunsch hinzuzufügen. Die große Fracturschrift auf den Titeln wird jetzt häufig so mit seynsollenden Verzierungen überladen, daß das Lesen dadurch oft äußerst erschwert wird. Sollte es nicht wünschenswerth seyn, hier wieder zu der frühern Einfachheit zurückzukehren? Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.
Den 15. Julius 1830.

Mainz.

Bey Müller: Der Kaiserdom zu Speyer, eine topographisch = historische Monographie von Geißel, Domcapitular und geistlichem Rath zu Speyer. 1828. 2 B. in 8.

So wie der Titel dieses Buchs die Isolierung seines Gegenstandes von allen gleichzeitigen Begebenheiten außerhalb der Mauern der Stadt andeutet, so bevorwortet überdieß die Vorrede, daß der Zweck des Verfs. nur auf die äußern Verhältnisse und Schicksale dieses, eines der ältesten deutschen Domcapitels, gerichtet gewesen sey. Unter diesen Umständen ist das Publicum eines solchen Buchs in der Regel nur in den Bewohnern des Orts zu suchen, denen dadurch Straßen, Plätze und Gebäude mit den Sitten und Characteren der Vorzeit belebt werden; allein bey den Schicksalen einer Stadt, wie sie hier geschildert werden — wer überhaupt könnte sich da der Theilnahme enthalten! Nur möchte für solche Leser diese Theilnahme durch eine gedrängtere Zusammenstellung gewonnen haben. Un=

gedruckte Quellen von Bedeutung haben dem Vf. nicht zu Gebote gestanden. Wie wäre das auch zu erwarten gewesen, wenn wir lesen, daß allein bey Louvois Mordbrennerzüge nach Speyer 138 Mehlfässer voll stiftische und städtische Urkunden gestampft und nach Straßburg geführt wurden (die Franzosen vermutheten hier, einer alten Sage nach, die Burgundischen Archive), die niemals wieder zum Vorschein gekommen sind; und daß der noch gerettete Rest unter Custine nach Landau gebracht, hier später zu Patronen verarbeitet, und diese bey Austerlitz gegen die Russen verschossen worden sind (B. 2. S. 172). In der, im Sturme der Völkerwanderung gefallenen Nemeterstadt erhob sich unter den Fränkischen Königen eine Kathedralkirche. Dagobert baute den Dom zu Speyer. Conrad II. faßte 1027 den Entschluß, einen neuen Dom, eines Kaisers würdig, zu erbauen; er wurde im neugriechischen Styl (mit Rundbogen) aufgeführt, wiewohl erst unter Heinrich IV. vollendet. Seine Leiche lag hier begraben, und über der Thür der Sacristey las man die Inschrift: Conrado II. qui hanc Deo sacram fundavit aedem ac sibi suisque successoribus cis alpes reliquit sepulturam, salus. Er gab dem neuen Münster eine eigene Brüderschaft, die Stuhlbrüder. 'Zwölf Männer, so lautete die Stiftung, sollen alltäglich siebenmal, zu den sieben Tagzeiten, in geistlichem Kleide, mit weißer Haube, schwarzer Kappe und schwarzen ledernen Chorhüten ins Münster kommen, und neben den Gräbern der Kaiser, in ihren besondern Stühlen sitzend, zweyhundert Paternoster und Ave beten.' Auch befolgten Conrads Nachfolger im Reiche diese Ordnung, und es wurden daselbst während des Ablaufs von drittehalb-

hundert Jahren acht Kaiser, drey Kaiserinnen und eine Königstochter begraben. Indessen bezeichneten die Monumente an den Wänden der Kirche nicht die Stelle des Grabes; überdieß war der alte Münster 1450 in Gefolge eines Wetterstrahls niedergebrannt; die Franzosen hatten 1689 vollends alles verwüstet; niemand wußte anzugeben, wo die Gräber sich befänden: als der letzte Habsburger, Karl VI. eine Gesandtschaft nach Speyer sandte, um die Kaisergruft zu untersuchen. Das Domcapitel gestattete die Nachforschung bey verschlossenen Thüren und unter Zuziehung des, als Speyerscher Geschichtforscher bekannten Subrectors Litzel. Eine betagte Französin La Beau wollte wissen, daß der Eingang unter der Crypta zu suchen sey; allein die Arbeit war hier, wie an einigen andern Stellen vergeblich. Erst unter dem Königchore stieß man auf Gebeine, schwarze Marmorplatten (wiewohl ohne Inschrift) und hölzerne Särge in Bley gefaßt. Die Arbeiter warfen Knochen, Schulterblätter und einen Kopf heraus. Litzel ergriff den Kopf, betrachtete ihn und sagte: 'Diesen Kopf kenne ich, er gehört Kaiser Albrecht, und diesen Hieb hat ihm der von Palm gegeben.' Der Kopf war über dem linken Auge durch die ganze Hirnschale gespalten, drittehalb Zoll lang. Bey dem Kopfe lag ein zerbrochener Degen. Da die Nachforschung mit so wenig Ordnung geschehen konnte, so gab man sie auf. — 1146 predigte St. Bernhard hier den Kreutzzug; Conrad III. brach in Thränen aus, schwur den Zug zu unternehmen, trug auf seinen Schultern den frommen Mann durch das Gewühl aus der Kirche und begleitete ihn dann ehrfurchtsvoll in die Herberge, wo er abgetreten war. — 1350 erschienen auch zu Speyer

die bekannten Geißelbrüder. Viele Einwohner vom Geiste der Buße getrieben, schlossen sich dem Zuge an, aber die Meister hielten strenge Musterung. Nur wer mit seiner Hausfrau Willen in den allgemeinen Seckel auf jeden Tag vier Heller zuschoß, beichtete und zum Abendmahle ging, und allen Satzungen der Meister unbedingten Gehorsam schwur, ward der Gnade würdig befunden. Ueber hundert Speyrer bestanden die Probe, und zogen dann mit dem Haufen singend und sich geißelnd den Rhein hinauf nach Straßburg. Ein Theil wandte sich dann nach Avignon zum Papste; doch der 'coepit rem altius considerare' und schlug sie mit Bann, worauf die Schwärmer in wenigen Tagen verschwanden. Solche Scenen waren jedoch nur Erscheinungen in einzelnen Jahren der innern Ruhe; in der Regel aber schien es, als ob auf diesen Gräbern der Kaiser das concentrierte Bild des deutschen Reichs in seiner Widersetzlichkeit, Empörung und dem Geiste ewiger Befehdungen aufgeführt werden sollte. Ursprünglich waren alle kaiserliche Gnaden- und Freyheitsbriefe für Stift, Dom und Stadt gemeinschaftlich ertheilt; die Anwendung aber, die jeder Theil von seinen Privilegien machte, bedrohte die Existenz des andern. Bald zankte das Capitel mit Rath und Bürgerschaft über Umgeld und Weinschank, bald mit den Zünften über den Zoll, bald unter sich wegen der Bischofswahl: nur wer für den Augenblick die Gewalt hatte, blieb für den Augenblick oben. Waren die Domherren vertrieben und lagen draußen, so kamen sie mit Hülfe des benachbarten Adels zurück; waren sie drinnen, so brachten sie die Bürgerschaft auf ihre Seite und überfielen den Adel. Sonderbar, daß während man jeder richterlichen

Entscheidung solcher Streitigkeiten Trotz bot, man sich doch durch gleichsam symbolische Affronte, die eine Partey der andern anthat, ängstlich im formellen Besitzstande zu erhalten suchte. Bald ließ der Magistrat in einer Nacht alle Hausthüren der Domherren auswendig mit Bohlen vernageln; bald wurden die Rathsherren zur Beysetzung eines verstorbenen Bischofs eingeladen, um die hergebrachten Worte des Dombechanten zu vernehmen: hier seht ihr euren Herrn! während die anwesenden Rathsglieder jedesmal erwiderten: hier sehen wir euren Herrn, Gott erbarms! worauf dann der alte Hader über die Hoheitsrechte des Bischofs von neuem ausbrach. Kaum hatten endlich die letztern Jahre den Dingen die Wendung gegeben, daß jene ewigen Streitigkeiten nur noch in den Proceßacten des Reichskammergerichts geführt wurden, als von Frankreich her Louvois es übernahm, den Ort bis auf den Boden zu vertilgen. Die Beschreibung ist Schauder erregend. Der Intendant Monclar eröffnete dem Magistrate: 'Binnen sechs Tagen muß die Stadt von allen Einwohnern mit Weib und Kind geräumt seyn; 400 Wagen werden kommen, das Eurige wegzuschaffen. Der König befiehlt, daß jeder Speyrer sich im Oberelsaß, Burgund oder Lothringen häuslich niederlasse; wer über den Rhein sich oder das Seinige zu retten sucht, stirbt am Galgen oder unterm Gewehrfeuer.' Ein Grandprevot mit vierzig Strickreitern zog ein, wahre Boten des Todes; sie waren blau gekleidet, trugen statt der Französischen Lilien Galgen und Rad auf ihren Wehrgehängen gestickt, und auf den Achseln ein Bündel Stricke. Brandwürste wurden an den Häusern angeschlagen und von Dach zu Dach gezogen. Am Morgen des drit-

ten Pfingsttages rasselte die Trommel durch die öde Stadt; die Garnison zog aus, Monclar gab hastig noch einige Orders; nur die Mordbrenner blieben zurück, ihr Werk zu leiten. Drey Tage und drey Nächte dauerte der Brand, und die uralte freye Stadt Speyer verging unter den Brandfackeln des 14ten Ludwigs, den seine Hofleute den Großen nannten. Auf der Brandstelle erschien nun Französisches Raubgesindel um die Kaisergräber zu erbrechen; ihnen folgten Mineurs mit Pickeln und Brecheisen um sogar die Keller unter den Hausplätzen zu sprengen und 42 öffentliche Brunnen zu verschütten. So lag zehn Jahre lang Speyer mit seinem Dome darnieder, still und grauenvoll wie ein Ort, auf dem der Fluch ruht. Noch war die Generation nicht ausgestorben, die dieß erlebt hatte, als (1734) die Stadt sechs Wochen abermals von einem Französischen Corps unter Marschall Berwick beschossen, und nach dreyzehnmaligem vergeblichen Sturme genommen wurde. Ein halbes Jahrhundert hindurch folgte endlich Ruhe und Frieden, als eine neufränkische Armee unter Custine herannahte; Freyheit und Gleichheit ward für die Zukunft versprochen, für den Augenblick aber gebrandschatzt. Innere und äußere Feinde boten sich jetzt zum erstenmal die Hand, um das Bild der Verwüstung an dem Dome durch Menschenhände weiter zu treiben, als es jemals der Zeit und den Elementen gelungen war. Ein Französischer Architect erschien, und entwarf den Plan, wie aus den Ruinen ein Triumphbogen zu Ehren der großen Nation aufzuführen sey. Er bot den Speyern die einfache Inschrift an:

Leurs Vertus Effacent nos Régrets.

Bl.

Göttingen.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts, nebst beygefügten Quellen von Wilh. Theod. Kraut, außerord. Prof. der Rechte. 1830. XXIV u. 386 S. in 8.

Nach des Vfs. Ansicht von dem Studium des Rechts auf Universitäten darf es nicht Zweck des Lehrers seyn, dem Zuhörer einen bis in das kleinste Detail so verarbeiteten Stoff zu übergeben, daß dieser späterhin in seinem Geschäftsleben das Gelernte muß unmittelbar anwenden können, und er etwa nur in seinem Hefte nachzuschlagen braucht, um darin eine Entscheidung des ihm vorliegenden Falls zu finden. Denn hierdurch wird gerade die eigentliche juristische Thätigkeit, welche durch das Studium auf Universitäten geweckt werden soll, getödtet, und der Zuhörer oft ein so geistloser Jurist, daß er, wenn ihn sein Gedächtniß, sein Heft und seine gewöhnlichen Compendien verlassen, von aller Hülfe entblößt ist. Vielmehr muß nach seiner Ansicht der Lehrer dahin streben, in dem Zuhörer eine gewisse juristische Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit auszubilden, welche diesen in den Stand setzt, nicht nur die Literatur seines Fachs gehörig zu gebrauchen, sondern auch aus den allgemeinen Grundsätzen, welche er auf der Universität erlernt hat, selbst Principien zu entwickeln, nach welchen der ihm vorliegende Fall entschieden werden kann. Auch hält der Vf. eine solche Methode bey dem Vortrage des deutschen Rechts für weit wichtiger, als bey dem des Römischen Rechts, weil es bey der Anwendung des Letzteren doch am Ende immer darauf hinausläuft, was in demselben geschrieben steht, und hier also eine richtige Erklärung der einzelnen Stellen von wesentlichem Nutzen ist, da-

hingegen bey dem deutschen Recht, da dieses fast ganz und gar ungeschriebenes Recht ist, von einem solchen Detail gar nicht einmal die Rede seyn kann, sondern es bey diesem besonders auf eine richtige und gründliche Entwickelung der allgemeinen Principien desselben ankömmt. Eine solche muß sich aber nothwendig auf die Quellen, welche Zeugniß von dem vorhandenen Recht geben, stützen; und der Zuhörer ist zum Studium dieser anzuhalten, damit er sehe, wie der Lehrer das, was er ihm vorträgt, aus denselben entwickelt hat, und er hierdurch lerne, sie auf gleiche Weise zu gebrauchen. Leider sind aber die Quellen des deutschen Rechts bisher noch so wenig bearbeitet, und die vorhandenen Bearbeitungen so wenig zugänglich, daß die meisten Zuhörer nicht im Stande sind, sich auch nur mit den wichtigsten derselben bekannt zu machen. Aus diesen Gründen entschloß sich der Vf. eine Chrestomathie von Beweisstellen für seine Zuhörer zu sammeln, und eine solche ist es gerade, welche den Hauptinhalt der vorliegenden Schrift ausmacht. Da sie besonders für seine Vorlesungen bestimmt seyn sollte, so verband er damit einen Grundriß (in der jetzt gewöhnlichen Bedeutung dieses Ausdrucks) zu denselben, und ließ unter jeder Ueberschrift eines Paragraphen die zu diesem gehörigen Beweisstellen abdrucken. Auch die Angabe einiger Literatur hielt er seinem Zweck angemessen; jedoch machte er es sich dabey zum Gesetz nur die wichtigsten Werke und Abhandlungen anzuführen, und unter diesen auch nur solche, welche ihrer wissenschaftlichen Haltung wegen dem Zuhörer schon zum Lesen auf der Universität empfohlen werden können.

Kraut.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.
Den 17. Julius 1830.

Frankfurt am Main.

Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von Fr. Chr. Schlosser und G. A. Bercht. Erster Band. 1830. 330 S. in 8.

Aus der Vorrede: ——— 'Der größere Theil solcher Recensionen (nämlich der historischen) wird an die Wenigstfordernden, also an Stümper oder Anfänger verdungen, die im Dunkel ihrer Anonymität nicht einmal in den heilsamen Fall kommen können, sich ihrer Pfuscherey schämen zu müssen. Wir (die Herausgeber) werden daher keine Recension aufnehmen, deren Verfasser nicht den Muth hat sich zu nennen, so wie wir auch diejenigen, welche den Pelz waschen möchten ohne ihn naß zu machen, höflichst ersuchen, nicht bey uns anzuklopfen.' —— Uebrigens wird man es möglichst so einzurichten suchen 'daß jeder Hauptpastor Götze seinem Lessing begegne.'— Unsere Leser werden hiernach sowohl den Geist als den Ton dieser neuen Zeitschrift hinreichend beurtheilen können. Wir würden nicht von ihr sprechen,

wenn wir nicht glaubten sie einmal erwähnen zu müssen, um unser künftiges Stillschweigen zu rechtfertigen; da sie, wie es scheint, hauptsächlich gegen Göttingen gerichtet seyn soll, welches überhaupt, vor allen jedoch der Verfasser dieser Anzeige, bekanntlich das Unglück hat, bey Herrn G. H. R. Schlosser in tiefster Ungnade zu stehen. Gleich dieses erste Heft enthält bereits zwey Aufsätze polemischer Art; den einen gegen eine Recension in diesen Blättern, die ihr Verfasser, wenn er es nöthig findet, vertheidigen mag; den andern gegen den Unterzeichneten, worauf es keiner Antworten bedarf, da sie längst in seinen Schriften stehen. Indessen ist ihm doch nun die Ehre zu Theil geworden, der Erste zu seyn, der sich seinen Lessing gegenüber gestellt sieht. Selbiger nämlich ist der Herr Doctor G. A. Bercht, wohnhaft in Frankfurt am Mayn.

Hn.

Berlin.

Bey Reimer: Antiquitatis Romanae Monumenta legalia extra libros juris Romani sparsa, quae in aere, lapide, aliave materia, vel apud veteres auctores extraneos, partim integra, partim mutila, sed genuina supersunt. Delectu, forma et variarum lectionum adnotatione usui expeditiori adcommodavit, tum notitiam historico-literariam omnium, quotquot ex illo genere exstant, Monumentorum, tam legalium, quam aliorum praemisit Dr. Christ. Gottl. Haubold. . . . Opus ex adversariis defuncti Auctoris, quantum fieri potuit, restituit Dr. Ernestus Spangenberg. . . .

1830. CXXXII und 299 Seiten gr. Octav. (Nebst einer Tafel in Fol.).

Den Verehrern des sel. Haubold ist es unstreitig schon seit längerer Zeit bekannt gewesen, daß dieser um unsere Wissenschaft unsterblich verdiente Mann, während einer Reihe von Jahren die Absicht hegte, eine Sammlung sämmtlicher, außerhalb dem Jus Antejustinianeum und dem Corpus juris Justinianei zerstreuten und uns erhaltenen, Denkmäler des römischen Rechts zu veranstalten, und solchergestalt Dasjenige nach einem erweiterten Plane auszuführen, was in dem von Fulvius Ursinus besorgten Anhange zu Antonius Augustinus de Legibus, und andern Werken, zuletzt aber von Terrasson in dem Anhange zu seiner Histoire de la Jurisprudence Romaine, nur sehr unvollkommen begonnen ist. Dem Unterzeichneten wurde diese Absicht des hochverdienten Mannes erst im Jahre 1820 kund, als er, einen ähnlichen Plan hegend, denselben um seine Ansicht über die Ausführung desselben ersuchte, und nun leider inne wurde, daß er in eine Collision mit ihm gerathen war. Daß sich der Unterzeichnete sofort bereit erklärte, zurücktreten zu wollen, bedarf kaum einer Versicherung, denn wie hätte es diesem nur entfernt einfallen können, ein Unternehmen zu stören, welches nur allein von jenem, auf eine würdige und der Wissenschaft ersprießliche Weise ausgeführt werden konnte! Nichts desto weniger sah sich der Unterzeichnete, durch die dringendsten Aufforderungen des sel. Haubold genöthigt, wenigstens einen Theil seines Plans auszuführen, und diejenigen juristischen Urkunden zu bearbeiten, welche in seinen Tabulis negotiorum sollemnium, im Druck erschienen

sind. Dagegen hatte sich Haubold die Bearbeitung der gesetzlichen Denkmäler (Monumenta legalia von ihm bezeichnet) vorbehalten.

Haubolds für die Wissenschaft so schmerzlich und frühzeitig erfolgter Tod hat ihn verhindert, auch diese sich gemachte Aufgabe zu lösen, und so gelangte, auf Veranlassung jener mit ihm von dem Unterzeichneten gepflogenen, und unter seinem Nachlasse vorgefundenen Correspondenz, von Seiten seiner Hinterbliebenen die Anfrage an den Unterzeichneten: ob er nicht geneigt sey, dieses Werk aus den Papieren des Verstorbenen, zum Druck zu befördern? So sehr der Unterzeichnete seine Unfähigkeit fühlte, solchergestalt in die Fußstapfen des Verstorbenen zu treten, und so sehr er es gewünscht hätte, daß dieser Antrag einem Gelehrten im wahren Sinne dieses Worts — da sich der Unterzeichnete nur zu den Geschäftsmännern rechnen darf — geworden wäre; so erklärte er sich dennoch in der Rücksicht, daß nach der Versicherung der Hinterbliebenen, die Besorgung der Herausgabe von andern Verehrern des Verewigten bereits abgelehnt worden sey, und in der Hoffnung, daß sich unter dem literarischen Apparate zu diesem Werke, bereits von dem Verstorbenen vollkommen ausgearbeitete Theile desselben vorfinden würden, zur Herausgabe bereit, weil er es nicht verantworten zu können glaubte, dem juristischen Publicum, auch nur eine Zeile zu verhehlen, welche aus der Hand eines seiner ausgezeichnetsten Lehrer hervorgegangen seyn würde. Der Unterzeichnete bat daher um Zusendung des gesammten Apparats und erhielt ihn. Nach einer genauen Durchsicht und Prüfung desselben überzeugte sich jedoch der Unterz. sehr leicht, nicht

allein davon, daß der Verstorbene wiederholt den Plan des Werks abgeändert, sondern auch, daß mit Ausnahme der bibliographischen Notizen zu der demselben vorzusetzen beabsichtigten Notitia accurata, ein zum sofortigen Abdruck geeignetes Manuscript nicht vorhanden war. Ursprünglich war es, nach Maßgabe jener Papiere, Plan des sel. Verfassers gewesen, außer den noch genuin erhaltenen Denkmälern, auch die sogenannten Monumenta restituta der Sammlung einzuverleiben; nachmals war er insofern davon abgegangen, daß er die Sammlung auf die Monumenta genuina beschränken, und endlich wiederum dahin, daß er die Monumenta legalia genuina von den tabulis negotiorum forensium und sonstigen juristischen Privaturkunden unterschied, und nur die erstern allein in der beabsichtigten Sammlung vereinigen wollte. Aber auch in letzter Hinsicht war er noch nicht mit sich einig gewesen, ob er sämmtliche Monumenta legalia genuina, oder nur eine Auswahl aus denselben liefern wollte.

In Bezug auf die einzelnen Monumenta selbst war dagegen die Ausführung des Plans nur dahin gediehen, daß der Verewigte für jedes derselben einen eigenen Umschlag bestimmt hatte, in welchen er den zu liefernden Text aus einem gedruckten Werk, worin er sich vorgefunden, herausgeschnitten, oder in einer genauen Abschrift hineingelegt, oder endlich, was am häufigsten geschehen war, nur auf dasjenige Buch verwiesen hatte, aus welchem die Abschrift zu entnehmen sey. Die Umschläge selbst enthielten außerdem kurze Notizen über das Zeitalter, über den Fundort und über die Entdeckung jedes einzelnen Denkmals, und eine Nachweisung derjenigen Bücher, in welchen es früher abgedruckt war.

Unter diesen Umständen blieb dem Unterz. kaum etwas Anderes übrig, als das beabsichtigte Werk aus den Papieren des Verstorbenen, nach dessen Andeutungen und sonstigen Notizen beynahe von Neuem wieder herzustellen. Den Plan desselben betreffend, entschloß er sich für denjenigen, welchen ihm der Vf. selbst, in einem Briefe vom 15. Aug. 1820 mitgetheilt hatte, da dieser, als der neueste, von demselben beabsichtigt zu seyn schien. Diesem zufolge sollte sich die Sammlung auf die außerhalb dem Jus Antejustinianeum und dem Corpus juris Justinianei zerstreueten, in ursprünglicher Form (genuina) uns erhaltenen, sogenannten Monumenta legalia, mit Ausschluß der vom Hn. G. J. R. Dirksen bereis gesammelten Bruchstücke juristischer Schriftsteller, und des größten Theils der mehr für die Kirchengeschichte, als für das civilistische Studium geeigneten, vorzüglich bey Baronius und Mansi vorkommenden kaiserlichen Verordnungen beschränken; und von jenen nur ein möglichst correcter Text, mit Bemerkung der bedeutendsten Abweichungen anderer Abdrücke, geliefert werden. Jeder einzelnen Urkunde sollte eine literarhistorische Notiz vorgesetzt werden, dem Ganzen aber eine möglichst genaue Uebersicht aller zerstreuten Quellen, mit literarhistorischen Notizen begleitet, vorangehen, um den ganzen Schatz von Materialien, den wir von dieser Seite her besitzen, mit einem Blicke übersehen zu können. Sacherklärung war dagegen ausdrücklich von diesem Plane ausgeschlossen.

Jener Plan ist nun von dem Unterz. gewissenhaft befolgt. Das vorliegende Werk ist mit einer Notitia accurata historico-literaria omnium antiquitatis Romanae monumentorum ꝛc. eröffnet, welche aus der Feder des Vfs. geflossen ist, wobey jedoch zu bemerken, daß die erste Hälfte

nur fragmentarische Andeutungen enthält, die letztere dagegen bereits druckfertig ausgearbeitet war. Hierauf folgt der Text der einzelnen Monumenta legalia, welche der Vf. selbst zur Aufnahme angezeichnet und bestimmt hatte, in chronologischer Reihefolge, nach den von dem Vf. selbst gewählten Abdrücken, und mit den erheblichsten Varianten begleitet. Jedem einzelnen ist eine besondere Literarnotiz vorgesetzt, so wie sie entweder der Vf. selbst entworfen hatte, oder so wie sich solche aus den Collectaneenbüchern desselben zusammentragen ließ.

Alles, was in dieser Hinsicht geliefert ist, gebührt dem Vf. allein, da der Unterz. nur das kleine Verdienst des Zusammenstellens und Anordnens, so wie des Zusammentragens der in dem ganzen handschriftlichen Apparat zerstreueten Notizen, in Bezug auf die einzelnen Denkmäler, in Anspruch nehmen darf. Ueberall sind auf das gewissenhafteste die eigenen Worte des Vfs. beybehalten, und hoffentlich ist keine Notiz verloren gegangen, die er zum Zwecke des vorliegenden Werks aufgezeichnet hatte.

Zusätze und Ergänzungen hinzuzufügen, hat sich der Unterz. allerdings erlaubt, namentlich auch Einschaltungen einzelner hierher gehöriger Denkmäler, welche erst nach dem Tode des Vfs. entdeckt sind, oder auf welche nachmals erst aufmerksam gemacht worden ist; doch hofft er deshalb keinen Tadel fürchten zu müssen, weil er voraussetzen darf, daß der Verf. jene Ergänzungen und Einschaltungen gleichfalls vorgenommen haben würde, wenn es ihm die Vorsehung erlaubt hätte, die Herausgabe selbst zu besorgen. Uebrigens sind alle jene Zusätze eingeklammert, und mit des Unterz. Namen bezeichnet; nicht aus eitler Ruhmsucht, sondern um zu verhüten, daß etwa von

ihm begangene Irrthümer nicht dem Verstorbenen zur Last gelegt werden möchten. Die eingeschalteten Denkmäler sind aus gleichem Beweggrunde mit einem Sternchen versehen.

Möge das solchergestalt aus den Papieren des Vfs., so weit es möglich war, wiederhergestellte Werk, eine günstige Aufnahme finden! Nicht bloß bey Rechtsgelehrten, sondern auch bey Philologen, denen es wenigstens in der Rücksicht nicht unwillkommen seyn kann, weil Orelli bey seiner neuen Inscriptionensammlung die juristischen Inscriptionen gänzlich ausgeschlossen hat. Möge es aber auch nie vergessen werden, daß dieses Werk gleichsam nur ein Schattenriß desjenigen ist, welches der Vf. geliefert haben würde, wenn ihm Gott ein längeres Leben geschenkt hätte!

Sp.

Sulzbach.

Von Thaddä Anselm Rixners, Professors der Philosophie zu Amberg, Handbuch der Geschichte der Philosophie ist eine zweyte und verbesserte Ausgabe in drey Theilen 1829 in der Seidel'schen Buchhandlung erschienen. Da die frühere Ausgabe bereits in unsern Blättern (G. g. A. 1824. St. 77) ausführlich beurtheilt ist, so müssen wir uns darauf beziehen, und haben nur hinzuzufügen, daß die Geschichte in dem letzten Bande bedeutende Zusätze erhalten hat, indem sie bis auf die neuesten Zeiten nicht nur in Deutschland, sondern auch in einem eigenen Anhang: 'über den Zustand der wissenschaftlichen oder speculativen Philosophie außer Deutschland im christlichen Europa, bey den übrigen Völkern unsers Welttheils, wie auch N. America', fortgeführt worden ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.
Den 17. Julius 1830.

London.

Printed for Longman etc. 1829: The history of the reigns of Edward the sixth, Mary and Elizabeth. By Sharon Turner. Second Edition. Vol. III. 600 und Vol. IV. 612 Seiten.

Mr. Turner beschreibt in diesen beiden Theilen die Periode seiner modern history of England von der Gelangung Eduards IV. zu dem Großbritannischen Throne bis zum Tode der Königin Elisabeth, mit welcher die Dynastie der Tudors endigte. Neue Aufschlüsse über die wichtigen Ereignisse und der merkwürdigen historischen Charactere, die den Inhalt dieses oft beschriebenen Zeitraums ausmachen; oder dem Vf. eigenthümliche Bemerkungen erwarten wir hier vergebens; seinem schon von uns bey Anzeige der vorhergehenden Theile sich vorgezeichneten Plan getreu, die Auctoritäten der Zeitgenossen zur Grundlage seiner Geschichte zu machen, die

handelnden Personen nach den von ihnen selbst geäußerten Ideen und Gefühlen darzustellen, hat ihn die Rolle des Geschichtsschreibers mit der eines Compilators vertauschen lassen; sein Werk ist mehr ein Auszug aus andern Werken, als eine eigene Composition, enthält mehr Noten als Text und dieser wird unaufhörlich durch Anführung von Stellen aus andern Schriften unterbrochen. Der Verf. gibt den Rath, den Text ohne Unterbrechung fortzulesen und erst nach Vollendung dieser Lecture zu der der Noten überzugehen, deren vorzügliches Verdienst er darin sucht, daß in selbigen manche historische Notizen und Anecdoten der Vergessenheit entrissen würden. Die historische Idee, die diesen Theilen der Turnerschen Geschichte zum Grunde liegt, ist, daß die Reformation die Quelle war, aus der das Ansehen, der Wohlstand, die Macht und die Größe Englands hervorging; daher verweilt er vorzüglich bey dem Kampfe zwischen dem Catholicismus und dem Protestantismus. In dem Siege des Protestantismus während der Regierung der Königin Elisabeth glaubt er die Ursachen der Ueberlegenheit zu entdecken, welche die Engländer seitdem in dem Gebiete der Schifffahrt, Handlung und Industrie erhielten. Daß der Protestantismus auf die Thätigkeit und den innern Wohlstand der Einzelnen und der Staaten in welchen er vorherrschend ward einen vortheilhaften Einfluß gehabt habe, lehrt das Beyspiel aller protestantischen Länder; für die einzige oder vorzüglichste Quelle der Größe Englands möchten wir ihn nicht ausgeben. Sir Walter Raleigh behauptete einst: 'wer Herr des Meers ist, ist Herr der Handlung, wer Herr des Welthandels ist, ist Herr aller Reich-

thümer der Welt- und folglich der Welt selbst.'
Durch das Prohibitiv-System der Königin Elisabeth für Handel und Schifffahrt, schuf sich England seine bewunderungswürdige Gewerbe-Industrie, begünstigt durch seine insularische Lage und durch die Unruhen der Kriege, die auf dem festen Lande herrschten.

Wenn die geschichtlichen Actenstücke einer Periode geschlossen sind, so können nur neue Ansichten aus dem verschiedenen Standpuncte entstehen, aus welchem die nachfolgenden Generationen die Ereignisse betrachten. Ein jeder Geschichtschreiber trägt unwillkührlich die Ansichten und Meinungen seines Zeitalters, oftmals auch die der besondern Partey der er angehört, in seine Darstellung über, woraus entsteht, daß das Urtheil über die handelnden Personen so großen Abweichungen unterworfen ist. Turner ist durchgehends der Rolle eines Referenten getreu geblieben, allein ohne dabey mit der erforderlichen Kritik zu Werke zu gehen. Unparteyisch zu seyn, nimmt er die Schriften von beiden Parteyen auf, und indem er das Dafür und Dawider aufstellt, so erhalten die Leser widersprechende Angaben. Wir führen als Beweis dasjenige an, was er Vol. III. Seite 135 und 136 über Luther sagt. Nachdem er bemerkt hat, daß Luther nächst Mohamed am beßten zum Reformator geeignet gewesen sey, fährt er fort: 'die Mängel in seinem Character verwickelten ihn in Schwierigkeiten und verminderten den Nutzen, den er hätte außerdem stiften können. Er war eben so intolerant als seine Gegner. Seine Gesinnungen über Ehescheidungen waren anstößig (er verstattete dem Landgrafen von Hessen zwey Frauen zu haben). Seine eigene Verheirathung

mit der Nonne Catharina Bore gereicht ihm nicht zur Ehre. Er hatte Visionen, die Symptome des Wahnsinns waren (Luthers Anfechtungen von dem Teufel und die Scene mit dem Dintefaß auf der Wartburg). Seine Wankelmüthigkeit und Widersprüche entkräfteten die Wahrheit. Sein Character war ungestüm und heftig (er soll Melanchton geschlagen haben). Er sowohl als Calvin beherbergten Unversöhnlichkeit und Reizbarkeit mit Wohlgefallen im Herzen. Luthers Brief an König Heinrich VIII. konnte seiner Sache nur Schande bringen, wie ganz anders würde Erasmus geschrieben haben. — Luther wird angeklagt, als der Bauernaufstand in Deutschland ausbrach, den Fürsten den Rath gegeben zu haben, die Aufrührer gleich tollen Hunden todt zu schlagen; besser wäre es gewesen, setzt Turner hinzu, er hätte das Unglück beklagt, als sich so darein zu mischen, aber er wollte die Reformation beschränken, der größte Theil von Europa sollte noch länger unter den alten Gouverneuren des Glaubens und des Gewissens bleiben.' — Die Quellen, aus welchen der Verf. diese nachtheilige Schilderung von Luther schöpft, brauchen wohl nicht bemerkt zu werden. Man sieht aber, daß er den Geist von Luthers Lehre und dem Bauernaufstande verkennt. Unter den kaum zu zählenden Citationen, die Turner anführt, hätte billig die schöne Antwort, die Luther den Anführern der Bauern, die sich seinen Rath erbeten hatten, gab, nicht ausgelassen werden sollen; Luther entgegnete diesen bekanntlich: 'die christliche Freyheit, die er lehre, gelte nur von geistlichen Dingen, mit der bürgerlichen Freyheit habe sie nichts zu schaffen.' Zur Entschuldigung der Ansichten des Verfs. müssen wir aber bemer-

ken, daß die Reformation in England eben so sehr einen politischen als religiösen Character angenommen hatte. Der Kampf der Parteyen galt dort eben so sehr der bürgerlichen als geistlichen Freyheit. Die Verschiedenheit dieses Verhältnisses in Deutschland und England geht aus der Antwort hervor, die Kaiser Carl V. auf der Königin Maria Anfrage gab: 'wie sie sich in Betreff der catholischen Religion zu verhalten habe?' Der Kaiser gab ihr den Rath, nur die ersten Anführer der protestantischen Partey zu bestrafen, die sich ihrer Gelangung zum Throne mit den Waffen in der Hand widersetzt hätten, allen übrigen zu verzeihen, aber in Wiederherstellung der catholischen Religion in England höchst vorsichtig zu verfahren und nichts ohne Sanction des Parlaments zu unternehmen.' Nach diesen Grundsätzen hatte Carl V. selbst gehandelt, als nach Besiegung des Bundes von Schmalkalden, die Protestanten in Deutschland zu seinen Füßen lagen. Die Königin Maria war nicht abgeneigt diesem Beyspiele zu folgen, aber ihr despotischer Sinn fand bey den Protestanten so vielen Widerstand, daß ihre kurze Regierung die Verfolgungen, welche das Christenthum in den ersten Jahrhunderten erlitt, wieder ins Gedächtniß rief. Der Verf. scheint diese Verfolgung der Protestanten in England gänzlich auf Rechnung des Papstes zu setzen, wir glauben vielmehr, daß die Begierde der Königin eben so uneingeschränkt als ihr Vater zu herrschen, die Quelle ihrer Handlungen war. Ein Beweis, daß bey Maria mehr Politik als Religion wirkte, scheint uns ihr Betragen gegen ihre Schwester Elisabeth zu seyn. Diese hatte jeden Schritt, der in ihrem Vermögen stand, die Gewogenheit

ihrer regierenden Schwester zu gewinnen, gethan; hatte jeden Anschein, als strebte sie nach der Krone, sorgfältig vermieden. Dessen ungeachtet ward sie von Maria aufs grausamste behandelt, in den Tower gesetzt, und schon war, ungeachtet ihrer erwiesenen Unschuld an der entdeckten Verschwörung gegen die Königin, ihr Tod beschlossen, dem sie nur durch die Verwendung des bigotten Gemahls der Maria, König Philipp II. entging. Maria sah in ihrer Schwester nur das Haupt und die Hoffnung der protestantischen Partey, die damit umging, sie selbst vom Throne zu stürzen und Elisabeth darauf zu setzen. Nur zwey Auswege glaubte sie wählen zu können; entweder sollte Elisabeth die catholische Religion annehmen, oder sterben. Dem ersteren widersetzte sich Elisabeth mit Standhaftigkeit, der Tod der Königin Maria rettete sie von dem Schicksale, dem sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, früh oder spät nicht entgangen wäre, auf dem Schaffot ihr Leben zu beschließen. — Wenn die Majorität in einem großen Volke sich erst so bestimmt für die Beybehaltung von religiösen und staatsbürgerlichen Ideen ausgesprochen hat, wenn diese Nation so viele innere Mittel besitzt den Angriffen von außen zu begegnen, als die Englische: so ist jeder Versuch der Regierer den Strom in sein altes Bette wieder zu leiten und darin zu bewahren vergeblich. Dieß erfuhr Maria, ungeachtet sie den mächtigsten catholischen Fürsten der damaligen Zeit, Philipp II., zu ihrem Gemahl hatte; den Stuarts kostete der Versuch, sich dem Strome der öffentlichen Meinung widersetzen zu wollen, den Thron.

Die insbesondere für England so wichtige Frage: inwiefern es vortheilhaft oder nachthei-

lig sey, die weibliche Linie einer regierenden Dynastie zur Succession zuzulassen? macht die Periode der Regierungen der Königin Maria und Elisabeth zu einer der interessantesten der Englischichten. Es kommen hier nicht weniger als vier weibliche Regentinnen vor, von welchen drey, nämlich Jane Gray, Maria von England und Maria von Schottland dagegen, und allein Elisabeth dafür zu zeugen scheinen. Eine Bemerkung die sich zuvörderst aufdrängt ist, daß ursprünglich über das Verhältniß des Gemahls der Königin zu der königlichen Würde und der Regierung in der Verfassung nichts bestimmt gewesen zu seyn scheint; eine zweyte ist: bey den drey zuerst genannten Königinnen erhielt weibliche Eitelkeit und Sucht nach Macht so sehr die Oberhand, daß sie ihren Gemahlen auch nicht einmal den Schatten der königlichen Auctorität abtreten wollten. Beynahe alle Schriftsteller vereinigen sich zum Lobe der Johanne Gray, sie widersetzte sich der Annahme der ihr von einer Partey, an deren Spitze ihre nächsten Verwandten standen, aufgedrungenen Krone mit unverstellter Bescheidenheit; als sie endlich gezwungen nachgab, und der Lord Ober-Schatzmeister ihr die Königskrone mit dem Bedeuten gab, daß sie selbige zur Probe, ob solche auf ihren Kopf passe, aufsetzen möge, sie sich dessen aber weigerte, verwandelten die wenigen Worte: 'sie möge die Krone nur hinnehmen, es werde bereits eine andere für ihren Gemahl verfertigt, damit sie beide zu gleicher Zeit gekrönt werden könnten', die sanftmüthige Johanne Gray in eine Furie. Sie erklärte dem Minister auf der Stelle ihr Befremden und ihren Widerwillen, daß ihr Gemahl gekrönt werden sollte; sie, die

den letzten bis dahin zärtlich geliebt hatte, überhäufte ihn mit Verweisen daß er einem so stolzen Gedanken, König zu werden, hätte Raum geben können. Und erst auf langes Zureden ihrer Mutter und übrigen Verwandten wurde der Friede unter den Eheleuten durch den Vergleich wieder hergestellt, daß ihr Gemahl nicht eher König werden sollte, bis sie selbst ihm die königliche Würde ertheilte, und dieses durch eine Parlamentsacte bestätigt würde. Aber nicht lange nachher erklärte sie den Earls Arundel und Pembroke: ihr Gemahl sollte nie König werden, aber den herzoglichen Titel wolle sie ihm ertheilen; furchtsam und nachgebend wie sie sich im Uebrigen bezeigte, über diesen Punct war sie unerbittlich. — Sehr viele Fürsten bewarben sich um die Hand der Königin Maria; sie selbst hatte für zwey Engländer eine Zuneigung, die für Liebe gehalten ward, gezeigt. Der eine, Cardinal Pole, war, als sie den Thron bestig, schon in Jahren vorgerückt, und daher schien er bald aus der Frage zu seyn, denn das Hinderniß einer Verheirathung mit ihm, als Cardinal, konnte durch die leicht zu erwirkende Dispensation des Papstes beseitigt werden. Allein für Courtney, den Spielgefährten ihrer ersten Jugend, bezeigte sie in den ersten sechs Wochen nachdem sie zur Regierung gelangt war, eine so große Zuneigung, daß er allgemein als der künftige Gemahl der Königinn betrachtet ward. Aber der stolze Geist, ein Erbtheil ihres Vaters, konnte den Gedanken nicht ertragen, ihr Ehebette mit einem Unterthan zu theilen, oder diesen zum königlichen Ansehen zu erheben, sie überwand ihre Leidenschaft und gab den Einflüsterungen des Ehrgeitzes und des Glänzenden Gehör. Kein Opfer

war es ihr, vielmehr ihrer Herrschsucht angemessen, daß sie sich der Bedingung unterwarf: der von ihr gewählte Gemahl Philipp II. sollte durchaus keinen Antheil an den' Regierungsgeschäften haben, kein Ausländer sollte in dem privy council aufgenommen oder zum Befehlshaber in einer Festung angestellt werden. — England war dadurch nicht glücklich, daß Maria einen auswärtigen catholischen Fürsten heirathete, Schottland noch weniger daß Maria von Schottland ihre Hand einem Einländer gab. Lord Darnley war der Mann den die schottische Maria sich aus Neigung gegen den Wunsch der schottischen Großen und des Volks zum zweyten Gemahl erwählt hatte; man gab ihm den königlichen Titel. Daß Maria ihn nicht krönen ließ zeigte an, daß er keinen Antheil an der königlichen Autorität haben sollte, und nach Maßgabe daß sie ihm dieß versagte, um so eifriger strebte er darnach. Dieser mit Heftigkeit angefangene Kampf erzeugte bald Kälte, dann Feindschaft und Haß zwischen beiden Eheleuten. Lord Darnley glaubte, daß der Secretär und Musicus der Königin, David Rizzio, ihr Günstling, seinem Streben nach Theilnahme an der königlichen Gewalt vorzüglich entgegen sey. Vergleichen wir die verschiedenen Schriftsteller, die Nachrichten über den Mord Rizzio's geliefert haben, mit einander, so scheint hervorzugehen, daß Lord Darnley's Theilnahme an dieser schrecklichen Handlung ihren Grund nicht in Eifersucht, sondern in verfehlten ehrgeitzigen Absichten gehabt habe. Der Lord hatte nur eine herrschende Idee: er wollte Theil an der Regierung haben; dadurch daß Maria ihm diese entzog, verlor er, nach seiner Behauptung, alles Ansehen, daß der Ge-

mahl der Königin nothwendig genießen mußte, wenn ihr eigenes nicht darunter leiden sollte. Die Königin that vergebens Friedensvorschläge; sogar nach dem Morde Rizzio's erklärte sie sich geneigt, ihm alle äußere Aufmerksamkeit zu bezeigen, sie wollte als Ehefrau mit ihm leben, ihr Hofstaat sollte ihn als ihren Gemahl ehren, als erster Edelmann im Königreiche sollte er angesehen werden, aber durchaus keinen Antheil an der Regierung haben; 'he should be the husband of the Queen, but not the sovereign of the country.' (Dieß Verhältniß, das Maria wollte, war demjenigen ähnlich das in der Folge zwischen der Königin Anna und Prinz Georg von Dänemark Statt fand). Aber Lord Darnley wollte keinen Vorschlägen der Art Gehör geben, er verließ den Hof, suchte sich vergebens eine Partey im Inlande und Auslande zu verschaffen, und quälte seine Gemahlin unaufhörlich mit Briefen voll von Vorwürfen. — Der nämliche Widerwille den beide Marien und Johanne Seymour bewiesen, die königliche Auctorität mit ihren Ehemännern zu theilen, war die wahrscheinliche Ursache, daß Elisabeth beschloß, sich niemals zu verheirathen. Die beiden Schwestern, Maria von England und Elisabeth gaben mehr dem Ehrgeitze und der Sucht zu herrschen als der Liebe Gehör, daher äußerte sich der Nachtheil, der aus der Regierung der Weiber im Gefolge der oben erwähnten Leidenschaft nicht selten hervorgeht, unter beiden Königinnen auf keine auffallende Art. Die Königin Maria schenkte dem Cardinal Pole, als er als Bevollmächtigter des Papstes in England auftrat, ihr völliges Vertrauen; aus Religion und Politik ganz dem Interesse des päpstlichen Stuhls ergeben, wür-

de jeder andere Legat wahrscheinlich gleichen Einfluß über die Königin gewonnen haben, wenn sie auch nicht vorher (wie für Pole) zärtliche Empfindungen für ihn gehegt hätten. Sie erhob ihren andern Liebhaber Courtney zu Würden und schenkte ihm das schönste Haus in London. Allein diese ihm bezeigte Gunst hatte nur die kurze Dauer von zehn Tagen. Kein anderer Liebhaber nahm seinen Platz ein. Elisabeth theilte in voller Maaße die Schwachheit der Eitelkeit, welcher ihr Geschlecht beschuldigt wird; sie wollte nicht nur allgemeine Bewunderung, Liebe wollte sie einflößen; sie war die erste Coquette die jemals einen Thron eingenommen hat. Groß war die Liste derjenigen, die sich, von ihr getäuscht, Hoffnung auf ihre Hand machten, unter diesen König Jacob I., der Herzog von Alençon, Arundel, Norfolk, Leicester und vor allen Essex. Sie zeigte eine Vorliebe für junge schöne Männer. Turner spricht Elisabeth von den ihr gemachten Beschuldigungen eines zu vertrauten Umgangs mit Männern gänzlich frey. Nach ihm war 'a love of gallantry, habits of gay society and freedom of manners amounting some times to frolic', alles was der Elisabeth zur Last gelegt werden kann. Vielleicht legt Turner einen zu großen Werth darauf, daß sie bey aller anscheinenden Zärtlichkeit gegen ihre Liebhaber, selbst gegen den so hoch begünstigten Leicester, nie aufhörte die Königin zu spielen. Aber that Catharina II. weniger? Groß mußte die Eitelkeit der 54 jährigen Elisabeth seyn, sich in der That zu überreden, dem zwanzigjährigen Essex noch eine heftige Leidenschaft einflößen zu können. Die Königin wollte durch die Bewahrung ihrer Keuschheit sich bey der Nachwelt ei-

nen Ruf erwerben, sie zeigte vom Anfange ihrer Regierung bis zu ihrem Tode das Verlangen: 'that her virginity should be a distinction on her sepulchral inscription. Der vorzüglichste Gewährsmann, den Turner für seine Vertheidigung der Königin anführt, ist der Französische Ambassadeur in England, De Castelnau Mauvissiere. — Wie dem auch gewesen seyn mag, die Coquetterie Elisabeths war dem Staate nicht nachtheilig. Aber die Gefahren die dem Staate drohen, wenn eine junge leichtfertige Frau, ohne von der Klugheit geleitet zu seyn, sich der Leidenschaft für Männer überläßt, liegen in der Geschichte der Maria Stuart nur zu klar am Tage. 'Ich habe mich, sagt Turner (Vol. II. S. 99), nach der sorgfältigsten Untersuchung aller vorhandenen Documente überzeugen müssen, daß jene berüchtigten Briefe der Maria Stuart an Lord Bothwell, auf welchen der Beweis ihres Antheils an dem Morde ihres zweyten Gemahls beruht, und deren Authencität von ihren Vertheidigern geleugnet, oder doch wenigstens in Zweifel gezogen wird, authentisch sind.' 'Wir nehmen Abschied von Maria Stuart, sagt Turner, mit Achtung für ihre Talente, mit Mitleiden für ihren unzeitigen Tod, mit dem Gefühle daß er nicht unverdient war; mit Bedauern daß sie in einer Periode lebte, in welcher sie in den großen Kampf zwischen Catholicismus und Protestantismus verwickelt werden mußte.' — Wenn List und Verstellungskunst zu den wesentlichen Eigenschaften eines Regenten gerechnet werden sollen, so scheinen die Weiber den Vorzug vor den Männern zu verdienen. Mit welcher hinterlistiger Gewandtheit wußte Maria von England die Protestanten zu täuschen, als sie des

Beystandes derselben gegen Johanne Gray bedurfte! Maria Stuart, Mitverschworne in dem Complot der gegen das Leben ihres zweyten Gemahls gerichtet war, wußte diesen durch Schmeicheleyen und Liebkosungen wieder an ihren Hof zu ziehen, um ihn desto gewisser zu verderben. Daß selbst Elisabeth den weiblichen Character nicht zu verleugnen vermochte, zeigt ihr Betragen bey den Verurtheilungen des Herzogs von Norfolk, der Maria Stuart und Essex. — Die fünf Königinnen die in dieser Periode auf dem großen Theater handelten: Johanne Gray, Maria von England, Maria von Schottland, Catharina von Medicis und Elisabeth, bieten ein weites Feld der Vergleichung dar. Alle guten Eigenschaften die die Geschichte den vier ersten beylegt, bemerkt der Verf., vereinigten sich in dem Character der Elisabeth, ohne die schlechten als Mitgabe erhalten zu haben; ihre Politik hatte sich zwey Hauptgegenstände zum Ziele vorgezeichnet: die Aufrechterhaltung der protestantischen Religion und des Friedens mit allen auswärtigen Staaten. — Maria von England und Elisabeth führten zwar ihre Kriegsheere am Tage der Schlacht nicht in Person an, aber bezeigten in kritischen Augenblicken einen hohen moralischen Muth. Maria von England ward zu spät gewahr, daß sie einen fruchtlosen Kampf gegen die herrschende Meinung ihrer Unterthanen begonnen hatte, sie sah sich allgemein gehaßt und von allen verlassen, selbst ihre persönliche Sicherheit bedrohet. Vergebens glaubte sie durch Tiranney und Härte ihre unglückliche Lage zu verbessern, die nur ein zur rechter Zeit eintretender Tod endigte. Ihrer Schwester Elisabeth, im Einverständniß mit dem Geiste ihres Volks han-

delnd, ward das Regieren erleichtert. Der Vf. behauptet, daß nach Alfred keine Regierung für England glücklicher gewesen sey, als die der Elisabeth. Vieles muß auf Rechnung des Contrastes mit der vorhergehenden gesetzt werden. Alle Völker haben ihre Perioden der Blüthezeit, die sich gleich den Erinnerungen der Jugendjahre im menschlichen Leben, unter lieblichen Farben dem Gedächtnisse einprägen; eine solche war das Zeitalter der Elisabeth für England; vielleicht hätte sie schon unter Eduard VI. sich entfaltet, wenn nicht sein frühzeitiger Tod ihn der Bühne entrissen hätte.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1830: Beyträge zur Einleitung in die Praxis der Civilprocesse vor deutschen Gerichten. Zum Gebrauche bey Vorlesungen. Von Friedr. Bergmann, Hofr. und Prof. d. R. zu Göttingen. LXIV und 455 S. in 8.

Ebendaselbst: Anleitung zum Referiren, vorzüglich in Gerichtssachen. Zum Gebrauche bey Vorlesungen. Von demselben Verfasser. XII u. 246 S. in 8.

Beide Bücher sind für die Vorlesungen bestimmt, welche der Verfasser seit mehreren Jahren unter den Namen: Practicum, und Relatorium, hauptsächlich für den Zweck besonderer Vorbereitung zu der Praxis des Civilrechts und des Civilprocesses, gehalten hat. — Das zuerst genannte besteht seinem größten Theile nach, in einer Sammlung von Beyspielen einzelner Handlungen in deutschen Civilprocessen; Einiges davon gehört in die frühere Zeit der Ausbildung des jetzigen Proceß-

rechts in Deutschland (Stücke aus älteren Acten und Formularbüchern); das Meiste ist aus einzelnen, in verschiedenen deutschen Ländern in der neueren Zeit verhandelten Streitsachen entlehnt, jedoch größtentheils für die Zwecke des vorliegenden Buches umgearbeitet worden. Die Absicht war, für das Practicum die vergleichende Erläuterung verschiedener Darstellungsarten und äußerer Formen zu erleichtern. Möglich blieb es dabey, unter andern auch solche Aufsätze zu liefern, auf welche die Zuhörer in Ansehung Dessen, was für die Gegenwart mehr oder weniger allgemein angemessen zu seyn scheint, verwiesen werden dürfen; während das Ganze keinesweges für den bedenklichen Zweck eines solchen Formularwerkes berechnet wurde, aus welchem man etwa für jeden in der Praxis vorkommenden Fall ein Muster entnehmen könnte. Außerdem sind einige Bemerkungen über die Thätigkeit der Sachführer und der Richter in deutschen Civilprocessen vorangestellt worden; mit der besonderen Berechnung auf diejenigen Arbeiten, welche für ein Practicum der angegebenen Gattung auf einer deutschen Universität, ohne die beschränkte Rücksicht auf ein einzelnes deutsches Land, vorzugsweise passend zu seyn scheinen. Es soll dadurch die Erinnerung an solche Gesichtspuncte erleichtert werden, welche der Verfasser für die klare und lebendige Ansicht Dessen, was man sofort bey dem Anfange der wirklichen Praxis vor Augen haben muß, seinen Zuhörern zu empfehlen sucht. Weshalb er übrigens glaubt, daß ein juristisches Practicum nicht gerade vorzugsweise auf möglichst viele Gattungen von Arbeiten berechnet werden müsse,

sondern bey weitem mehr auf gründliche Behandlung solcher ausgewählter Gegenstände, welche den Werth genauer Argumentation gehörig erkennen lassen, darf hier nicht weiter ausgeführt werden.

Das zweyte Buch schließt sich, zumahl in seinem ersten Theile, der Theorie der Referierkunst, an eine bekanntlich sehr große Zahl von Vorgängern. Die besondere Richtung dieser neuen Bearbeitung geht dahin, daß durch die Vergleichung verschiedener Referiermethoden, mit Rücksicht auf den Gang ihrer Ausbildung, die umsichtige Vorbereitung zu einer sehr wichtigen, durch mehrere Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Gattung der Arbeiten in dem Geschäftleben befördert werde. Das größere Werk von Wehrn hat freylich gewissermaßen eine ähnliche Tendenz. Daß aber dessen unmittelbare Benutzung bey academischen Vorlesungen dem Verfasser des vorliegenden Buches unmöglich schien, wird wohl nicht als Anmaßung betrachtet werden. Ueberhaupt haben die Verdienste und die Behandlungsarten Anderer auch hier durchaus nicht ungebührlich herabgesetzt werden sollen. In einem Anhange finden sich einige Beyspiele von Relationen, auch einige Uebersichten und Bruchstücke solcher Arbeiten. Sie sind eben so, wie die Beyspiele in dem ersten Buche, für eine vergleichende Erläuterung bey den Vorlesungen berechnet.

Bergmann.

S. 1014 Z. 8 ist nach 'Columbia-Collegium einzuschalten: 'in der Stadt Neu York selbst; ferner das Union-Collegium'.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.
Den 19. Julius 1830.

Orleans und Lissabon.

1. Relations du Portugal avec les autres puissances: par le Vicomte de Santarem. Orleans. Alexandre Jacob. 1829. 56 S. 8.

2. Noticia dos manuscriptos pertencentes ao direito publico externo diplomatico de Portugal e á historia e literatura do mesmo paiz, que existem na biblioteca Real de Paris e outras da mesma capital e nos archivos da França, examinados e colligidos pelo 2do Visconde de Santarem. Lisboa, na academia real das sciencias. 1827. 105 S. 4.

3. Memorias para a historia e theoria das Cortes geraes, que em Portugal se celebriaião pelos tres estados do Reino ordenadas e compostas neste anno de 1824. Pelo 2do Visconde de Santarem. Lisboa, na impresão regia. 1828. Parte I. 108 S. Parte II. 346 S. in 4.

Die vorliegenden Schriften enthalten höchst wichtige Beyträge zur portugiesischen Geschichte und verdienen bey künftigen Untersuchungen über diesen, noch so wenig befriedigend bearbeiteten,

Gegenstand eine ganz besondere Berücksichtigung. Für den Augenblick mögen sie auch dadurch merkwürdig seyn, daß sie seit Jahren die einzige erfreuliche und deshalb unerwartete Erscheinung aus jenem unglücklichen Lande sind, welches die selbstbetriegende Heucheley und phrasenreiche Willen- und Gewissenlosigkeit der sogenannten europäischen Politik allen Gräueln des Despotismus und der Anarchie zugleich dahingegeben hat.

№. 1. ist eigentlich ein bloßer Prospectus eines großen Werkes, was der Vicomte de Santarem herauszugeben beabsichtigt und wodurch er, wenn es zu Stande kommen sollte, seinen Namen neben denen eines Rymer, Flassan und Martens verewigen wird. Seine Stellung als Oberarchivar des Reiches (guarda mor do Real archivo da Torro do Tombo), seine fleißige Benutzung Französischer und Englischer Archive, seine Verbindungen in allen andern Ländern die je mit Portugal in diplomatischen Beziehungen gestanden haben, geben ihm einen unleugbaren Beruf zu dieser Arbeit, und es ist nur zu fürchten daß anderweitige Geschäfte, über die er selbst klagt, und das unabsehbare Elend und Verwirrung seines Vaterlandes die Ausführung verzögern, wo nicht verhindern werde.

Der Prospectus zeigt aus der geringen Anzahl von Documenten der portugiesischen Diplomatie, die sich zerstreut in andern Werken finden (z. B. in Flassan) wie viel darin noch zu wünschen übrig ist, und beweist durch eine Uebersicht der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel in den Archiven von Lisboa, wie viel in dieser Hinsicht von ihm zu erwarten sey. Uebrigens gesteht er, daß diese Archive zu verschiedenen Zeiten einer großen Menge der wichtigsten Documente beraubt worden seyen. So wurden z. B. unter der Spanischen Herrschaft auf einmal neun große Kisten

voll aus der Torre do Tombo nach dem Königl. Archive von Castilien in Simancas geschafft; so gingen bey dem großen Erdbeben unersetzliche Schätze dieser Art zu Grunde. Immer aber bleibt noch sehr viel übrig, sowohl an eigentlichen Verträgen, als an Correspondenzen und Berichten und Tagebüchern der Gesandten und Geschäftsträger, besonders seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts; und zwar finden sie sich nicht nur in dem Königl. Archiv sondern auch in der Königl. Bibliothek, dem Klosterarchiv von S. Vicente de fora und den Archiven einiger Großen, z. B. der Casa do Infantado, da Ponte, Pombal, das Galveas ꝛc. — Eine Uebersicht des Planes dieses Werkes und des Inhalts seiner 28 Abtheilungen beschließt diese Ankündigung, von der wir genug gesagt haben um Geschichtsforscher und öffentliche Anstalten darauf aufmerksam zu machen.

№. 2. enthält ein Verzeichniß der auf die Portugiesische Geschichte bezüglichen Documente und Manuscripte der Pariser Archive und Bibliotheken, besonders der Königl. Bibliothek, mit kurzen Auszügen und Bemerkungen. — Es würde uns zu weit führen, wollten wir einen auch nur einigermaßen brauchbaren Auszug dieses Catalogs geben und wir begnügen uns nur auf mehrere Documente aufmerksam zu machen, die uns näher angehen, indem sie sich auf die Verhältnisse Portugals mit der Hansa und andern deutschen Kaufleuten beziehen, und obgleich zum Theil schon von Sartorius und besonders von dem gelehrten Herausgeber seiner Geschichte der Hansa, Herrn Archivar Lappenberg, bey Cassel gefunden und benutzt, doch zur Vergleichung und Ergänzung willkommen seyn dürften. Diese sind besonders in dem Cod. der Königl. Bibliothek №. 10523 enthalten und sind folgende:

1. Privilegios concedidos aos alemães em Portugal 1601. Diese alemães sind wahrscheinlich die oberdeutschen Kaufleute, im Gegensatz zu den Hansen.

2. Confirmação de privilegios, feita pelo Rei D. Joãa III., dos que seu Pai havia concedido aos Hanseaticos. 16. Nov. 1528.

3. Privilegios conced. pelo Senhor Rei D. Affonso V. aos Alemães. Março 1452.

4. Carta de privilegios concedidos pelo Senhor Rei D. Manoel aos mercadores de Augsburgo etc. Febr. 1503.

5. Ampliação da carta antecedente. Outubro 1504.

6. Privilegios concedidos aos alemães pelo S. R. D. Manoel. Fevr. 1510.

7. Privilegios aos mesmos de 1511.

8. Confirmação dos mesmos de 1528.

9. Outra confirmação dos mesmos de 1524.

10. Provisão pasada em Lisboa Dec. 1539. confirmando tudos os anteriores. Von diesen Documenten finden sich bloß die Titel, auch sind sie wohl meistens schon bekannt.

11. Taboa dos contentos dos mesmos dos privilegios, que ne a seguinte: S. M. concede privilegio de Alemão aos Esterlins, e Anses etc. Von diesem Document ist der Anfang, 62 Artikel angeführt und für die Folge wird man auf den 14ten Band, wahrscheinlich der Verhandlungen der Academie verwiesen.

Wichtig scheint uns noch folgendes, wovon jedoch nur der Titel angegeben und eine ausführlichere Nachricht versprochen wird. №. 940: Comentario que trata de la infelice jornada que El Rey D. Sebastian hizo en la Berbaria el año de 1578. Donde se cuenta muy en particular todo lo que alli succedió etc. el qual comentario hizo el capitan

Luis de Oxeda, que alli se halló presente. Endlich führen wir noch an: Codice №. 10023. Jornal das viagens dos Portuguezes as Indias desde o anno de 1497 exté 1642, worin die Abfahrt aller Portugiesischen Schiffe von Lisboa nach Indien in den angegebenen Jahren so wie die Rückkehr derselben verzeichnet ist, wodurch manche Data in der Geschichte des Handels und der Colonien von Portugal berichtigt werden können. Ein vielleicht nicht bekannter Zug aus dem Portugiesischen Colonial- und Handelssystem, der hier erwähnt wird, ist der: daß eine Reise nach Indien, d. h. die Anführung der jährlich dahin abgehenden Flotte von zwey bis fünf Schiffen, von dem König oft als Morgengabe den Töchtern der Großen geschenkt wurde.

№. 3. Dieses ist das erste einigermaßen genügende Werk über die Portugiesischen Cortes was wir kennen, und es reiht sich nicht ganz unwürdig an das große Werk von Marina über die Spanischen Cortes, und insofern hätte der schändliche Mißbrauch, der in neuester Zeit mit den Formen der alten Cortes in Portugal getrieben worden ist, doch eine gute Folge gehabt; denn der Zusammenhang der Erscheinung dieses Werkes im Jahre 1828 (nachdem es 1824 geschrieben worden, wo zuerst von Berufung der alten Cortes die Rede war) mit jenen Ereignissen fällt in die Augen. — Es ist dieß übrigens nicht sowohl eine Geschichte der Cortes als, wie auch der Titel besagt, eine aus der Geschichte abstrahierte Theorie derselben, eine ausführliche, durch historische Documente belegte Darstellung der Zusammenberufung, der Wahlen, der Befugnisse, des Wirkungskreises, Geschäftsganges u. s. w. der Portugiesischen Cortes in ihren drey Ständen oder

Armen (estados, braços). Zu einer kritischen Untersuchung dieses Werkes fehlen Refer. die Hülfsmittel, und ein bloßer Auszug würde um so unpassender seyn, da jeder Geschichtsforscher dennoch das Werk selbst befragen wird. Für diese dürfte überdieß der Hauptwerth desselben in den mit zwey Ausnahmen noch ungedruckten Documenten liegen, die bey weitem den größten Theil des Werkes ausmachen. Viele darunter haben auch eine allgemeinere Wichtigkeit als die des Gegenstandes, mit dem das Werk selbst sich beschäftigt, indem die Vorstellungen und Wünsche der Cortes (bis zum Ende des 14. Jahrh. agravamentos, dann artigos und seit 1444 capitulos) die sichersten und vollständigsten Nachweisungen und Thatsachen über den Zustand des Volkes und Landes zu der Zeit geben. In dieser Hinsicht führen wir nur die Verhandlungen der Cortes von Evora 1481 u. 82 (2. Thl. S. 66—272) an. Die Verhandlungen der Cortes sind in dieser Hinsicht, die doch immer mehr als eine Hauptaufgabe der Geschichte anerkannt wird, noch wenig oder gar nicht benutzt worden und es sey uns vergönnt diese Gelegenheit zu benutzen, um hier auf eine Sammlung aufmerksam zu machen, die für diesen Zweck von unschätzbarem Werthe seyn müßte. Wir meinen die unter №. 2783 in dem 1829 erschienenen Catalog des Buchhändlers Vicente Salva in London bezeichnete: Coleccion general de Cortes, Leges, Fueros, Privilegios y otros documentos pertenecientes a la legislacion de España. Diese Sammlung besteht aus 46 Bänden in Folio und 75 in Quart. Die ersteren enthalten größtentheils Abschriften der seltensten und wichtigsten Documente aus öffentlichen und Privat-Archiven in Spanien, z. B. Verhandlungen der Cortes

von denjenigen zu Leon 1020 bis zu denen von Barcelona 1702; fueros und cartas de poblacion der bedeutendsten Städte von Spanien aus dem elften, zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. — Die 46 Quartbände enthalten gedruckte Cortesverhandlungen, Decrete, Denkschriften der Minister u. s. w. von 1810—1828. Dieß Gesagte reicht hoffentlich hin um alle Freunde gründlicher Geschichtsforschung zu dem Wunsche zu vereinigen, daß irgend eine deutsche Regierung sich entschließen möge, diesen Schatz zum Besten der Wissenschaft zu heben, ehe er in das Britische Museum oder eine andere Englische Bibliothek wieder vergraben, oder, was zu fürchten ist, wieder von der Spanischen Regierung angekauft werde. B. A. H.

London.

Bey Colburn: Memorials of Charles John, King of Sweden and Norway, illustrative of his character; of his relations with the emperor Napoleon; and of the present state of his Kingdoms. With a discourse on the political character of Sweden. By William George Meredith, Esq. A. M. of Brazenose college Oxford. XII u. 425 S. in 8. — Nicht wohl mag man es sich leichter machen können ein Buch zu Tage zu fördern, als es der Herausg., denn der Ausdruck Verfasser würde auf ihn nicht passen, es bey diesem Werke gethan hat. Wozu dasselbe eigentlich nützen und was damit bezweckt werden soll, darum hat sich Ref. vergebens gefragt. In einer durch 91 Seiten, unter der Ueberschrift: 'politischer Character von Schweden', fortlaufenden Einleitung ist eine Uebersicht der allgemein bekannten Verhältnisse von Schweden seit dem J. 1808 gegeben; über das Verfahren Napoleons gegen Schweden ist zugleich alles wiederholt, was die

Schwedische Regierung bereits im J. 1813 darüber bekannt gemacht hat. Angehängt sind einige höchst oberflächliche Bemerkungen über die damalige politische Stellung von Schweden und über die Nothwendigkeit des Vorhandenseyns einer fremden Seemacht in der Ostsee, welche im Stande sey die Neutralität derselben und das Gleichgewicht unter den verschiedenen nordischen Seemächten zu jeder Zeit aufrecht zu halten, zu welchem Ende denn diesem Beschützer der Neutralität Bornholm mit den benachbarten Inseln, gleichsam als ein Malta der Ostsee, überlassen werden soll. Daß dieser Beschützer der Neutralität kein anderer als England seyn solle, wiewohl dasselbe nicht genannt ist, geht dennoch aus allem was hier über die nothwendigen Eigenschaften einer solchen Macht gesagt wird, gar deutlich hervor. Dann folgen, in zwey Theile getheilt, die sogenannten Denkwürdigkeiten Carl Johanns selbst — der erste Theil von der Ankunft desselben in Schweden bis zu Anfang von 1814, der zweyte Theil von 1814 bis zu Ende von 1824. Unter diesen Denkwürdigkeiten ist aber hier durchaus nichts anders zu verstehen, als ein neuer Abdruck der Correspondenz des damaligen Kronprinzen mit Napoleon, seiner während des Krieges von 1813 u. 1814 erlassenen Proclamationen, und eine Sammlung seiner bey Eröffnung und Schließung der Sitzungen des Reichstags und des Storthings gehaltenen Reden, so wie der Anreden an Deputationen und der Antworten auf überreichte Adressen. Daß aus solchen, ohne alle weitere Erläuterung und ohne Zusammenhang hingestellten Actenstücken, niemand sich ein genaues und anschauliches Bild sowohl des Monarchen selbst, als des Zustandes seiner Reiche entwerfen kann, braucht kaum bemerkt zu werden.

F. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück.
Den 22. Julius 1830.

Paris.

Relation d'un voyage à la Marmarique, la Cyrénaique, et les Oasis d'Audjelah et de Maradéh, par M. J. R. Paxo, accompagnée de cartes topographiques et géographiques, et des planches, représentant les monumens de ces contrées. Troisième partie, Cyrénaique Occidentale; quatrième partie, Oasis meridionales. 1828. 169—404 Seiten in Quart.

Wir haben die beiden ersten Lieferungen dieses, für die alte Geographie wichtigen Werks, gleich nach ihrer Erscheinung (G. g. A. 1828. St. 140) angezeigt, und erwarteten seitdem die Vollendung, um auch das Uebrige anzeigen zu können. Zum Glück hat der Verf., der leider ein Opfer seiner Melancholie geworden ist (er war der Sohn eines reichen Kaufmanns in Nizza), sein Werk noch vollendet. Die beiden ersten Lieferungen umfassen Marmarica und ei-

nen Theil des östlichen Cyrenaica; die jetzt zunächst folgende dritte, ist die wichtigste, da sie die Hauptstadt und überhaupt den Haupttheil der Landschaft umfaßt. Die vorhergehende Lieferung endete mit Apollonia, dem Hafen der Stadt Cyrene. Ehe der Verf. von dieser spricht, folgt er in westlicher Richtung der Küste, von dem Vorgebirge Phycus an, dem nördlichsten der Landschaft. Hier nun ist es, wo nach seiner Ansicht die schon in der Dichtersage so früh berühmten Gärten der Hesperiden sich finden, welche man sonst in der Nähe von Berenice (Bengasi) suchte. Der Verf. legt dabey die topographische Beschreibung des Scylax zum Grunde, aus der klar ist, daß, wenn auch die Dichtung die Sage verschönerte, doch keineswegs sie bloß der Dichtung angehörten. Er zeigt daß das bewaldete Local, und selbst die Baumarten, genau der Beschreibung des Scylax entsprechen; indem das Local als von Felsenschluchten umgeben, und der Golf des Vorgebirges als unzugänglich der Schifffahrt angegeben wird, statt daß bey Bengasi nur eine flache und sandige Umgebung sich findet. Solche Angaben eines Augenzeugen dürfen wohl als entscheidend angesehen werden. — Ein anderer Punct betrifft die Lage der alten Stadt Barca. Der Verf. findet ihre Ruinen in Benegdem und macht es zugleich sehr wahrscheinlich, daß die Stadt Barca schon vor der Griechischen Einwanderung als eine Anlage der Ureinwohner bestanden habe. Daß dieß bey manchen der Griechischen Colonien, wie Miletus und andern der Fall war, ist bekannt, und wir würden auch hier dieß annehmen, wenn nicht entgegen stände, daß die einheimischen libyschen Völkerschaften dieser Gegenden ein No-

madenleben führten, und daher schwerlich eine Stadt erbauten. Barca hatte übrigens auch seinen Hafen, aus welchem in dem Ptolemäischen Zeitalter die Stadt Ptolemais (jetzt Tolemetra) erwuchs, mit einer großen Griechischen Inschrift, die aber schwer zu lesen ist; Pl. LXXIII. Wohl aber kann es seyn, daß die Phönicier hier Niederlassungen hatten, wie der Verf. es schon bey Phycus wahrscheinlich findet. — Von hier geht nun der Verf. nach der alten Hauptstadt Cyrene zurück. Sie lag bekanntlich nicht am Meer, sondern auf dem hohen Plateau, einige Stunden landeinwärts, so daß ein Weg längst dem steilen Abhang von der Stadt nach dem Hafen führte, in dem man noch die Wagenspuren sieht. Dieser Abhang nun ist voll von Monumenten, die in die Felsen gehauen sind. Sie zerfallen in zwey Classen. Auf der ersten Hälfte des Weges, von dem Hafen an gerechnet, findet man Aushöhlungen von gewaltiger Größe, die aber nicht die mindeste Spur weder von Grabmählern, noch von Tempeln zeigen. So bot sich dem Verf. von selbst die Idee dar, daß sie nichts anders als die Waaren-Magazine von Cyrene gewesen seyn. Die Beschaffenheit des Locals mußte es äußerst schwierig machen, die Frachten den steilen Abhang hinauf nach der Stadt zu bringen. Das Bedürfniß selbst erforderte also solche Anlagen, und wir dürfen wohl nicht zweifeln, daß sie keine andere als diese Bestimmung hatten. Jetzt sind sie bequeme Wohnungen für die Arabischen Stämme, mit denen man sich daher auch erst verständigen mußte, ehe man sie untersuchen durfte. Die zweyte höhere Hälfte des Weges führt nun in die Necropolis von Cyrene, durch welche also der Weg

nach dem Hafen ging. Zahllose Grabmähler, oder vielmehr Todtenkammern, sind hier in den Felsen gehauen; zum Theil mit Inschriften und Malereyen verziert; denn ein ähnliches Streben zu der Aufbewahrung der Todten in Wohnungen wie in Aegypten scheint von daher nach Cyrene gekommen zu seyn. Die Architectur dieser Monumente hat aber nichts Aegyptisches, vielmehr herrscht durchgehends die Dorische Ordnung. Auffallend ist es, daß man bisher noch keine Inschriften entdeckt hat, die über das Römische und Ptolemäische Zeitalter hinaufgingen. Man kann kaum den Verdacht unterdrücken, daß die ältern mögen vernichtet seyn, um für spätere Platz zu finden. Die Malereyen, welche man in einigen derselben erblickt, sind sehr interessant; sie stellen Beschäftigungen des Lebens, Jagden, Spiele und dergleichen vor. Besonders merkwürdig aber sind die Vorstellungen auf einem Frieß, T. LIV., (ein coloriertes Blatt) welche die Lebensweise einer jungen Negerin, nicht etwa einer Sclavin, sondern einer Gebieterin (mochte sie nun die Geliebte oder die Gemahlin seyn) darstellen. Man erblickt sie in sechs Vorstellungen: wie sie mit einer Freundin sich unterhält; wie sie ihre Dienerin, gleichfalls eine Negresse, vor sich hat; wie sie in einer Schaukel sitzend sich vergnügt; wie sie aus dem Bade steigt; und endlich wie sie auf dem Kranken- oder Todtenbette von ihrem Gemahl, einem Griechen von weißer Farbe, theilnehmend getröstet wird. Also ein Beweis nicht nur von dem Verkehr mit dem innern Africa, sondern auch von den Verhältnissen in welchen Negerinnen in Cyrene standen. In einer andern Grotte, Tab. XLIX. L., ist die Vorstellung einer feyerlichen

Procession, der das Volk zusieht. In ein paar andern stehen noch die Sarcophäge mit schönen Reliefs verziert. Noch in andern, Tab. LIII., Kampfspiele, auch ein Wagenrennen mit Viergespannen.

Auf diese Necropolis folgen nun die Nachrichten von dem Local der Stadt selbst und den dort befindlichen Monumenten, welche ein großes Areal bedecken. Man unterscheidet hier außer der Hauptstraße des Battus, fünf andere, von denen vier in südlicher und nur eine in westlicher Richtung läuft; in allen sieht man noch die Spuren der Wagen. Man unterscheidet mehrere Tempel, ein Amphitheater, auch den Marktplatz, richtiger als frühere Reisende, glaubt der Verf. bestimmen zu können. Wir übergehen diese, da schon in der frühern Anzeige davon gesprochen worden ist, und ohne die Abbildungen die Beschreibungen doch kein klares Bild geben. Nachdem der Verf. von den Producten des Bodens und den Hausthieren gesprochen hat, widmet er dem dereinstigen Hauptproduct, dem berühmten Silphium, einen eigenen Abschnitt. Der Verf., nachdem er die Kennzeichen welche die Alten uns davon angeben gesammelt hat, erkennt das Silphium in der Pflanze welche die Araber Derias nennen, und bezeichnet sie, da sie in das Geschlecht der Laserpitien gehört, mit dem Namen laserpitium Darias. Wir müssen die Bestimmungen darüber den Botanikern überlassen. Der letzte Abschnitt enthält eine Untersuchung über die Handelsverhältnisse von Cyrene. Daß diese sich in das innere Africa erstreckten, zeigt ihre Verbindung mit dem Tempel des Jupiter Ammon und dem Lande der Garamanten, Phasania oder Fessan, über

welches die Handelsstraßen in das Innere lassen. Der Zwischenplatz ihres Handels mit Carthago war Charax; ihre Verbindung mit Aegypten wird bey den bekannten politischen Verhältnissen wohl Niemand bezweifeln. Ausgeführt zur See wurden außer dem Silphium, Wein, Oel, Pferde und Ochsenhäute. Daß über die Grenzen des Mittelmeers und die dortigen Colonien der Griechen ihre Schifffahrten sich ausgebreitet hätten, finden wir nicht. Die genauere Kunde dieses Landes muß gerade in dem jetzigen Zeitpunct ein höheres Interesse haben, da der Nordküste von Africa Veränderungen bevorstehen, welche auch das alte Cyrenaica berühren werden, dessen Schönheit und üppige Fruchtbarkeit zu Niederlassungen einzuladen scheinen.

Die vierte und letzte Lieferung enthält nun die Beschreibung der Reise nach der Oase von Augila. Nach Hornemann, der jedoch Augila nur auf der Durchreise sah, ist Pacho der erste der sie erreichte, und seine Nachrichten, da er sich länger hier aufhalten konnte, sind also eine wahre Bereicherung für die Geographie. Augila ist nur eine Oase von geringem Umfange, und enthält nur Eine Quelle Sibilléh genannt. Theilnahme an den Caravanenreisen nach Siwah, Aegypten und nach Sudan sind fast die einzigen Beschäftigungen der Einwohner, und die Kenntniß der Gestirne, die ihre Wegweiser auf denselben seyn müssen, sind schon ein Gegenstand des Unterrichts. Was uns bereits Herodot von Augila erzählt, wird wörtlich bestätigt. Ein starkes Wörterverzeichniß der Sprache von Augila (ohne Zweifel eines Zweiges der Berbersprache) ist angehängt. Den Beschluß macht eine Erläuterung

der Kupfertafeln, hundert an der Zahl, und die Erläuterung einiger Inschriften von H. Letronne, meist aus dem Römischen Zeitalter.

Hn.

London.

The history and doctrine of Budhism, popularly illustrated: with notices of the Kappooism, or demon worship, and of the Bali, or planetary incarnations, of Ceylon. By Edward Upham, M. R. A. S. With forthy-three lithographic prints from original Singalese designs. 1829. VII und 136 S. in Folio.

Eine Geschichte und Darstellung einer der am weitesten auf der Erde verbreiteten Religionen, des Buddhismus, ist ohne Zweifel ein Gegenstand würdig der wissenschaftlichen Behandlung, und zugleich in unsern Zeiten, da noch kein ausgezeichneter Forscher in diesem Felde eine Bahn gebrochen hat, neu und anziehend. Schon häufen sich auch die bis dahin so sparsamen und unsichern Hülfsmittel zu einer solchen Forschung immer mehr; außer den Sanskritschriften, welche für den Buddhismus nur Quellen zweyten Ranges seyn können, bietet China immer mehr Uebersetzungen oder Erläuterungen buddhistischer Bücher; aus mongolischen Schriften hat den Buddhismus J. J. Schmid zu erläutern unternommen; die Palischriften aus Hinterindien werden bekannter und der englisch-birmanische Krieg von 1826 hat schätzbare Monumente der Buddhareligion nach Calcutta oder Europa geführt; in Nepal und Tibet, wo sich diese Religion am

ausgebildetsten zeigt, sucht man immer mehr Quellen zur Kenntniß des Buddhismus zusammen; endlich ist Ceylon, wohin sich am frühesten die vertriebenen Buddhisten flüchteten und welches stets einer ihrer Hauptsitze geblieben ist, in der neuesten Zeit auch in religiöser und antiquarischer Rücksicht genauer untersucht, und verspricht für den Buddhismus viel Licht zu geben. An einem Orte wie London, wo alle diese Hülfsmittel vereint seyn können, müßte ein wissenschaftliches Werk über den Buddhismus am leichtesten gelingen.

Der Verf. des obigen Werks, welches zuerst diese Lücke der Literatur auszufüllen erscheint, scheint aber von den Forderungen, die man an den Darsteller des Buddhismus machen muß, keine richtige Begriffe zu haben. Zwar benutzt er die einzelnen Abhandlungen, die bisher über den Gegenstand erschienen sind (der für den Buddhismus wichtige funfzehnte Band der As. Res. ist aber noch nicht gebraucht); er vergleicht viele fremde Religionen (auch zum Theil unpassend) mit der des Buddha und sucht nach A. v. Humboldts Werke zu zeigen, daß Mexico seine Cultur aus Ostasien erhalten habe; aus den Sammlungen Johnstons, des erfahrnen und thätigen Oberrichters in Ceylon, gibt er 43 Zeichnungen als Grundlage seines Werks und nichts sichert ihm einen gewissen Werth so sehr als diese treuen Copien buddhistischer Monumente; wir müssen außerdem annehmen, daß er auch Vieles oder das Meiste in der Erklärung dieser Zeichnungen Johnston verdanke, oder den sorgfältigen Erkundigungen, welche dieser von Buddhisten in Ceylon einzog; auch hat er einige seit 1826 nach London gebrachte birmanische Monu-

mente verglichen. Aber diesen Zurüstungen entspricht die Ausführung nicht. Zunächst ist schon auffallend, daß ein, wie es scheint, junger Schriftsteller in einer Zeit, wo dem Erlernen der indischen Sprachen nicht mehr so unüberwindliche Schwierigkeiten sich entgegendrängen, über Gegenstände dieser Art zu schreiben unternimmt, ohne um Kenntniß der Sprachen sich bemüht zu haben. Wie weit sicherer würde die Darstellung und Kritik, selbst die Orthographie der indischen Namen bey dem Vf. seyn, wenn er wenn nicht Singalesisch, doch Sanskrit verstände! Nicht nur sind die jetzt über den Kopien stehenden singalesischen Wörter und Namen äußerst entstellt: auch die Sanskritwörter sind unkenntlich, z. B. bald Brahaspaty bald Braspaty für Vrihaspati, den Planeten Jupiter. So fehlen auch bestimmte Vorstellungen über die andern indischen Religionen, wodurch allein der Buddhismus in seinem Wesen und Ursprung richtig erkannt werden kann. In der Darstellung der Lehre des Buddha selbst aber und in der Erklärung der Bilder vermißt man die Kritik und Wissenschaftlichkeit, welche zur Sache gehört; und während der Verf. in allen Religionen umherstreift und aus den verschiedensten Schriften Gedanken sammelt, tritt der Buddhismus nicht in sein wahres Licht, und oft sind selbst die Bilder und Zeichnungen unvollkommen erklärt. Der Zusatz popularly illustrated, den der Verf. im dunkeln Gefühl der Unvollkommenheit seiner Arbeit dem Titel gegeben haben mag, kann aber diese Mängel nicht entschuldigen.

Was die Geschichte der Religion betrifft, so erzählt der Verfasser außer den Sagen über das Leben und die wunderbare Geburt des Buddha

nur das Bekannte über die Vertreibung der Buddhisten aus Indien, ohne chronologisch oder sonst tiefer zu forschen. Wie hätte sich auch mit einer weitern Forschung in diesen Gebieten noch die vom Verfasser nach mehrern Engländern fest geglaubte und vertheidigte Ansicht vertragen, daß der Buddhismus älter sey als der Brahmaismus? Für diese Ansicht, über welche Ref. in diesen Blättern schon oft Gelegenheit hatte ausführlicher zu sprechen, stellt der Verfasser keine neue Gründe auf, es seyen denn einige aus unhistorischem Räsonnement. Daß die Buddhisten ihre Religion für die älteste halten, ist freylich wahr; nach ihnen ist Gautama oder Sakhja-Muni, der vierte Buddha, nur der Wiederhersteller der alten Lehre. Aber die Vergleichung der brahmanischen Nachrichten und das Wesen des Buddhismus selbst als einer auf Speculation gebauten, sehr ausgebildeten Lehre zeigt genug, daß diese Reformation des Brahmaismus nur in dem Sinne sich die älteste Religion nennen konnte, in welchem das Christenthum zur patriarchalischen Religion, der Protestantismus zum Urchristenthum zurückzukehren sich rühmen kann. Daß aus den singalesischen Annalen, dem Mahavansi und Radscha-ratnakari, die der Verfasser S. 7. 11 anführt, mehr Historisches sich ziehen läßt als der Verfasser wohl ahnet, haben die neuesten Untersuchungen über das Pali gelehrt. Fast eben so unvollkommen ist das Zweyte, die Lehre des Buddhismus, entwickelt. Was der Verfasser darüber sagt, fällt nur in das Gebiet der eigentlichen Theologie und Kosmologie; über die Ethik und Asketik einer so verbreiteten Religion spricht der Verfasser eben so wenig als über die Grund-

säße ihrer Verfassung. Eine genügende Darstellung dieser Lehre war dem Verfasser schon deswegen unmöglich, weil er, das innere Wesen und den unterscheidenden Character des Buddhismus nicht auffassend, in der Vergleichung fremder Religionen und ihrer Ableitung vom Buddhismus unstät umher irrt, oft nur durch eine Namenähnlichkeit geleitet, wie er z. B. S. 45 flg. viel von den Aehnlichkeiten zwischen Siam und Aegypten spricht, da der alte Name Aegyptens Chemia oder Chimia mit Siam zusammenfalle. Und obgleich wir nicht leugnen, daß der Buddhismus in Ceylon, seinem alten Sitze, sehr vollkommen erkannt werden kann: so ist doch in einem Lande, wo seit langer Zeit Muhammedanismus und Christenthum eindrangen, der Einfluß dieser auf jenen wohl zu beachten; der Verfasser führt aber, um ein Beyspiel zu geben, in der Darstellung der buddhistischen Kosmologie die arabischen Monatsnamen (S. 94, in Widerspruch mit S. 86) an, ohne ihren arabischen Ursprung zu kennen.

Doch ist es fern von uns, diesem Werke, dessen Gehalt wir nur, weil es das erste seiner Art ist und vielleicht längere Zeit die Hauptquelle unserer Kenntniß des Buddhismus bleiben wird, ausführlicher darlegen zu müssen glaubten, allen Werth abzusprechen. Die Zeichnungen, so roh und unkünstlerisch sie auch sind, bleiben sprechende Zeugen der Vorstellungen über Buddha, die Götter und Dämonen, den buddhistischen Zodiakus und die indische Kosmologie; es sind auch historische Gemählde darunter (№. 1—5), welche sinnvolle Legenden, wie die vom König Wessantara, dem Muster der Entsagung, in einer Reihe von Gruppen dar-

stellen. Die niedere Klasse des Volks erscheint in dunkelrother Hautfarbe, die Könige und Vornehmen in weißer; woraus die Sage von der Einwanderung der Buddhisten in Ceylon bestätigt wird. Die aus Johnston's Papieren geschöpften Erläuterungen dieser Zeichnungen enthalten viel Wahres und uns bisher Unbekanntes, woraus man sich ein Bild der buddhistischen Kosmologie und Theologie, wie sie sich jetzt in Ceylon gebildet hat, entwerfen kann. Einen kurzen Umriß davon glaubt Ref. auch hier, der Neuheit und Wichtigkeit der Sache wegen, entwerfen zu müssen.

Der Buddhismus schließt sich dadurch, im Gegensatz zu den biblischen Religionen, an die altindische und griechische Mythologie und älteste Philosophie, daß er die Elemente der Religion, Kosmologie und Speculation zu einem Ganzen vermischt. So bauet er die Religion und Ethik über dem Grunde einer Speculation und Kosmologie auf, die der Zeit ihres Ursprungs nach sehr unvollkommen seyn mußte, dennoch aber von den spätern Buddhisten für eben so sichere und zweifellose Offenbarung gehalten wird als die religiösen Elemente der Lehre; woraus sich erklärt, wie diese Religion im Fortschritt der Zeit und Cultur, so lange jene mit ihr aufs engste verknüpfte Grundlage bleibt, immer ungenügender und lichtscheuer werden muß. Als letzte Ursache von Allem herrscht ohne Anfang und Ende, ohne Gestalt und Veränderung das Maha-sammata (d. h. der große Gesammt-Wille), oder Damata d. h. das Fatum. Die Welt aber ist mit allen ihren Theilen und Wesen, auch mit den 6 Devaloka (Götterhimmeln) und den Göttern selbst, bis auf

die letzten 4 der 16 Brahmaloka (obersten Himmel der Geister) einer nach ewigen Gesetzen und in endlosen Kreisen sich wiederholenden Veränderung, Zerstörung und Erneuerung unterworfen; die Kalpas (Weltperioden) sind unzählig. In der neuen (erneuerten) Welt sind die Menschen zuerst gleich Göttern langlebend und rein, bis die Sünde entsteht und herrscht; dem durch eine Fluth fortgerafften ersten Gigantengeschlecht folgt das zweyte, jetzt lebende Menschengeschlecht, das langsamer, aber sicher, eben so seiner Verderbung entgegengeht; tausend Jahre vor der Zerstörung erscheint ein Nat (Schutzgott) klagend als Vorbote unter den Menschen. Am Ende des Kalpa zerstört Feuer, Wasser und Sturm die Welt, bis nach Tausenden von Jahren in die öde, dunkle, eisige Welt einige der im höchsten Himmel erhaltenen Götter wie im Spiel herabsteigen und die Erneuerung der Welt dadurch sich wiederholt. Eine Welt kann nicht ohne einen Buddha oder Vermittler und Erlöser seyn; die gegenwärtige ist aber besonders glücklich, sofern sie schon 5 Buddhas gehabt hat und ein Buddha noch erwartet wird. Gautama Buddha, über alle Götter erhaben, gab 84,000 Lehrartikel (woraus andere eben so viel Bücher machen) in drey Abstufungen, für Götter, Klerus und Laien; unter diesen aber besonders 10 Vorschriften für den Klerus, fünf auf der ersten Tafel für die Schüler (zu vermeiden Mord, Diebstahl, Buhlerey und Ehe, Falschreden, berauschenden Trank), dieselben mit drey andern (sich zu enthalten der Unmäßigkeit im Essen, des Tanzes, Singens und Spielens, und der hohen und großen Sitze) auf der zweyten Tafel für die Upasekas oder die geweihten Priester,

und diese acht mit dem neunten und zehnten Gebot (sich zu enthalten der Blumen und Wohlgerüche aller Art; Gold, Silber und alles Kostbare nicht zu nehmen, zu gebrauchen, zu berühren) auf der dritten Tafel für die Samaneras, die Priester mit dem Gelübde der Armuth. In den speciellen dieser Gebote sieht man klar den Gegensatz zu den Brahmanen, welche zur Zeit der Erscheinung Buddhas schon sehr entartet waren. Alle Thaten der Menschen werden in jedem Augenblick von zahlreichen Dienern der Götter oder Luftgeistern beobachtet und zur Entscheidung nach dem Tode in Bücher geschrieben. Zur Beobachtung und Prüfung der Menschen werden auch Dämonen (böse Engel) auf die Erde gesandt, die gleich dem Satan im Hiob vor den höhern Göttern erscheinen und ihnen gehorchen müssen; doch hat der Himmel und der Fürst der 6 untern Himmel, Sakkraja, von der ewigen Feindschaft des Antibuddha viel zu fürchten. Nach dem Tode kommen die Verurtheilten in die Qualen der 4 Höllen, die jedoch bey gewöhnlichen Sündern nicht ewig d. h. bis zum Untergange des Kalpa, sondern nur einige Zeit zur Läuterung dauern; die vier Höllen liegen zwischen dem Mittelpunct der Erde, dem Maha-Meru oder Himalaja (Imaus) und den untern Himmeln; in den Bildern der Hölle glaubt man Dante's Inferno zu lesen. Außerdem aber liegt in der Seelenwanderung die Vergeltung nach dem Tode; Böse werden auch in Thieren wiedergeboren; Gute als Götter; und nur allmählich gelangt so der Fromme von Himmel zu Himmel in das Nirwana oder die ewige Ruhe und Seligkeit. — Außerdem verehrt das Volk die

Planeten (Bali), deren acht gezählt werden, und weiht einen finstern und thörichten Cultus schlangengestalteten Göttern. Wenn der Verfasser darin Spuren eines in den Buddhismus allmählich wieder eingedrungenen, vorbuddhaischen und in Ceylon in ältester Zeit entstandenen Cultus findet, so können wir ihm hierin nur beystimmen; nach der Sage bekämpft der nach Ceylon kommende Buddha den Schlangendienst, und in andern Ländern, zu denen die Buddhalehre gewandert ist, findet sich nichts Gleiches.

Doch wir enthalten uns weiterer Auszüge. So viel ist aus dem ganzen Wesen des Buddhismus klar, daß wenn ihm Einige das Christenthum besonders zur Seite gestellt haben, diese Aehnlichkeit nur das römische Christenthum trifft, wie denn der portugiesische Pater Goori unbefangen sagte, daß er kein Wunder der katholischen Kirche kenne, welches die Buddhapriester nicht nachahmten. Aber gewiß ist aus Allem, daß der Buddhismus dem Parsismus näher verwandt ist als man glauben sollte, ohne ihn genauer zu kennen; und so hat seine Erforschung zur gründlicheren Kenntniß der unter dem Einfluß des Parsismus umgestalteten jüdischen Theologie für uns einen besondern Werth. Manches außerdem, welches schon in früherer Zeit von Osten zu den Hebräern gekommen, findet in der Buddhalehre Aehnliches zur Vergleichung und Erklärung; die Vorstellung von den vier Paradiesströmen, die aus einem See entspringen S. 45, kann (wenn sie alt ist) nicht zufällig mit der mosaischen Erzählung zusammenfallen. Viel weiter steht von den westlichen Religionen der Brahmaismus ab; und ob-

gleich sehr Vieles aus diesem in den Buddhismus übergegangen ist, und ein Mahabrahma (Großbrahma) auch in dieser Tochter der brahmanischen Religion anerkannt wird: so steht dieses doch einzeln und ohne innern Zusammenhang in der Buddhalehre.

G. H. A. E.

Genua.

Storia letteraria della Liguria. T. I — IV. 1824 — 1826.

Wir müssen uns begnügen den Litteratoren die Erscheinung dieses Werks anzuzeigen, da eine ausführliche Beurtheilung nicht für unsere Blätter paßt. Der Verfasser nennt sich unter der Zueignung Giambattista Spotorno. Die Geschichte ist in Perioden abgetheilt, und in jeder derselben werden die Schriftsteller nach den Fächern geordnet und über ihre Schriften geurtheilt. Die dritte Periode oder Epoche, mit welcher der vierte Band schließt, geht aber erstlich bis auf den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. Es wird also noch eine Reihe Bände zu erwarten seyn.

Hn.

Altenburg.

Von dem Literatur-Comptoir daselbst erhalten wir die Fortsetzung des Encyclopädischen Wörterbuchs (s. diese Anz. St. 25) welche des 14ten Bandes erste Abtheilung enthält, und von Möhre bis Nachreißen geht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.
Den 24. Julius 1830.

Paris.

Bey Delaunay: Histoire de France, depuis la restauration, par Charles Lacretelle, Membre de l'académie française, professeur d'histoire à la faculté des lettres, chevalier des ordres de St. Michel et de la légion d'honneur. 1829. T. 1. 447 S. T. 2. 487 S. in 8.

Es war ein glücklicher Gedanke des berühmten Verfassers die Geschichte der neuesten Ereignisse und Veränderungen in seinem Vaterlande zu schreiben. Gerade hier thut eine klare und vollständige Uebersicht um so mehr Noth, je leichter bey dem ununterbrochenen Kampfe der Parteyen und Factionen und dem daraus hervorgehenden wiederholten Wechsel der Systeme, dem Beobachter in der Ferne der leitende Faden verloren geht. Der Verf., geübt durch die Darstellung der Stürme der Revolution, war mehr als ein anderer zur Lösung dieser Aufgabe geschickt. Zu einer Zeit, so äußert er gleich im

Eingange, habe er dieß Werk begonnen, wo der ultramontanische Absolutismus in Frankreich selbst im Namen der Charte herrschte, die er theilweise zu vernichten strebte, bis der Augenblick gekommen seyn würde, sie ganz zu vertilgen, und er habe das Unternehmen für nützlich geachtet, weil die klare Einsicht der Ursachen, die die Fortschritte dieses Absolutismus begünstigt, das sicherste Gegenmittel gegen seine Rückkehr sey. Darum habe er einstweilen die bereits weit vorgerückte Bearbeitung der Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs unterbrochen, ohne sie jedoch deshalb gänzlich aufzugeben. Sehr nachdrücklich erklärt er sich zugleich an einem andern Orte (T. 2. p. 99) gegen die Pedanterie und die Trägheit, welche die Bearbeitung der Zeitgeschichte verwerfe, weil für sie der Tag der wahren Geschichte noch nicht gekommen sey, ohne denn doch zu sagen, ob dieser Tag in der dritten oder in der zehnten Generation erscheinen werde. Schon aus diesen Aeußerungen mag auch von denen, welchen die liberale Richtung des Verfassers nicht schon anderweit bekannt ist, der Character des Werks entnommen werden. Es ist dasselbe durchaus im Sinne und Geist eines gemäßigten Liberalismus geschrieben. Scheint auch allerdings der Verf. bey Beurtheilung der auswärtigen Verhältnisse nicht immer der strengsten Unparteylichkeit treu geblieben zu seyn, so mag ihm doch bey der Darstellung der inneren Verhältnisse seines Vaterlandes dieser Vorwurf nicht gemacht werden. Hier zeigt er sich vielmehr immer als streng constitutionellen Royalisten, und laut und nachdrücklich beklagt er sich wiederholt über die leidenschaftliche Heftigkeit und Ungenügsamkeit eines Theils der sogenannten liberalen Partey, wodurch so manche

Rückschritte herbeygeführt und der Regierung so oft unbedachtsamer Weise Besorgnisse erweckt worden seyen. Es umfaßt die Geschichtserzählung in den beiden vorliegenden Bänden den Zeitraum von der zweyten Restauration der Bourbons nach den hundert Tagen, bis in das Jahr 1820. Eine Einleitung, welche in zwey starken Kapiteln, die größere Hälfte des ersten Bandes ausfüllt (S. 1—307), gibt einen Ueberblick der inneren und äußeren Verhältnisse von Frankreich vom Anbeginn des Consulats bis zu Ende des Wiener Congresses und der hundert Tage. Ueber Bonaparte, wiewohl der Vf. der ersten Zeit seines Consulats, als der Periode der Wiederherstellung der Ordnung im Innern, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, lautet dennoch sein Urtheil streng und scharf, wie es sich nicht anders von einem Manne erwarten läßt, dem ordnungsmäßige Freyheit höher gilt, als der blendende Glanz des Sieges. J'ai tout dit, äußert er unter andern (T. 1. p. 182), sur son génie, sur les éminens services qu'il a rendus d'abord à l'ordre social, sur les bienfaits durables qui nous restent de lui, enfin sur le caractère héroique de sa dernière et malheureuse campagne; mais que la plume de l'histoire se brise, si elle ne maudit en lui un trop savant despotisme et la fureur délibérée des conquêtes. Schon in den ersten Jahren des Kaiserreichs werden die Anfänge jener Congregation bezeichnet, die in der Folge, nachdem die Jesuiten sich ihrer Leitung bemächtigt, als Vertheidigerin ultramontanischer Grundsätze und als entschiedene Gegnerin liberaler Institutionen, einen so bedeutenden und so verderblichen Einfluß in Frankreich erlangt hat. Drey Männer von anerkann-

ter Frömmigkeit, die Abbé's Eymeri und Legris-Duval und der Vicomte Matthieu von Montmorency werden als ihre ersten Gründer und Werke christlicher Mildthätigkeit und Liebe in Verein mit frommen Uebungen als ihr anfänglicher Zweck angegeben. Nur zu bald artete jedoch die Congregation, wie dies so leicht mit dergleichen mehr oder weniger geheimen Gesellschaften zu geschehen pflegt, aus; sie that es, nachdem die Jesuiten, die sich bereits unter Bonaparte als Väter des Glaubens vergeblich in Frankreich wiederum einzunisten versucht hatten, sich ihrer Leitung bemächtigten. Daß der Verf. wie bereits bemerkt worden, das Ausland keineswegs immer mit gleicher Unparteylichkeit wie die inneren Verhältnisse von Frankreich beurtheile, davon gibt unter andern die Art, wie er sich über die Nichtratification der Capitulationen von Dresden und Danzig durch die Alliierten zu Ende des Jahres 1813 äußert (T. 1. p. 139) einen recht auffallenden Beweis. Les alliés, das sind seine Worte, donnèrent un exemple de déloyauté dont les Français se sont abstenus à une époque de barbarie et de terreur et qui ne s'est encore produit que dans la vindicative Espagne après la capitulation de Baylen. So oft ist derselbe Vorwurf von französischen und selbst von deutschen Schriftstellern wiederholt worden, daß man sich nicht genug über die Unbekanntschaft oder vielmehr das absichtliche Ignorieren völkerrechtlicher Gebräuche wundern kann; hat doch immer das Völkerrecht dem Souverän das Recht zugestanden, eine von seinem Feldherrn abgeschlossene Capitulation aufzukündigen, so bald man sich zugleich erbot, den Besiegten wiederum in dieselbe Lage wie vor dem Abschluß der Ca-

pitulation zu versetzen und dazu hatten sich bekanntlich die Alliierten sowohl gegen den Marschall Gouvion St. Cyr als gegen den General Rapp ebenfalls erboten. Daß keine förmlich organisierte Verschwörung Bonaparte von Elba zurückgeführt, darin werden wohl jetzt alle Unpartheyischen dem Verf. beypflichten; daß die Beschränkung der Presse, indem sie die Regierung in eine verderbliche Sorglosigkeit einwiegte, gar sehr Bonaparte's Plane begünstigt habe (T. 1. p. 216), ist nicht zu übersehen. Ueber den Wiener Congreß, den das zweyte Kapitel behandelt und dessen Resultat hier eine paix boiteuse et mal assise (T. 1. p. 307) genannt wird, hat sich der Verf. mit einer Einseitigkeit und Unbilligkeit ausgesprochen, die wenn man auch nicht alles was dieser Congreß gethan, unbedingt unterschreiben mag, dennoch sehr unangenehm auffällt; am heftigsten wird die Politik von England und Oesterreich angegriffen. Erst mit dem dritten Kapitel (T. 1. p. 308) beginnt die weitläuftigere Entwickelung der neuesten Verhältnisse von Frankreich selbst. Das erste Ministerium nach der zweyten Restauration, dessen Chef Talleyrand und dessen Mitglied Fouché war, wird wegen mancher seiner Acte, vorzüglich daß es Reactionen begünstigt, sie wenigstens ungestraft gelassen, scharf und wohl nicht mit Unrecht getadelt, mit weniger Rechte unstreitig das Verfahren der Alliierten, namentlich wegen der Zurücknahme der Kunstschätze. Auch bey unserm Verf. wie bey so vielen seiner Landsleute herrscht die wunderliche Ansicht vor, das was früher das siegende Frankreich sich erlaubt, sey eine natürliche Folge des Sieges und der Eroberung gewesen, daß aber das besiegte Frankreich als besiegt behandelt worden, sey ein Ver-

fahren wie nur rohe Barbaren es sich hätten erlauben mögen. — Noch während der Unterhandlungen über den zweyten Pariser Frieden trat ein neues Ministerium, an seiner Spitze der Herzog von Richelieu, an die Stelle von Talleyrand und seinen Collegen. Talleyrand, der die anfängliche Gunst des Kaisers Alexander jetzt gänzlich eingebüßt hatte, war ein Hinderniß des Friedens geworden. Schauder erregend ist die Darstellung die der Verf. in dem vierten Kapitel von den Verfolgungen der Protestanten im südlichen Frankreich und von der empörenden Parteylichkeit der Behörden und der damaligen Deputiertenkammer zu Gunsten der Meuchelmörder gibt. Der merkwürdigen Sitzung der Kammern im Jahre 1815, während welcher namentlich in der Deputiertenkammer die gemäßigte Opposition nur einige vierzig Mitglieder zählte, ist das fünfte Kapitel, das letzte des ersten Bandes gewidmet. Beynah nur Beschränkungen der von der Charte zugestandenen Freyheiten gingen von dieser Kammer aus, deren unbesonnener Eifer nur zuweilen durch die Pairskammer im Zaum gehalten werden konnte. Es war damahls daß Herr von La Bourdonnaye seine berüchtigten Kategorien aufstellte und man die Confiscationen wieder einzuführen suchte, als Mittel die dem Auslande zu leistenden Zahlungen zu bestreiten. Das sechste Kapitel, das erste des zweyten Bandes, beschäftigt sich mit den merkwürdigsten Verurtheilungen aus jener Zeit. Daß der König selbst diesen Härten abgeneigt war, daß er diejenigen, welche von der Amnestie ausgeschlossen waren, durch die Flucht gerettet wissen wollte, darüber beruft sich der Vf. auf eine eigenhändige Schrift des Königs, die er gesehen und worin dieser Wunsch ausgespro-

chen worden. Der Proceß des Marschalls Ney wird auch jetzt noch mit um so größerem Interesse gelesen werden, als der General Bourmont als Hauptzeuge gegen den Angeklagten, darin eine so auffallende Rolle spielt. Die Art und Weise wie die Capitulation von St. Cloud in der Pairskammer zum Nachtheil des Marschalls umgangen wurde, gibt einen Beweis, wohin der Parteygeist selbst rechtliche Männer führen kann. Außer der Congregation hatten sich jetzt schon verschiedene andere geheime Gesellschaften, namentlich die der Francs-régénérés gebildet; Reactionen jeder Art zu bewirken, war ihrer aller gemeinsames Bestreben; sie waren es hauptsächlich, die ohne Unterlaß auf immer neue Epurationen drangen, die vorzüglich der Minister des Innern, Vaublanc, mit arger Willkühr verfügte. Die legislativen Maßregeln während der Sitzung von 1815, welche den Gegenstand des siebenten Kapitels bilden, geben ein getreues Bild des in den Kammern vorherrschenden Geistes. Die Geißlichkeit ward vor allen auffallend begünstigt; ein ganz im Sinn der Ultraparteyentworfenes Wahlgesetz scheiterte in der Pairskammer. Am 25sten April 1816 ward die Sitzung dieser Chambre introuvable geschlossen, am 5ten September dieselbe durch eine königliche Ordonnanz gänzlich aufgelöst. In dem achten Kapitel hat der Vf. diese Maßregel weitläuftiger besprochen. Während zu Toulouse und auf andern Puncten des Westens die Abgeordneten von der Majorität, unter diesen namentlich der bald so bekannt gewordene Villele, bey ihrer Rückkehr mit lauten Freudensbezeugungen empfangen wurden, waren zu Grenoble Unruhen im entgegengesetzten Sinne ausgebrochen; immer erbitterter wurden die

feindseligen Parteyen. Das Ministerium selbst war verschiedentlich modificiert. Der Siegelbewahrer Barbé Marbois hatte dem Kanzler d'Ambray weichen müssen, dagegen aber bald darauf auch Vaublanc dem gemäßigten Lainé. Der König selbst war allmählich unzufrieden mit einer Partey geworden, die royalistischer als er selbst seyn wollte; Decazes, damahls Minister der Polizey, hatte immer mehr sein Vertrauen gewonnen, und eifrig die Auflösung einer Kammer betrieben, die ganz ungescheut die königliche Autorität bedrohte. Es gelang ihm endlich die Bedenklichkeiten Ludwigs zu überwinden, der anfangs durch Auflösung der Kammer den Bonapartismus zu begünstigen gefürchtet hatte. Zugleich mit der Auflösung der Deputiertenkammer ward ihre Stärke wieder auf die ursprüngliche Anzahl von 256 Mitglieder reduciert und von dieser das gesetzliche vierzigjährige Alter verlangt. Einen der heftigsten Gegner fanden diese Maßregeln damals an Hn. von Chateaubriand, der darin einen entschiedenen Sieg der Partey der 100 Tage zu sehen glaubte. Je größer aber das Gewicht seines Namens war, um so stärker war auch die Ungnade, welche seine Opposition traf. Immer schroffer hatten sich inzwischen die Parteyen von einander abgesondert und um so interessanter ist die im neunten Kapitel gegebene Analyse derselben. Die liberale Partey hatte sich aus sehr verschiedenen Bestandtheilen gebildet, erlangte aber, weil sie sich den allgemeinen Interessen, mitunter freylich auch nur den allgemeinen Vorurtheilen anschloß, eine hohe Popularität und einen stets wachsenden Einfluß. Manche vormahlige Anhänger Bonaparte's, vornehmlich manche Generale, dann einige frühere [Mit]glieder der constituierenden Nationalversamm-

lung, vor allen die bedeutendsten Namen aus der Industrie und dem Handel, bildeten die Häupter dieser Partey, die hauptsächlich unter der jüngeren Generation fast allgemeinen Beyfall fand; leider schlossen sich dann aber auch manche heftige Menschen, welche die Bourbons und die bestehende Ordnung haßten und unter dem Vorwande die Freyheit zu vertheidigen, nur neue Umwälzungen bezweckten, zum Scheine an sie an, wiewohl dieß hauptsächlich erst nachmals von 1820 bis 1822 der Fall war. Die Umtriebe dieses verbrecherischen Auswuchses waren es hauptsächlich, welche die liberale Partey überhaupt so oft verdächtig und manchen wohlmeinenden aber ängstlichen Freund der constitutionellen Ordnung selbst zu ihrem eifrigsten Gegner machten. Die sogenannte ultraroyalistische Partey fand sich schon deshalb gar häufig in einer falschen Lage, daß sie royalistischer als der König selbst seyn wollte und daher gar häufig mit der Regierung in Opposition gerieth. Es bestand diese Partey theils aus den alten absoluten Royalisten, vornehmlich den zurückgekehrten Ausgewanderten, welche aus persönlichen Rücksichten erbitterte Gegner alles Neuen waren und unbedingt alles so wieder hergestellt wissen wollten, wie es unter Ludwig dem 15ten gewesen, theils aus finsteren Systematikern und unduldsamen Vertheidigern des göttlichen Rechts, zum Theil selbst aus vormals eifrigen Anhängern der Revolution und Bonapartes, die jetzt mit auffallender Leichtigkeit zu den ganz entgegengesetzten Meinungen übergetreten waren. Die ministerielle Partey begriff damals großentheils gemäßigte Royalisten; trotz ihrer numerischen Stärke aber und wiewohl sie als Vertheidigerin des monarchischen Systems und der Charte mi-

der Mehrzahl der Nation übereinstimmte, erschien sie dennoch oft schwach, weil sie eben gemäßigt war und die starke Waffe der Leidenschaft nicht mit derselben Leichtigkeit wie ihre Gegner von beiden Seiten zu führen vermochte. Die Session von 1816 bis 1817, von der das zehnte Kapitel handelt, zeigte einen fortwährenden Kampf dieser verschiedenen Parteyen. Die ministeriellen im Verein mit dem gemäßigten Theile der liberalen Partey behielten jedoch im Ganzen das Uebergewicht und manche tüchtige neue Gesetze wurden so zu Stande gebracht. Ein neues Wahlgesetz, gegründet auf die directe Wahlmethode und ganz darauf berechnet, den Einfluß der kleinern Eigenthümer zu vermehren, ward im Anfange des Jahres 1817 von beiden Kammern angenommen. Zwey andere Gesetze, durch welche einstweilen die individuelle und die Preßfreyheit suspendiert blieben, schienen durch die noch immer bedenkliche Stimmung hinreichend gerechtfertigt. Der Staatscredit begann sich zu heben; durch beträchtliche Anleihen ward Frankreich in den Stand gesetzt, die ungeheuern Lasten abzutragen, welche in Folge der hundert Tage auf dasselbe gewälzt waren. Derselbe Geist wie in der Sitzung von 1816 bis 1817, blieb auch in der von 1817 bis 1818, mit welcher es das elfte Kapitel zu thun hat, vorherrschend. Unruhen, die um die Mitte von 1817 in der Nachbarschaft von Lyon ausbrachen, zunächst veranlaßt durch die Theurung, dann aber, wiewohl unser Verffasser selbst diese Beschuldigung nicht für hinreichend erwiesen erklärt, durch einige exaltierte Gegner des Ministeriums noch mehr befördert, hatten wenigstens die Folge, daß sie die Aufhebung der durch ihre blutige Strenge allgemein verhaßt gewordenen Prevo-

talhöfe veranlaßten. Ein neues Recrutierungsgesetz (1818), das Werk des Marschalls Gouvion St. Cyr, sicherte die Grundprincipe jener militärischen Organisation, der Frankreich bisher hauptsächlich seine Siege verdankte, namentlich die Beförderung nach Verdienst und Dienstalter. Die Beschränkungen der individuellen Freyheit hörten mit dem Anfange des Jahres 1818 auf; nur die Beschränkungen der periodischen Presse dauerten noch einstweilen fort. Vergeblich hatten schon jetzt de Serre, Royer Collard und Camille Jordan eine Jury für Preßvergehen verlangt. Damals entstand zuerst der Name der Doctrinärs; womit man jene drey Männer bezeichnete, weil sie unabhängig von jeder Partey, nur von ihren Grundsätzen, ihren Doctrinen sprachen, wiewohl sie nichts weniger als starre Systematiker, sondern eifrige Anhänger der Charte waren, die aber die ganze Charte sammt allen ihren Consequenzen wollten. Anfangs das Ziel des Spotts ihrer Gegner von allen Farben, wurden schon nach wenigen Jahren die Ansichten dieser Doctrinärs oder des Canapé's, wie man spottweise sie nannte, da sie anfänglich nur aus drey Männern bestanden, unter der ganzen gebildeten Classe vorherrschend (T. 2. p. 189). Es war dieß zugleich die Zeit, in der Journale und Zeitungen als Organe der verschiedenen politischen Parteyen, eine immer höhere Bedeutung und immer allgemeineren Einfluß erhielten. Ein vorzügliches Verdienst erwarb sich das Ministerium, oder vielmehr der Herzog von Richelieu, durch die auf dem Aachener Congresse von den großen Mächten erlangte Befreyung von der Occupation. Die Geschichte der darüber gepflogenen Unterhandlungen macht den Inhalt des zwölften Kapitels aus. Ver-

geblich hatte die Gegenpartey die Entfernung der fremden Truppen auf alle Weise, namentlich auch durch die berüchtigte geheime Note, die hier auszugsweise mitgetheilt ist, zu hintertreiben gesucht. Eine royalistische Crisis, die unmittelbar nach dem Aufhören der Occupation drohte, eine Folge des übertriebenen Reactionssystems von Seiten einzelner fremden Mächte, ward glücklich überwunden, dagegen aber schienen die Resultate der Wahlen des neuen Fünftels, vorzüglich die Wahl von Lafayette und Benjamin Constant für die Sitzung von 1818 bis 1819, deren Geschichte das dreyzehnte Kapitel enthält, neue Besorgnisse zu erwecken. Selbst der Herzog von Richelieu theilte dieselben und verlangte eine Modification des Wahlgesetzes, um dem großen Grundeigenthume, das sich noch immer vorzugsweise in der Hand des alten Adels befand, einen größeren Einfluß zu sichern. Der König dagegen und vornehmlich der Minister Decazes theilten diese Ansicht nicht; daher schied der Herzog nebst einigen seiner bisherigen Collegen aus dem Ministerium und am 3. December 1818 trat eine neue Administration, an deren Spitze der General Dessoles stand, deren Seele jedoch Decazes als Minister des Innern blieb, an dessen Stelle. Ein neuer Angriff gegen das Wahlgesetz durch den Marquis Barthélemy in der Pairskammer, ward nicht ohne Mühe vereitelt; das Ministerium aber gab bey der Gelegenheit zuerst das böse Beyspiel einer Creation von sechzig neuen Pairs auf einmal, um sich das verlorene Uebergewicht in der Pairskammer wieder zu verschaffen. Eine Reihe liberaler Maaßregeln kamen inzwischen noch während der Sitzung von 1819 zu Stande. Die Censur der periodischen Schriften hörte auf, die Entscheidung über Preß-

vergehen ward einem geschworenen Gerichte übertragen, die mehrsten verbannt gewesenen kehrten durch königliche Gnade nach Frankreich zurück, das Albansrecht und der Negerhandel wurden gänzlich abgeschafft und der Zustand des Landes bot eine Zeit lang in jeder Hinsicht ein höchst erfreuliches Bild dar. Nur zu bald ward jedoch die anscheinend vollkommen hergestellte Ruhe wiederum gestört. Die Wahlen des neuen Fünftels am Ende des Jahres 1819, vorzüglich die Wahl von Gregoire, dann die Ermordung des Herzogs von Berry, gaben dem Parteygeiste eine neue reichliche Nahrung und führten bald eine gänzliche Umwandlung des bisher befolgten Systems herbey. Der Ermordung des Herzogs von Berry hat daher auch der Verf. ein eigenes Kapitel, das vierzehnte, gewidmet. Daß die Wahl von Gregoire durch die Ultraparthey selbst bewirkt worden, um sie als einen Beweis des herrschenden revolutionären Geistes aufzuführen, ist in dem Buche auf eine ziemlich überzeugende Weise nachgewiesen (T. 2. p. 332. 333), eben so wenig aber hat auch der Verf. verhehlt, daß die Heftigkeit und die Ungeduld der liberalen Partey damals allerdings zuweilen den Anstrich höchst ungebührlicher Anmaßung erhalten habe. So fingen jetzt selbst Decazes und de Serre, beide bisher die eifrigsten Vertheidiger des Wahlgesetzes, an, Modificationen desselben als nothwendig zu betrachten. Dessoles, Gouvion St. Cyr und Louis dankten ab und am 20sten November 1819 erfolgte eine neue Organisation des Ministeriums, mit Decazes als Präsidenten an der Spitze. Die Ultraparthey war damit jedoch noch keineswegs zufrieden gestellt. Die Debatten über die Zulassung von Gregoire hatten bereits die Animosität zwischen den ver-

schiedenen Parteyen heftig aufgeregt, und die gleichzeitigen Ereignisse im Auslande, die in Deutschland, England, Italien und Spanien sichtbare Gährung dieselbe noch mehr angefeuert, als die Ermordung des Herzogs von Berry, am 15ten Februar 1820, endlich eine entscheidende Katastrophe herbeyführte. Wiewohl jeder Unpartheyische sich leicht überzeugen mochte, daß Louvel's That ein ganz isoliertes Verbrechen sey, brach dennoch jetzt mit einer an Wuth gränzenden Heftigkeit von Seiten der Ultrapartey der Sturm gegen Decazes los. Ungescheut ward er der Begünstigung des revolutionären Geistes und so der Theilnahme an dem Verbrechen beschuldigt. Selbst daß jetzt das Ministerium neue Ausnahmsgesetze und Veränderung des Wahlgesetzes verlangte, vermochte es nicht zu retten. Von allen Seiten bestürmt, willigte der König, wiewohl widerstrebend und ungern in die Entlassung von Decazes, an dessen Stelle der Herzog von Richelieu wiederum als Präsident des neuen Ministeriums trat. Die Sitzung von 1819 bis 1820, von der das 15te Kapitel handelt, ward in mehr als einer Hinsicht eine der merkwürdigsten. Durch eine Reihe von Gesetzen ward die individuelle Freyheit wiederum suspendiert, die Censur der Journale wieder hergestellt und das Wahlgesetz gänzlich verändert. Die Denunciation des Gouvernement occulte der Ultrapartey durch den Gerichtsrath Madier de Montjau, vermochte, trotz des Aufsehens das sie allgemein erregte, den Strom nicht aufzuhalten. Nur mit Mühe gelang es den Gemäßigten einige Puncte des vorgeschlagenen Wahlgesetzes im Interesse des repräsentativen Systems zu modificieren; so ward namentlich den Arrondissementswahl-Collegien wenigstens die directe

Deputiertenwahl erhalten, wogegen freylich den höchst Besteuerten ein doppeltes Wahlrecht zugestanden ward. Daß die unruhigen Bewegungen, die während der Discussion des Wahlgesetzes zu Paris Statt fanden, keine blutigen Reactionen herbeyführten, wird mit Recht der Mäßigung und Rechtlichkeit des damaligen Ministeriums zum großen Lobe angerechnet. Den Revolutionen von Spanien, Portugal und Neapel hat der Verf. wegen des bedeutenden Einflusses, den diese gleichzeitigen Begebenheiten auf die inneren Verhältnisse von Frankreich übten, ein eigenes Kapitel, das sechszehnte und letzte des zweyten Bandes widmen zu müssen geglaubt. Ref. glaubt dasselbe um so eher übergehen zu dürfen, da es nur in allgemeinen Umrissen das schon Bekannte enthält. Um so begieriger sieht er dem dritten Bande entgegen, in dem der Verf. gleich zu Anfange von dem neuen Concordate, dem Geiste des Clerus, den Jesuiten und den Missionären handeln zu wollen versprochen hat (T. 2. p. 335).

F. S.

Karlsruhe und Baden.

Verlag der D. R. Marx'schen Buch- und Kunsthandlung: Ueber die Eigenschaften, Wirkungen und zweckmäßigen Gebrauch der warmen Mineralquelle, sowie der natürlichen Stahlbäder zu Baden, im Großherzogthume. Nebst Anhang über die dortige Ziegenmolkenkur. Von Doctor Kramer, Großherzoglich Badischem Geheimem Hofrathe, Leibmedicus, Bad- und Brunnenarzte zu Baden. 1830. IV u. 137 S. in 8.

Das reitzende und wohlthätige Baden hat schon manche Beschreibung seiner Lage und Merkwür-

digkeiten veranlaßt; über das Medicinische der Wirkung und Anwendung seiner Heilquellen jedoch ist in neueren Zeiten, die Arbeiten des verdienstvollen, doch mehr das Chemische berücksichtigenden Kölreuters abgerechnet, nichts Bemerkenswerthes erschienen. Diese Lücke füllt gegenwärtige Schrift auf eine vorzügliche Weise aus. Der mit den dortigen Localitäten sehr vertraute Vf. hat somit denen, welche die dortigen Bäder gebrauchen wollen, ein sehr willkommenes Geschenk gemacht. Die Gegenstände werden in 12 Kapiteln abgehandelt. Badens Thermen fließen aus einem quarzigen Horngestein mit einer solchen Wasserfülle hervor, daß sie in 24 Stunden gegen 21 Millionen Cubikzoll liefern. Die Temperatur der Hauptquelle beträgt 54° Réaumur. Das Wasser hat einen schwachen Fleischbrüh-Geschmack und gehört zu den muriatisch-salinischen. Durch Zusatz einer gehörigen Quantität von kohlensaurem und schwefelsaurem Natrum wird eine dem Carlsbader Wasser sehr nahe kommende und ähnlich wirkende Mischung hervorgebracht. Die erste oder Hauptwirkung der Badner Quellen als Bad oder Getränk benutzt, ist aufregend, dann erweichend, alterierend und auflösend. Genau und deutlich werden angegeben: die Regeln für die Vorbereitung des Körpers zum Bade; für den äußerlichen Gebrauch des Wassers als Bad, als Klystier und Einsprützung; als Dunstbad und Dampf-Douche; für den Gebrauch des Badeschlammes; für den innerlichen Gebrauch. Die diätetischen Regeln während der Trink- und Badecur, so wie die speciellen Wirkungen des Mineralwassers in inneren und äußeren Krankheiten sind gut entwickelt. Aeußerlich ist diese Schrift sehr anständig ausgestattet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 26. Julius 1830.

Leipzig.

In Commission bey Friedrich Fleischer: Lehrbuch der höheren Baukunst für Deutsche von K. M. Heigelin. Erster und zweyter Band mit 45 Kupfertafeln und 355 Seiten Text in Quart. Subscriptions-Preis 6 Rthlr., ohne Jahrzahl.

Während wir seit Jahren lebhaft von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß unsere von den Theoretikern bisher vernachlässigte Kunst einer Behandlung nach Principien eben so fähig als bedürftig sey, und daß nur durch ihre klare Entwickelung der Boden geebnet werden könnte, auf dem ein Wiedererblühen der Architectur in unserer Zeit gehofft werden dürfte, war uns die vielversprechende Ankündigung eines Lehrbuches der höheren Baukunst, die Herr Heigelin vor drey Jahren 'den Deutschen' widmete, eine freudige Erscheinung, da er selbst (wie er sich ausdrückt) hiermit die große Lücke in unserm Kunstleben, welche gegenwärtig nicht nur Architecten, sondern alle höherer Bildung Fähige lebhaft em-

pfinden, auszufüllen versprach. Denn so waren wir berechtigt, nicht allein schon früher für unsere Kunst die ihr so nöthige Hülfe von anderer Hand zu erwarten, wozu wir zwar selbst Arbeiten unternommen hatten, deren Reife aber noch das Nachdenken von Jahren zu erfordern schien; sondern eben so für frühere Vollendung unserer eigenen Studien wesentliche Förderung zu hoffen.

Wenn nun auch durch die Verspätung der Herausgabe des ersehnten zweyten Theiles, der uns die wesentlichsten Aufschlüsse 'die Lehre von den architectonischen Verhältnissen, von der Harmonie der Formen, und die Bestimmung des neuen Baustyles' — verhieß, die Erfüllung unserer Hoffnungen hinausgeschoben wurde *), so setzt diese Verzögerung von der andern Seite uns um so eher in Stand, die Bereicherung, welche das nun erschienene Werk für die Principien der Baukunst darbietet, zu würdigen, da wir unter der Zeit selbst eine systematische Bearbeitung der Lehrsätze der Architectur, nach denen wir bereits seit vergangenem Jahre unterrichten, entworfen, und einstweilen unter der Form von Vorträgen (da, wie wir glaubten, durch die Erscheinung des angekündigten Werkes des Herrn Verfs. eine andere Art der öffentlichen Bekanntmachung derselben, vielleicht als unnützer Aufwand zu vermeiden seyn dürfte) niedergeschrieben haben. Nichts gewährt überdieß der eigenen Einsicht der Bearbeiter, und vielleicht auch der Wissenschaft selbst, mehr Gewinn, als die Untersuchung desselben Gegenstandes, durch gleich-

*) Der Verf. benachrichtigt das Publicum in einer Anzeige (als Beylage des zweyten Bandes) daß er durch einen Ruf nach Stuttgart abgehalten worden sey, sein Versprechen früher zu lösen.

zeitige Bemühungen mehrerer, da man vorzüglich hierdurch angeregt wird, eine genaue, unparteyische Prüfung aller widersprechenden Ansichten und Meinungen vorzunehmen und sich selbst von der Sicherheit der aufzustellenden Grundsätze nach allen Seiten hin, genaue Rechenschaft zu geben.

Wenn wir nun auch bey Herrn Heigelin die Bereitwilligkeit mit uns zu demselben Ziele mitzuwirken vermißt, wenn wir nicht allein Widerspruch gegen manche von uns in einzelnen Aufsätzen ausgesprochene Ansichten, welcher an sich vielleicht zu fruchtbaren Erörterungen führen könnte, sondern auch eine sehr abfertigende Art des Tadels vorgefunden haben, so würden wir dennoch sehr bedauern, wenn unser aufrichtiges Urtheil noch einem andern Antriebe als dem lebhaften Interesse an der Kunst zugeschrieben werden sollte.

Der große und rühmliche Zweck des Werks geht, wie schon gesagt, dahin dem regellosen Treiben der Menge von Architecten, welche sich vermöge ihrer Stellung mit der höheren Baukunst befassen, und deren Werke also nicht bloß dem practischen Nutzen, sondern zugleich höheren Zwecken dienen sollen, zu steuern; und bey dem gänzlichen Mangel an Architecturschulen, so wie umfassender Bauschriften, wie sie der hohen Bedeutung dieser Kunst entsprechend wären, hofft er durch sein Werk ihren Bestrebungen eine bestimmte planmäßige Richtung zu geben.

Die vor drey Jahren erschienene Ankündigung erklärt nämlich, daß um das planlose Umhergreifen im Reiche der architectonischen Formen zu verbannen, 'durch ein wissenschaftlich begründetes Werk über die höhere oder öffentliche Baukunst, eine allgemeine deutsche Schule gegrün-

det werden müsse.' Dieses ist also der Standpunct, welchen uns das Buch selbst für seine Beurtheilung anweist, und welchen wir auch jedem andern vorziehen; denn wie sehr wir diese Ansicht über die Wichtigkeit einer theoretischen Behandlung des ästhetischen Theils der Baukunst theilen, wie sehr wir die lebendige Ueberzeugung hegen, daß unser Zeitalter sich am wenigsten der Leitung eines unbestimmten Gefühls überlassen könne, sondern der Klarheit der Einsicht und fester Grundsätze bedürfe, haben wir oft und ausführlich in einem demnächst erscheinenden Aufsatze 'über Plan und Methode bey dem Studium der Architectur' *) ausgesprochen.

Indem nun jetzt die zwey ersten Bände des Werkes, worin der Verf. jener Aufgabe genügt zu haben hofft, uns vorliegen, wollen wir zugleich mit deren Inhalte die Hauptgrundlage des aufgestellten Systems kurz entwickeln, das wirklich Geleistete hervorheben und dabey auf die Lücken, deren Ausfüllung etwa noch übrig bliebe, aufmerksam machen.

Der erste Band, welcher schon seit 1828 erschienen ist, umfaßt den technischen Theil der Architectur; wir dürfen uns um so eher erlauben den Inhalt desselben nur flüchtig zu berühren, da schon in mehreren Literaturblättern davon Anzeigen und vorzüglich in der A. L. Z. einige ausführliche Anmerkungen eines sehr sachkundigen Beurtheilers erschienen sind. Der Vf. betrachtet zuerst die verschiedenen Zweige des Bauwesens und die Verwandtschaft, in der sie mit einander stehen; hierauf wird der Hochbau, welcher den Gegenstand des Lehrbuches ausma-

*) Dessen bereits im vorigen Jahre in den Gött. gel. Anz. (St. 81) Erwähnung geschehen.

chen soll, insbesondere eingetheilt 'in die wirthschaftliche, die bürgerliche und öffentliche Baukunst.' — Die Ausführung der Eigenschaften, welche diesen verschiedenen Theilen der höheren Baukunst theils gemeinschaftlich sind, theils einer jeden besonders angehören, zeugt von einer seltenen, höchst verständigen Einsicht und ist durch ungemeine Uebersichtlichkeit ausgezeichnet.

Indem es nun die Tendenz des Verfs. ist ein naturgemäßeres Bauen durch seine Vorschriften zu befördern, glaubt er, daß nicht allein durch die Einrichtungen der Gebäude, den Bedürfnissen der Gesellschaft, der Zweckmäßigkeit und der Dauer genügt und dabey vermöge der Form ihre Bestimmung auch im Aeußern ausgesprochen werden müsse, sondern daß schon die Eigenschaften des anzuwendenden Materials zum Ausdruck ihres Characters mitwirken sollten. Von diesem Gesichtspunct aus, beginnt das zweyte Hauptstück des Buches damit, die Materiale zu untersuchen, in die und mittelst deren wir bauen und bilden, und führt die Ergebnisse an, welche die fortgeschrittene Technik über die mannigfache Natur und Anwendbarkeit derselben ausgemittelt hat. Herr Heigelin untersucht und classificiert die verschiedenen aus den Eigenschaften des Materials hervorgegangenen Constructionssysteme, und gibt uns zugleich durch diese Bemühungen, auf die faßlichste Weise die Grundlage der ästhetischen Form, welche hauptsächlich auf geistreicher und künstlerischer Auffassung, der durch die Construction gegebenen Motive beruhe. Und allerdings muß durch eine solche Art der Auffassung das Naturgemäße beym Bauen am sichersten und vollständigsten erreicht werden.

Das dritte Hauptstück enthält die ausführli-

chen Angaben der verschiedenen in den Gebäuden erforderlichen Röhrensysteme, als Wasserleitung, Heitzung rc., ferner Alles, was auf Beleuchtung, Luftzug, Fortpflanzung des Schalls, Bezug hat, — während in dem vierten und letzten Hauptstück, die wesentlichsten Grundsätze der Zusammensetzung einzelner Bauformen und ganzer Baukörper, besonders in Rücksicht auf Construction, entwickelt werden. Zur Erläuterung sowohl hierzu, als auch der früheren Betrachtungen über die aus der Natur des Materials sich ergebenden Formen (den Inhalt des zweyten Hauptstückes) schließt sich eine Reihe von 25 Kupfertafeln diesem ersten Bande an.

Obgleich wir den meisten Rügen, wie sie der Recensent der A. L. Z. ausgesprochen hat, beystimmen müssen, und überdieß in vielen andern Einzelnheiten einer abweichenden Meinung folgen, so erkennen wir doch das Verdienst dieser Arbeit, sowohl in den vielen eigenen Untersuchungen des Verfs. als auch in der Zusammenstellung des Vorhandenen, und besonders in der Art, wie diese als Grundlage des folgenden ästhetischen Theils behandelt und benutzt wird, dankbar an, und gehen sogleich zu dem Inhalte des zweyten Bandes, als dem sowohl neuesten als wichtigsten Abschnitte des Werkes über. Ganz im Sinne seines schon angedeuteten Bestrebens weist der Verf. (dessen Gedanken wir uns der Abkürzung wegen zusammenzufassen erlauben), gleich bey dem Beginn des zweyten Bandes auf das höchste Vorbild der Kunst, auf die Natur hin, 'wo die Schönheit Eins wird mit der Nothwendigkeit', und erwähnt hierbey, wie nur durch das Bestreben diese Einheit, oder die Zusammenstimmung dieser beiden Elemente auch in der Kunst möglichst zu erreichen, etwas Voll-

kommnes und durchaus Wohlgefälliges erzeugt werden könne. Hierzu müsse nun, bey voller Kenntniß der Constructionsform, erst noch die Lehre von der Wirkung der verschiedenen Formen und Verhältnisse hinzutreten, um zugleich ein künstlerisches Verarbeiten der zweckmäßigsten Form möglich zu machen, so wie dem geregelten Gliederbau noch die Verzierung beygegeben werden solle, nicht allein um der höheren Idee des Ganzen zu dienen und hierdurch zur Belebung des Werkes mitzuwirken, sondern auch in manchen Fällen um den Gliederbau oder die Verhältnisse mit regeln zu helfen.

Der Vf. betrachtet nun die einzelnen Mittel, wodurch das Wohlgefallen bey Bauwerken erweckt wird, und findet sehr richtig auf der unteren Stufe die Materie, Farbe und Consistenz des Materials; sodann auf der zweyten die mathematische, wir setzen hinzu: die schon in den anorganischen Gebilden der Natur gegebene Form; auf der dritten den Uebergang zu dem Organischen (und zwar durch die Anwendung von Pflanzenformen), welches auf der vierten Stufe bis zu einer Aehnlichkeit mit der Organisation belebter Wesen gesteigert wird. Wenn wir nun auch diese Stufenfolge, so wie Vieles, was der Verf. bey dieser Gelegenheit sagt, billigen, so möchten wir uns dagegen die Art der Belebung, welche durch das Hinzutreten der organischen Bildung, zu den geometralen Formen der Massen, so wie durch das Nachahmen belebter Geschöpfe, den Bauwerken zugewandt wird, um Vieles anders denken.

Schon in den Hauptformen der Massen erkennen wir eine Nachbildung der in dem Mineralreiche vorhandenen Gestaltungen, freylich nicht als Nachahmung, sondern vielmehr als ein Wirken nach gleichen Gesetzen. Diese Annäherung an die Natur wird durch die Anwendung der Pflanzen-

formen schon sehr gesteigert, und zwar nicht sowohl dadurch, daß wir die Gestalten der Pflanzenwelt in treuer Abformung wiedergeben, sondern mehr noch, indem wir die Weise ihrer Bildung auffassen und bey den Bauwerken anwenden. Außerdem erkennen wir der Säule, so wie den meisten architectonischen Gliedern — und zwar nicht nur, wie der Vf. meint, wenn sie durch Blätter- oder andere Sculpturen der Art verziert sind, sondern vielmehr unbedingt, gleich der Idee ihrer Grundform nach — einen vegetabilischen Character zu. — Am meisten abweichend aber ist unsere Meinung von der des Vfs., was die Nachahmung der höher organischen Wesen betrifft. Auch wir halten die Aehnlichkeit, welche ein Kunstwerk mit den vollendetsten Werken der Natur zu erhalten fähig ist, für das wesentlichste Merkmal seiner Schönheit, nur scheint uns diese Aehnlichkeit keineswegs in einer Beziehung auf Organe und Theile zu beruhen, welche dem thierischen Körper seines animalischen Lebens wegen ausschließlich eigen sind; nicht in witzigen Anspielungen, welche eben so wenig dem Kunstsinn als den Kunstwerken entsprechen. Vielmehr liegt es dem Künstler ob, die allgemeinen Gesetze der Schönheit zu beobachten, welche die Natur am meisten bey der Bildung ihres höchsten Geschöpfes in vollendeter Harmonie mit den Bedingungen seines individuellen Daseyns befolgt hat; und dann nach eben diesen Gesetzen, welche mit der tiefsten Wahrheit in Welt, Sinn und Gefühl begründet, bey Allem was auf Schönheit Anspruch macht, dieselben bleiben, die architectonischen Gestaltungen zu regeln; also hierbey mehr im Geiste der Natur zu schaffen, als sich an die unmittelbare und vielleicht unangemessene Nachahmung eines bestimmten Werkes zu halten.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.
Den 29. Julius 1830.

Leipzig.

Fortsetzung der Anzeige: Lehrbuch der höheren Baukunst für Deutsche von K. M. Heigelin. ꝛc.

Bey solcher Beobachtung wird sich dem Künstler das Geheimniß der harmonisch sich entsprechenden Gegensätze offenbaren, auf dem die Schönheit der Form beruht; er wird die Gesetze erkennen, worauf die Größenverhältnisse der Theile und Glieder, und das Bedürfniß ihrer symmetrischen Bildung begründet sind, er wird die befriedigendste Art der Aneinanderreihung von Linien und Flächen, die gesetzmäßige Abwechselung im Vor- und Zurückweichen der Profillinien nach allen Richtungen begreifen, — und die Beobachtung dieser Gesetze, die der Architect aus der organischen Natur auf die Formen der Baukunst übertragen muß, ehe er im Stande ist, seine Werke zu jener von unserm Verf. bezeichneten vierten Stufe, auf welcher sie sich der Organisation belebter Wesen annähern, zu erheben.

Während Herr Heigelin nun dieser Gesetze, so wie überhaupt dieser Art der Annäherung an die vollkommneren Naturwesen, gar nicht erwähnt, so sucht er statt dessen die Vollkommenheit eines Gebäudes durch den Grad der Aehnlichkeit zu bestimmen, welchen, nicht nur sein Aeußeres, sondern auch seine inneren Einrichtungen mit der animalischen Bildung und Organisation erreicht. Zu solchen Vergleichungen geben, schon dem Namen nach, die Flügel und die Stirn des Gebäudes Veranlassung. Auffallender war uns dagegen, wenn auf ernsthafte Weise die Aehnlichkeit zwischen dem Portal eines Hauses und dem Munde erwähnt wird; ganz neu aber erscheint die Idee, die in manchen Gebäuden eingeführte Luftheitzung, mit dem Blutumlaufe, die verschiedenen Röhrensysteme mit den in den thierischen Körpern verzweigten Gefäßen rc. zu vergleichen. — Der Verf. scheint wirklich ein großes Gewicht auf die Ausbildung dieser Analogien mit der animalischen Natur zu legen; er sieht vorzüglich hierin die Möglichkeit der mannigfaltigsten und lebendigsten Schönheit, welche der neueren Architectur, die in den meisten andern Beziehungen so sehr tief gegen andere Zeiten stände, ein Gegengewicht gegen die Vorzüge jener früheren Bauweisen zu geben im Stande sey.

In einem zweyten Abschnitte wird nun die Wirkung der Constructionsformen und ihrer Verhältnisse auf den Schönheitssinn besprochen; in einer Unterabtheilung aber zuerst der Character der geraden und gebogenen Linien; dann der der verschiedenen Flächen, welche durch die Linien umschlossen werden, in den verschiedensten Lagen und Richtungen; Alles mit meist sehr richtiger Auffassung. Wir enthalten uns hierbey jeder in

das Einzelne gehenden Prüfung, weil sie uns an diesem Orte zu weit führen würde.

Seite 25 gelangt der Verf. zu der wichtigen Untersuchung 'wie weit die Schönheit einzelner architectonischer Formen sowohl, als ganzer Bauwerke, von Verhältnissen abhänge, die sich in bestimmten Zahlen ausdrücken lassen'; eine Frage, welche zwar als Lehre von der Proportion vielfach behandelt, deren Lösung aber nicht allein, sondern auch deren Auffassung im richtigen Sinne von den Vorgängern verfehlt war. Der Verf. schlägt hierbey einen eigenthümlichen Weg ein, dem wir die bedeutendsten einzelnen Bemerkungen hindurch folgen werden.

Zuerst werden die bisher üblichen Regeln über die Proportionen bey Säulen kritisch geprüft, insofern sie nämlich den Maßstab für alle Verhältnisse der einzelnen Theile in dem unteren Säulendurchmesser suchten. So sehr wir nun auch geneigt sind, diese Art der Messung mit dem Verf. als durchaus für den guten Eindruck erfolglos, zu verwerfen, so geht dieser doch ohne Zweifel zu weit, indem er hierbey die Befolgung jeder Regel als unwesentlich erklärt; denn die Nothwendigkeit einfacher Verhältnisse zwischen den sich aneinanderreihenden Theilen, wird sich durchaus als ein Hauptgrundsatz bewähren. — Ueberhaupt sind des Verfs. Angaben über die bey den Säulenordnungen zu befolgenden Regeln so schwankend und zuweilen inconsequent, daß aus dem Gesagten eigentlich mehr hervorgeht, wie auch bey der Entfernung der Säulen die Befolgung bestimmter Proportionen wegfallen könnte, als daß solche dadurch festgesetzt würde. — Im Ganzen eifert er am meisten dagegen, daß man die Säulen zu eng stelle,

und in einem unbegreiflichen Verkennen des eigentlichen Gesetzes, dem er, wie wir später sehen werden, bey anderen Angaben so nahe auf der Spur ist, und dessen Erfüllung wir gerade bey Griechischen Werken am vollständigsten gewahrt finden, tadelt der Verf. diese streng, wegen der zu engen Säulenstellung, die er einen Säulenzaun oder Säulenmagazine nennt. Er wirft den neueren Architecten vor, daß während sie in der Hauptsache die Architectur dieses Volkes gänzlich verlassen hätten, sie lächerlicher Weise diese Thorheit noch immer treu nachahmten (wir finden dagegen unsererseits das häufige Verlassen der Griechischen Vorbilder auch in dieser Hinsicht nur zu oft zu tadeln).

Im Verfolg gibt Hr. Heigelin als die schlankste Proportion der Säulenstellungen die an, wo die Zwischenweite mit den beiden Säulenhälften (bis an die Axen) sich zu der Höhe der Säule wie 1:3 verhalte. So unwahr nun die Behauptung ist, daß das Auge ein solches Verhältniß für sich auffassen könne (der Vf. selbst spricht sich an einem andern Orte darüber aus, daß wir höchstens die Proportion wie 1:2 noch zu erkennen im Stande sind), so läßt sich doch nicht leugnen, daß eben das angegebene bey schlanken Säulen das angenehmste ist; nur setzen wir dabey voraus, daß nicht, wie die Zeichnung des Herrn Heigelin darstellt, die Zusammenstellung drey solcher Säulen in dieser Entfernung schon für genügend gehalten werde; denn das Auge überzeugt sich leicht, wie dieser Zusammensetzung noch sehr viel fehlt, um ein vollständiges Ganze zu bilden. Gewährt daher dieses Verhältniß bey einer geringeren Zahl von Säulen ja irgend einen erfreulichen Eindruck, so liegt das Angeneh-

me gerade in dem, was unser Verf. als nicht beachtungswerth verwirft, nämlich in der einfachen, erkennbaren Proportion (1:2) der Säulendicke zu den Zwischenweiten.

Seite 31 gelangt der Verf. endlich zur Aufstellung der Regel, die auch wir bey Säulenordnungen als allgemeines Grundgesetz annehmen, aber auch mit der größten Consequenz bey jeder Säulenart durchgeführt wissen wollen. Er gibt nämlich an (worauf wir oben schon hingedeutet haben), daß eine Zusammenstellung von Säulen, wo zwey Zwischenweiten mit vier Säulenhälften ein Quadrat bilden (mit einem Worte in der sich Quadrate oder Gleichheit der Höhe und Breite erkennen lassen), einen sehr befriedigenden Eindruck hervorbringen. Nur schade, daß Herr Heigelin diese richtig herausgefühlte Regel, ja wir möchten sagen dieses Grundgesetz des ganzen Formsystems, wieder durch die unmittelbar folgende Aeusserung: man könne jedoch keineswegs behaupten, daß unser Auge durchaus einfache Verhältnisse verlange — selbst zu zerstören bemüht ist.

Eben so schwankend sind des Verfs. Angaben über die angenehmsten Verhältnisse der Thüren und Fenster; denn indem er sehr richtig bemerkt, daß das Anpassen an die menschlichen Verhältnisse die Völker aller Zeiten bestimmt habe, den Durchbrechungen einfacher Art das Verhältniß wie 1 zu 2 zu geben, so scheint er doch in ästhetischer Hinsicht das Nothwendige dieses Verhältnisses, für die Schönheit der Form nämlich, gar nicht anzuerkennen. So schreibt er insbesondere bey den Thüren, wenn sie auch bey größerem Maßstabe dieselbe Proportion beybehielten, dieses sonderbarer Weise nicht dem richtigen Ge-

fühl, sondern ganz unwesentlichen und noch sehr fraglichen Zwecken zu. — Bey den Fenstern gestattet unser Verf. hingegen eine auffallende Willkühr in der Auswahl der Form und Porportionen, indem er so ziemlich jede Gestaltung gelten läßt, und nur die verwirft, welche in der Höhe das dreyfache ihrer Breite erreiche, und auch dieses bey einzeln stehenden Fenstern allerdings große Mißverhältniß, erklärt Herr Heigelin nicht weiter, als durch den ziemlich dunkeln Ausdruck, daß es mit den Formen einer guten Architectur im Widerspruch stehe. Ueber Gesimse, deren Stärke, Proportionen ꝛc. wird (S. 33 bis 38) Wahres neben sehr Verfehltem gesagt. Als Hauptrücksicht, nach der der Verf. alle von ihm einzeln angegebenen Verhältnisse der Gesimse modificiert wissen will, gilt ihm der Grundsatz, daß die Constructionsart so wie die sonstige Einrichtung und Benutzung des Gebäudes dabey hauptsächlich in Betracht kommen müsse; er sagt: 'es ist keine Frage, daß ein aus harten, großen, genauen Quadern ausgeführtes Gemäuer ein minder bedeutendes Gesims erfordert, als ein Gemäuer aus rauhen Steinen.' — Unserer Meinung nach grenzt der Glaube, daß eine Zunahme der Gesimsausladung (vielleicht wenige Zolle) ein Gebäude mit unsolidern Wänden eher zu schützen im Stande sey, wirklich an das Lächerliche! — Da unser Verf. die Gesetze der Form, welche die Anwendung der Gesimse überhaupt, ganz abgesehen von deren Zweckmäßigkeit *), bestimmen,

*) Daß die Zweckmäßigkeit, der äußere Nutzen nicht allein Grund ihrer Anwendung ist, geht schon daraus hervor, daß die Aegypter, in deren Lande es nie regnete, dennoch ihren Gebäuden ohne Ausnahme Gesimse gaben; wogegen die Möglichkeit in techni-

und nach denen die Verhältnisse derselben theilsweise geregelt werden müssen, nicht zu kennen scheint, so hilft er sich auf eine von ihm bey Anderen so oft getadelte Weise, er gibt nämlich Recepten Maßbestimmungen, für die er nichts weiter anzuführen weiß, als daß sie den Anforderungen eines gebildeten Auges entsprächen, und mit den Beyspielen der besten Bauwerke verschiedener Zeiten übereinstimmten. Um aber das für eine allgemeine Regel Unzulängliche dieser einzelnen Angaben zu verstecken und die häufigen nicht zu übersehenden Abweichungen zu erklären, zeigt sich der Verf. in der That erfinderisch; obgleich man hier wohl recht eigentlich sagen kann, daß er seine Gründe aus der Luft greift, da er unter andern den Sturmwind als Ursache angibt, warum bey höheren Gebäuden eine im Verhältniß bedeutend geringere Ausladung als die von ihm angegebene Statt fände.

Der Verf. wendet sich nun zu den Maßen der Gebäude, für deren Form und Flächen er gleichfalls, und zwar mit Recht, die einfachen Verhältnisse als höchst wirksam und befriedigend erklärt. Herr Heigelin hat, wie er uns erzählt, diese Einfachheit bey Tempelfaßaden, bey Italiänischen Kirchen aus verschiedenen Jahrhunderten, im Innern antiker Bauwerke, so wie bey allen Gebäuden die einen anerkannt großartigen Eindruck machen, in den Hauptverhältnissen gefunden; nur will er sonderbarer Weise in der Gothischen Bauart das Vorherrschende solcher ein-

scher Hinsicht ein Gebäude ohne schützende Ausladung selbst einem weniger günstigen Clima ohne Nachtheil auszusetzen, sich an vielen Neapolitanischen Häusern bewährt. Wird aber bey diesen unser Auge nicht durch einen Mangel verletzt?

fachen Verhältnisse nicht erkennen," und spricht von unnatürlicher Liebhaberey zur Uebertreibung der Höhe, die in den Bauwerken des Mittelalters ihr Ziel erreiche. Ganz der entgegengesetzten Meinung, möchten wir uns wohl erbieten die Beachtung, ja die vollständigste Durchführung dieses Gesetzes (wenn auch auf eigenthümliche Weise) gerade an den Hauptverhältnissen der vorzüglicheren Kirchen dieser Zeit ohne Schwierigkeit nachzuweisen.

Aus den meist sehr richtigen Angaben über die Verhältnisse innerer Räume, heben wir nur die beiden folgenden hervor, weil gerade diese unsere Antwort auf den hier gleich folgenden gegen uns selbst gerichteten Angriff vorbereiten, und durch Hn. Heigelins eigenen Ausspruch auf das wirksamste unterstützen sollen. Es heißt nämlich sehr wahr, daß bey den mit einem Halbkreis überwölbten Räumen das Verhältniß der Höhe zur Breite wie 3:2' sehr befriedigend gefunden werde, während bey geradlinig überdeckten Räumen die volle Gleichheit, 1:1, am wirksamsten sey, u. s. w.

Die Wahrheit der von dem Verf. aufgestellten Bemerkung 'daß die Neigung zu einfachen Verhältnissen tief in dem Gefühle gegründet sey', glauben wir noch umfassender erkannt zu haben, indem wir behaupten: daß das Verhältniß von 1:1, die volle Gleichheit, welche eben den Einklang der räumlichen Dimensionen bildet, nicht allein den Werken der Kunst den größeren Reiz gewähre, sondern auch in allen Naturkörpern, denen Selbstständigkeit der Form verliehen ist, vorhanden sey. Hieraus nun lassen sich sehr reichhaltige Conse-

quenzen für Kunst und Naturwissenschaft ablei-
ten, was wir uns jedoch für einen andern Ort vorbehalten.

Nachdem wir so unsere Ueberzeugung von der Wichtigkeit einfacher Proportionen für die Wirkung der Form nachdrücklich ausgesprochen haben, und Hr. Heigelin selbst unsere Vertheidigung vorgearbeitet hat, dürfen wir uns wohl wenig von dem strafenden Tone getroffen fühlen, wozu er sich S. 43 gegen eine von uns früher ausgesprochene Ansicht, mit einiger Vergessenheit unbestreitbarer, von ihm selbst kaum zu leugnender Grundsätze, fortgerissen fühlte: und da jener Eifer aus der übereilten und daher verfehlten Anwendung eines an sich guten Principes entstanden ist, so halten wir es für eben so leicht als wesentlich, durch die Anführung jener Stelle unsere übrigens zuerst nach unmittelbarem Gefühle, und nicht nach einer systematischen Folgerung aufgestellte Meinung zu rechtfertigen. Herr Heigelin sagt nämlich in Bezug auf die oben erwähnte Regel, daß es bey Raumgebungen im Innern am einfachsten sey, daß Länge, Breite und Höhe gleich wären. 'Allgemein anerkannt, heißt es weiter, ist die großartige Wirkung dieses Verhältnisses beym Römischen Pantheon. Mit außerordentlicher Macht ergreift die Gestalt dieses Bauwerkes rc. . . . Man sollte es kaum glauben, daß die von dem Mittelalter ererbte Sucht nach Uebertreibung der Höhe nicht durch ein solches, jeden unbefangenen Laien entzückendes Beyspiel gänzlich niedergeschlagen wird, und daß sich in neuester Zeit im philosophischen Deutschland sogar eine Stimme erhoben hat, die das Pantheon nicht hoch genug, nicht der Regel gemäß, findet! wo

ist die Regel die dem Verhältniß des Pantheons zu nahe tritt? Wer hat sie gemacht? Die Natur wahrlich nicht.' — Nichts ist bedenklicher als ein halb erkanntes Gesetz zur Grundlage seines Urtheils zu machen. Die Begeisterung für solche Entdeckungen, die man eben erst neu gemacht zu haben glaubt, ist häufig die Ursache, daß die stärksten Irrthümer von denen kommen, deren Hände den Beruf der Entwirrung übernehmen. Im inneren Raume sucht, wie der Verf. selbst bey anderen Gelegenheiten empfunden hat, das Auge die Gleichheit mit der Breite zunächst nicht in dem Gipfelpuncte der Ueberdeckung, sondern in der Höhe der vollen aufsteigenden Wand; die Ueberdeckung im Allgemeinen, vorzüglich aber die gewölbte, erscheint zuerst als eine eigene, gesonderte, jedoch mit dem Hauptkerne verbundene, und mit ihm in einem einfachen Verhältnisse stehende Masse. — So gewiß Herr Heigelin richtig eingesehen hat, wie bey geradlinigen mit dem Halbkreis überdeckten Räumen die Höhe der geraden Wand, vor dem Anfange der Ueberdeckung der Breite des Raumes gleich oder nahe kommen müsse, um ein erfreuliches Verhältniß zu bilden, eben so soll auch bey einem kreisförmigen die Höhe des Cylinders sich nach dem Durchmesser richten, so daß die Ueberdeckung noch außerdem und gesondert davon in ein einfach untergeordnetes Verhältniß mit der perpendicularen Wand tritt. Alsdann aber können zur vollen Befriedigung jenes anderen Gesetzes, daß auch der Höhe des Gipfelpunctes eine Gleichheit in der horizontalen Ausdehnung entspreche, angehängte Nebenräume, z. B. Nischen oder zu gleicher Zeit übersehbare Nebenhallen, durch Säulen oder Pfeiler geschiedene Um-

gänge rc. die größere Höhe des Mittelraumes ausgleichen. Und gerade so finden wir es bey den altdeutschen Münstern: die Höhen der Pfeiler finden in den vollkommneren Werken dieser Architectur immer irgend eine entsprechende horizontale Dimension; die Ueberwölbung hingegen steht zu dieser in einem untergeordneten aber einfachen Verhältniß, während die größte Erhebung des Gewölbes mit der ganzen Breite des zu übersehenden Raumes vollständig correspondiert. Und so wenig wir dem Pantheon einen großartigen Eindruck absprechen wollen, — den wir aber nicht sowohl seiner Proportion als vielmehr (was auch schon bey Gelegenheit jener Recension von uns ausgesprochen wurde) der Erstaunen erregenden Ausführung seines Gewölbes zuschreiben, welches auch auf einem noch niedrigeren Untersatze, gewaltig und mächtig (wenn auch nicht gerade den ästhetischen Sinn) ergreifen würde, — so können wir doch nicht begreifen, wie er unsern Verf. zu solcher leidenschaftlichen Vertheidigung der Regelgerechtigkeit seines Raumverhältnisses hinreißen konnte *).

Unter der Ueberschrift 'Bedingungen des Effectes der Formen und ihrer Verhältnisse durch verschiedene Behandlung und Anordnung' bespricht der Verf. wie durch Eintheilung und Färbung der Eindruck mathematischer Figuren in

*) Wenn bey diesem Anlasse (S. 43 unten) Hr. Heigelin zu verstehen gibt, daß dem Pantheon die Kugelform zum Grunde liege, und daß diese eben so wie die Würfelform den Ausdruck der höchsten Vollendung für Architecturwerke darbiete, so beruht dieser wahrhaft pythagoreische Gedanke auf einem völligen Vergessen sowohl der statischen als der damit eng verbundenen ästhetischen Grundsätze der Baukunst.

dem Ganzen und den Theilen der Bauwerke modificiert werden könne; wobey er sehr richtig bemerkt, daß bey Formen, welche im Ganzen keinesweges einfache Verhältnisse haben, diese sich wenigstens an einem durch Anordnung oder Verzierung ausgezeichneten Hauptstücke derselben darstellen können (wir würden sagen: sollen).

Obgleich wir nun sowohl hiermit als mit vielem Anderen einverstanden sind, was dieser Abschnitt enthält, so ist die Lehre von der Proportion doch keinesweges darin genügend nach allen Seiten hin entwickelt, und es bedürfte dieser Theil der Formenlehre seiner Wichtigkeit wegen, noch einer bedeutenden Ergänzung, da auch an keinem anderen Orte des Werkes die fehlenden Entwickelungen gegeben werden.

Der Inhalt des folgenden Abschnittes über 'Harmonie der Formen und Verhältnisse', hat uns dagegen nichts weniger als befriedigt. Hr. Heigelin lehrt darin, wie man so zu sagen eine Art von Gemisch aus gerade und rundbogig überdeckten Thüren und Fenstern (ja sogar ganz kreisrunden) durchführen müsse, wodurch, wie er annimmt, bey einer Fronte die schönste Harmonie hervorzubringen sey. Im Anfange zwar erwähnt er dieser Manier noch mit einer gewissen Scheu, und gesteht zu, daß allein aus der Zusammenstellung gleichartiger Formen eine wahrhaft großartige Harmonie hervorgehen könne; nur entdeckt man beym Verfolg gar bald, daß der Verfasser jener Mischung dennoch mehr als billig zugethan ist; er sagt nämlich unter andern: 'es entwickelt sich bey dem Zusammenbringen ungleichartiger Formen in ihrem Contraste ein gewisser Reiz, sie erscheinen als vermählt; in diesem Verhältniß der Er-

gänzung oder Forderung liegt weit mehr Lo-ben rc. . . .' Die Musterfaßaden, welche schon hier nach diesen Grundsätzen mitgetheilt werden, und deren der dritte Band noch mehrere erwarten läßt, sind indessen bisher nicht geeignet, unsere Meinung über diese Manier umzuändern.

Sehr unvollständig ist der Abschnitt, welcher S. 72 bis 74 über Symmetrie folgt; wir finden in ihm weder das eigentliche Wesen, noch die Wichtigkeit, noch die verschiedenen Arten und Anwendung derselben gehörig erläutert.

(Der Beschluß folgt nächstens.)

Dresden.

Verlag der Waltherschen Buchhandlung: Beschreibung der Königl. Sächsischen Heil- und Verpflegungsanstalt Sonnenstein. Mit Bemerkungen über Anstalten für Herstellung oder Verwahrung der Geisteskranken, von G. A. E. Nostitz und Jänckendorf auf Oppach, Wurbis, Königlicher Sächsischer Conferenzminister und wirklicher Geheimer Rath, Director der, wegen der allgemeinen Straf- und Versorgungsanstalten verordneten Commission rc. rc. Nebst erläuternden Beylagen und zwölf Kupfertafeln. Erster Theil, erste Abtheilung. XVIII u. 569 S. Zweyte Abth. II u. 280 S. Zweyter Theil 399 S. in 8. 1829.

Die Irrenanstalt zu Sonnenstein, welche im Jahre 1811 errichtet ward, ist nach dem einstimmigen Urtheil aller derer, welche sie zu besuchen und ihre Einrichtungen kennen zu lernen Gelegenheit hatten, als eine wahrhafte Muster-

ılt zu betrachten, und wirklich wallfahrte
)r, zum Theil in Auftrag von Regierungs-
:den, fast jeder, der zur Gründung eines
ıchen Instituts sich vorbereiten und gehörig
:richten wollte. Nachrichten darüber sind
hl in eigenen Schriften als auch in Jour-
ı von Zeit zu Zeit in das Publicum ge-
nen; aber noch immer fehlte eine vollstän-
, detaillierte Beschreibung. Eine solche er-
n wir nun hier von einem Umfange und
einer Vollständigkeit, wie man sie nur im-
zum Frommen der guten Sache wünschen
te, und von einem Verfasser, der am mei-
dazu berufen und ausgerüstet war. Der
Minister von Nostitz hat in diesem Wer-
inem wahren Bedürfnisse abgeholfen, und
hl der Wissenschaft als jedem menschen-
dlichen Staatsmanne ein willkommenes
ıenk dargebracht. Die nächste Veranlassung
war, daß die Russische Kaiserin Mutter,
a Federowna, an den Verfasser die Auf-
ung gelangen ließ: 'die genauesten und
Einzelnheit umfassenden Mittheilungen über
eil- und Verpflegungsanstalt zu Sonnen-
über die Eintheilung und Verpflegung
eelengestörten, ferner die Darstellung der
nten Organisation, auch die Zeichnungen
Pläne der Anstaltsgebäude' ihr zuzusen-
Was jene erhabene Beschützerin der Noth-
en und Bedrängten, welche der Tod ab-
nicht mehr erhalten konnte, das theilt
r Verfasser dem größeren Publicum mit.
chste Aufgabe bezweckte er 'die Gegen-
zu bezeichnen, die Anlässe und Ursachen
handenen Einrichtungen anzuführen, die
ı Grundsätze, aus denen die Dienstvor-

schriften hervorgingen, mitzutheilen, und die Erfolge zu berichten, auf welche das Ganze berechnet ist.' Die Ausführung selbst müssen wir als gelungen anerkennen, wenn wir bedenken, daß der Verfasser keinesweges dem Kreise der Aerzte angehört, sondern als Staatsmann und Menschenfreund eine eben so den Arzt wie den Menschen nahe angehende Angelegenheit aus Vorliebe behandelt. Mit großem Fleiße und mit Sachkenntniß ist die Literatur benutzt, und mit Gewissenhaftigkeit sind überall die Schriften angeführt. Zur mehr erheiternden Aufregung und Belebung des Lesens sind hie und da geistreiche Stellen aus der schönen Literatur eingestreut und besonders aus psychologischen Werken viele interessante Nachweisungen und Winke beygebracht. Somit ist durch diese Leistung der doppelte Zweck erreicht: erstens Staatsmänner für diesen Gegenstand zu interessieren, zu gewinnen und durch die erforderlichen Notizen zu belehren; dann ausübende Geschäftsmänner und Aerzte, besonders solche, die Heil- und Verpflegungsanstalten für Irren nach einem kleineren oder größeren Maaßstabe einzurichten und zu verwalten haben, mit allen Details, die aus vieljähriger geprüfter Erfahrung einer Musteranstalt hervorgehen, vollkommen zu versehen. Die erste Abtheilung enthält die Beschreibung der Heil- und Verpflegungsanstalt Sonnenstein, mit Bemerkungen über Institute für Herstellung und Verwahrung der Geisteskranken. Besonders beachtungswerth sind die allgemeinen Auseinandersetzungen der Wichtigkeit der Oertlichkeit für Anstalten dieser Art; über die Frage, ob Fremdenbesuche zuzulassen, oder nicht; und in wiefern die psychische Klinik

durch solche Anstalten befördert werden kann. Die genauesten Mittheilungen sind gegeben über die innere Einrichtung, über die Beamten und Bedienstete, über die ärztliche Behandlung, Beschäftigung, Beaufsichtigung, Lebens- und Tagesordnung; über die innere Policey; über die Verfahrungsweise bey der Aufnahme, und über die Genesungsanstalt. Die zweyte Abtheilung enthält außer einigen Abhandlungen über Psychiatrie von dem dirigierenden Arzte Pienitz und der diese Lehre betreffenden Literatur von Dr. Klotz, vorzüglich die Verfassungsurkunde, die Bedingungen der Aufnahme und der Entlassung, die Anzeige der seit der Gründung bis zum 31sten December 1826 gewonnenen Resultate und das Verzeichniß des vorhandenen medicinischen und chirurgischen Apparates. Wie in der ersten Abtheilung eine Beschreibung beygegeben ist von einer beweglichen geruchlosen Latrine, so in dieser von der Waschmaschine, welche mittelst Wasserdämpfe zur Reinigung der Wäsche angewandt wird. Auch finden sich 11 Kupfertafeln zur Erläuterung der beschriebenen Gebäude. Der zweyte Theil enthält die sächlichen Regulative über die Beköstigung, nebst einem Schema zu einer Getreide-, Mehl- und Brottabelle, über Führung des Kleinhandels mit Lebensmitteln, über das Mobiliar, über die ärztliche Behandlung und Aufsichtsführung, über die Beschäftigungen und das Arbeitswesen, über die Feuerordnung, über das geistliche Amt des Predigers, und dann die persönlichen Regulative über die Dienstordnung des angestellten Personals.

M . . r.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.
Den 31. Julius 1830.

London.

Wir statten jetzt unsern Lesern Bericht über die drey noch rückständigen durch die Oriental Translation Committee im Jahr 1829 herausgegebenen orientalischen Werke ab, welche bey der Anzeige des ersten Werks der Art im 49sten St. d. J. schon vorläufig erwähnt sind.

1. The travels of Macarius, Patriarch of Antioch: written by his attendant archdeacon, Paul of Aleppo, in arabic. Part the first. Anatolia, Romelia and Moldavia. Translated by F. C. Belfour, A. M. Oxon. etc. XII und 114 S. in 4.

Zwar gehört diese Reise nicht zu den sehr alten und weiten, indem der Patriarch in den Jahren 1653 — 1660 von Damaskus durch Kleinasien, die Türkey und Rußland bis Moskau reiste und von da auf demselben Wege zurückkehrte. Da der Erzähler seinem Stande nach besonders nur auf den kirchlichen Zustand und die Religionsgebräuche der fremden Länder ach-

tete und die Ceremonien der besuchten Kirchen sehr ausführlich beschreibt, gewährt seine Erzählung oft wenig Unterhaltung, und der schlichte und einfache Styl ist nicht nach aller Geschmack; doch enthält das Werk auch viele statistische, politische, historische, selbst archäologische Notizen, und unter diesen manche sonst unbekannte; kein anderer Erzähler gibt über den Zustand und die Schicksale der Moldau und Wallachey in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts so umständliche, so treu aus dem Leben und der Selbsterfahrung genommene Schilderungen, als der ehrliche Archidiaconus von Aleppo, so daß der Druck einer Uebersetzung dieses Werks auch einen vielseitigen Nutzen gewähren kann.

Große Schulden, in welche das damals nach Damaskus verlegte Patriarchat von Antiochien, der Thron des Apostels Petrus (wenigstens kann sich dessen Antiochien mit mehr Recht rühmen als Rom), das erste im Range unter den vier Patriarchaten unter dem Patriarchen Euthimius gesunken war, bewogen seinen Nachfolger Makarius die Gnade der entfernten christlichen Fürsten vom griechischen Ritus in der Türkey und Rußland zu suchen, und man konnte sich von seiner würdevollen Persönlichkeit einen guten Erfolg der Reise versprechen. Sein eigner Sohn Paulus, Archidiaconus von Aleppo, wird sein treuer Reisegefährte und auf Bitten eines Freundes Gabriel der sorgfältige Beschreiber dieser Reise. Bis Brusa reist der Patriarch im Gebiet seines Throns; von da kommt er bald nach einem gefährlichen Sturm auf dem Meer von Marmora nach Constantinopel, dessen Patriarch Paisius ihn gegen die Sitte der früheren eifersüchtigen Patriarchen freundlich aufnimmt, ihn auf einen Thron dem seinigen gleich setzt,

und ihm in seinem ganzen Gebiet Messe zu lesen und Geld zu sammeln erlaubt, auch seine weiteren Reisen kräftig unterstützt. Dafür hilft ihm sein College von Antiochien in der Excommunication des Cyrillus Berrhäensis, welcher dem im westlichen Europa rühmlichst bekannten Cyrillus Lucaris Patriarchat und Leben geraubt hatte. Die Beschreibung von Constantinopel, wo die Reisenden sehr lange verweilten, enthält viele schätzenswerthe Ergänzungen zu den Nachrichten Busbek's, Tavernier's und anderer ältern Reisenden des westlichen Europa, da die Asiaten vermöge ihres Ansehens und ihrer Freundschaft mit den Griechen überall freyern Zugang hatten als jene Europäer; man lese z. B. das S. 22 über einen als Schutzmittel gegen Schlangen verehrten, mit Hieroglyphen bedeckten Obelisk auf einem Markte Constantinopels gesagte. Durch das schwarze Meer (welcher Name im Gegensatz zu dem weißen [mittelländischen] Meere hier gut erläutert wird) reisten die Asiaten nach der Moldau, wo sie durch politische Umstände gezwungen sehr lange verweilen mußten. Es ist nicht so wohl die Beschreibung des fruchtbaren Landes, der Bewohner und der Hauptstädte Galats und Jassi, wodurch dieser Theil der Reisebeschreibung vor allen andern wichtig wird, obgleich darin vieles Lehrreiche ist, wie die genauen Schilderungen der kirchlichen Gemählde (S. 59 ff.): die größte Wichtigkeit gewinnt dieser Theil durch die Beschreibung der politischen Lage und Schicksale der Moldau, deren Augenzeugen die Reisenden in Jassi waren. Der mächtige, Frieden und die Künste des Friedens liebende, aber von dem Volke als Grieche und Griechenfreund und wegen der Nachsicht gegen einen das Volk mißhandelnden Neffen allgemein gehaßte Beg (Bey)

Wasili muß durch den Verrath des Megas Logotheten (ersten Staatsministers), der die Fürsten der Wallachey und Ungarns für sich gewonnen hat, aus dem Lande fliehen, worauf der Verräther als Stephani Beg den Thron von Jassi besteigt. Zwar gewinnt er wieder durch Hülfe seines Schwiegersohnes Timotheus, des jungen Hetman der Kosaken, Thron und Reich: aber indem er den Krieg gegen die Ungarn, Polen und Wallachen in ihr eigenes Land versetzt, wird er nach vier Siegen durch ein widriges Schneegestöber am Balkan in ein unglückliches Treffen verwickelt, dem er nur mit Mühe entkommt. Nachdem er Jassi wieder dem Stephani Beg zu räumen gezwungen ist, flieht er in die Grenzen der Kosaken. Die Festung Satjao, wohin Wasili unermeßliche Schätze und seine ganze Familie in Sicherheit gebracht hat, vertheidigt zwar lange Timotheus, 'ein Held ohne Vergleichung, der an einem Tage viele Hunderte von Feinden mit eigner Hand erlegte', aber seinem Tode folgt die Eroberung der Festung. Während nun sein Vater, der alte Hetman Akhmil, mit dem Scherif der Tataren sich zu einem großen Kriege gegen Wasilis Feinde rüstet, reisen unsere Asiaten, in der Moldau durch diese Umstände in ihrer Hoffnung getäuscht, nach der Wallachey ab, womit dieser erste Band schließt.

Die Handschrift, woraus die Uebersetzung geflossen ist, ist von Guilford vor einigen Jahren in Aleppo gekauft, und H. Belfour hat sich selbst im Orient vergeblich bemüht, andere Handschriften zur Vergleichung zu erhalten. Wo Hr. Belfour nicht sicher genug zu übersetzen glaubte, führt er ein paar Textesworte (oft zu wenig, um daraus die ganze Uebersetzung zu verstehen, wie S. 24) arabisch an, und wir müssen ihm da-

für, da der Text nicht gedruckt ist, sehr dankbar seyn; denn daraus läßt sich seine Uebersetzung bisweilen leicht verbessern. Was mag z. B. der Sunday of the Rich and Helper seyn S. 20? ist nicht العازر vielmehr der, auch in den arabischen Uebersetzungen des N. T. vorkommende, orthographisch und etymologisch sehr richtige Name für Λάζαρος, und der Sonntag nach einem bekannten jährlichen Evangelium genannt? Wenn ferner S. 19 تاسومة in تاصبة nach Vermuthung verändert und übersetzt wird, 'die Reisenden hätten eine als Heilige verehrte Kaiserin in ihrem Grabe mit ihrem ganzen Anzuge und with her spinning yarn at her feet gesehen', so bedarf jenes, in den Wörterbüchern freylich fehlende, Wort gar keiner Verbesserung, da es der eigentliche Ausdruck für die Sandalen der Religiösen ist, s. Fragmenta arabica ed. Henzius p. 4 mit der Note. Manches ist auch zu wörtlich und unklar übersetzt, wie z. B. keiner, der nicht mit dem arabischen Sprachgebrauch von نصاري ganz bekannt ist, unter den Nazarites S. 42 die Christen überhaupt leicht verstehen wird. Zweymal gibt der Verf. eine Probe des Textes S. 36. 59—61, und wir ziehen daraus zwey nicht unwichtige Thatsachen, welche der Uebersetzer nie berührt. Zunächst sehen wir aus diesen Proben, wie eigenthümlich die Sprache des Originals ist. Ref. hat noch nie ein arabisches Werk gelesen, in dem die alte classische Sprache so sehr mit der eindringenden spätern oder der gemeinen und ungenauen Volkssprache gemischt, so schwebend und schwankend ist; diese Sprache bildet den Uebergang von der classischen arabischen zu der jetzigen Volkssprache.

Die Eigenthümlichkeit der Sprache, verbunden mit dem Gemengsel der vielen fremden Wörter, mußte freylich die Arbeit des Uebersetzers bedeutend erschweren. Zweytens aber beweisen jene Proben, daß keineswegs das ganze Werk ohne Abkürzung und Auslassung übersetzt ist; und die ausgelassenen Stücke möchten nicht immer die am wenigsten wichtigen seyn. Daher wir denn den Wunsch nicht unterdrücken können, daß eine Gesellschaft, der so reiche Hülfsmittel zu Gebote stehen, die, wenn auch fast nothwendige, Unvollkommenheit der Uebersetzungen nicht übersehend, den Druck des Textes oder doch der wichtigsten und schwierigsten Theile des Textes möglichst befördern, und ihr großartiges und preiswürdiges Werk lieber langsam vollenden als beschleunigen und unvollkommen lassen möge.

2. History of the Afghans: translated from the Persian of Neamet Ullah, by Bernhard Dorn, Phil. D. for. M. R. A. S. M. T. C. and professor of oriental literature in the imperial russian university of Kharkov. Part I. XV und 184 S. in 4.

Nimet Allah war Wakianuwiß d. h. Reichshistoriograph am Hofe des Kaisers Dschehanghir in Delhi, und schrieb diese Geschichte der Afghanen oder Patanen um das Jahr 1610. Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts also, in welchem die Afghanen durch die Eroberung von Ispahan und Delhi den Zenith ihrer noch jetzt dauernden Macht erreichten, kann man aus diesem Werke nicht lernen; doch greifen die Afghanen auch in der frühern Zeit zweymal mächtig in das Schicksal Hindustans, so daß man ohne genauere Kenntniß dieser früheren Macht der Afghanen die Entstehung des mongolischen Kaiserthums in Indien nicht wohl begreift. Die frü-

here Geschichte der Afghanen erzählt das hier übersetzte Werk mit eben so großer Ausführlichkeit als historischer Treue, in blühender Sprache, die eben so weit vom dürren Chronikenton als von dem schwülstigen Styl der Hofhistoriographen entfernt ist; die Geschichte untergegangener Dynastien beschreibend hatte der Vf. keine Versuchung, der Weise der gewöhnlichen Hofhistoriographen zu folgen. Eine Uebersetzung verdiente dieß Werk mit dem größten Recht, da es eine nicht unbedeutende Lücke in der Geschichte Asiens ausfüllt.

Zuerst errangen die Afghanen unter der Lodi-Dynastie den Thron von Delhi, von 1451 bis 1526. Der Gründer der Dynastie, Behlul-Lodi, unterwarf sich in den 38 Jahren seiner Herrschaft die Länder vom Pandschab bis Bengalen; unter seinem durch Mäßigung und Weisheit, auch durch ein hohes poetisches Talent ausgezeichneten Sohne, Sultan Secander, erreichte das große Reich während 28 Jahren einige Festigkeit und Ruhe, bis die Unmäßigkeit und Uebereilung seines Sohnes, Sultan Ibrahim, den Sturz des Reichs vorbereitete, welchen der Einfall Babors, des Enkels Timurs und Gründers des Reichs des Großmoguls, nur beschleunigen konnte. Wir finden in dieser Zeit die Afghanen zwar schon als längst bekehrte Muhammedaner, bekannt mit persischer Cultur und Dichtkunst; aber noch in der alten nomadischen Verfassung, ohne alle Gesetze außer dem Koran und dem Willen des Sultan. Durch die Gaznevidischen und Ghaurischen Sultane aus Kabul, ihrem Vaterlande, nach dem Pandschab versetzt um die Stärke des Heeres in den Kriegen mit den Hindus zu werden, erwerben sich allmählich ihre Emirs größere Macht und wer-

den den Sultanen furchtbar; die Sultane aber, welche aus ihnen selbst endlich mit Verdrängung ihrer bisherigen Herren hervorgehen, sind den Emirs nicht weit überlegen, nur die ersten unter Gleichen. Erwägt man zugleich, daß dieses Verhältniß in Indien, dem alten Lande der Feudalherrschaft, reiche Nahrung fand, so wird man es nicht auffallend finden, daß der Thron dieser Kaiser von Delhi beständig von den Emiren abhing, immerfort schwankend und unsicher war, und Babor ein so leicht zu eroberndes Land fand. Zu Toleranz und wahrer Aufklärung, wodurch manche Nachkommen Babors Hindustan beglückten, erheben sich diese Sultane nicht; als ein Brahmane geäußert haben soll, daß der Muhammedanismus ein Gut sey, aber der Brahmaismus nicht weniger: preisen die Ulemas noch die Mäßigung des Sultan Secander, als dieser nicht sogleich vor Untersuchung der Wahrheit der Rede seinen Tod beschließt.

Doch konnte die mongolische Herrschaft nicht gleich feste Wurzeln treiben; ein Afghanen-Emir, von Jugend auf mit Gefahren aller Art kämpfend, nicht weniger schlau als tapfer, Ferid, später weil er einen Löwen erlegt hatte, Schir-Chan, zuletzt Sultan Schir, steigt unter Babor und seinem Sohn Humajun von Stufe zu Stufe, bis es ihm gelingt, zuerst Unterwerfung gegen Humajun heuchelnd, fast alle Patanen-Emirs unter seiner Fahne zu vereinigen, dann Humajun selbst zu vertreiben, und durch die Eroberung von Gur und Bengalen die frühere Herrschaft der Afghanen noch bedeutend zu erweitern. Mit ihm kommt die Sur-Dynastie auf den Thron von Delhi, den sie aber nur einige zwanzig Jahre in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts behaupten kann. Sultan Islam-Schah,

der jüngere Sohn des Sultan Schir Schah, stürzt sich aus unzeitigem Mißtrauen in einen Krieg mit seinem ältern Bruder, der freywillig dem Thron auf den Wunsch der Emire entsagt hat; dem Bruderkriege folgt die Empörung vieler Zemindar (Lehnsbesitzer) und Emire. Humajun, welcher unter ihm noch einen vergeblichen Versuch zur Wiedereroberung seines Reiches macht, kann unter Firuz-Chan, der als Kind ermordet wird, und dem unsinnigen Sultan Adil nach manchem Wechsel des Glücks Delhi wieder erobern; nur in wenigen Pergunnas von Behar und Bengalen haben noch einige Afghanen, Sultan Baz Behader, die Kerranier und Lohanier, eine unsichere Herrschaft, bis Akbar und zuletzt Dschehanghir im J. 1616 alle Reste der Afghanenmacht in Indien vertilgt.

Da die Uebersetzung nach zwey Handschriften verfaßt, und eine von diesen sehr correct ist: so kann man sich Treue der Uebertragung mit Sicherheit versprechen, und den Druck des Textes vermißt man in diesem Falle weniger. Nur einige Verse scheinen nicht ganz richtig übersetzt; hier würde mit Nutzen der Originaltext hinzugesetzt seyn. Auch werden nicht alle Leser die Bilder des Historikers und der Verse verstehen; manches ist auch ohne Noth undeutlich, z. B. das Land Arden S. 31 soll die Umgegend des Jordan seyn. Vielleicht holt Hr. Dorn die nöthigen Bemerkungen dazu in dem zweyten Theile nach. Dieser wird nur noch die Uebersetzung eines geringen und unwichtigern Theiles des Werkes enthalten; Hr. Dorn verspricht aber in ihm außerdem viele Excerpte aus andern historischen Werken über die Geschichte der Afghanen zu geben. Auch hat er sich vorbehalten, in ihm über den Ursprung und die Sprache der

Afghanen zu reden, und das Resultat seiner Untersuchungen über die Puschtusprache bekannt zu machen. Dadurch wird dann freylich die sonderbare Meinung verschwinden, daß die Afghanen Nachkommen der Israeliten seyen, wie in unsern Tagen selbst europäische Historiker geglaubt haben. Daß das Volk selbst sich dieser Abkunft rühmt, indem es einen seiner Vorfahren Kaes (ein häufiger arabischer Name) mit Kis, dem Vater Sauls (S. 15. 38), zusammen gehalten und verwechselt hat, können wir dem genealogischen Character des Orients leicht verzeihen. Vielmehr erhellt aus der Vorrede des Historikers S. 1 — 42, wo er alles was von den Afghanen vor den Zeiten der Lodi-Dynastie bekannt ist zusammenstellt, daß das Volk vor dem zehnten Jahrhundert in unbekannter Ruhe lebte, und daß es erst später seinen Stammbaum durch öde und leere Räume bis auf Adam zurückzuführen und sein edles Geschlecht von Abraham und Jacob abzuleiten suchte. Weitern Nutzen hat diese historische Einleitung nicht, als etwa noch den, zu sehen wie sich die Sagen im Orient umgestalten und mit welcher Freyheit sie sich bilden.

3. Han Koong tsew or the Sorrows of Han: a chinese tragedy. Translated from the original, with notes. By John Francis Davis. VIII u. 22 S. in 4.

Tragödie kann man dieses Stück wohl nach unserer Weise nennen; ob nach sinesischer oder im Sinne des Dichters, ist eine andere Frage, welche der Uebersetzer nicht sich aufgeworfen zu haben scheint. Denn so originell auch das Drama bey den Indern und Sinesen ist: so ist es doch immer nur Drama, ohne den griechischen Unterschied des Tragischen und Komischen. Genommen ist dieses Stück aus den 'hundert Spie-

len des Juen', aus welcher Sammlung schon zwey andere Stücke übersetzt sind. An der nördlichen Grenze Sinas zeigt man einen grünen Hügel, zum Andenken an eine unglückliche Prinzessin, die von einem Krieg drohenden Tatarenkönig dem sinesischen Kaiser erpreßt, an der Grenze ihres Vaterlandes sich in einen Fluß stürzt, das vom Tatarenkönige bedrohte Vaterland durch ihre Aufopferung rettend, und doch diesem Könige sich nicht ergebend. Der Dichter versetzt das Spiel in die Regierung des schwachen Kaisers Juente aus der Dynastie Han, der gegen das Jahr 42 Chr. den Thron bestieg; und schildert zugleich in komischen Zügen das Wesen einer schwachen Regierung. Wir zweifeln nicht, daß die Idee des Spieles unsern Dichtern bildsamen Stoff zu einem neuen Drama geben könne; in dem hier übersetzten Drama, das aus einem Prolog und vier Acten besteht, ist sie nach unserm Geschmack etwas zu kurz und prosaisch entwickelt; aber einen bedeutenden Theil der Schuld trägt nicht der Dichter, sondern der Uebersetzer, welcher alle Chöre ausgelassen hat. Dieß scheint etwa so, wie wenn man aus einer Oper nur die prosaischen Stücke zusammenstellen wollte. Daß in der Uebersetzung manche Unrichtigkeit sey, und schon der Titel eine andere Uebersetzung verlange, hat Hr. Klaproth im Juliusheft des Journal as. vom J. 1829 ausführlich gezeigt; der Uebersetzer hat sich zwar vertheidigt, aber H. Klaproth ihm wieder geantwortet in der Schrift: Réponse à quelques passages de la préface du roman chinois intitulé Hao khieou tchhouan, traduit par M. J. F. Davis. Extrait du nouveau journal asiatique. Paris, Avril 1830. 48 S. in 8. Diese hat jedoch auch einen selbstständigen Werth. Der geringe Werth und die

Unsicherheit des großen sinesischen Wörterbuchs von Morrison wird mit Beyspielen bewiesen; das Leben Buddha's aus einem sinesischen Werke übersetzt, und die entstellten sinesischen Namen mit den ursprünglichen Sanskritwörtern richtig verglichen. Zu S. 37 bemerkt Ref. nur, daß kasjapa im Sanskrit nicht von kasja 'Trank' und pa 'lieben' abgeleitet werden kann, sondern von kasja 'berauschender Trank' und pa = pī, ΠΙ, ΠΩ 'trinken'.

G. H. A. E.

Weimar.

Bey Wilhelm Hoffmann: Sophokles Tragödien, griechisch, mit kurzen deutschen Anmerkungen von Gottlieb Carl Wilhelm Schneider, Doctor der Philosophie und Professor am Gymnasium zu Weimar. Neuntes Bändchen, 1829: Vollständiges Sophokleisches Wörterverzeichniss von A — K. XII und 584 S. Zehntes Bändchen, 1830: Λ — Ω. VIII u. 594 S. in Octav.

Wiewohl dieses Wörterverzeichniß sich, der Absicht des Bearbeiters gemäß, zunächst an seine vollständige Ausgabe der Tragödien und Bruchstücke des Sophokles, welche von 1823 bis 1827 in acht Bänden (wovon der letzte die Bruchstücke nebst dem Leben des Dichters und einem Wort- und Sachregister über sämmtliche Tragödien enthält) anschließen soll; so bildet dasselbe doch auch zugleich einen sehr brauchbaren und gewiß überall willkommnen Anhang zu jeder Ausgabe des Sophokles. Es darf sich mit Recht den vollständigsten und genauesten Registern über irgend einen klassischen Autor an die Seite stellen. Für Sophokles war in dieser Rücksicht wenig gesorgt;

denn der von Brunck verfertigte Index, mit dem man sich bisher, als dem besten begnügt hat, und der sich auch in der 1800 und 1801 zu Oxford mit Samuel Musgrave's hinterlassenen Anmerkungen gedruckten Ausgabe unverändert wieder findet, führt nur die wichtigsten Wörter, und diese nicht einmal vollständig (obgleich in sehr zweckmäßiger Ordnung) auf; und außer diesem gab es wenigstens in Deutschland kein anderes Werk. Das Register, welches der in England (Eton 1786) erschienenen Ausgabe des Sophokles angehängt ist, war, wie die Ausgabe selbst, bis auf die neuesten Zeiten kaum dem Namen nach in Deutschland bekannt, und hat, so oft seit dem Erscheinen des ersten Bandes der vorliegenden Arbeit darüber gesprochen ist, immer wieder zu neuen Irrthümern geführt. Die Ausgabe wurde, da sie mit der ersten von Brunck in demselben Jahre angefertigt wurde, von dieser, selbst in England, gänzlich verdunkelt, und ist auch nachher wenig beachtet. In Rücksicht auf äußere Schönheit und Correctheit des Textes stehen ihr weder die in Deutschland und England vervielfachten Brunckischen Ausgaben noch irgend ein anderer Druck des Sophokles nach. Die einzelnen Tragödien sind in Acte und Scenen zerlegt mit vorangeschickten Argumenten. Die Ausgabe ist ohne Vorrede. Auf das Dedicationsblatt folgt gleich τὸ γένος Σοφοκλέους καὶ βίος, und die Lebensbeschreibung von Suidas mit einigen bedeutenden Fehlern, z. B. αὐτὸς ἦρξε τοῦ δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι, ἀλλὰ μὴ στρατολογίαν. — Der Text ist größtentheils, doch nicht durchgängig, nach Johnson abgedruckt, mit untergesetzten Varianten des Aldus und Turnebus. Welcher Gelehrte (wenn es überhaupt ein Gelehrter war) den Druck revidiert hat, ist nicht

mehr auszumitteln. Harleß, welcher die Ausgabe sicherlich nicht aus eigener Ansicht kannte, bezeichnet sie zu Fabricius Griechischer Bibliothek durch: correctore (Hr. Dr. Schneider durch curantibus) Harwoodio, et Morellio indicem amplissimum perficiente; was Mohnike in seiner Geschichte der Literatur der Griechen und Römer (S. 387) wiederholt, und dabey bemerkt, die Bekanntmachung dieser Ausgabe sey bis 1788 verschoben, weil man die Brunckische Arbeit habe benutzen wollen. Zu dieser Annahme ist gar kein Grund vorhanden. Der Text und der Index wurden 1786 vollendet, wie das letzte Blatt, worauf die addenda stehen, beweist: hoc opus feliciter emisit ex suo ipsius typographeo Josephus Pote, Etonensis. Anno domini millesimo septingentesimo octogesimo sexto; aetatis octogesimo tertio. Die notae quaedam in Sophoclem, welche mit der zweyten Hälfte (τὸ μέρος δεύτερον) des Textes eine fortlaufende Seitenzahl haben, und sich von 277 — 285 erstrecken (die erste Hälfte — τὸ μέρος πρῶτον — wiewohl 342 Seiten stark, ist von den bisherigen Literatoren gänzlich übersehen worden) sind aber offenbar später, und zwar erst nach dem Erscheinen der Brunckischen Ausgabe gedruckt; denn auf Brunck wird darin nicht etwa nur bey den schon 1779 von diesem Gelehrten ausgestatteten Tragödien, bey der Antigone, Elektra und dem König Oedipus, sondern auch bey den vier übrigen Rücksicht genommen. Zum Drucke dieser Anmerkungen sind drey halbe Bogen genommen, deren letztes leer gebliebenes Blatt zu einem besondern Titel vor dem Index benutzt und mit 1787 bezeichnet ist.

Daß übrigens Harwood der Verfasser dieser Anmerkungen sowohl als auch der Revisor des

Textes sey, beruht wahrscheinlich auf einer optischen Täuschung. Das Titelblatt nämlich ist mit einer Vignette geziert; und nicht weit unter dieser Vignette steht des Künstlers Name W H Wood ft. — In den Anmerkungen spricht der Verfasser einmal von sich selbst, zu Phil. 515. ἐπιμέμηνεν, quod T. codex exhibet, est vera lectio. Ex mera conjectura XX abhinc annis hanc sententiam tuli. — Ein andermal erwähnt er den Einfall eines Freundes, welcher den Gebrauch des πάλαισμα im Oed. Tyr. 889 unter ähnlichen Umständen auf die alte Constitution von London anwandte. — Die Anmerkungen selbst sind meistens erläuternd, und enthalten manche gute Nachweisung. Von Kenntniß des Metrums und von Kritik überhaupt geben sie keine sehr vortheilhafte Proben. Im Aj. 167. soll des Metrums wegen γάρ gestrichen werden; und gerade dieß γάρ (was außerdem der Sinn erheischt) erhält das erforderliche anapästische Versmaaß; fehlt es, so wird der Vers daktylisch. — Durch solche metrische Ansichten bildete sich dann auch das Urtheil über Brunck, von dem es zu Trach. 584 heißt: videtur rei metricae quam linguae Graecae peritior — ein Urtheil, wodurch sich die Schwäche des Kritikers deutlich genug verräth. — Auch stößt man hier und da auf Verbesserungsvorschläge, z. B. Aj. 179 ἥντιν' für ἤ τιν'. 517 καθεῖλ' ἐς statt καθεῖλεν. Aber nicht überall, wo geschrieben steht lege oder legendum est sind eigene, sondern meistens Brunckische Vorschläge gemeint. Auch zeigen sich mitunter Kunsturtheile und Aeußerungen der höheren Kritik, wovon das merkwürdigste Beyspiel folgendes ist über Oed. Col. 510—548: haec omnia monostrophica (er meint antistrophica) sunt

putida et contemtu dignissima. Tales nugas numquam scripsit Sophocles.

Der Anfertiger des 211 Seiten langen Index (wozu als Nachtrag noch 19 Wörter in den addendis kommen) scheint der Verleger Joseph Pote selbst zu seyn, was man aus seiner sehr liberalen Dedication an alle Lehrer und Verehrer der hellenischen Literatur in Groß-Britannien schließen könnte, wo er am Ende von seiner eigenen Arbeit sagt: singulari labore et sumptu nunc primum in lucem datum. Thomas Morell, der gelehrte Verfasser des Lexicons der griechischen Prosodie, hätte den Index gewiß mit größerer Sorgfalt und nach einem zweckmäßigern Plane bearbeitet. Wie der Index jetzt ist, kann er in keiner Beziehung mit dem vorliegenden verglichen werden. Dieser erstreckt sich nicht nur über die sieben Tragödien, sondern auch über sämmtliche Bruchstücke, wobey die Leipziger Wiederholung der Elmsleyschen Ausgabe, welche mehr Bruchstücke als alle frühern Sammlungen enthält, benutzt worden ist. Die Vorrede zum ersten Bande des Wörterverzeichnisses trägt aus der Elmsleyschen Ausgabe diejenigen Bruchstücke nach, die dem Herausgeber bey der Bearbeitung des achten Bandes noch unbekannt waren, und fügt außerdem noch zwey unbestimmte neue aus Pollux 7, 24 und aus Bekker's Anecdota Gr. S. 347, 25 hinzu.

G. H. B.

Beilage
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

Société Géologique de France.

Réglement Constitutif.

Séance du 17 Mars 1830.

Article premier. La Société prend le titre de *Société Géologique de France.*

Art. II. Son objet est de concourir à l'avancement de la Géologie en général et particulièrement de faire connaître le sol de la France, tant en lui-même que dans ses rapports avec les arts industriels et l'agriculture.

Art. III. Le nombre des Membres de la Société est illimité.

Les Français et les étrangers peuvent également en faire partie.

Il n'existe aucune distinction entre les Membres.

Art. IV. L'administration de la Société est confiée à un Bureau et à un Conseil, dont le Bureau fait essentiellement partie.

Art. V. Le Bureau est composé
D'un Président,
De quatre Vice-Présidens,
De deux Secrétaires,
De deux Vice-Secrétaires,
D'un Trésorier,
D'un Archiviste.

Art. VI. Le Président et les Vice-Présidens sont élus pour une année,

Les Secrétaires et Vice-Secrétaires pour deux années,

Le Trésorier pour trois ans,

L'Archiviste pour quatre ans.

Art. VII. Aucun fonctionnaire n'est immédiatement rééligible dans les mêmes fonctions.

Art. viii. Le Conseil est formé de douze Membres, dont quatre sont remplacés chaque année.

Art. ix. Les Membres du Conseil et ceux du Bureau, sauf le Président, sont élus à la majorité absolue.

Leurs fonctions sont gratuites.

Art. ix. Le Président est choisi à la pluralité, parmi les quatre Vice-Présidens de l'année précédente ;

Tous les Membres sont appelés à participer à son élection, directement ou par correspondance.

Art. xi. La Société tient ses séances habituelles à Paris, de novembre à juillet.

Art. xii. Chaque année, de juillet à novembre, la Société tiendra une ou plusieurs séances extraordinaires sur un des points de la France qui aura été préalablement déterminé.

Un Bureau sera spécialement organisé par les Membres présens à ces réunions.

Art. xiii. La Société contribue aux progrès de la Géologie par des publications et par des encouragemens.

Art. xiv. Un *Bulletin* périodique des travaux de la Société est délivré gratuitement à chaque Membre.

Art. xv. La Société forme une bibliothèque et des collections.

Art. xvi. Les dons faits à la Société sont inscrits au Bulletin de ses séances avec le nom des donateurs.

Art. xvii. Chaque Membre paie 1°. un droit d'entrée, 2°. une cotisation annuelle.

Le droit d'entrée est fixé à la somme de 20 francs.

Ce droit pourra être augmenté par la suite, mais seulement pour les Membres à élire.

La cotisation annuelle est invariablement fixée à 30 francs.

La cotisation annuelle peut, au choix de chaque Membre, être remplacée par une somme de 300 francs une fois payée.

Art. xviii. La Société réglera annuellement le budget de ses dépenses.

Dans la première séance de chaque année, le compte détaillé des recettes et dépenses de l'année sera soumis à l'approbation de la Société.

Ce compte sera publié dans le *Bulletin*.

ART. XIX. En cas de dissolution, tous les Membres de la Société sont appelés à décider sur la destination qui sera donnée à ses propriétés.

Composition du Bureau.

Séance du 28 Mai 1830.

Président	M. CORDIER.
Vice-Présidens	M. ALEXANDRE BRONGNIART, M. BROCHANT DE VILLIERS, M. DE BLAINVILLE, M. CONSTANT PRÉVOST.
Secrétaires ...	M. AMI BOUÉ, M. ÉLIE DE BEAUMONT.
Vice-Secrétaires	M. JULES DESNOYERS, M. DUFRÉNOY.
Trésorier	M. HARDUIN MICHELIN.
Archiviste	M. FÉLIX DE ROISSY.

Membres du Conseil.

Séance du 11 Juin 1830.

M. DE BONNARD.	M. HÉRICART DE THURY.
M. COQUEBERT DE MONTBRET.	M. HUOT.
M. DELAFOSSE.	M. DE LAJONKAIRE.
M. DESHAYES.	M. PASSY.
M. DUPERREY.	M. REGLEY.
M. DE FÉRUSSAC.	M. WALFERDIN.

Unterzeichneter ist von der Geologischen Gesellschaft Frankreichs beauftragt, dem Vorstehenden Folgendes zur Erläuterung hinzuzufügen.

1. Die Gesellschaft hat darum obigen Namen gewählt, weil ihr Hauptsitz in Frankreich ist.

2. Die Gesellschaft hat keine Ehrenmitglieder, Correspondenten u. s. w., sondern nur wirkliche Mitglieder, von allen Ständen und aus allen Ländern, die zur Beförderung der Wissenschaft ein kleines Opfer bringen wollen.

3. Alle Mitglieder haben dieselben Rechte, so daß jedes derselben künftig Vorschläge zu Veränderungen u. s. w. einsenden oder einreichen kann, wenn solche dem Geiste der Gesellschaft entsprechen.

4. Jedes Mitglied erhält ein Diplom.

5. Mit diesem Monat (Juli) beginnt das erste Jahr der Gesellschaft; daher dieses Mal nicht 50, sondern nur 25 Franken zu bezahlen sind. Im künftigen Jahr beträgt der Beitrag 50 Franken u. s. w. Man bezahlt halbjährig.

6. Das Protocoll der Sitzungen bildet den Inhalt von dem den Mitgliedern monatlich gratis zuzustellenden und im Juli zuerst erscheinenden Bulletin. Einnahme, Ausgabe, Aufnahme von Mitgliedern, Anzeige von empfangenen Büchern und Briefen, Hauptresultate der Vorlesungen und der eingeleiteten Discussionen über im Voraus bestimmte und in allgemeiner Sitzung geprüfte, wissenschaftliche Fragen, werden Gegenstände des Inhalts seyn.

7. Die Gesellschaft wird im Stande seyn, die von ihr herauszugebenden Abhandlungen mit schön gestochenen und colorirten geologischen Charten und Profilen auszustatten. Die Mitglieder werden daher für das von ihnen zu entrichtende Eintrittsgeld und die zu zahlenden Beiträge das Vergnügen haben, Abhandlungen, deren Herausgabe einen großen, vom Einzelnen schwer zu bestreitenden Aufwand erfordert, schnell erscheinen zu sehen.

8. Diese Abhandlungen werden in Quart unverzüglich einzeln gedruckt, jedoch mit zweifacher Pagination, wovon die eine sich auf den Band der Sammlung, die andere auf die Abhandlung bezieht. Auf diese Weise wird keine Zeit verloren, welches sonst gewöhnlich ist, wenn die Vollendung eines Bandes abgewartet wird.

9. Es werden nur Abhandlungen von Mitgliedern gedruckt, und diese erhalten dieselben zu einem bestimmten Preise, welcher niedriger als der Ladenpreis ist.

10. Es werden Abhandlungen in allen Sprachen angenommen. Wenn eine Abhandlung von der Gesellschaft für interessant gehalten wird, so erfolgt sogleich die Uebersetzung und der Druck.

11. Durch die Sammlungen der Gesellschaft und ihre Agenten werden die Mitglieder Bestimmungen von Petrefacten, Aufschlüsse über einzelne geologische Gegenstände, Localitäten u. s. w. erlangen können.

12. Im Sommer werden nicht nur in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern geologische Zusammenkünfte Statt finden. Diese Bestimmung fehlt im Réglement constitutif, weil bei Abfassung desselben die Anzahl der eingetretenen, auswärtigen Mitglieder noch zu gering war; sie wird aber im Réglement administratif erfolgen.

Göttingen den 19. Juli 1830.

J. Fr. L. Hausmann.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.
Den 2. August 1830.

Leipzig.

Fortsetzung der Anzeige: Lehrbuch der höheren Baukunst für Deutsche von K. M. Heigelin. ꝛc.

Wir gelangen nun zu dem zweyten Hauptstücke dieses Bandes, welches die architectonischen Verzierungen behandelt. Der Verf. unterscheidet solche, die aus der Construction selbst hervorgehen oder an dieselbe geknüpft sind; und wieder die, welche einen gewissen Grad von Selbstständigkeit haben, die er mit dem Namen Beywerke der Architectur, bezeichnet. In den Unterabtheilungen werden die Gesetze der Wirkung und Harmonie der Farben zuerst Gegenstand der Untersuchung; dieser Abschnitt, enthält viel beachtenswerthe Ansichten.

Die mathematischen Verzierungen geben hierauf zu der sehr richtigen Bemerkung Veranlassung, daß schon die auf Zweckmäßigkeit gerichtete Construction dem Gebäude Zierde werden könne; es wird entwickelt, wie häufig eine an sich schon nothwendige Constructionsform, zur Hervorbrin-

gung größeren Reizes durch Zusätze derselben oder ähnlicher Art weiter fortgeführt werden müsse; wie wenn z. B. den Umfassungen und Krümmungen die gebogenen Glieder zugesetzt werden. — Unbefriedigend sind dagegen in demselben Abschnitte die Betrachtungen über die eigenthümliche Verzierung des Säulenstammes; die Eigenschaften der Cannelierung scheinen völlig verkannt, wenn der Vf. sie für eine sehr unpassende nur in besonderen Fällen zulässige Verzierung erklärt; und die Gründe, welche für deren Untauglichkeit und Unzweckmäßigkeit angeführt werden, können weder für erheblich, noch für künstlerisch gelten. — Der Vorwurf den Hr. H. den Architecten über die sich immer gleich bleibenden Gesimsverzierungen macht, daß sie nämlich noch immer die Pflanzen, wie sie ihre Vorgänger zur Architecturdecoration benutzt haben, nachahmen, anstatt zu solchen Zusammensetzungen neue Vorbilder in der Natur zu suchen, ist wohl nicht ganz ungegründet. In der Auswahl der von ihm mitgetheilten Muster zu solchen neuen Erfindungen aber (Taf. 11. Fig. 8 bis 13) sehen wir bey dem Streben nach Neuheit andere wesentliche Rücksichten wenig beachtet. Ist nämlich auch bey ihnen die Form der Natur unmittelbar entnommen und minder gewöhnlich, so sollten dergleichen Verzierungen doch, um ihrer plastischen Stellung zu genügen, die Gesetze der allgemeinen Form, noch neben der Neuheit und Naturwahrheit erfüllen; hätte der Vf. diese Gesetze in den Vorbildern, welche Griechen und auch wohl Römer uns dafür geben, gehörig beachtet, so würde er nicht solche Gliederverzierungen, welche stark an Tapetendruck erinnern und dafür auch eher angemessen sind, an der Stelle jener einzuführen suchen. Was Hr. H. übrigens bey dieser Gelegenheit Tadelndes über

die Griechen sagt: daß bey der Bildung ihrer Ornamente weder von einem planmäßigen Verfahren die Rede gewesen sey (woraus er die häufige Unnatur ihrer Pflanzenbeywerke ableitet) noch daß sie ihre eigenen Erfindungen gehörig zu benutzen verstanden hätten, wollen wir der Kürze wegen stillschweigend übergehen und den Werken selbst ihre Vertheidigung überlassen. Der Verf. bietet uns hierbey die Hand, indem er neben seinen Entwürfen antike Bildungen dieser Art aufstellt, welche Alles was hier zur Seite gesetzt wird, an Werth bedeutend überwiegen. — Daß auch die neueren Franzosen hier seinem Tadel nicht entgehen würden, ließ sich erwarten; er gibt ihnen Schuld, daß sie die Naturwahrheit und Lebendigkeit mit der Wurzel auszurotten suchen. Wahr ist es freylich, daß sie im Ganzen mehr aus der Phantasie bilden, als die Natur zu Rathe ziehen; aber die Bessern unter ihnen bestreben sich doch, die beym Studium antiker Sculpturen erkannten Gesetze der architectonischen allgemeinen Form, bey eigenen Schöpfungen im Auge zu behalten; und wenn sie gleich sich jetzt noch meist entweder nachahmend dabey verhalten, oder auch wohl bey neuen Erfindungen das Maaß überschreiten, welches beym Umbilden der freyen Naturform in strengere, den geometrischen Hauptformen sich anschließende Bildungen, gehalten werden sollte, und sonst wohl noch Manches dabey der Rüge unterworfen ist, so läßt sich doch behaupten, daß sie dessen ungeachtet sich mehr auf künstlerischem Wege befinden, als jene, welche als blinde Natur-Apologen die Formen derselben nur unbedingt wiedergegeben wissen wollen, und dabey weder auf Verschmelzung mit der architectonischen Grundform, noch auch plastische Darstellung Rücksicht

nehmen. — Allerdings ist es wahr, daß man aus dem unerschöpflichen Reichthum des Schönen und Reizenden, welches die Natur darbietet, Neues entnehmen könne und müsse; um aber dabey nicht solche harte und verletzende Verstöße gegen die Form zu begehen, wie es bisher bey vielen Künstlern unsers Vaterlandes aus ungeregelter Lust nach Abwechselung, nur zu oft der Fall war, ist es unerläßlich, da uns der ursprüngliche reine Sinn, der die Alten bey ihren Erfindungen leitete, durchaus abgeht, an den durch jene hervorgebrachten Schöpfungen unseren Geschmack herauszubilden und uns den Character der Formen, welche allen Anforderungen architectonischer Schönheit entsprechen, einzuprägen. Bevor daher ein völlig klares Bewußtseyn eben dieser Ansprüche der Kunst erworben ist, wird immer erst eine Zeit der Nachahmung dem eigenen Schaffen vorangehen müssen, und wir können nicht leugnen, daß bey solcher Wahl und Behandlung der Naturformen, wie wir sie in den meisten vom Vf. Taf. 11 als neu mitgetheilten ornierten Gliedern finden *), wir die Kunst nicht gefördert, sondern nur ein stärkeres Sehnen nach dem guten Alten erregt glauben.

Völlig übereinstimmend mit dieser unserer Ansicht ist eine spätere Stelle des Abschnittes (bey Gelegenheit der thierischen Verzierungen) die wir hier schließlich statt eigener Worte anführen wollen; sie enthält nicht allein eine Würdigung antiker Kunst, sondern deutet auch auf die Art der Ausbildung zu eigenem Schaffen hin, deren wir

*) Merkwürdig ist die unerklärbare Vorliebe, womit der Vf. die schräge Lage der verzierenden Blätter, ganz im Widerspruch mit der Forderung sie in dieser Verbindung den strengeren Formen anzuschließen, bey allen von ihm aufgestellten Beyspielen durchführt.

eben erwähnt haben: 'Das Alterthum bietet dem Künstler manche treffliche Muster, nicht bloß hinsichtlich der Wahl, sondern auch namentlich der geschickteren Behandlung, dar. . . . Wir lernen bey dem Vergleiche der Antike mit der Natur beide besser verstehen, und beide höher schätzen; wir erlangen dadurch Selbstständigkeit und können manches Neue und hie und da auch Bessere (?) aus der Natur entwickeln.'

Die menschliche Figur will der Vf. nur ganz angewandt wissen; er erklärt es als einen Mangel an Gefühl für die Schönheit und die Bedeutung ihrer edlen Formen, Theile des menschlichen Körpers als einfache Ornamente oder als Theile zusammengesetzter anzuwenden. Wir müssen uns hier zu der abweichenden Meinung bekennen, daß unter Bedingungen, bey sinnbildlichen Verzierungen und selbst als untergeordnete Decoration, eine solche Vermischung nicht allein zulässig, sondern wir möchten sagen, wohl zuweilen nothwendig wird. Mit dem was hierauf über Behandlung und mannigfaltige Verzierung größerer und zusammengesetzter Constructionsformen gesagt wird, stimmen wir größtentheils überein. Wir übergehen das Specielle davon, um bey der Kritik der Dorischen und Corinthischen Säulenordnung S. 122 (einem der merkwürdigsten Abschnitte dieses Buches) wobey Hr. H. die Grundsätze, welche er bey der Bildung von Säulen beobachtet wissen will, entwickelt, einen Augenblick länger verweilen zu können.

Der Character der alt-dorischen Ordnung, sagt der Vf., ist schlichter Ernst; er glaubt ihre großen harmonischen Schönheiten nicht umständlich beschreiben zu müssen, hält es dagegen aber für ungleich belehrender und nothwendiger einige Mängel und Ungereimtheiten derselben herauszuheben; 'wovon ich, heißt es wörtlich, zwar weit ent-

fernt bin der begeisterten Hellenisten einen überzeugen zu wollen, die aber der Unbefangene nicht verkennen kann.' In diesem Falle muß es uns fast lieb seyn bey dem Vf. für einen altdeutsch Gesinnten oder Romantiker zu gelten, um bey der Vertheidigung der Griechen nicht gleich zum Voraus das Vorurtheil der Parteylichkeit zu erregen. Die speciellere Darlegung dieser Mängel beginnt mit der Cannelierung, welche er zwar im Allgemeinen der Dorischen Säulenart (ihrer Dicke wegen!) zugesteht, die Griechische Art derselben aber als die verkehrte verwirft. Es würde hier zu weit führen, wollten wir beweisen, wie viel unvollkommener die von dem Vf. vorgeschlagene Umkehrung derselben (nach Aegyptischer Weise) eines der Gesetze der allgemeinen Form erfüllt, welche Uebel diese Weise außerdem mit sich führen und welche neue Forderungen dadurch entstehen würden. Wir müßten zuerst entwickeln, welch eine Verwandtschaft zwischen den Faltenkleidern unserer Frauen (man erlaube uns diesen Vergleich statt anderer) den Muskeln am menschlichen Körper, den Rippen Gothischer Pfeiler und Fensterschrägen (oder Gewändern) und jenen Cannelüren der Säulen besteht. Die Cannelüren sollen ferner, nach des Vfs. Ausspruch nicht bis ganz herunter gehen. Man braucht nicht Architect zu seyn, um lebhaft zu empfinden, daß solch ein unmotiviertes Aufhören, welche Gründe der Zweckmäßigkeit auch dafür sprechen mögen, durchaus unästhetisch ist; daher mußte eine weitere Erörterung hierüber überflüssig erscheinen.

Das Profil des Wulstes, heißt es weiter, sey von einer unbestimmten weichen Linie, welche sehr schlecht zu der mathematischen Form des Uebrigen passe. Der Vf. hätte nicht verkennen sollen, daß in dem Character der ganzen Säule, schon ihres Stammes nämlich, ein Uebergang oder eine Ver-

einigung der vegetabilischen und mathematischen Form eintritt, da wir ja auch in der Natur runde aufstrebende Bildungen erst im Pflanzenreiche entdecken; da nun aber gerade die Verbindungsglieder die geometrischen Formen der Massen durch ihre organischere Gestaltung erleichtern sollen, so scheint jener Vorwurf, welcher schon dem allgemeinen Gefühl widerstreitet, völlig wieder auf einem mißverstandenen Grundsatze zu beruhen. Diese weiche Form, wie sie hier genannt wird, ist (wie ja der Vf. sonst empfiehlt) durchaus der Natur entnommen; man könnte, wenn es darauf ankäme, ein völlig entsprechendes Vorbild anzugeben, ihre Aehnlichkeit mit der Nymphaea Caerulea noch viel stärker als die des Aegyptischen Capitäls mit der Lotusblume finden. Aber dieß nicht allein; die Entwickelung der gebogenen Linie unter der Platte geschieht hierdurch viel angenehmer, sie entspricht den Gesetzen, die bey dem Aneinanderschließen der Linien beobachtet werden müssen, viel besser als die Römische oder völlig geometrische Weise.

Am meisten und in den stärksten Ausdrücken ereifert sich der Vf. über die, wie er sagt, unbegreifliche Verirrung der Griechen bey Anwendung der Triglyphen; indem sie sich hier, durch den Eigensinn den letzten Triglyph des Frieses ganz auf die Ecke hinauszurücken, hätten verleiten lassen, nicht nur von der Mitte der Säulen nach den Seiten hin abzugehen, sondern sogar die Ecksäulen in geringere Entfernungen zu stellen. — Das Näherrücken der Ecksäulen ist ja aber bey dem Parthenon (dessen Vortrefflichkeit der Vf. bey einer andern Gelegenheit volle Würdigung widerfahren läßt) noch stärker als nöthig und zwar für das Ganze von der entschiedensten Wirkung; es scheint demnach doch nicht, als wenn die Triglyphen der einzige Beweggrund dafür gewesen wären, noch

daß eine solche Ungleichheit der Säulenstellung ein für alle Mal verwerflich sey. Was hingegen den andern Vorwurf betrifft, so kann das Abweichen von der Mitte, welches zwar an sich immer ein kleiner Uebelstand bleibt, hier doch kaum in Betracht kommen, da man in der Perspective die Triglyphen meist doch nicht über den Mitten der Säulen sieht. Dagegen bleibt aber die alternierende Abwechselung der länglichen Form mit der faßlichen quadratischen der Metopen, welche an diesem Orte so wohl thut, ununterbrochen, und werden die unserm Gefühle nach, bey weiten größeren Störungen vermieden, welche durch den Ueberschuß einer halben Metope auf den Ecken entstehen. Wer möchte wohl außerdem mit dem Vf. behaupten, daß Triglyphen und die mit Sculpturen ausgefüllten Metopen zusammen nur ein unruhiges verworrenes Ganze gäben?

Die sogenannten Dielenköpfe, so wie die anhängenden Tropfen — welche Hr. H. als unzusammenhängende weder mathematisch schöne, noch irgend etwas vorstellende Verzierungen verwirft — sind für den Ort die wahrsten, theils aus Motiven der Construction, theils aus der Nachbildung der Natur hervorgegangenen Zierden; natürlich auf künstlerische Weise umgestaltet und durchgeführt. Daß unser Vf. den Reiz, den sie gerade hierdurch erhalten, verkennt, da er doch an andern Orten der Naturbeobachtung und der Benutzung der Constructionsmotive so sehr das Wort redet, ist fast unglaublich. — Nach so vielem Tadel glaubt Hr. H. schließlich wiederholen zu müssen, daß es ihm nicht entfernt einfalle, den Griechen ihren verdienten Ruhm schmälern zu wollen; er versichert dann, daß er sie wahrlich hoch verehre, aber nicht blind, eine Mäßigung, welche wir sehr schätzen, aber auch bey dem Tadel nicht verlassen sehen möchten.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.
Den 5. August 1830.

Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Lehrbuch der höheren Baukunst für Deutsche von K. M. Heigelin. ꝛc.

Der Character der Dorischen Ordnung ward übrigens nach der angenommenen Weise richtig bezeichnet; viel weniger gelungen scheint uns die eigenthümliche Auffassung der Corinthischen. Nach einer beyläufigen allgemeinen Anerkennung ihrer Schönheiten, wobey jedoch den Römern der Vorzug vor den Griechen zugesprochen wird, sagt der Vf.: 'auch hier muß meine nächste Sorge seyn, die bey so sehr anerkannten Vorzügen nur zu leicht übersehenen und doch gar nicht unbedeutenden Fehler zu bezeichnen.' In diesem Sinne nun verwirft er zuerst nach seinen Grundsätzen die Cannelierung des schlanken Stammes; den Corinthischen Knauf aber erklärt er für vollkommen unarchitectonisch; er sey höchst zerbrechlich, heißt es, unsauber und unklar (?). Die Vögel nisteten darin, die Mittel- und Eckschnecken vertrügen sich schlecht und es passe nichts so wenig, als die aus-

geschweifte Platte und die Linie des Architraves. — Das Wenige, was an diesen zum Theil beynahe wie Scherz lautenden Ausstellungen für gegründet gelten kann, findet auf das beste Capitäl dieser Ordnung, auf den Rest aus dem Appollotempel zu Didyme, worin wir den Typus der Gattung erkennen dürfen, keine Anwendung: mit großem Befremden aber haben wir die darauf folgende Bemerkung gelesen; es heißt nämlich weiter von dem Corinthischen Knauf: 'die Zeichnung schwankt sehr unangenehm zwischen ringsum durchgeführter Gleichförmigkeit und zwischen der Quadrierung.' — Fühlte der Vf. nicht, wie gerade hier auf eine echt plastische, auf eine architectonische Weise eine Vermittlung zwischen schwer vereinbaren Formen erreicht worden ist, welche in andern Säulenarten entweder ohne Glück versucht oder nicht ohne Härte aufgegeben wurde? Daß dieses Capitäl nicht wie bey dem Griechisch-Dorischen auf die schroffste, nur dem Ernste jener Ordnung angemessene Weise, aus dem Runden in das Viereckte übergeht, sondern daß eben dieser, bey dem Reichthume und der feineren Organisation der Corinthischen Ordnung so wohlthätige und durch die natürlichsten Motive herbeygeführte Uebergang es ist, was die höchste Bewunderung für den Erfinder verdient? Wenn eine äußerst schwierige Aufgabe einmal glücklich gelöst ist, so ist es hart, beynahe schmerzlich einen so seltenen Vorzug verkannt zu sehen.

Nach diesen Ansichten über die besten antiken Säulen schreitet der Vf. zu eigenen Anweisungen, zur Bildung ähnlicher Säulenordnungen für unsere Zwecke fort. Wir theilen das Allgemeine davon unsern Lesern nur in wenigen Worten mit. Der Fries, heißt es, muß wegbleiben, wogegen der Architrav erhöht und, um ihn nicht schwer-

fällig erscheinen zu lassen, durch Sculpturen verziert werden soll. Wenn nun auch zu dieser Umbildung zum Theil die Rücksicht auf schlechteres Material bestimmt hat, so muß der Vf. doch in den gegebenen Beyspielen (Taf. 17. Fig. 1. u. 2) auch den ästhetischen Forderungen in jeder Hinsicht mehr zu genügen glauben, da es wörtlich heißt: 'bey diesen beiden Ordnungen sind die oben gerügten Fehler vermieden.' Uns sey daher erlaubt — da wir, wo es sich um Schönheit der architectonischen Form handelt, ohnehin ausschließliche Rücksicht auf das Material nicht könnten gelten lassen, — vorzüglich auch diesen Gesichtspunct festzuhalten.

Die erste der vorgeschlagenen Arten soll mehr den streng mathematischen, die andere den aufstrebenden, vegetabilischen Character haben; jener liegt demnach die Dorische, dieser die Corinthische Ordnung zum Grunde. Was die erste betrifft, so haben wir unsere abweichende Ansicht über die von dem Vf. als Verbesserungen der Dorischen Ordnung über in Vorschlag (und hier natürlich in Anwendung) gebrachten Neuerungen schon oben ausführlich ausgesprochen, so daß wir hier nur noch r, nicht allein dem nun einmal von dem Vf. genommenen mathematischen Character des Ueigen widerstreitenden, sondern auch durch nichts otivierten Ausdehnung des Säulenstammes nach ten, und des offenbar zu schwach gehaltenen liedes darunter, welches gleichsam noch einen Fuß det, erwähnen wollen. — Bey dem Gebälke hat) Hr. H. durch die Weglassung des Frieses genthigt gesehen, trotz dem, daß er den Architrav neswegs stärker hält als die Griechen, die für strengeren Formen der Unterstützungen so annessene Einfachheit desselben aufzuopfern; inn er die Nothwendigkeit fühlte, durch vorra-

gende Sculpturen die Wirkung, welche das kr- nende Glied am Architrav hervorbringt, ersetzen zu müssen. Die Art dieser Sculpturen aber ist nun gleich sehr zu tadeln; denn wenn wir auch zugestehen, daß der Vf. zur Ausfüllung der unangenehmen Felderform, die ihm durch das weite Zurückspringen des Architravs bey dem Bestreben die Mitten gehörig auf einander zu passen, erwachsen mußte, nicht leicht eine entsprechendere Bildung, als die eines Kopfes hatte finden können, so ist diese doch, von der andern Seite, für den Ort eben so wenig geschmackvoll als passend. Außerdem fehlt dem kleinen Tragsteine (Zahnschnitt) auf der Ecke selbst die Unterstützung und ebenso macht sich das winkelrechte Absetzen der vortretenden Gesimstheile sehr übel.

Das Capitäl der reicheren Ordnung, bey dem der Vf. sonderbarerweise die Analogie Griechischer und Aegyptischer Beyspiele für sich anführt, ist ohne Weiteres aus dem sogenannten Toskanischen, dem Römisch-Dorischen und dem langen Blätterhalse des Maurischen zusammengesetzt. Eine solche, schon so häufig versuchte Compilation, ist wahrlich ein geringer Ersatz für die verschmähten Griechischen Capitäle der schlankeren Ordnungen. — Die Stärke der Säulenbasis steht ferner nicht in dem besten Verhältniß zur Dicke des Stammes, zeigt zu wenig Bewegung der Linien und läßt die Vermittlung zwischen dem oberen Gliede (der fallenden Welle) — welches ohnehin unter der aufstrebenden Form, durch zu schnelles Ausdehnen nach der Horizontale hin, höchst unpassend ist — und dem gerad aufsteigenden Contur des Stammes vermissen. Eben so wenig können wir mit dem Profil des Gebälkes einverstanden seyn; die unverhältnißmäßige Größe und überhaupt die zum Tragen höchst ungeschickte Form des steigenden

wellenförmigen Gliedes unter der Hängeplatte, ist darin wohl der größte Uebelstand.

Außerdem enthält diese Kupfertafel noch eine Säulenordnung, welche Hr. H. zur Anwendung im Innern vorschlägt, bey der uns die sonderbare Bemerkung aufgefallen ist, daß für Säulen von geflecktem Marmor, oder für solche, an denen der Absatz mehrerer Stücke wahrzunehmen sey, kein vegetabilischer Knauf passe; ferner drey andere zur Anwendung bey Bogenstellungen, wovon die erste, der Erklärung zufolge eine Vereinfachung des Jonischen Capitäles gibt *); endlich noch die Gegeneinanderstellung eines neu erfundenen Capitäles, in der Art der Corinthischen mit dem, wie es heißt: schönsten Griechischen dieser Ordnung (es ist das von der Laterne des Demosthenes). Der Vf. glaubt den Vergleich beider nicht scheuen zu dürfen; und wenn er auch dem Antiken den Vorzug größerer bildnerischer Schönheiten zum Voraus zugesteht, so mußten diese doch in das Gebiet selbstständiger Pflanzenornamente verwiesen werden, indem sie an dieser Stelle, weder in technischer Hinsicht ihren Zweck erfüllten, noch in Uebereinstimmung mit den sie umgebenden Architecturformen zu bringen wären. Das bezeichnete Griechische Capitäl, so wie das ganze Gebäudchen haben wir, ohne deßhalb seine Schönheiten zu verkennen, nie für etwas anderes gehalten, als für die Erfindung irgend eines Malers oder Bildhauers, der dabey seiner Kunst

*) Dieser höchst merkwürdigen Schöpfung der Griechen, welche so geschickt durch die Auffassung eines einfachen Motivs die verschiedenartigen Formen verschmilzt, wird bloß hier und zwar nur ganz beyläufig, als Beyspiel einer derberen Art der Unterstützung der Ecken des Abakus, erwähnt. Wir können in dieser Uebergehung keinen Beweis finden, daß der Verf. in den Geist Griechischer Bildungen eingedrungen sey.

mehr gedacht, als sich bestrebt hat, den strengeren Forderungen der Architectur zu genügen. Wenn nun deshalb hier auch zu große Zierlichkeit vorherrscht, und die ganze Bildung des Capitäls zu wenig Architectonisches hat, so verdient es doch, was die natürliche Entwickelung der schneckenartigen Stengel und die Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Aneinanderreihung von Linien und Formen betrifft, als Muster nachgeahmt zu werden. — Aber eine Zusammenstellung so ganz ohne Rücksicht auf naturgemäßes Hervorgehen der einzelnen Theile, wie sie hier bey den Schnecken und der mittleren Verzierung des anderen Capitäles versucht worden ist, zudem das Ungrazióse, die schwerfällige Steifheit dieser letzteren besonders, welche noch dazu so ganz ohne Halt erscheint *), (Mängel, welche erst bey der Ausführung recht in das Licht treten würden) — das ist es doch wahrlich nicht, was man den besseren Griechischen Capitälen, namentlich dem von uns früher angeführten, zur Seite setzen, noch weniger aber als Verbesserung derselben gelten lassen kann.

Im dritten Hauptstücke werden die Beywerke behandelt. Sehr wahr ist es, was der Vf. am Eingange hierzu sagt, daß nämlich nicht nur die Handwerker unter der Leitung des Architecten stehen müssen, sondern daß auch von ihm allein die Arbeiten der Maler und Bildhauer (so bald

*) Schon bey dem weiten Ausladen und dem starken Schwunge der oberen Blätter an dem Griechischen Capitäle, sah sich der Erfinder, ungeachtet ihrer Zierlichkeit genöthigt, ihrem scheinbaren Uebergewicht durch die, an sich zwar nicht ganz zu vertheidigenden Rosetten, zu begegnen; um wie viel mehr muß nicht hier eine solche scheinbare Befestigung bey dem freystehenden langen und schwerfälligen Stengel, dessen auswachsender Kelch gar noch als Unterstützung der Schnecken scheint dienen zu sollen, vermißt werden.

ße zur Ausschmückung der Gebäude dienen sollen) angegeben und angeordnet werden müssen, indem von diesen keineswegs die allgemeine Uebersicht, wie vom Architecten, verlangt werden könne. Daß sich hingegen über die Anordnung und Vertheilung der bildnerischen und malerischen Arbeiten in einem Gebäude, so gar keine allgemeine Regel sollte aufstellen lassen, ist wohl nicht völlig gegründet; bis zu einem gewissen Grade bestimmt sich diese schon durch die Ergänzung, welche die allgemeine Form durch solche Beywerke erwartet.

Auffallend ist das Motiv womit der Vf. den Architecten den bedeutungsvollen Schmuck der Pflanzenbilder anempfiehlt; er sagt: 'der weise Bau der Pflanzen ist ein Muster, dem die Architectur nie gleich kömmt. . . . Darum stelle der Künstler bildnerisch an den Wänden seiner Werke dar, was er bauend nicht erreicht.' — Eben so wenig als wir aus diesem Grunde die Angemessenheit solcher Verzierungen ableiten möchten, können wir dem tadelnden Urtheil beystimmen, womit Hr. H. die Verbindung verschiedener Pflanzenformen, wie sie in antiken Werken und namentlich in den von ihm selbst gepriesenen Bildnereyen in der Villa Poniatowsky bey Rom angewendet erscheint, als unangemessen in der Darstellung durch Marmor verwirft. Hr. H. stellt deshalb in Fig. 3 eine von ihm nach Kürbisranken gebildete Zeichnung zu einer Sculptur, der Antiken gegenüber, um darauf aufmerksam zu machen, wie viele schöne und mannigfaltige Formen der Künstler schon an einer und derselben Pflanze auffinden könne. Er setzt darauf mit vieler Bescheidenheit hinzu, daß wenn dieß Bild einen Vergleich mit Fig. 2 aushalte, der Mangel nicht an der natürlichen Schönheit, sondern bloß an seiner unzulänglichen Behandlung liege.

Man kann wohl sagen, daß sich Hr. H. hier Unrecht thut; was sich aus dieser Pflanze für einen solchen Raum machen ließ, das hat er glücklich geleistet. Wenn seine Composition aber dennoch, gerade als Werk der Plastik, keineswegs der Griechischen gleich kömmt, so geht eben daraus hervor, daß um reiche Abwechselung hervorzubringen, eben nicht genug plastische Form in einer einzigen Pflanze aufzufinden ist, wenn man nicht auf eine andere Weise unnatürlich werden will; denn die dünnen, flach anliegenden Blätter des Kürbis, dessen Behandlung in dieser Weise Hr. H. versucht hat, können bey der Ausführung nur durch unmäßige Verdickung das nöthige Relief erhalten; während da, wo sie um mehr Abwechselung der Form zu erlangen, zusammengeklappt oder in Verkürzungen erscheinen, wieder um naturgemäß zu bleiben, mehr Vorsprung erfordert werden würde, als solchen Sculptursachen füglich gegeben werden kann. Gerade im Gegensatze mit seiner Behauptung glauben wir daher, daß diese Art der Darstellung mehr der Malerey als der architectonischen Plastik zusteht. Bey der antiken Bildung findet man dagegen nur Blumenkelche, Bohnen, Ranken, ihrer Natur nach massige Blätter; und gerade die entsprechenden Formen aus den mannigfaltigsten Pflanzen zusammenzutragen und auf eine Weise mit einander zu verbinden, daß, wie der Vf. von dem in Rede stehenden Bilde selbst sagt, Alles gewachsen, Alles lebendig erscheint, ist ja eine Aufgabe des Künstlers weit würdiger, als die Naturbildungen wie sie bestehen, in die Formen der Kunst mühselig hineinzuzwängen. Bey Fig. 4 würde im Falle einer Ausführung in Basrelief derselbe Uebelstand eintreten, daß die mittleren fein gezackten Blätter zu wenig plastische Fülle zulassen.

Von den Thiergestalten und Statüen, als Beywerke, wird insbesondere geredet; und hier ist das Wahre mit dem Falschen auf eine Weise gemischt, daß es zu sondern viele Blätter erfordern würde. Viel Richtiges sagt der Verf. hingegen vom Anordnen der Basreliefs, Figurengemälde, Landschaften und Prospecte, Trophäen, Inschriften u. s. w.

Unter den Musterdecorationen hierzu, zeichnen sich Fig. 2 (Taf. 20) durch geschmackvolle Form und sinnreiche Zusammenstellung sehr vortheilhaft aus. Weniger beyfällig können wir einiger früherer Compositionen hierneben erwähnen; so ist z. B. in dem Bildwerke Fig. 2 (Taf. 10) das colossale und angeklebte Aussehen der Muscheln in den unangenehm markierten dreyeckigen Feldern sehr störend; auch die in einseitiger Richtung fortlaufende wellenförmige Verzierung unter dem Bilde ist unpassend, so wie die gleichsam aus einem Kelche hervorwachsende Seitenbegrenzung mit ihrer ungelenken Endung nach oben, weder den Grundsätzen noch dem Geschmack gemäß erscheint. Das Bild selbst ist offenbar für den Raum zu groß. Eben so wenig gelungen ist unstreitig das Feld mit Kriegsarmaturen; steife Einförmigkeit und Zusammenstellung sind hier in hohem Grade für Sinn und Auge unangenehm.

Wir würden dieser Mängel hier nicht so ausführlich erwähnt haben, wenn es sich Hr. H. nicht angelegen seyn ließe Percier, unsern verehrten Lehrer, über ähnliche Erfindungen hart anzugreifen. Wenn wir gleich selbst unter den Tausenden seiner Compositionen, die wirklich schön und vollendet zu nennen sind, einzelnen Entwürfen, welche wohl zuweilen einer blinden Nachahmung des schlechteren Antiken ihre Entstehung verdanken, oder als Gegenstand der Kunst in Französischer Weise zu leichtfertig behandelt sind, als Deutsche unsern

Beyfall nicht geben können, so ist doch sein Verdienst zu groß, als daß man durch solche, mit kleinlicher Hervorsuchung des Schlechtesten, was er vielleicht je gemacht hat, unterstützte feindselige Bemerkungen, seine Herabsetzung, wenn auch vergeblich, versuchen sollte. Den Patriotismus aber möchten wir am wenigsten darin suchen, das Vorzügliche, wenn es auf fremden Boden entstanden ist, zu verkennen oder absichtlich zu verkleinern.

Am Schlusse dieses Hauptstückes nimmt der Vf. noch eine besondere Rubrik 'architectonische Fassung verschiedener Naturgegenstände' an; wobey nämlich der Naturgegenstand Hauptsache sey, die Architectur aber eine untergeordnete Rolle spiele. Hieher rechnet er die mit architectonischen Bildungen verwachsene Lauben, größere Pflanzengefäße, Springbrunnen, Candelaber und Armleuchter. Wir wollen unter den Beyspielen, welche die Kupfertafeln hierfür enthalten, uns nur bey den beiden letzten, Fig. 7 u. 8 (Taf. 20) verweilen. Der Candelaber Fig. 7 ist in antiker Weise aus den mannigfaltigsten Pflanzenformen und Blätterverzierungen zusammengestellt. Bey dem Armleuchter hingegen hat Hr. H. wieder der treuen Naturnachahmung und zwar auf noch weniger glückliche Art als früher gehuldigt. Dieser Leuchter, sagt er, ist nach dem Dipsacus fullonum gebildet. In der That könnte kein Musterbild besser in der Ueberzeugung gegen solche mit allzu großer Treue aus einzelnen Pflanzen entnommenen Kunstbildungen bestärken; man muß es selbst sehen, um sich einen Begriff von dieser übernaiven Entwickelung zu machen; um sich von der Steifheit, dem Unplastischen und Unkünstlerischen des Ganzen zu überzeugen. Welchen Eindruck muß es daher hervorbringen, wenn der Vf. hinzufügt: 'Welch ein rohes, unvollkommenes Pflanzenbild ist selbst ein

ehr harmonisch gebildeter Münsterthurm gegen olch einen Candelaber; dort aber kostete die unvollständige Nachahmung der vegetabilischen Form inen übermäßigen Aufwand von Mitteln, Kraft und Zeit; hier dagegen geschieht sie beynahe spielend, von einem einzigen Bildner in sehr kurzer Zeit und bereitet einen weit reineren Kunstgenuß (!). Also darf es uns nicht leid thun jene Schönheit des Gothischen aufzuopfern, wir verlieren sie deßhalb nicht aus der Kunst, sondern sie gedeiht nur um so besser, wenn sie in das rechte Gebiet versetzt wird.' Wir würden in diesen Worten einen nicht sehr feinen Scherz einer niederdrückenden Kritik oder eine starke Selbstparodie erkennen, wenn nicht die Absicht des Vfs. noch schließlich einmal der, ihrem Wesen nach von ihm verkannten Gothischen Architectur das Urtheil zu sprechen, aus der Vergleichung mit andern Stellen hervorginge.

Das vierte Hauptstück handelt hauptsächlich über Gartenkunst, bespricht aber auch festliche Decorationen und sogar Feuerwerke, und zwar mit Recht, weil bey allen eine architectonische Disposition zum Grunde liegen muß. Dieser Theil enthält überhaupt Weniges, mit dem wir nicht im Wesentlichen übereinstimmten. Wir können hier nur noch des sehr richtig aufgefaßten und durchgeführten Hauptgrundsatzes lobend erwähnen: wie überaus wichtig es sey die nähere Umgebung eines Gebäudes mit diesem in regelmäßige, architectonische Verbindung zu bringen. Bilder hierfür werden im dritten Bande versprochen.

Wenn wir uns nun von den Bemerkungen über die einzelnen Theile des Werkes, welche wir bald in Uebereinstimmung, bald im Widerspruche mit dem Vf. noch viel weiter fortführen könnten, zu einer Betrachtung des Ganzen wenden, so müssen wir zuerst diese Erscheinung auf dem Gebiete un-

serer Kunst mit verdienter Anerkennung willkommen heißen. Eine neue wissenschaftliche Begründung und Darstellung der Architectur, in dem Sinne, wie sie der Vf. geben wollte, ist in dieser Zeit ein zu wichtiges und fühlbares Bedürfniß, als daß nicht jeder Versuch, welcher dahin führt, jeder Beytrag, welcher darauf vorbereitet, mit Dank aufgenommen werden müßte. Der Schritt, womit das vorliegende Werk diesem Ziele näher bringt, ist stärker und bedeutender, als man bey einer neu eingeschlagenen Bahn durchaus erwarten konnte; mit scharfem Verstande sind die einzelnen Zweige der Baukunst gesondert und classificiert und mancher wesentliche Grundsatz, sowohl für die Formgebung als für die plastische Behandlung ist theils richtig erkannt und entwickelt, theils für künftige genauere Ausführung zuerst angedeutet. Sollen wir aber diese Bände, wie es die Ansprüche des Vfs. zu erfordern scheinen, aus einem andern Standpuncte betrachten, sollen wir sie als ein Lehrbuch der höheren Baukunst, und noch mehr, als Grundlage einer allgemeinen deutschen Schule anerkennen, so vermissen wir vor Allem dabey zwey sehr wesentliche Eigenschaften: Reife der Erkenntniß nämlich und Vollständigkeit. Der erste Mangel ist ohne Zweifel für eine Theorie der bedeutendste; denn wenn halb erkannte Gesetze, unvollkommen erfaßte Wahrheiten, oft sehr heilsam und anregend wirken können, insofern sie als einzelne Gedanken erscheinen, so werden sie hingegen äußerst bedenklich und eine reiche Quelle von Irrthümern, so bald sie als Werkstücke zur Errichtung eines Systems verbraucht werden. Der Verstand, welcher ein Princip entdeckt zu haben glaubt, ist alsdann zu eifrig, es durch alle Folgerungen durchzuführen, und um das neue Gebäude rasch zu vollenden, wird nicht allein die Stimme aller Zei-

ten für ehrwürdige Meisterwerke überhört, sondern auch der Ausspruch des Gefühls betäubt. Keine bloße Consequenz darf an sich als gesetzgebend auf dem Felde des künstlerischen Urtheils gelten; die Gesetze müssen sich dem unbestechlichen Geschmack und der Empfindung anschließen und mit wiederholter Sorgfalt an ihnen geprüft, berichtigt, umgeformt werden; und erst wenn es auf diesem Wege gelingt Grundsätze für die Schönheit zu entdecken, welche die Natur bey ihren Bildungen befolgt, die große Künstler unbewußt beobachtet haben, und die Reflexion nur aus den Eindrücken des Gefühls ablöst und entwickelt, wird eine wissenschaftliche Behandlung der Kunst und namentlich der unsrigen zur Aufklärung dienen, nicht sie, wie oft Männer des Fachs mit Unrecht behauptet haben, durch die Einmischung des Verstandes verwirren. Aber auch die Unvollständigkeit ist einer durchgeführten Theorie nachtheilig, wenn sie nicht bloß äußerlich, in der Auslassung oder flüchtigen Behandlung mancher Rubriken, sondern mit einem viel tieferen Mangel in der Vernachlässigung vieler Elemente, welche auf das Urtheil Einfluß haben sollten, besteht. Sehr vermißt haben wir daher alle historischen Entwickelungen über die verschiedenen Arten der Architecturen und des Kunststyles, nicht der geschichtlichen Angaben wegen, welche der Verf. allenfalls von dem Plane eines bloß theoretischen Werkes ausschließen konnte, sondern weil hierdurch die Bedeutung, der uns durch die Ueberlieferung gegebenen architektonischen Bildungen, erklärt und alle Gesetze der allgemeinen Form in ihrer mannigfaltigsten Anwendung gezeigt werden müssen. Eben so sind in der Lehre von der Symmetrie, von der Nachahmung der Natur-Organismen in den Bauwerken, von den Verzierungen, ihrer architectonischen Bestimmung,

serer Kunst mit verdienter Anerkennung willkommen heißen. Eine neue wissenschaftliche Begründung und Darstellung der Architectur, in dem Sinne, wie sie der Vf. geben wollte, ist in dieser Zeit ein zu wichtiges und fühlbares Bedürfniß, als daß nicht jeder Versuch, welcher dahin führt, jeder Beytrag, welcher darauf vorbereitet, mit Dank aufgenommen werden müßte. Der Schritt, womit das vorliegende Werk diesem Ziele näher bringt, ist stärker und bedeutender, als man bey einer neu eingeschlagenen Bahn durchaus erwarten konnte; mit scharfem Verstande sind die einzelnen Zweige der Baukunst gesondert und classificiert und mancher wesentliche Grundsatz, sowohl für die Formgebung als für die plastische Behandlung ist theils richtig erkannt und entwickelt, theils für künftige genauere Ausführung zuerst angedeutet. Sollen wir aber diese Bände, wie es die Ansprüche des Vfs. zu erfordern scheinen, aus einem andern Standpuncte betrachten, sollen wir sie als ein Lehrbuch der höheren Baukunst, und noch mehr als Grundlage einer allgemeinen deutschen Schule anerkennen, so vermissen wir vor Allem dabey zwey sehr wesentliche Eigenschaften: Reife der Erkenntniß nämlich und Vollständigkeit. Der erste
Mangel ist ohne Zweifel für eine Theorie der be-
deutendste; denn wenn halb erkannte Gesetze, un-
vollkommen erfaßte Wahrheiten, oft sehr hei[illegible]
und anregend wirken können, insofern sie [illegible]
zelne Gedanken erscheinen, so werden sie [illegible]
äußerst bedenklich und eine reiche [illegible]
thümern, so bald sie als Werkstück[illegible]
eines Systems verbraucht werd[illegible]
welcher ein Princip entdeck[illegible]
alsdann zu eifrig, es d[illegible]
zuführen, und um [illegible]
vollenden, wird [illegible]

ten für ehrwürdige Meisterwerke [illegible]
auch der Ausspruch [illegible]
bloße Consequenz [illegible]
dem [illegible]
[illegible]

...ät
die
...tung
deren
...ußte, so
...gen Befug-
...einer sehr be-
...uldigung, wenn

dem Character ihrer Form, ihrer Auswahl rc. ganze Abschnitte entweder völlig ausgelassen, oder nach bloß kurzer Berührung übergangen. Wir können daher das Werk der Begründung einer höheren deutschen Bauwissenschaft durch dieses Lehrbuch allerdings für angeregt und befördert, keineswegs aber auf eine befriedigende Weise für ausgeführt erkennen.

Cassel. Wolff.

Bremen.

Gedruckt u. in Commission bey J. G. Heyse: Versuch einer Geschichte des Bremischen Stadtrechts. Mit einer Einleitung über die Entstehung und Fortbildung der Bremischen Verfassung bis zum Jahre 1433. Vom Dr. Ferd. Donandt. Erster Theil. Einleitung. Verfassungsgeschichte. 1830. XXI u. 345 S. (Zuletzt noch 6 S. Berichtigungen und Zusätze).

Welchen großen Werth die Geschichte eines deutschen Particularrechts haben könne, nicht etwa nur für dessen besondere Dogmatik, sondern auch für die Wissenschaft des deutschen Rechts im Allgemeinen, darüber ist bey dem Sachkundigen wohl kein Zweifel. Es muß daher höchst erfreulich seyn, wenn solche Bearbeitungen in so gute Hände gerathen, wie es bey dem vorliegenden Werke in aller Hinsicht der Fall gewesen ist. Vertraut mit den großen Fortschritten der gründlichen historischen Behandlung des deutschen Rechts, eröffnet der Verf. seine Darstellung auf eine, dem Stande der Wissenschaft völlig entsprechende Weise. Zugleich aber beweiset er in der sorgfältigen Benutzung der Quellen und in der umsichtigen Prüfung und Verbindung des Gefundenen die Selbständigkeit, ohne welche das Fort-

schreiten unmöglich seyn würde. Entfernt auch von dem lächerlichen oder widrigen Streben, die gemachte Entdeckung für den Glanz des Entdeckers ins Licht zu setzen, liefert er alles Einzelne in dem richtigen Verhältnisse der Bestandtheile, welche nothwendig sind, um den Bau des Ganzen gehörig aufzuführen. Man sieht überall, daß ihm die Sache am Herzen lag.

Von dem Einzelnen kann nach dem Zwecke unserer Blätter nur eine kurze Uebersicht gegeben werden. — Als Einleitung zu dem Ganzen enthält der hier angezeigte erste Theil die Geschichte der Entstehung und Fortbildung der Bremischen Stadtverfassung bis zum J. 1433; durch diesen Endpunct um deswillen begrenzt, weil die Verfassung, wie sie sich in dem genannten Jahre gestaltete, im Ganzen sich erhalten hat. Die Ausführung dieser Einleitung zerfällt in drey Hauptabschnitte, welche nach wichtigen Epochen zweckmäßig abgesondert sind. Die erste Periode beginnt mit der Stiftung des Bremischen Bisthums, und führt bis zu dem Zeitpuncte, wo der Erzbischof Adaldag, der Vertraute der drey Ottonen, von Otto dem Großen die Immunität seines bischöflichen Sitzes erwarb (788—966). Die zweyte Periode umfaßt den Zeitraum bis zur Entstehung der eigentlichen Stadtverfassung (bis etwa 1200). Neben genauer Untersuchung der einzelnen Verhältnisse, welche durch die Immunität begründet und herbeygeführt wurden, treten die Momente hervor, aus welchen die Vernichtung der einzelnen erzbischöflichen Rechte oder deren Uebergang auf die Stadt sich ergeben mußte, so daß von allen vogteylichen und sonstigen Befugnissen nur die Gerichtsbarkeit in einer sehr beschränkten Bedeutung, und die Huldigung, wenn

sie noch vorkam, als eine leere Formel übrig blieb. Den größten Umfang hat die Darstellung der dritten Periode, des Zeitraumes der vollständigen Entwickelung der städtischen Verfassung bis zu der vollendeten Freyheit. Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit dem Verhältnisse der Stadt zum Erzbischofe oder der Geschichte der erzbischöflichen Rechte und ihres allmählichen Unterganges; insbesondere in Ansehung der Gerichtsbarkeit, des Markt-, Münz- und Zollrechts, der Beden, der Heerfolge und des Lehndienstes. In der Ausführung über die Jurisdiction wird die Stellung des Vogts gegen die Stadt, sodann die Umwandlung der Verhältnisse der Gerichtsbarkeit und der Untergang des Vogtgerichts hinsichtlich der Civiljurisdiction, so wie das fast gänzliche Aufhören des Criminalverfahrens vor dem Vogt sehr gründlich nachgewiesen. Hier auch eine ruhige Apologie der bekannten Procedur gegen den im J. 1430 enthaupteten Bürgermeister Johann Vasmer. Die zweyte Abtheilung liefert eine, für den Zweck dieses Werkes gehörig begrenzte Beschreibung der Verhältnisse im Inneren oder der Geschichte des Raths in allen Beziehungen.

Wir schließen diese Anzeige mit dem herzlichen Wunsche, daß dem Verf. die Vollendung seiner Arbeit in derselben Maße gelingen möge, wie der Anfang vor uns liegt. Wir verbinden damit die Hoffnung, daß die Theilnahme, deren die Vorrede dankbar gedenkt, — eine Theilnahme, welche von den achtungswerthen Gelehrten und Geschäftsmännern in der Vaterstadt des Verfs. mit Recht erwartet werden durfte, — recht bald auch außerhalb der Stadt Bremen sich zeigen werde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 7. August 1830.

Göttingen.

In der öffentlichen Sitzung der Königl. Societät am 10. Julius ward die Vorlesung vom Herrn Hofrath Himly gehalten, deren Anzeige nächstens gegeben werden wird. Nach derselben ward von dem Secretär der Soc., Herrn O.M.R. Blumenbach, der Bericht über die öconomischen Preisfragen abgestattet.

Die öconomische Preisfrage der Königl. Societät der Wissenschaften für den Julius d. J. betraf: eine gründliche und so viel wie möglich auch die bey technischen Lehranstalten verschiedener Länder gesammelten Erfahrungen berücksichtigende Beantwortung der Frage:

„Welche Einrichtung müssen technische Lehranstalten (sogenannte polytechnische Institute, Gewerbschulen, Handwerksschulen) haben, damit sie ihren Zweck, eine angemessene, theoretisch-practische Ausbildung der Gewerbtreibenden zu bewirken, bestmöglichst erfüllen können?“

Es waren sieben Concurrenzschriften eingegangen, wodurch die Kön. Societät einen erfreulichen Beweis von der Theilnahme erhalten hat, mit welcher jede Preisfrage aufgenommen worden.

№. 1. führt das Motto: 'Nützlich zu seyn und zur Glückseligkeit der Menschen so viel beytragen, als man nur in seiner Sphäre kann, dieß ist, was uns selbst ruhig und glücklich macht.' (Weiße)

№. 2. = = = 'Ehre werde den Gewerben'.

№. 3. = = = 'Salvo meliori'.

№. 4. = = = 'Ne quid nimis'.

№. 5. = = = 'La pratique ne saura marcher vers la véritable perfection sans le flambeau de la théorie. (Poncelet.)'

№. 6. = = = 'Qui bene distinguit, bene docet'.

№. 7. = = = 'Voluisse sat est'.

Der Verfasser von №. 1. hat sich die Beantwortung der Frage leicht gemacht. Ohne die Einrichtungen der in verschiedenen Ländern bestehenden technischen Lehranstalten im mindesten zu berücksichtigen, beschränkt er seine Bemerkungen nur auf technische Schulen niederer Art, indem er die Gegenstände des Unterrichts durchgeht, welche seiner Meinung nach für solche am passendsten seyn möchten.

Etwas tiefer geht der Verf. №. 2. in den Gegenstand der Preisaufgabe ein. Um den Sinn für Industrie am kräftigsten zu wecken, ist es nach seiner Meinung erforderlich, schon dem ersten Schulunterrichte eine technische Richtung zu

geben. Sodann würde eine besondere, polytechnische Vorschule errichtet werden müssen, damit Zöglinge gebildet werden, welche mit Nutzen ein polytechnisches Institut besuchen können. In einer solchen Vorschule soll Unterricht im Zeichnen Hauptsache seyn, daneben aber auch Einiges von Mathematik, namentlich sogenannte beschreibende Geometrie, Technologie, Mineralogie und Physik gelehrt werden. Nach der Ansicht des Vfs. müssen außerdem noch besondere Handwerksschulen für Gesellen und Lehrlinge bestehen, in denen von den Lehrern der polytechnischen Vorschule des Sonntags Unterricht im Zeichnen und daneben in der Arithmetik, Geometrie und den Anfangsgründen der Physik und Mathematik ertheilt wird. Hat die polytechnische Vorschule die Bahn eingeleitet, so wird der angehende Ingenieur, Baumeister, Fabrikant, Forstmann, Oeconom, Cameralist u. s. w. in ein polytechnisches Institut zur höheren Ausbildung übergehen können, in welchem ein ein- oder zweyjähriger Cursus durchzumachen ist, je nachdem der Zögling dieß Institut als Vorschule zur weiteren, wissenschaftlichen Ausbildung, oder Behuf practischer Anwendung besuchen will. Ein Lehrplan für eine solche Anstalt wird aufgestellt und auch angegeben, womit dieselbe versehen seyn muß.

Der Verf. der dritten Concurrenzschrift geht von dem Hauptgesichtspuncte aus: daß, so wie der Gelehrtenstand seine Elementarbildung in den sogenannten gelehrten Schulen erlange und die höhere auf den Universitäten erhalte, auch der Gewerbetreibende die erste Bildung und Hinleitung auf sein Fach durch Real- oder Gewerbeschulen, die höhere Bildung aber, auf einem polytechnischen Institute erlangen müsse. In jeder kleineren Stadt eines Landes sey eine Elemen-

Beyfall nicht geben können, so ist doch sein Verdienst zu groß, als daß man durch solche, mit kleinlicher Hervorsuchung des Schlechtesten, was er vielleicht je gemacht hat, unterstützte feindselige Bemerkungen, seine Herabsetzung, wenn auch vergeblich, versuchen sollte. Den Patriotismus aber möchten wir am wenigsten darin suchen, das Vorzügliche, wenn es auf fremden Boden entstanden ist, zu verkennen oder absichtlich zu verkleinern.

Am Schlusse dieses Hauptstückes nimmt der Vf. noch eine besondere Rubrik 'architectonische Fassung verschiedener Naturgegenstände' an; wobey nämlich der Naturgegenstand Hauptsache sey, die Architectur aber eine untergeordnete Rolle spiele. Hieher rechnet er die mit architectonischen Bildungen verwachsene Lauben, größere Pflanzengefäße, Springbrunnen, Candelaber und Armleuchter. Wir wollen unter den Beyspielen, welche die Kupfertafeln hierfür enthalten, uns nur bey den beiden letzten, Fig. 7 u. 8 (Taf. 20) verweilen. Der Candelaber Fig. 7 ist in antiker Weise aus den mannigfaltigsten Pflanzenformen und Blätterverzierungen zusammengestellt. Bey dem Armleuchter hingegen hat Hr. H. wieder der treuen Naturnachahmung und zwar auf noch weniger glückliche Art als früher gehuldigt. Dieser Leuchter, sagt er, ist nach dem Dipsacus fullonum gebildet. In der That könnte kein Musterbild besser in der Ueberzeugung gegen solche mit allzu großer Treue aus einzelnen Pflanzen entnommenen Kunstbildungen bestärken; man muß es selbst sehen, um sich einen Begriff von dieser übernaiven Entwickelung zu machen; um sich von der Steifheit, dem Unplastischen und Unkünstlerischen des Ganzen zu überzeugen. Welchen Eindruck muß es daher hervorbringen, wenn der Vf. hinzufügt: 'Welch ein rohes, unvollkommenes Pflanzenbild ist selbst ein

sehr harmonisch gebildeter Münsterthurm gegen solch einen Candelaber; dort aber kostete die unvollständige Nachahmung der vegetabilischen Form einen übermäßigen Aufwand von Mitteln, Kraft und Zeit; hier dagegen geschieht sie beynahe spielend, von einem einzigen Bildner in sehr kurzer Zeit und bereitet einen weit reineren Kunstgenuß (!). Also darf es uns nicht leid thun jene Schönheit des Gothischen aufzuopfern, wir verlieren sie deßhalb nicht aus der Kunst, sondern sie gedeiht nur um so besser, wenn sie in das rechte Gebiet versetzt wird.' Wir würden in diesen Worten einen nicht sehr feinen Scherz einer niederdrückenden Kritik oder eine starke Selbstparodie erkennen, wenn nicht die Absicht des Vfs. noch schließlich einmal der, ihrem Wesen nach von ihm verkannten Gothischen Architectur das Urtheil zu sprechen, aus der Vergleichung mit andern Stellen hervorginge.

Das vierte Hauptstück handelt hauptsächlich über Gartenkunst, bespricht aber auch festliche Decorationen und sogar Feuerwerke, und zwar mit Recht, weil bey allen eine architectonische Disposition zum Grunde liegen muß. Dieser Theil enthält überhaupt Weniges, mit dem wir nicht im Wesentlichen übereinstimmten. Wir können hier nur noch des sehr richtig aufgefaßten und durchgeführten Hauptgrundsatzes lobend erwähnen: wie überaus wichtig es sey die nähere Umgebung eines Gebäudes mit diesem in regelmäßige, architectonische Verbindung zu bringen. Bilder hierfür werden im dritten Bande versprochen.

Wenn wir uns nun von den Bemerkungen über die einzelnen Theile des Werkes, welche wir bald in Uebereinstimmung, bald im Widerspruche mit dem Vf. noch viel weiter fortführen könnten, zu einer Betrachtung des Ganzen wenden, so müssen wir zuerst diese Erscheinung auf dem Gebiete un-

serer Kunst mit verdienter Anerkennung willkommen heißen. Eine neue wissenschaftliche Begründung und Darstellung der Architectur, in dem Sinne, wie sie der Vf. geben wollte, ist in dieser Zeit ein zu wichtiges und fühlbares Bedürfniß, als daß nicht jeder Versuch, welcher dahin führt, jeder Beytrag, welcher darauf vorbereitet, mit Dank aufgenommen werden müßte. Der Schritt, womit das vorliegende Werk diesem Ziele näher bringt, ist stärker und bedeutender, als man bey einer neu eingeschlagenen Bahn durchaus erwarten konnte; mit scharfem Verstande sind die einzelnen Zweige der Baukunst gesondert und classificiert und mancher wesentliche Grundsatz, sowohl für die Formgebung als für die plastische Behandlung ist theils richtig erkannt und entwickelt, theils für künftige genauere Ausführung zuerst angedeutet. Sollen wir aber diese Bände, wie es die Ansprüche des Vfs. zu erfordern scheinen, aus einem andern Standpuncte betrachten, sollen wir sie als ein Lehrbuch der höheren Baukunst, und noch mehr, als Grundlage einer allgemeinen deutschen Schule anerkennen, so vermissen wir vor Allem dabey zwey sehr wesentliche Eigenschaften: Reife der Erkenntniß nämlich und Vollständigkeit. Der erste Mangel ist ohne Zweifel für eine Theorie der bedeutendste; denn wenn halb erkannte Gesetze, unvollkommen erfaßte Wahrheiten, oft sehr heilsam und anregend wirken können, insofern sie als einzelne Gedanken erscheinen, so werden sie hingegen äußerst bedenklich und eine reiche Quelle von Irrthümern, so bald sie als Werkstücke zur Errichtung eines Systems verbraucht werden. Der Verstand, welcher ein Princip entdeckt zu haben glaubt, ist alsdann zu eifrig, es durch alle Folgerungen durchzuführen, und um das neue Gebäude rasch zu vollenden, wird nicht allein die Stimme aller Zei-

ten für ehrwürdige Meisterwerke überhört, sondern auch der Ausspruch des Gefühls betäubt. Keine bloße Consequenz darf an sich als gesetzgebend auf dem Felde des künstlerischen Urtheils gelten; die Gesetze müssen sich dem unbestechlichen Geschmack und der Empfindung anschließen und mit wiederholter Sorgfalt an ihnen geprüft, berichtigt, umgeformt werden; und erst wenn es auf diesem Wege gelingt Grundsätze für die Schönheit zu entdecken, welche die Natur bey ihren Bildungen befolgt, die große Künstler unbewußt beobachtet haben, und die Reflexion nur aus den Eindrücken des Gefühls ablöst und entwickelt, wird eine wissenschaftliche Behandlung der Kunst und namentlich der unsrigen zur Aufklärung dienen, nicht sie, wie oft Männer des Fachs mit Unrecht behauptet haben, durch die Einmischung des Verstandes verwirren. Aber auch die Unvollständigkeit ist einer durchgeführten Theorie nachtheilig, wenn sie nicht bloß äußerlich, in der Auslassung oder flüchtigen Behandlung mancher Rubriken, sondern mit einem viel tieferen Mangel in der Vernachlässigung vieler Elemente, welche auf das Urtheil Einfluß haben sollten, besteht. Sehr vermißt haben wir daher alle historischen Entwickelungen über die verschiedenen Arten der Architecturen und des Kunststyles, nicht der geschichtlichen Angaben wegen, welche der Verf. allenfalls von dem Plane eines bloß theoretischen Werkes ausschließen konnte, sondern weil hierdurch die Bedeutung, der uns durch die Ueberlieferung gegebenen architectonischen Bildungen, erklärt und alle Gesetze der allgemeinen Form in ihrer mannigfaltigsten Anwendung gezeigt werden müssen. Eben so sind in der Lehre von der Symmetrie, von der Nachahmung der Natur-Organismen in den Bauwerken, von den Verzierungen, ihrer architectonischen Bestimmung,

dem Character ihrer Form, ihrer Auswahl rc. ganze Abschnitte entweder völlig ausgelassen, oder nach bloß kurzer Berührung übergangen. Wir können daher das Werk der Begründung einer höheren deutschen Bauwissenschaft durch dieses Lehrbuch allerdings für angeregt und befördert, keineswegs aber auf eine befriedigende Weise für ausgeführt erkennen.

Cassel. Wolff.

Bremen.

Gedruckt u. in Commission bey J. G. Heyse: Versuch einer Geschichte des Bremischen Stadtrechts. Mit einer Einleitung über die Entstehung und Fortbildung der Bremischen Verfassung bis zum Jahre 1433. Vom Dr. Ferd. Donandt. Erster Theil. Einleitung. Verfassungsgeschichte. 1830. XXI u. 345 S. (Zuletzt noch 6 S. Berichtigungen und Zusätze).

Welchen großen Werth die Geschichte eines deutschen Particularrechts haben könne, nicht etwa nur für dessen besondere Dogmatik, sondern auch für die Wissenschaft des deutschen Rechts im Allgemeinen, darüber ist bey dem Sachkundigen wohl kein Zweifel. Es muß daher höchst erfreulich seyn, wenn solche Bearbeitungen in so gute Hände gerathen, wie es bey dem vorliegenden Werke in aller Hinsicht der Fall gewesen ist. Vertraut mit den großen Fortschritten der gründlichen historischen Behandlung des deutschen Rechts, eröffnet der Verf. seine Darstellung auf eine, dem Stande der Wissenschaft völlig entsprechende Weise. Zugleich aber beweiset er in der sorgfältigen Benutzung der Quellen und in der umsichtigen Prüfung und Verbindung des Gefundenen die Selbständigkeit, ohne welche das Fort-

schreiten unmöglich seyn würde. Entfernt auch von dem lächerlichen oder widrigen Streben, die gemachte Entdeckung für den Glanz des Entdeckers ins Licht zu setzen, liefert er alles Einzelne in dem richtigen Verhältnisse der Bestandtheile, welche nothwendig sind, um den Bau des Ganzen gehörig aufzuführen. Man sieht überall, daß ihm die Sache am Herzen lag.

Von dem Einzelnen kann nach dem Zwecke unserer Blätter nur eine kurze Uebersicht gegeben werden. — Als Einleitung zu dem Ganzen enthält der hier angezeigte erste Theil die Geschichte der Entstehung und Fortbildung der Bremischen Stadtverfassung bis zum J. 1433; durch diesen Endpunct um deswillen begrenzt, weil die Verfassung, wie sie sich in dem genannten Jahre gestaltete, im Ganzen sich erhalten hat. Die Ausführung dieser Einleitung zerfällt in drey Hauptabschnitte, welche nach wichtigen Epochen zweckmäßig abgesondert sind. Die erste Periode beginnt mit der Stiftung des Bremischen Bisthums, und führt bis zu dem Zeitpuncte, wo der Erzbischof Adaldag, der Vertraute der drey Ottonen, von Otto dem Großen die Immunität seines bischöflichen Sitzes erwarb (788 — 966). Die zweyte Periode umfaßt den Zeitraum bis zur Entstehung der eigentlichen Stadtverfassung (bis etwa 1200). Neben genauer Untersuchung der einzelnen Verhältnisse, welche durch die Immunität begründet und herbeygeführt wurden, treten die Momente hervor, aus welchen die Vernichtung der einzelnen erzbischöflichen Rechte oder deren Uebergang auf die Stadt sich ergeben mußte, so daß von allen vogteylichen und sonstigen Befugnissen nur die Gerichtsbarkeit in einer sehr beschränkten Bedeutung, und die Huldigung, wenn

sie noch vorkam, als eine leere Formel übrig blieb. Den größten Umfang hat die Darstellung der dritten Periode, des Zeitraumes der vollständigen Entwickelung der städtischen Verfassung bis zu der vollendeten Freyheit. Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit dem Verhältnisse der Stadt zum Erzbischofe oder der Geschichte der erzbischöflichen Rechte und ihres allmählichen Unterganges; insbesondere in Ansehung der Gerichtsbarkeit, des Markt-, Münz- und Zollrechts, der Beden, der Heerfolge und des Fehdedienstes. In der Ausführung über die Jurisdiction wird die Stellung des Vogts gegen die Stadt, sodann die Umwandlung der Verhältnisse der Gerichtsbarkeit und der Untergang des Vogtgerichts hinsichtlich der Civiljurisdiction, so wie das fast gänzliche Aufhören des Criminalverfahrens vor dem Vogt sehr gründlich nachgewiesen. Hier auch eine ruhige Apologie der bekannten Procedur gegen den im J. 1430 enthaupteten Bürgermeister Johann Vasmer. Die zweyte Abtheilung liefert eine, für den Zweck dieses Werkes gehörig begrenzte Beschreibung der Verhältnisse im Inneren oder der Geschichte des Raths in allen Beziehungen.

Wir schließen diese Anzeige mit dem herzlichen Wunsche, daß dem Verf. die Vollendung seiner Arbeit in derselben Maße gelingen möge, wie der Anfang vor uns liegt. Wir verbinden damit die Hoffnung, daß die Theilnahme, deren die Vorrede dankbar gedenkt, — eine Theilnahme, welche von den achtungswerthen Gelehrten und Geschäftsmännern in der Vaterstadt des Verfs. mit Recht erwartet werden durfte, — recht bald auch außerhalb der Stadt Bremen sich zeigen werde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.
Den 7. August 1830.

Göttingen.

In der öffentlichen Sitzung der Königl. Societät am 10. Julius ward die Vorlesung vom Herrn Hofrath Himly gehalten, deren Anzeige nächstens gegeben werden wird. Nach derselben ward von dem Secretär der Soc., Herrn O.M.R. Blumenbach, der Bericht über die öconomischen Preisfragen abgestattet.

Die öconomische Preisfrage der Königl. Societät der Wissenschaften für den Julius d. J. betraf:

eine gründliche und so viel wie möglich auch die bey technischen Lehranstalten verschiedener Länder gesammelten Erfahrungen berücksichtigende Beantwortung der Frage:

'Welche Einrichtung müssen technische Lehranstalten (sogenannte polytechnische Institute, Gewerbschulen, Handwerksschulen) haben, damit sie ihren Zweck, eine angemessene, theoretisch-practische Ausbildung der Gewerbtreibenden zu bewirken, bestmöglichst erfüllen können?'

Es waren sieben Concurrenzschriften eingegangen, wodurch die Kön. Societät einen erfreulichen Beweis von der Theilnahme erhalten hat, mit welcher jede Preisfrage aufgenommen worden.

№. 1. führt das Motto:	'Nützlich zu seyn und zur Glückseligkeit der Menschen so viel beytragen, als man nur in seiner Sphäre kann, dieß ist, was uns selbst ruhig und glücklich macht.' (Weisse)
№. 2. ” ” ”	'Ehre werde den Gewerben'.
№. 3. ” ” ”	'Salvo meliori'.
№. 4. ” ” ”	'Ne quid nimis'.
№. 5. ” ” ”	'La pratique ne saura marcher vers la véritable perfection sans le flambeau de la théorie. (Poncelet.)'
№. 6. ” ” ”	'Qui bene distinguit, bene docet'.
№. 7. ” ” ”	'Voluisse sat est'.

Der Verfasser von №. 1. hat sich die Beantwortung der Frage leicht gemacht. Ohne die Einrichtungen der in verschiedenen Ländern bestehenden technischen Lehranstalten im mindesten zu berücksichtigen, beschränkt er seine Bemerkungen nur auf technische Schulen niederer Art, indem er die Gegenstände des Unterrichts durchgeht, welche seiner Meinung nach für solche am passendsten seyn möchten.

Etwas tiefer geht der Verf. №. 2. in den Gegenstand der Preisaufgabe ein. Um den Sinn für Industrie am kräftigsten zu wecken, ist es nach seiner Meinung erforderlich, schon dem ersten Schulunterrichte eine technische Richtung zu

geben. Sodann würde eine besondere, polytechnische Vorschule errichtet werden müssen, damit Zöglinge gebildet werden, welche mit Nutzen ein polytechnisches Institut besuchen können. In einer solchen Vorschule soll Unterricht im Zeichnen Hauptsache seyn, daneben aber auch Einiges von Mathematik, namentlich sogenannte beschreibende Geometrie, Technologie, Mineralogie und Physik gelehrt werden. Nach der Ansicht des Vfs. müssen außerdem noch besondere Handwerksschulen für Gesellen und Lehrlinge bestehen, in denen von den Lehrern der polytechnischen Vorschule des Sonntags Unterricht im Zeichnen und daneben in der Arithmetik, Geometrie und den Anfangsgründen der Physik und Mathematik ertheilt wird. Hat die polytechnische Vorschule die Bahn eingeleitet, so wird der angehende Ingenieur, Baumeister, Fabrikant, Forstmann, Oeconom, Cameralist u. s. w. in ein polytechnisches Institut zur höheren Ausbildung übergehen können, in welchem ein ein- oder zweyjähriger Cursus durchzumachen ist, je nachdem der Zögling dieß Institut als Vorschule zur weiteren, wissenschaftlichen Ausbildung, oder Behuf practischer Anwendung besuchen will. Ein Lehrplan für eine solche Anstalt wird aufgestellt und auch angegeben, womit dieselbe versehen seyn muß.

Der Verf. der dritten Concurrenzschrift geht von dem Hauptgesichtspuncte aus: daß, so wie der Gelehrtenstand seine Elementarbildung in den sogenannten gelehrten Schulen erlange und die höhere auf den Universitäten erhalte, auch der Gewerbetreibende die erste Bildung und Hinleitung auf sein Fach durch Real- oder Gewerbeschulen, die höhere Bildung aber, auf einem polytechnischen Institute erlangen müsse. In jeder kleineren Stadt eines Landes sey eine Elemen-

tarschule, in jeder mittleren, eine Real- oder Gewerbeschule, und in einer der größeren Städte ein polytechnisches Institut einzurichten. Der Vf. macht auf die Verwechselung der Benennungen Gewerbe- und Gewerksschulen aufmerksam und äußert dabey die Meinung, daß wenn wir im nördlichen Deutschland auch nahe daran stehen, Gewerbeschulen zu errichten, es doch im Bereiche der schönen Träume zu liegen scheine, durch Errichtung von Gewerks- oder Handwerksschulen eine noch höhere Stufe der Cultur zu erreichen, indem solche Schulen nur dann bestehen und nützen können, wenn Zwang und Herkommen gebrochen, das Zunftwesen aufgehoben und volle Gewerbefreyheit eingeführt ist. Die Abhandlung enthält in gedrängter Kürze nicht allein eine vollständige Uebersicht der Unterrichtsgegenstände für die zur Bildung der Gewerbetreibenden bestimmten Lehranstalten, nach obiger, dreyfacher Abstufung, sondern auch eine sehr genaue und vollständige Angabe ihrer ganzen Organisation. Sie beschränkt sich aber dabey zu sehr auf das Formelle und berücksichtigt eben so wenig die bey technischen Lehranstalten verschiedener Länder bestehenden Einrichtungen, als die Maaßregeln, welche zur Bildung von Handwerkern in solchen Staaten, wo die Zunftverfassung noch besteht, zu ergreifen seyn möchten.

Die mit №. 4 bezeichnete Abhandlung enthält nach einigen einleitenden Bemerkungen, zuvörderst Nachrichten über die technischen Institute im Auslande, die aber nicht sehr befriedigend sind. Von den Französischen Anstalten wird nur die Handlungsschule zu Paris genauer berücksichtigt, das polytechnische Institut dagegen nur beyläufig und das Conservatorium der Künste und Handwerke, so wie die neu errichtete Cen-

tralschule der Künste und Manufacturen gar nicht erwähnt. Von den in England bestehenden, technischen Lehranstalten wird nur sehr im Allgemeinen und von den Instituten in den Niederlanden, in Dänemark und Schweden, gar nicht gehandelt. Im folgenden Abschnitte ist von den Bürgerschulen Deutschlands im Allgemeinen und den technischen Lehranstalten im Besondern die Rede. Der Verf. ist der Meinung, daß außer den Elementarschulen in Städten und Dörfern, in einer jeden Stadt Bürgerschulen erforderlich seyen, die dadurch daß der Unterricht in ihnen sich auf Geometrie, Arithmetik, Naturkunde, Technologie erstrecke, Vorbereitungsschulen für die höheren technischen Lehranstalten seyn und dadurch besondere Gewerbe- oder Handwerksschulen entbehrlich machen könnten. In größeren Städten würden diesen Bürgerschulen noch höhere Bürgerschulen zur Seite stehen können. Was die in Deutschland bestehenden technischen Lehranstalten betrifft, so ist von dem polytechnischen Institute zu Wien und Prag, von der Gewerbeschule zu Berlin und der technischen Bildungsanstalt zu Dresden, nicht aber von der polytechnischen Schule zu Carlsruhe die Rede. Die an manchen Orten in Deutschland bestehenden, niederen Handwerks-, Gewerbe- oder Sonntagsschulen sind unberücksichtigt geblieben. Der Verf. wendet sich darauf zur Einrichtung technischer Lehranstalten und äußert sich mit Recht darüber, für wen solche Anstalten bestimmt seyn sollen. Er hält dafür, daß sie zunächst zur Bildung von Mechanikern, Fabrikanten und Handwerkern dienen sollen, daß es aber im Allgemeinen nicht vortheilhaft sey, sie auch zum Unterricht für Bau-, Forst-, Berg- und Hütten-Eleven zu bestimmen. Es folgt darauf ein sorgfältig ausgearbeiteter Lehrplan

nebst Bemerkungen über den Lehrapparat, die anzustellenden Lehrer und einige andere, die Gründung derselben betreffende Gegenstände, wobey aber ein genauer Entwurf der Organisation technischer Lehranstalten, der Art ihrer Verwaltung und Leitung vermißt wird.

Der Verfasser der fünften Concurrenzschrift hat den Gegenstand der Aufgabe scharf und richtig aufgefaßt und mit Recht zuerst die Frage erörtert: welche Bestimmung technische Lehranstalten haben und welchen Grad der Bildung sie denen, welche sie besuchen, geben sollen, um dadurch das Feld seiner Untersuchungen bestimmt zu begränzen. Nach der Ansicht des Verfs. sind zur Erreichung der Zwecke technischer Lehranstalten erforderlich:

1. Gewerbeschulen in den vorzüglichsten Städten des Reichs, für diejenigen, deren Sphäre des Wissens nur eine mäßige seyn kann und zu seyn braucht.

2. Eine Hauptschule, in der Hauptstadt des Landes, für solche, bey denen die Sphäre des zweckdienlichen Wissens weiter ausgedehnt werden soll und wo Einzelne die höchste Stufe erreichen können. Diese Centralschule könnte zugleich nach dem Vorbilde einiger polytechnischen Institute, eine Anstalt seyn, durch die den Gewerbetreibenden Rath und Aufklärung ertheilt wird; die der Landesregierung jährlich Bericht über den Zustand und die Fortschritte der Gewerbe erstattet; die durch Ausstellung der einheimischen Gewerbserzeugnisse den Absatz befördert, Aemulation erregt und so die Industrie erhöhet. Der Lehrplan für die niederen Gewerbschulen, wie für die höhere Centralanstalt, ist von dem Verf. mit Sachkenntniß und Umsicht sehr sorgfältig bearbeitet. Man findet nicht bloß

die Lehrgegenstände und die Anordnung des Unterrichts genau angegeben, sondern auch viele treffliche Bemerkungen darüber, was von den einzelnen Wissenschaften und wie dasselbe zu lehren seyn dürfte. Besonders erfreulich ist es dabey, die sogenannte Géométrie descriptive gewürdigt zu finden, welche in Französischen, Englischen und Niederländischen Anstalten mit größtem Nutzen gelehrt wird, in Deutschland aber bisher weniger berücksichtigt worden. Uebrigens ist von dem Verfasser den niederen Gewerbeschulen offenbar eine zu hohe Sphäre angewiesen. Auch ist Manches von dem, was über die Lehrgegenstände, z. B. über den mineralogischen und geognostischen Unterricht gesagt worden, nicht befriedigend; so wie auch im Lehrplane für die niederen und höheren Gewerbeschulen, der so wichtige Unterricht im Modellieren, ungern vermißt wird. Die von dem Verf. angedeuteten Maaßregeln, welche in einem Staate, in welchem das Zunftwesen besteht, zu ergreifen seyn dürften, um Lehrlinge und Gesellen zum regelmäßigen Besuche der Gewerbeschule anzuhalten, sind schwerlich ganz genügend, um die großen und mannigfaltigen Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Erfahrung in dieser Hinsicht kennen lehrt.

Der Verfasser der mit № 6. bezeichneten Concurrenzschrift, wirft zuerst einen Blick auf die Geschichte der technischen Lehranstalten. Er gibt Nachrichten von dem, was in England und Schottland dafür geschehen. Ueber die in Frankreich bestehenden Anstalten sind die Mittheilungen sehr unvollständig. Die in Deutschland vorhandenen höheren technischen Lehranstalten, werden nur kurz und unvollständig erwähnt; dagegen werden schätzbare, ausführliche Nachrichten

über die, für das Churfürstenthum Hessen angeordneten Handwerksschulen ertheilt. Die technischen Lehranstalten werden von dem Verfasser auf folgende Weise classificiert: A. Anstalten, die mittelbar durch Bildung tüchtiger Führer der Betriebsamkeitsklassen auf den Gewerbsbetrieb wirken. B. Anstalten, die unmittelbar durch Unterricht der Gewerbetreibenden selbst wirken. Diese sind a) für diejenigen bestimmt, die bereits in ihr Gewerbsfach völlig eingeübt werden; oder b) für solche, die dasselbe noch nicht eingeübt haben. Der Verf. sucht ferner die Ansicht geltend zu machen, daß nur wenige Klassen von Gewerbetreibenden eine wissenschaftliche und Kunst-Bildung zur Vervollkommnung des Gewerbebetriebes bedürfen; daß ein solches Bedürfniß hauptsächlich nur bey dem Baufache Statt finde; daß aber überhaupt allgemeine technische Unterrichtsanstalten für alle Gewerbearten ein Unding sey. Wenn nun gleich manche von dem Verf. in diesen Beziehungen aufgestellte Behauptungen theils unrichtig, theils übertrieben erscheinen, so enthalten doch seine Andeutungen, wie der Unterricht in den Volksschulen, zumal durch mehrere Berücksichtigung des Unterrichts in der Zeichenkunst, Geometrie und Naturkunde so zu vervollkommnen sey, daß dadurch den Gewerbetreibenden eine bessere Vorbildung gegeben werde, manches Beachtungswerthe. Es wird darauf gedrungen, bey der Errichtung technischer Lehranstalten den Unterschied der bezeichneten Klassen streng fest zu halten und die verschiedenen nicht unter einander zu vermischen. Sodann wird die Bestimmung der verschiedenartigen kurz nachgewiesen; es werden allgemeine Bemerkungen über ihre Einrichtung mitgetheilt

und im Besondern die Unterrichtsgegenst
für eine Bauhandwerksschule bezeichnet.

Der Verfasser von №. 7 stellt zuerst Betr
tungen darüber an, wie wenig im Allgemei
in Deutschland Sinn für Technik herrsche,
wie weit die Englische Industrie über die d
sche hervorrage. Er zeigt darauf, wie das
und überwiegendste Beförderungsmittel der E
lischen Gewerbsamkeit, eine vorzüglichere
allgemeinere technische Bildung der gewerbei
benden Klasse sey und wendet sich dann zu
Mitteln, welche man in verschiedenen Sta
zur Hebung der Industrie und zur Verbreit
technischer Kenntnisse ergriffen hat; indem er
sonders bey dem Pariser polytechnischen In
tute verweilt, weil dieses das Muster der m
sten, in neuerer Zeit errichteten, geworden.
Verf. macht darauf aufmerksam, daß man
dieser Anstalt, wie bey manchen in Deutschl
nach einer ähnlichen Idee eingerichteten Inst
ten, in den Mißgriff verfallen sey, eine gen
Vorbildung zu präsumieren. Ueberaus tref
wird nun entwickelt, daß der bessere Sinn
die höhere Fähigkeit des Volks für Gewerbs
keit im Allgemeinen, nicht wohl von oben h
kommen, sondern nur von unten herauf gen
werden könne. Es wird gezeigt, wie wenig
sere Volksschulen in dieser Hinsicht leisten
wie man dem Volksunterrichte nothwendig
technische Richtung geben müsse, um jenen Zi
mehr als bisher zu erreichen. Der Verf.
alsdann zu den eigentlichen technischen Leh
stalten über und stellt mit Recht die Beha
tung an die Spitze, daß ein für höhere tec
sche Ausbildung bestimmtes Institut, ohne t
nische Vorschulen oder Handwerksschulen n
bestehen könne. Ausführlich erörtert er nun

Einrichtung und den Lehrplan dieser, wobey er sich als einen practischen Kenner des abgehandelten Gegenstandes bewährt, der aus eigener Erfahrung weiß, daß es für den Anfang besser ist, den Kreis des Unterrichts etwas zu beschränken, als ihn zu weit auszudehnen. Von diesen Vorschulen wendet sich der Verf. zuletzt zu den höheren Anstalten oder sogenannten polytechnischen Instituten, die zur Vollendung der in jenen begründeten, technischen Ausbildung bestimmt seyn sollen, bey denen er aber verhältnißmäßig nur kurz verweilt, indem er auf die Programme der Institute zu Wien und zu Berlin verweist, die nach seiner Meinung unter den jetzt bestehenden die besten sind.

Aus dieser Darstellung des Inhaltes der Concurrenzschriften ergibt sich, daß zwar keine derselben, streng genommen, die Aufgabe vollkommen gelöst hat, daß aber die mehrsten schätzbare Beyträge zur Beantwortung der Preisfrage enthalten. Besonders ausgezeichnet sind die mit №. 5. und №. 7. bezeichneten Abhandlungen. Beide besitzen indessen verschiedenartige Vorzüge, wodurch sie einander gegenseitig auf gewisse Weise ergänzen. №. 5. zeichnet sich vor allen übrigen Abhandlungen durch die umfassende und genaue Darlegung des Unterrichts in technischen Lehranstalten, sowohl der Form als dem Inhalte nach, aus, wobey nur, wie oben bereits bemerkt worden, das für die niederen Gewerbeschulen bestimmte Feld zu weit ausgedehnt erscheint. №. 7. enthält dagegen die trefflichste Entwickelung, wie durch Verbesserung der Volksschulen auf die technische Bildung des Volks und auf Weckung des Sinnes für Industrie eingewirkt werden kann; wie sich an den allgemeinen Volksunterricht der in Handwerksschulen

und in höheren technischen Lehranstalten zu ertheilende reihen muß, und wie in ersteren besonders die Einrichtungen zu treffen sind, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen sollen. Um nun den Verfassern dieser beiden Abhandlungen die billige Anerkennung zu Theil werden zu lassen, hat die Königl. Societät der Wissenschaften sich bewogen gefunden, Beiden den Preis zuzuerkennen.

Als Verfasser der gekrönten Schriften nannten, sich in den in der Sitzung der Königl. Soc. der Wissenschaften am 10ten Julius entsiegelten Zetteln:

von №. 5. mit dem Motto: 'La pratique ne saura marcher vers la véritable perfection sans le flambeau de la théorie',

Heinrich Gottlieb Köhler,
Doctor der Philosophie und Privatdocent in Göttingen.

von №. 7. mit dem Denkspruche: 'Voluisse sat est',

Leo Bergmann,
Baumeister in Verden im Hannöverschen.

Die bey den Concurrenzschriften 1. 2. 3. und 4. befindlichen Zettel wurden in derselben Sitzung ordnungsmäßig verbrannt; der Zettel bey der Abhandlung №. 6. ist dagegen, dem Wunsche des Verfassers gemäß, unter einer von demselben angegebenen Adresse zurück gesandt.

* * *

Für die nächsten Termine sind folgende öconomische Preisfragen aufgegeben.

Für den November d. J.:

'Eine möglichst vollständige und auf Erfahrung gegründete Anleitung, wie die natürlichen und künstlichen Schafweiden am besten zu cultivieren und zu verbessern, und wie die letzteren in unserem Clima am vortheilhaftesten anzulegen sind?'

Für den Julius 1881:

'Die sehr vortheilhafte Anwendung, welche man in England, Frankreich und in einigen Gegenden Deutschlands von den Knochen zur Düngung macht, ist allgemein bekannt. Die maschinellen Vorrichtungen aber, deren man sich zur Zerkleinerung der Knochen bedient, so wie die Verfahrungsarten bey ihrem Gebrauch z. B. in Hinsicht verschiedenartiger Zusätze, sind abweichend und die Meinungen darüber getheilt. Auch ist es nicht zu verkennen, daß man in Norddeutschland und namentlich im Königreich Hannover, die Knochendüngung noch viel weniger, als sie es verdient, benutzt; welches u. A. daraus hervorgehet, daß noch immer bedeutende Quantitäten von Knochen, die dem vaterländischen Boden zu Gute kommen könnten, dem Auslande überlassen werden.

Die Königliche Societät der Wissenschaften wünscht dahin zu wirken, daß

die Aufmerksamkeit der Landwirthe jenem wichtigen Gegenstande mehr als bisher sich zuwende und verlangt daher:

'Eine vollständige Darstellung und auf Erfahrungen gegründete Prüfung der Methoden, welche man in verschiedenen Ländern und Gegenden bey der Knochendüngung anwendet.'

Für den November 1831:

Obgleich der Flachsbau für das nördliche Deutschland und zumal für das Königreich Hannover von großer Wichtigkeit ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dieser Culturzweig in den mehrsten unserer Gegenden von dem Grade der Vollkommenheit, den sein Betrieb in einigen anderen Gegenden, besonders in den Niederlanden erreicht hat, noch weit entfernt und daher wesentlicher Verbesserungen fähig ist. Da nun gerade in der jetzigen Zeit der Wunsch sich lebhaft aufdringt, daß auf die Vervollkommnung des vaterländischen Flachsbaues möglichste Aufmerksamkeit und Sorgfalt gerichtet werden möge; so macht die Königl. Societät d. W. zum Gegenstande einer Preisfrage:

'Eine gründliche Erörterung der Mängel, die sich in den mehrsten Gegenden von Norddeutschland bey dem Flachsbau finden, nebst Angabe der Maaßregeln, wodurch derselbe wesentlich verbessert werden könnte, um das

zu erzielende Product, der Güte des in den Niederlanden gewonnenen, möglichst zu nähern."

Die Königl. Societät wünscht, bey Beantwortung dieser Frage, auch die zur Erzielung von gutem Leinsamen dienlichen Maaßregeln beleuchtet und nicht bloß die eigentliche Cultur des Flachses, sondern auch seine Zubereitung berücksichtigt zu sehen.

Für den Julius 1832 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät folgende neue Aufgabe bekannt gemacht:

Der Duwock (Equisetum L.) ist lange als ein dem landwirthschaftlichen Betriebe nachtheiliges, besonders aber die Wiesen- und Weidenutzung der Marschländer beeinträchtigendes Gewächs bekannt, wie u. A. aus der schon früher in Holland aufgegebenen Preisfrage, die Ausrottung desselben betreffend, und den hierdurch veranlaßten Schriften zu ersehen ist. Auch im Königreiche Hannover hat man dem durch jenes Gewächs angerichteten Schaden Aufmerksamkeit gewidmet, wie mehrere auf die Vertilgung desselben sich beziehende Verordnungen und Erlasse beweisen. Dessen ungeachtet ist dem Uebel wenig oder gar nicht Einhalt geschehen. Gegenwärtig hat dasselbe in verschiedenen Marschgegenden der Elbe und besonders auf der Insel Wilhelmsburg so sehr zugenom-

men, daß der vorzüglichste Erwerbszweig dortiger Gegend, der Milchhandel nach Hamburg, dadurch bemerkbar vermindert worden.

Die Königl. Societät der Wissenschaften findet sich daher veranlaßt, zur Beschränkung dieses, die fruchtbarsten Gegenden des Landes heimsuchenden Uebels, die Frage zum Gegenstande einer Preisaufgabe zu machen:

'Welches sind, unter besonderer Berücksichtigung des Bodens und der Oertlichkeit der Insel Wilhelmsburg und der umliegenden Marschgegenden, die wirksamsten, im Großen ausführbaren Mittel, um dem Gedeihen des Duwocks und seinem weiteren Fortschreiten mit Erfolg entgegen zu wirken?'

Die Königl. Societät verlangt, daß bey der Beantwortung folgende, die Erörterung der Hauptfrage vorbereitende Puncte abgehandelt werden:

1. Welche Arten der Gattung Equisetum L. finden sich in den nördlichen Provinzen des Königreichs und welche derselben besitzen nachtheilige Eigenschaften?

2. Welche nachtheilige Wirkungen auf den Boden und das thierische Leben sind mit Recht den schädlichen Arten der Gattung Equisetum L. zuzuschreiben?

Was aber die Beantwortung der Hauptfrage anbelangt, so erwartet Königl. Societät:

1. Daß die vorgeschlagenen Mittel als in der Natur des Gewächses nachgewiesen und begründet erscheinen.

2. Daß ihre Wirksamkeit durch Erfahrungen und Versuche, in den Marschgegenden des Königreichs Hannover angestellt, erwiesen sey.

3. Daß sie sowohl auf directe Verminderung des Duwocks und Hemmung seiner weiteren Verbreitung gerichtet sind, als auch auf die Bekämpfung des Uebels durch zweckmäßige Anordnungen und Einrichtungen im landwirthschaftlichen Betriebe dortiger Gegenden überhaupt.

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.
Den 9. August 1830.

Leipzig.

Bey E. G. F. Hartmann, 1828: Die Germania des Tacitus, Uebersetzt und in volksthümlicher, deutschrechtlicher und geographisch-historischer Hinsicht erläutert. Für Gelehrte und denkende Freunde des Alterthums aus gebildeten Ständen, von F. Bülau, J. Weiske und K. von Leutsch. Nebst einer Charte von Germanien nach Tacitus. VIII u. 381 S. in gr. 8.

Wenn gleich es schon Viele, besonders in unserm Zeitalter, unternommen haben, die unschätzbaren Urkunden des Edelsten der Römischen Geschichtschreiber über die Sitten und den Character unserer Vorfahren ihrem Wesen und Umfange nach zu erklären; so gebührt doch den Dreymännern, denen wir vorliegende dreyfache Ausstattung verdanken, die Ehre, durch die glückliche Darstellung derjenigen Seiten jener Schrift, welche für einen Deutschen immer die wichtigsten bleiben müssen, sich ein Verdienst erworben zu haben, welches keiner der frühern Bearbeiter in

dem Grabe mit ihnen theilt. Ein begeistertes Streben nach einem edlen Ziele und gewandte Behandlung des glücklich gewählten Gegenstandes drücken dieser Arbeit einen eigenthümlichen Character auf, der sich durch innern Gehalt und Selbstständigkeit neben den zahlreichen Leistungen anderer Alterthumsforscher ehrenvoll behaupten wird. Ohne den beharrlichen Fleiß der gelehrten Philologen im eigentlichen Sprachstudium und im Zusammentragen von antiquarischen Notizen auf eine unverdiente Weise herabzuwürdigen, suchen die Herausgeber ihre sich gegenseitig unterstützende Erklärung der Germania in ein schönes Verhältniß mit der in derselben vorherrschenden Idee zu stellen, aus welcher das Ganze von dem wahrhaft künstlerischen Geschichtschreiber hervorgebildet zu seyn scheint. Wie es nämlich nach sichern Gründen die unzweydeutige Absicht des Tacitus war, durch die in diesem historischen Kunstwerke mit starken Zügen entworfene Schilderung einer edlen unverdorbenen Menschennatur (ob diese nun ganz nach der Wirklichkeit, oder mehr nach individueller Ansicht, oder idealisirt geschildert sey, läßt sich jetzt nicht mehr ausmitteln) seine so sehr entarteten und allem Lastern ergebenen Zeitgenossen an die weise Einfalt und Sittenreinheit längst entschwundener Zeiten zu erinnern, wo der tapfere Römer sich im heimischen Elemente geistiger Kraft und Freyheit bewegte, und sein bürgerliches und öffentliches Wohl auf Tugenden gründete, deren Ausübung durch den mächtigen Andrang plebejischer Schlechtigkeit allmählich erschwert, dann heimlich verhöhnt, und endlich sogar bestraft wurde; so bemüht sich vorliegende Bearbeitung durch zweckmäßige Erklärung dieser Urkunden das rege jugendliche Gemüth für die Treue, Redlichkeit,

Vaterlandsliebe, und alle jene ernsten Tugenden unserer Urväter zu gewinnen, welche Tacitus so sehr bewundert, und mit wahrer inniger Liebe beschreibt. Daß nur so der höchste Zweck der Erklärung der schriftlichen Denkmahle des Alterthums erreicht werde, wissen diejenigen am besten, denen daran liegt, durch das geistige Verständniß einer edlern Vorwelt das Gemüth zu erheben und das Herz für Wahrheit und Tugend zu entflammen. Nicht selten wird jedoch dieser Zweck selbst von Wohlmeinenden verfehlt; von vielen auch vernachlässigt; besonders von denen, welche dem philologischen Formalismus und Materialismus zu sehr huldigen, und mit vielem Wohlbehagen bey dem Tacitus bemerken, daß hier die Lateinischen Phrases um Einiges kürzer seyn, als bey den meisten Römischen Schriftstellern; eine Auszeichnung, welche sich der edle Verfasser zu seiner Zeit gewiß nicht als Ehre angerechnet haben würde; eben so wenig als der große Julius Cäsar, dessen unbegrenztem Ehrgeize die zweyte Stelle im weltbeherrschenden Rom nicht genügte, sich geschmeichelt fühlen würde, könnte man ihm jetzt sagen, kleine Knaben lernen Latein aus seinen Geschichtsbüchern, und weiter nichts. Ist dieß das Schicksal der Geistesproducte großer Männer, wie viel schlechter muß es ihrem materiellen Nachlasse ergehen? May not the noble dust of Alexander stop a bung-hole? —

Vorrede und Einleitung zu vorliegender Bearbeitung der Germania verdanken wir Herrn Bürau, von dem, wie aus dem Berichte über die Entstehung, den Zweck, und das Formelle der Ausgabe hervorgeht, das ganze Unternehmen veranlaßt und geleitet worden ist. Die Einleitung verbreitet sich zuerst über das Studium der alten

Klassiker, und beklagt sich sehr über die Abnahme und den Verfall der alterthümlichen Musenkünste unter denen, welche die Philologie nicht gerade zum Hauptgeschäft ihres Lebens machen. Diese von Zeit zu Zeit so vielfach besprochene und mit harten Worten gerügte Indifferenz gegen die ewigen Musterwerke der Vorwelt hat, nach Herr B.'s Meinung, ihren Grund theils in der Unterrichtsmethode der eigentlichen Philologen, denen die Erziehung der Jugend anvertraut ist; theils in dem Zeitgeiste selbst, welcher, aller wahren Bildung und allem gründlichen gediegenen Wissen entgegen strebend, sich mit einer breiten wissenschaftlichen Oberflächlichkeit begnügt. Klagen dieser Art, wenn sie auch wohlgegründet sind und zu rechter Zeit erhoben werden, fruchten, wie die Erfahrung lehrt, doch sehr wenig, wenn nicht zugleich eignes Beyspiel und gelungene Versuche wohlmeinend und belehrend hinzu kommen, und die Wissenschaft, welche man sich als verkannt und vernachlässigt denkt, auf einen höhern, ihrer würdigern, Standpunct heben. In den meisten Fällen gehen jedoch diese Klagen aus individueller Beschränktheit hervor, und haben nur für diejenigen Werth, welche in ähnlicher Beschränktheit befangen sind.

Zunächst theilt Herr B. seine freymüthigen Gedanken über die Werke der Alten, als Grundlage aller geistigen und sittlichen Bildung des aufblühenden Geschlechts, mit; und beschreibt mit einigen kräftigen Zügen die Zeiten, aus denen jene Werke herstammen, indem er dieselben mit den unsrigen contrastiert. Niemand wird leugnen wollen, daß der Contrast in der That sehr schroff sey; doch bemerkt man nur zu häufig, daß zu großer Eifer das Bild ungebührlich verzerrt hat. Man will in unserer Welt auch nichts be-

nierken, als einen kleinlichen Egoismus, eine knechtische Zaghaftigkeit, und erkünstelte engherzige Chinesische Formen; im classischen Alterthum hingegen nichts als edlen Sinn und die höchste Begeisterung für Recht und Wahrheit. Hätte man dieses Letztere richtig aufgefaßt, so würde man gewiß nicht so urtheilen. Wahr und schön ist jedoch der Character der alten Classiker geschildert, Männer (S. 4) die nicht durch äußere Vortheile aufgemuntert, von unzähligen, von uns zum Theil nicht geahndeten Hindernissen gehemmt, aus reiner unbesiegbarer Menschenliebe, aus nie verlöschendem Durste nach Wahrheit, ihre lange überdachten, durch tausend Erfahrungen erprobten Grundsätze, ihre durch eigene Anschauung, durch rastloses Nachforschen gewonnenen Ueberzeugungen, die Resultate eines der Tugend und Weisheit gewidmeten Lebens der Nachwelt überlieferten. — Sie schrieben unter Verhältnissen, wo Wissenschaft und Leben noch durch das engste Band gegenseitiger Wechselwirkung verknüpft waren; wo man speculierte, nicht um zu speculieren, sondern um Wahrheiten zu erforschen, die aufs Leben angewendet reiche Früchte tragen könnten; — wo man nicht durch luftige, verzärtelnde Schwärmereyen kraftlosen Seelen Ekel vor Leben und Thatkraft einflößen, sondern durch heitere, lebendige Bilder in den Menschen Lust und Freude zum Leben entzünden wollte.

Zuletzt wird in der Einleitung das Muster eines Lehrers mit besonderer Rücksicht auf die Erklärung der Germania aufgestellt, und dabey manche gute Bemerkung über einen zweckmäßigen Vortrag beym Unterrichte in dieser Schrift gemacht. Zuerst soll die Grundidee der Germania mit Hinzuziehung der Geschichte der sittlichen und politischen Römerwelt zu Tacitus Zeiten ausgemit-

während die Herrn B. und W. an den Erläuterungen der ersten sieben und zwanzig Kapitel einen gemeinschaftlichen, wiewohl ungleichen, Antheil haben. Die erste Abhandlung über Deutschlands Grenzen hat Herrn W. zum Verfasser, und ist in einer edlen patriotischen Stimmung geschrieben. 'Glückliches Volk (sagt er) welches nach Jahrtausenden ausrufen darf: wir Urenkel haben noch das Land unserer Großahnen, seine Grenzen sind noch dieselben.' Sie hat die Absicht die Begrenzungen und rechtlichen Grenzstreitigkeiten in den verschiedenen Jahrhunderten kurz anzudeuten. Die zwepte Abhandlung zum ersten Kapitel ist von Herr B. und stellt die Entdeckungskriege der alten Welt (z. B. eines Alexanders) im Vergleich vorzüglich solcher Expeditionen dar, welche aus Handelspolitik unternommen wurden. Auf das zwepte Kapitel folgen eine Reihe trefflicher Aufsätze ebenfalls von Herrn B.; namentlich über den Ursprung der Deutschen, über die Auswanderungen, über die Dichtkunst der Deutschen, und über den Namen der Germanen. Unter den Aufsätzen zu den folgenden Kapiteln zeichnen sich besonders die über die Götter und Religion der alten Germanen (von Herrn B.), über die Ehe, die Bilder im Rechte, u. s. w. (von Herrn W.) aus.

Eindringende Gründlichkeit und Genauigkeit characterisieren des Herrn von Leutsch schätzbare Forschungen, in denen die Grundsätze vorherrschend sind, nach denen man bey jeder Untersuchung fragt: Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

G. H. B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.
Den 12. August 1830.

London.

For Thomas Tegg: ΕΠΕΑ ΠΤΕΡΟΕΝΤΑ, or the Diversions of Purley. By John Horne Tooke. A new edition revised and corrected by Richard Taylor F. S. A. with numerous additions from the copy prepared by the Author for republication. 2 Vols. I. XXXIV und 498 S. II. 591 S. in 8.

Der Name unsers Verfs. ist einem jeden wohlbekannt, der sich mit der politischen Geschichte Englands gegen das Ende des letzten Jahrhunderts beschäftigt hat. Mit den glänzendsten natürlichen Fähigkeiten begabt, ließ er sich von dem Parteygeiste, der Geißel jener Zeit, hinreißen, und verschwendete in erfolglosen politischen Streitigkeiten die Geisteskräfte, welche nach einer anderen Richtung gelenkt, seinem Vaterlande gewiß großen Nutzen und ihm selbst einen weniger zweydeutigen Ruhm eingebracht haben würden. Die Kraft seines Styls und die Ueberlegenheit seines Geistes werden manchem Leser schon aus

seinen Briefen an den berühmten Junius bekannt seyn. Dieser furchtbare Gegner, obschon unter dem Schilde der Verborgenheit kämpfend, ließ den letzten Brief des Herrn Horne (er hatte noch nicht den Namen Tooke angenommen) unbeantwortet. Allein gerade diese ausgezeichneten Talente machten ihn damals zu einem desto gefährlicheren Vertheidiger der revolutionären Grundsätze, zu denen er sich, im weitesten Sinne des Wortes, bekannte. Der heftige Ton sowohl seiner Schriften als seiner Reden vereitelten bald alle seine Aussichten auf Beförderung als Geistlicher, und endlich traf ihn die strafende Hand der Gerechtigkeit. Diese Erinnerung an seine politische Laufbahn war nothwendig, um die vielen Anspielungen in diesem Werke auf die Ereignisse des Tages, und die Bitterkeit einiger Aeußerungen unsers Vfs. theilweise zu entschuldigen oder wenigstens zu motivieren. Dennoch wirken sie störend genug in einer Abhandlung über einen rein wissenschaftlichen Gegenstand. Hievon abgesehen wird das vorliegende Werk gehörig geschätzt werden von allen, welche die Schwierigkeit kennen, mit welcher der Geist sich über das Drückende eines schleppenden Systems in jedem Fache erhebt.

Auf welcher niedrigen Stufe das Studium der Etymologie der Englischen Sprache vor dem Erscheinen dieses Werkes stand, beweist am besten das bekannte Wörterbuch von Johnson. Dieser Schriftsteller begnügte sich, was die Ableitung der Wörter Germanischen Stammes betrifft, mit den Träumereyen des Junius, und mit den bessern aber nicht hinreichenden Bemühungen des Skinners, und er schien zu glauben, daß weitere Forschungen gerechterweise von seiner Seite nicht zu erwarten wären. Als Folge dieser Selbstge-

fügsamkeit hat er unzählige Irrthümer ohne Bedenken aufgenommen, die meistentheils aus den Bemühungen älterer Gelehrten, welche den Zweck hatten, die Mehrzahl der Wörter einer Sprache, welche offenbar Germanischen Stammes war, aus dem Lateinischen und dem Griechischen herzuleiten, entstanden. Unser Verf., dem, wie er sagt, die gewöhnlich angenommenen Erklärungen mancher Redetheile nicht genügten, wurde zu einem practischen Versuche über die Etymologie der Englischen Conjunctionen durch eine gegen ihn gefällte gerichtliche Entscheidung bewogen, in welcher vieles auf der Bedeutung des Wortes 'That' beruhte. Er gab demnach im Jahre 1778 einen Brief an seinen Advocaten heraus, worin er die Ableitung der Englischen Conjunctionen untersucht, und zu beweisen sucht, daß sie nur Imperativa verschiedener Angelsächsischer Verba sind. Der Beyfall, mit welchem diese geistreiche Abhandlung aufgenommen wurde, ermunterte den Verf. seine Forschungen auszudehnen, deren Resultate er endlich, in der Form eines Dialogs, unter dem oben angeführten Titel dem Publico mittheilte.

Vom Grundsatze ausgehend, daß man die Angelsächsische Sprache als den Stamm der Englischen betrachten müsse, hat unser Verf. in diesen zwey Bänden die Etymologie von mehr als 3000 Wörtern mit mehr oder wenigerem Erfolg untersucht, und obschon viele seiner Ideen dem heutigen Standpunct der Philologie nicht entsprechen, so hat er dennoch einen sehr interessanten Beytrag zu der Geschichte der Englischen Sprache geliefert. Zu einer klaren Ansicht des wahren Zusammenhanges der Europäischen Sprachen unter einander gelangte der Vf. nicht. Die großartige Idee, daß es eine Ursprache hätte geben

können, von welcher sowohl die Germanische als die Lateinische und Griechische Sprache abstammen, blickt bey unserm Verf. nirgends durch. Vielmehr beharrt er bey der Meinung mehrerer seiner Zeitgenossen, daß eine große Anzahl Lateinischer Wörter aus den nordischen Sprachen entlehnt sey (Vol. 2. S. 139 u. 302), woraus er ebenfalls den merkwürdigen Schluß zieht, daß die Gründer Roms aus dem Norden von Europa einwanderten. Unter diesen Umständen läßt sich kein gründliches und systematisches Werk gleich dem eines Grimm's von unserm Vf. erwarten, der auf dankbare Anerkennung von Seiten seiner Landsleute hauptsächlich nur für den neuen Schwung, den er dem Studium der Englischen Grammatik gab, Anspruch machen kann. Dennoch enthält das Werk so viele scharfsinnige Bemerkungen, so viele interessante Erklärungen schwieriger Stellen aus den alten Schriftstellern und so richtige Ansichten über manche Gegenstände, daß wir nicht zweifeln diese neue und erweiterte Ausgabe wird von der literarischen Welt mit Freude aufgenommen werden.

Es würde den Raum, welchen uns diese Blätter darbieten, weit übersteigen, hier in eine genaue Prüfung der zahlreichen etymologischen Erklärungen unsers Verfs. einzugehen. Ref. beschränkt sich deshalb auf eine Anzeige des Plans dieses Werkes und auf einige wenige Bemerkungen. Die ersten sechs Kapitel des ersten Theils enthalten allgemeine Betrachtungen über Grammatik überhaupt. Mit dem siebenten fängt die Untersuchung über die Englischen Conjunctionen an, welche, wie gesagt, schon früher unter dem Titel: A letter to John Dunning Esq., als eine selbständige Abhandlung erschien. Hier können wir bemerken, ohne den

wohlverdienten Ruhm, den dieser Aufsatz dem Verf. einbrachte, zu nahe zu treten, daß der Stoff selbst besonders geeignet war eine scharfsinnige Untersuchung von der Art zu belohnen. Denn nicht leicht läßt sich eine so umfassende Behauptung, wie die seinige: daß die Conjunctionen nämlich nur Imperativa verschiedener Zeitwörter seyen, in einer andern Sprache, so klar und genau beweisen wie es in der Englischen der Fall ist. Diese Etymologie der Conjunctionen ist jetzt von den besten Englischen Grammatikern (Dr. Webster, Dr. Crombie) angenommen, und hat den Speculationen von Harris und andern ein Ende gemacht. Das neunte Kapitel handelt von den Präpositionen, die unser Verf. als ursprünglich gewesene Zeit-, Haupt- und Beywörter erklärt. Bey dem Worte instead erklärt er die Sylbe Step in Step-father, Step child u. s. w. als aus *Stede* — stead entstanden, und daß es so viel als 'an des Vaters Statt' bedeutet. Webster dagegen (Dict. art. Step) leitet es mit Lye von *steop*, orbatus ab, was viel wahrscheinlicher ist. Man sehe auch Grimm Gramm. II. 49. Die Ableitung des Wortes about hat der gelehrte Herausg. schon (addit. notes dem ersten Bande vorausgeschickt) berichtigt.

Die ersten fünf Kapitel des zweyten Bandes erklären die Ableitung einer Masse Hauptwörter aus Participiis praeteritis. Doch scheint unser Verf. sich nicht selten übereilt zu haben, und zwar, merkwürdig genug, hauptsächlich in solchen Fällen, wo er seinem eigenen System untreu wird und Ableitungen aus andern Sprachen suchen will. Daß das Wort Right z. B. vom Latein. rectum herstamme, kommt Ref. als sehr unwahrscheinlich vor, selbst wenn man annimmt,

ß der Gebrauch dieses Wortes auf eine hohe
tufe der Bildung deutet. Beide Wörter kön-
n in einer älteren Sprache denselben Stamm
ben. Eben so wenig kann Ref. die Bedeu-
ng des Worts right, wie der Verf. sie erklärt,
nehmen, nämlich von regere 'das was ver-
rdnet ist'; denn right in dem Sinne in wel-
em die meisten Englischen Schriftsteller es ge-
auchen, würde doch bestehen, selbst wenn kei-
e Gesetze vorhanden wären. Der wilde Be-
ohner von Africa's Wüsten hat als Mensch die-
lben Rights wie das Mitglied eines vollkom-
ien ausgebildeten Staates. Wenn man übri-
ens die gewöhnliche Festigkeit, mit welcher der
Verf. seine democratischen Grundsätze behauptet,
1 Betracht zieht, so kann man seine Nachgie-
igkeit, wo es um eine etymologische Theorie
ilt, nicht genug bewundern. Eine andere Er-
lärung, welche er der Bedeutung dieses Wor-
es mittheilt, scheint eben so wenig gelungen;
enn es ist ziemlich klar daß der 'vorgeschrie-
ene' Weg nicht immer der 'richtige' ist.
Bey dem Worte bread macht der Verf. eben-
alls einen unnöthigen Umweg, wo er es als
Particip des alten Zeitworts to bray 'zermal-
nen' erklärt; da man doch im Angelsächsischen
bread hatte. Eben so unnöthig scheint es auf
as Französische Zeitwort mouiller zu weisen,
ür die Ableitung von Malt. Folgende Deri-
ationen lassen sich als etwas gewagt anführen,
. B. brawn aus *bar* (II. 83); cloud aus
clidan (II. 198); Rogue aus *wrigan* (II. 228);
horse aus *hyrsian* (II. 284). Noch weniger
glücklich werden die Ableitungen einiger latei-
nischer Wörter erscheinen, z. B. callidus aus
cylan (II. 228) und brachium aus dem Go-
thischen *brikan* (II. 251). Siehe auch die Liste

II. 302). Auch wird man nicht leicht ohne Bedenken seinen Ableitungen der Namen der Puncte der Windrose beystimmen, nämlich east aus *yrsian*, irasci; west aus *wesan*, macerare; south aus *seothan*, coquere; north aus *nyrwan*, coarctare.

Das sechste Kapitel des zweyten Theils handelt von den Adjectiven, in welchem unser Vf. sich etwas zu weit verführen läßt, indem er keinen Unterschied zwischen dem Haupt- und Beyworte annimmt. Ueber diesen Punct ist er schon hinlänglich widerlegt worden durch Dr. Crombie in seinem Treatise on the Etymology and Syntax of the English language (London 1809) obschon dieser Schriftsteller unserm Verf. sonst volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ref. benutzt diese Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Publicums auf dieses Werk von Dr. Crombie, seinem sehr geachteten Lehrer, zu ziehen, in welchem der Scharfsinn und die diesem berühmten Gelehrten eigenthümliche Klarheit der Darstellung sich auf jeder Seite aussprechen; das viele Vorzüge vor den meisten Englischen Grammatiken besitzt und auf dem festen Lande nicht so bekannt zu seyn scheint als es verdient. In diesem Kapitel berührt noch unser Verf. die Anomalie in der Bildung der Englischen Sprache, daß so viele Adjective aus Sprachen entlehnt sind, verschieden von den ihnen entsprechenden Substantiven; wie z. B. end, adj. final; king, adj. royal. Eine Liste solcher Adjectiven, die Vol. II. 442 mitgetheilt ist, wird für Fremde sehr interessant seyn, da dieses eine der größten Schwierigkeiten beym Studium der Sprache bildet. Auch sollte dieses Verzeichniß in jeder Grammatik für Ausländer Platz finden.

Das siebente und achte Kapitel handelt von

den Participien und enthält viel Geistreiches und Belehrendes. Statt der zwey von den Grammatikern gewöhnlich angenommenen Participien, zählt unser Verf. deren sechs; nämlich 1. das Particip in ing; 2. das Particip der vergangenen Zeit; 3. Verbalia in ble von der lateinischen Endung in bilis; 4. Verbalia in ive; 5. Verbalia in nd, von der lateinischen Endung in dus; 6. Adjective in ure von dem lateinischen Particip in urus. — Was man nun auch hinsichtlich dieser Anordnung denken mag, so werden doch die Bemerkungen des Verfs. über diese Redetheile gewiß nicht verfehlen die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln. Auch hat der Herausgeber unter seinen Noten einen recht interessanten Aufsatz hinzugefügt, worin er die Erscheinung der Wörter in ing oder vielmehr in ng geschichtlich untersucht und die allmähliche Verdrängung der früheren Participial-Endungen and und end durch dieselben darstellt.

Ueber die Wörter in ble bemerkt Ref., daß, unregelmäßig und unsinnig wie viele Wortbildungen im Englischen sich gestaltet haben, so ist es doch die Französische Sprache, welche an der Verwirrung Schuld ist, wodurch mehrere Wörter mit dieser Endung active Bedeutung tragen. Diese Endung, meint er, ist dasselbe mit dem deutschen 'voll' und heißt Italiänisch vole. Im Französischen artete sie nun in ble aus; z. B. Ital. colpevole; Franz. culpable, woher die Engländer ihr Wort culpable haben. Die Wörter von lateinischer Ableitung behalten noch die passive Bedeutung, z. B. amiable, deducible etc. Von diesen echten Verbalibus in ble lassen sich auch die corrupten Wortbildungen, z. B. sizeable, shapeable, personable und dergleichen unterscheiden. Diese, bemerkt der

Verf., stehen wie Ungeheuer in der Sprache, ohne daß man sie durch eine vernünftige Analogie erklären kann; doch haben sie jetzt feste Wurzel gefaßt. Seine merkwürdige Ableitung der Lateinischen Endung bilis aus dem Angelsächsischen *abal*, robur (S. 498), ist seiner früher erwähnten Theorie gemäß (S. 494). Die Endungen ive und ic wie z. B. consecutive, analytic, bezeichnen active Verbalia, und werden ebenfalls in den Wörtern Missive, Imaginative, misbraucht. Die Bedeutung sowohl als die Endung der lateinischen Participien in dus haben sich im Englischen in den Wörtern in nd erhalten; z. B. reverend, multiplicand etc. Von den Participien in rus dagegen ist das einzige future übrig geblieben, wenn man nicht venture mit unserm Verf. dazu rechnet; obschon dieses letztere nunmehr bloß als Hauptwort und mit einer von der ursprünglichen sehr abweichenden Bedeutung vorkommt.

Höchst wichtig sind die Erklärungen der Stellen aus dem Shakspeare, welche besonders im zweyten Bande häufig vorkommen, und als Probe dienen können, wie ein Commentar über diesen Dichter verfaßt werden sollte. Johnson hat seine Unbekanntschaft mit den Germanischen Sprachen selbst zugestanden, und dadurch zugleich seine Unfähigkeit als Commentator über Shakspeare aufzutreten. Dennoch wagte er es nach dem Beyspiele von Pope und andern; und an Nachfolgern ähnlicher Art, mit deren Irrthümern die Welt sich viel zu lange hat begnügen müssen, hat es nicht gefehlt. Nun aber, da so viel in der letzten Zeit zur Erleichterung des Studiums der nordischen Sprachen geschehen ist, müssen wir hoffen, daß ein Commentator mit hinlänglichen Vorkenntnissen versehen, endlich auftreten,

und eine Ausgabe liefern werde, nicht der von Malone ähnlich, sondern eine, des unsterblichen Dichters und des gegenwärtigen Jahrhunderts würdige.

B.

Hamm.

Bey Schulz: P. Wigand, die Dienste, ihre Entstehung, Natur, Arten und Schicksale. Ein Beytrag zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. 1828. 114 S.

Die Terminologie des ältern deutschen Rechts bezeichnet nicht selten die verschiedenartigsten Dinge mit einem Namen (man denke nur an die vielumfassenden Worte Gewere, Vogtey, Leben), eine Erscheinung, die zwar in manchen Fällen höchst interessant und bedeutsam ist, indem sie auf eine tiefer liegende innere Einheit äußerlich sehr verschiedenartiger Gegenstände hinweiset, in andern dagegen zur Vermischung von Dingen, deren Zusammenfassen unter einen Namen nur auf einer äußerlichen Aehnlichkeit beruht, Anlaß gibt. Zu diesen vielumfassenden Worten gehört auch der Ausdruck Servitium, welcher in der Sprache des Mittelalters nicht bloß jede Art von Diensten, den ehrenvollsten, wie den gemeinsten, den des höchsten Reichsbeamten, wie des niedrigsten Leibeigenen umfaßt (gerade so, wie der Ausdruck ministerialis in seiner weitern, vorzüglich aus den Rechtsquellen der Fränkischen Monarchie ersichtlichen, Bedeutung), sondern auch jede Art von Abgaben (S. 34. 57. 72). Da hier Leistungen, die nicht bloß in ihrer äußern Gestalt und in Rücksicht der Subjecte, die dabey als Verpflichtete und Berechtigte erscheinen, höchst mannigfaltig

sind, sondern auch in ihrer inneren Natur und Bedeutung wesentlich von einander abweichen, namentlich staatsrechtliche und privatrechtliche, unter ein Wort zusammengefaßt werden, welches an und für sich, abgesehen von andern noch viel wirksamern Gründen, die Grenze zwischen beiden verdunkelt, so ist mit Recht auf die Sonderung dieser beiden Gattungen das Hauptaugenmerk des Verfassers gerichtet, und seine Schrift läßt sich, eben wegen dieses ihres Hauptthemas, als ein Seitenstück zu der Abhandlung Eigenbrods über die Bede-Abgaben ansehen. Beide ergänzen einander, indem die erstern jenes Thema vorzugsweise in Betreff der Dienste, die zweyte beynahe ausschließlich in Betreff der Abgaben durchführt.

Verschmelzung des Privat- und Staatsrechtlichen überhaupt, nicht bloß die subjective, durch Vereinigung von beiderley Rechten in denselben Personen, sondern auch die objective, durch juristische Behandlung der letztern nach den Regeln der erstern, ist unstreitig ein Hauptcharacterzug des deutschen Rechts, zumal des ältern, und eben daher eine Scheidung dieser beiden amalgamierten Elemente eine häufig wiederkehrende, meistens aber sehr schwierige Aufgabe für den Germanisten und Publicisten. Was insbesondere die Dienste und Abgaben betrifft, so muß man in der That auf ein äußerlich erkennbares Merkmal, welches als durchgreifendes und zuverlässiges Kriterium der staatsrechtlichen Qualität einer Leistung gelten könnte, gänzlich Verzicht leisten. Jedes Merkmal dieser Art, wie z. B. die Person des Berechtigten oder der Verpflichteten, die Beschaffenheit und der Zweck der Leistung, der Name, kann höchstens nur für einzelne Arten den Beweis jener Qualität

unterstützen, oder auch ersetzen, während es für andere durchaus triegerisch bleibt, und eine genauere Erforschung des Fundaments jeder einzelnen nicht umgangen werden kann. Zur Lösung jener Aufgabe darf man vom Einzelnen nur Beyträge erwarten und unser Verfasser läßt es an interessanten und lehrreichen nicht fehlen. Nur dürfte wohl nicht bloß das Mangelhafte der Quellen, sondern auch die Darstellungsweise des Verfs., welche an vielen Stellen mehr nur skizzierend, andeutend und aphoristisch, als ausführend ist, Schuld daran seyn, daß der Leser häufig das Gefühl einer, in ihm erregten, aber nicht befriedigten Wißbegierde davon trägt.

Heben wir nun einige der interessantesten Puncte der vorliegenden Abhandlung heraus, so dürfte dahin zuvörderst die terminologische Notiz gehören, daß Servitium im engern Sinne staatsrechtliche Prästationen bezeichne, eine Bemerkung, die auch Eigenbrod in der angeführten Schrift durch viele Belege bestätigt (S. 30 flg. S. 200 flg.); wogegen die Worte opus, opera servilia, operari von den privatrechtlichen Frohnden gebraucht werden (Wigand, S. 35. 51. 90). Nächstdem verdient eine besondere Aufmerksamkeit die Erörterung über die Bedeutung des sogen. servitium diurnum (quotidianum) und dessen wesentlichen Unterschied von servitium hebdomadale (S. 63 flg. 71). Der Name serv. diurnum hat viele verleitet, es für die Naturallieferungen der Hintersassen des Landesherrn zum Zweck des täglichen Bedarfs bey Hofe zu halten, eine Ansicht, die bey dem sehr großen Umfange, den es urkundlich hatte, die Bedürfnisse der Hofhaltung und die Lasten der Hintersassen zu einer unglaublichen Höhe steigert. Der Verf. weiset dagegen nach, daß jenes servitium seine Grund-

lage in einer der ältesten staatsrechtlichen Lasten habe. Als eine solche nämlich zeigt sich die Verpflichtung des Volks, die öffentlichen Beamten mit ihrem Gefolge bey ihren Dienstreisen zu verpflegen, was denn von dem Grafen und missus auf die Landesherrn, Vögte und andere Beamte in größerem oder geringerem Umfange überging. Und diese Bedienung des landesherrlichen Hoflagers, wie es mit einem gewissen Gepränge, zu gewissen Zeiten im Jahre, bald an diesem bald an jenem Orte, gehalten wurde, ist es, welche unter dem Worte servit. diurnum verstanden wird, weil die Last nach dem Bedarf des einzelnen Tages gemessen war. Dagegen serv. hebdomadale bezieht sich auf die gutsherrlichen Prästationen für die gewöhnlichen fortlaufenden Bedürfnisse der Hofhaltung, welche nach Wochen auf die einzelnen Höfe und Güter vertheilt waren. — Weniger befriedigend ist das, was der Verf. über eine Art von Diensten beybringt, die gerade deswegen, weil ihre Entstehung unter allen vielleicht am dunkelsten ist, zur genauern Erforschung anreizen müßte, nämlich landwirthschaftliche in eben der Form, wie sie sonst dem Gutsherrn gebühren, welche wir so häufig dem Landesherrn, als solchem, zustehend finden (vergl. Eichhorn deutsches Privatr. §. 248 A. 2). Daß die, den sogen. May- und Herbstbeden entsprechenden Ackerdienste in vere et autumno (Wigand, S. 58) vielleicht zu den ältesten Diensten dieser Art gehören, daß ferner oft staatsrechtliche Dienste anderer Art später in Ackerdienste verwandelt sind (S. 54. 55. 93), ist zwar sehr wahrscheinlich, wäre jedoch wohl einer näheren Begründung werth gewesen. Von besonderm Interesse für diesen Punct ist der, als Beylage, abgedruckte Landbrief vom J. 1558 (S. 102),

aus welchem wir eines Theils sehen, wie dergleichen Dienste, gerade so wie Steuern, ausdrücklich von den Unterthanen übernommen wurden, anderntheils schon ein gewisses Maaß von solchen Diensten 'von Alters her' bestand, worauf indeß in der Darstellung des Vfs. keine weitere Rücksicht genommen ist. — Was sonst in der vorliegenden Schrift Bemerkenswerthes vorkommt über einzelne Arten von Leistungen, z. B. über den sogen. Somhafer, Sompennige (S. 60) und über den räthselhaften census regius, den die Fränkischen Könige von hominibus francis bezogen, und welchen unser Verf., übereinstimmend mit Gaupp (Rec. üb. Eigenbrod's angef. Schrift in der Tübinger krit. Zeitschr. Bd. V. Heft 2. S. 306) für eine Heerbannsteuer, also für eben das, was die spätern Beden waren, hält, ferner über die Veränderungen, welche sich im Laufe des 9ten bis 13ten Jahrhunderts in der Administration der Finanzen zutrugen, sodann über das Verhältniß des Haupthofes (curia) zu den dazu gehörigen Mansen in Absicht des Servitii, und über andere, die Verfassung und das Güterwesen (z. B. die Bedeutung des Wortes jurnale, S. 23) betreffende Einzelnheiten, verstattet der Raum dieser Blätter nicht näher zu beleuchten. Ref. erlaubt sich nur noch auf einen Punct, über welchen die Schrift, zufolge ihrer mehr historischen, als practischen Tendenz, nur flüchtige Andeutungen enthält, aufmerksam zu machen. Wenn bey der Sonderung der staats- und privatrechtlichen Lasten schon das schwierig ist, jeder einzelnen Art von Leistungen diejenige Stelle anzuweisen, die ihr nach ihrer ursprünglichen Bedeutung gebührt, so ist unstreitig die Frage noch ungleich schwieriger, ob eine oder die andere nicht im Laufe der Zeit diesen ursprüng-

lichen Character verloren habe und aus der einen Kategorie in die andere hinübergegangen sey, eine Frage, die zumal in der neuesten Zeit bey der, so häufig nothwendig gewordenen, Sonderung der staatsrechtlichen Lasten zum Zweck ihrer Aufhebung oder Ueberweisung von den bisherigen Berechtigten (namentlich den Mediatisierten) an die Landesherren, von der größten Wichtigkeit ist. Daß nun eine solche innere Umwandlung überhaupt denkbar und möglich ist, daß insbesondere eine ursprünglich staatsrechtliche Last den Character einer privatrechtlichen annehmen, d. h. daß sie nicht mehr als Ausfluß oder Adnexum der öffentlichen Gewalt, sey es die Staatsgewalt, oder die Landeshoheit, oder die Gerichtsbarkeit u. dergl., sondern als eine abgesonderte, für sich bestehende, Gerechtsame betrachtet werden könne, läßt sich im Allgemeinen wohl nicht bezweifeln, wohl aber glaube ich, daß darüber, ob im concreten Falle jenes Band zwischen dem Rechte auf die Leistung und der öffentlichen Gewalt als aufgelöst angesehen werden müsse, eine rein wissenschaftliche Untersuchung, der bloß die Geschichte und allgemeine Rechtsprincipien zu Gebote stehen, in den allerwenigsten Fällen eine genügende Antwort geben könne, daß vielmehr positiv gesetzliche Bestimmungen zu Hülfe kommen müssen, bey denen es denn freylich nicht wohl ohne ein legislatorisches Durchgreifen abgehen kann. Zum Belege dienen u. A. die, von Eigenbrod a. a. O. näher beleuchteten, Hessischen Verordnungen über das, was im Zweifel über die Qualität der Beden als Kennzeichen ihrer staatsrechtlichen oder Steuer-Eigenschaft angesehen werden solle. Kaum braucht es erwähnt zu werden, daß dasjenige Verschmelzen staats- und privatrechtlicher Lasten, wovon der Verf. mehrmals spricht

(S. 88. 93), als Folge der Verleihung der ersten an Privatpersonen, oder der Verwandlung derselben in solche, die ihrer Gestalt nach den gutsherrlichen entsprechen, an und für sich etwas bloß Aeußerliches und mit jener Verwandlung der innern Bedeutung und Eigenschaft durchaus nicht identisch ist.

E. A.

Berlin.

Gedruckt u. verlegt bey G. Reimer: Ueber den Blasenausschlag oder Pemphigus von Dr. Heinrich von Martius. 1829. 139 S. in 8.

Eine kurze Monographie einer im Ganzen selten vorkommenden und deshalb weniger gekannten Krankheit. Der Vf. unterscheidet den hitzigen, chronischen und unechten Blasenausschlag (S. 27—39) und führt aus einer Masse von Literatur-Citaten die allgemeinen Kennzeichen dafür an. Er selbst hatte bey seiner ärztlichen Praxis in Rußland sieben solcher Krankheitsfälle zu behandeln. 'Jedesmal war die Krankheit mit Nierensteinen vergesellschaftet (S. 45). Sobald aber die Hauptkrankheit gehoben, d. h. die steinigen Concremente aus den Nieren fortgeschafft waren, und die Urinsecretion und Excretion ihren freyen ungestörten Fortgang hatte, verschwand auch sofort der Blasenausschlag. Und umgekehrt, so wie neue Stockungen im uropoëtischen Systeme Statt fanden, erschien auch sogleich der Blasenausschlag.' Eine weitläuftige Erzählung einer dieser Fälle (S. 73—115) bey einer Dienstmagd und ein übermäßig langes Register (S. 117 — 139) machen den bedeutendsten Theil dieser nicht unbelehrenden, aber unangenehm geschriebenen Schrift aus.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.
Den 14. August 1830.

Nachtrag
zum 84sten Stück dieser Anzeigen vom Jahr 1829.

Herr Schulrath und Professor Herbart hat in №. 5 des Intelligenzblattes der allgemeinen Literatur-Zeitung vom gegenwärtigen Jahre den Wunsch geäußert, daß die Bemerkungen, welche Leibnitz dem auf der Königlichen Bibliothek zu Hannover befindlichen Exemplare von Spinoza's Ethik (in B. d. S. Opera posthuma. MDCLXXVII.) beygefügt hat, und deren in der Anzeige des ersten Bandes der allgemeinen Metaphysik des Herrn Prof. Herbart im 84sten Stück dieser Anzeigen vom vorigen Jahre Erwähnung gethan worden ist, möchten bekannt gemacht werden. Auch Andere haben diesen Wunsch zu erkennen gegeben, daher wir voraussetzen dürfen, daß dessen Erfüllung eine gute Aufnahme finden werde.

Leibnitzens Bemerkungen zur Ethik des Spinoza sind am Rande, oder über den Zeilen, und am Ende der Axiome, Propositionen, Demon-

strationen und Scholien beygefügt. Die Worte in der Ethik, worauf die Bemerkungen sich beziehen, hier mit abdrucken zu lassen, ist nicht nöthig. Um dieselben jedoch auffinden zu können werden wir nicht nur die Zahl der Seite, worauf sie stehen, sondern auch, was sonst noch zum Auffinden nöthig ist, anzeigen, Leibnitzens Bemerkungen aber, der Handschrift genau entsprechend, mit einem vorgesetzten *L* versehen den bezeichneten Stellen beyfügen.

Pag. 1. Definit. IV. *L.* quod per se concipit, sed non in se est.

— 19. zu den Worten: Nam causatum differt . . . . a causa habet. *L.* habente tamen aliquid Commune, prop. 3.

— — z. d. W.: nec in ulla re . . . . nomine. *L.* non sequitur.

— 25. der Propos. XXVIII ist am Ende beygefügt: *L.* dubito an res praecedens causa sequentis.

— 32. z. d. W.: Deum omnia . . . agere. *L.* ipse fatetur, Deum agere sub ratione perfecti.

— — z. d. W.: Deum fato subiicere etc. *L.* imo contra: si agit sub ratione boni, seu secundum voluntatem, non subiicitur fato.

— 36. z. d. W.: causas finales . . . esse figmenta. *L.* male.

— — z. d. W.: quae immediate a Deo productae sunt, etc. *L.* male ratiocinatur. Finis Dei est in ipso.

— — z. d. W.: caruisse, eaque cupivisse. *L.* nunquam caruit, semper produxit.

— 38. z. d. W.: ideo homines . . . . praeferunt. *L.* imo et Deus.

— 41. zu Defin. IV. *L.* explicandum ergo

erat, quid sit vera idea, nam Parte I. axiom. VI. adhibita est solum convenientia cum ideato.

Pag. 41. zu dem Worte perfectionem in der Defin. VI. *L.* gradum realitatis.

— — Axiom. I. zu existat. *L.* aliquando.

— — zu Axiom. III. *L.* demonstrabile.

— 42. Demonst. z. d. W. sive Deus est res cogitans. *L.* Eodem modo probabit et Deum timere, sperare. Si respondes, esse modos cogitandi, dici potest, forte et cogitationem esse alterius attributi modum.

— — zum Scholium. *L.* Hoc argumentum melius priore.

— 45. zu Propos. VI. *L.* dubito, quia videtur aliquid praeterea requiri ad modificandum aliquod attributum. Ratio eadem est cum illa, quae facit ut non existant omnia, imo ut aliqua distincta.

— 50. z. d. Worte hominis in der ersten Zeile der Demonstr. *L.* mentis humanae.

— 51. zu Propos. XII. *L.* ideae non agunt. Mens agit. Totus mundus vivens est obiectum cuiusque mentis. Totus mundus quodam modo a quavis mente percipitur. Mundus unus, et tamen mentes diversae. Mens igitur fit non per ideam corporis; sed quia variis modis Deus mundum intuetur, ut ego urbem.

— 52. zu Propos. XIII. *L.* Hinc sequitur mentem quamvis esse momentaneam saltem in eodem homine.

— 55. zu Axioma II. *L.* intelligendum lineam incidentiae et reflexionis esse in eodem plano perpendiculari ad planum reflectens.

Pag. 57. z. d. M. in der zweyten Zeile invicem motus. *L.* (i. e. ad externa); u. zu dem Worte servent. *L.* sive servatura sint; zu den Worten in der dritten Zeile absque ulla formae mutatione. *L.* quid, item si motus omnes proportione augeantur!

— 58. z. d. M.: affici posse . . . formae mutatione. *L.* si servetur eadem proportio. Sed hoc non fit vel certe raro.

— 59. zu Ende der Demonstratio der Propos. XV. *L.* Ergo et mens humana est aggregatum plurium mentium.

— 64. der Propos. XX. ist beygefügt, *L.* Ergo datur idea ideae. Hinc sequeretur rem ire in infinitum, si quidem mens humana est idea.

— 65. z. d. M. quod iam sub cogitationis . . . concipitur. *L.* Ergo revera non differunt mens et corpus, non magis quam urbs diversimode inspecta a se ipsa. Sequitur et extensionem a cogitatione revera non differre. ἄτοπα!

— — z. d. M.: simulac enim quis aliquid scit . . . et sic in infinitum. *L.* Hinc sequitur ad intelligendam ideam corporis seu mentem non opus esse alia idea.

— 66. zu Propos. XXIII. *L.* Si mens se ipsam percipit, quomodocunque sequitur nullam dari in Deo ideam mentis aliam ab ipsa mente, nam se ipsam percipit, quatenus Deum mentem percipientem exprimit.

— — z. d. M.: Mens humana ipsum . . . naturam constituit. *L.* immo uti Deus vel mens corpus cognoscit per corporis affectionum ideas, ita mentem cognoscit per mentis affectionum ideas.

Pag. 66. zu den Worten „in den beiden letzten Zeilen dieser Seite: certa, quadam . . . communicant. *L.* bene.

— 67. zu segregari possunt in der fünften Zeile: *L.* hoc nihil ad rem.

— 69. zu dem W. in der Demonstr. der Propos. XXVIII. consequentiae vor absque praemissis. *L.* conclusionis.

— 78. dem Ende des Scholii II. ist beygefügt: *L.* intuitiva est tantum brevior demonstratio, sed non a priore genere diversa, si hoc exemplum spectamus.

— 95. Definitio III. *L.* affectus intelligi etiam cum de corpore non cogitamus. (Hier fehlt nach intelligi potest.)

— 104. z. d. W.: Constat itaque ex his . . . atque cupimus. *L.* imo videntur ambo simul fieri, ob prop. I. huius (scil. Partis Ethic.).

— 106. Prop. XII zu conatur. *L.* quomodo mens conatur?

— — z. d. W. Prop. Schol. in der Demonstrat. der Propos. XII. *L.* Scholia non debent citari in demonstrationibus.

— — z. d. Worte demonstravimus in der Demonstr. Propos. XIII. *L.* rigorose agendo propositiones citandae in demonstrando, non demonstrationes.

— 121. zu Propos. XXXIII. *L.* Ratio quia conamur ipsi benefacere, i. e. efficere ut amemur. Sed hoc aliter adhuc probari potest, imo debet, potest enim quis benefacere velle, etsi non quaerat et cogitet se redamari.

— 131. zur Demonstr. der Propos. XLVI. *L.* Est ergo corollarium tantum ejus.

Pag. 146. zu Ende der Defin. I. *L.* Ubi fuga? est cupiditas amovendi.

— 147. zu Defin. II. *L.* possum perfectionem corporis augere ut non sentiam, aut si fiam pulchrior; si membra in maius robur crescant. Responderi potest, insensibilem esse hunc transitum, adeoque et laetitiam.

Diese Bemerkungen enthalten keine genaue Prüfung und hinreichende Widerlegung der pantheistischen Lehre des Spinoza, sondern nur die Anzeige einiger Unrichtigkeiten und Ungereimtheiten in dieser Lehre, und manche davon sind unbedeutend. Auffallend ist es, daß über den ersten Theil der Ethik nur Weniges und lauter Unbedeutendes, über den vierten und fünften Theil aber gar nichts bemerkt worden ist. Denn jener Theil enthält ja die Demonstration, daß Gott mit der Welt Eins und dasselbe sey. Im fünften Theile hat aber Spinoza die Lehren des ersten Theiles, wie er auch selbst pag. 295 anführt, zum höchsten Grade der Gewißheit, nämlich zur intuitiven bringen und zugleich darthun wollen, daß die Einsicht von der Wahrheit dieser Lehren uns zur Tugend, höchsten Freude, Ruhe und Vollkommenheit, und zum Bewußtseyn dessen führe, daß wir Theil an Gott haben, welches Bewußtseyn die Seligkeit und die Erreichung der Bestimmung unserer Natur ausmachen soll. Es sind aber Gründe vorhanden, wodurch es sehr wahrscheinlich wird, Leibnitz habe sich nicht die Mühe genommen, den vierten und fünften Theil der Ethik zu lesen. In den drey ersten Theilen sind nämlich mehrere Stellen von ihm unterstrichen worden, wenn auch bey denselben nichts bemerkt wird, welches in dem

Tractatus de intellectus emendatione und in den Briefen vom Spinoza und an denselben gleichfalls vorkommt. (Im Tractatus politicus und im Compendium grammatices linguae hebraeae ist auch nichts unterstrichen.) Ferner thut Spinoza im ersten Theile der Ethik pag. 78 des intuitiven Wissens und seines Unterschiedes von der Zuverlässigkeit der Erkenntniß aus Erfahrung und aus Begriffen von dem Wesen der Dinge mit dem Versprechen Erwähnung, darüber im Folgenden mehr Aufklärung zu ertheilen. Dieß ist auch im letzten Theile der Ethik p. 259 im Scholium zu Propos. XXXVI geschehen. Leibnitz hat aber p. 78 zu den Worten: tertium, quod scientiam intuitivam vocabimus, am Rande beygefügt: adde p. 264, also auf eine Stelle im Tractatus de intell. emend. verwiesen, worin jedoch fast nur mit denselben Worten angeführt ist, was in der Ethik p. 78 von der scientia intuitivá schon gesagt worden war. Hieraus darf man wohl schließen, daß Leibnitz die Bestimmung dieser scientia in der Ethik nicht gekannt habe, weil er den letzten Theil derselben nicht gelesen hatte. Dieß führt zu der Annahme, daß Leibnitz den Spinozistischen Pantheismus für kein wichtiges Erzeugniß der philosophischen Speculation gehalten, und ihn daher auch nicht vollständig erforscht habe. Denn das Einzwängen der Lehren dieses Pantheismus in ein geometrisches Gewand, wodurch das Lesen der Ethik sehr beschwerlich und unangenehm gemacht wird, würde ihn wohl nicht abgehalten haben, sich eine vollständige Bekanntschaft mit diesen Lehren zu verschaffen, wenn er davon einigen Nutzen erwartet hätte, da er ja in dem Sandberge der Scholastik Goldkörner aufzusuchen bemüht gewesen war. Der Grund der Gering-

schätzung lag aber in dem grellen Widerspruch, worin Spinoza's Pantheismus mit Leibnitzens deutlichen und festen Ueberzeugungen vom Verhältnisse der Welt zu Gott stand. Die Speculationen des Cartesius hielt Leibnitz zwar für den Vorhof zur wahren Philosophie, fand es aber tadelnswerth und unphilosophisch, daß in der Cartesischen Schule das unmittelbare Wirken Gottes zur Erklärung der Dinge in der Natur und der Verbindung derselben mit einander gebraucht wurde, und suchte in der Monadologie einen naturgemäßen Grund des Ursprunges aller Thätigkeit der Dinge in der Welt nachzuweisen. Spinoza ging aber viel weiter, als alle Cartesianer, und wollte darthun, daß jedes endliche Ding eine nothwendige Bestimmung und Modification der Attribute der alleinigen, ewigen und unendlichen Substanz sey. Diese Lehre ist auf dem natürlichen Standpuncte der Vernunft eine Ungereimtheit, und führt consequent ausgebildet auf viele Ungereimtheiten, vorzüglich wenn das Bewußtseyn der im geistigen Leben sich äußernden Spontaneität nicht verdunkelt worden ist, und für etwas Reales gilt. Daher hat auch Leibnitz dem zweyten Theil der Ethik, worin die Geister- und Körperwelt als nothwendige Modificationen der Attribute der alleinigen Substanz haben dargestellt werden sollen, die meisten Bemerkungen beygefügt, und bey manchen darin vorkommenden Behauptungen nachgewiesen, daß sie Ungereimtes enthalten, oder darauf führen. Hiezu kam aber noch, daß Leibnitz von der Wahrheit der einfachen und durch die Reinheit ihres Inhalts von Anthropomorphismen erhabenen Ideen und Lehren des Christenthums fest überzeugt war, und sie daher in der Monadologie philosophisch zu begrün-

den suchte. Diese Ideen hat Spinoza, wie aus dem erhellet, was er über das Christenthum sagt, nicht gekannt, und sein System war darauf gerichtet, die den morgenländischen Religions-Systemen zu Grunde liegende Lehre von dem Ausflusse aller Dinge aus dem Urwesen und von der dereinstigen Rückkehr dieser Dinge in dasselbe nach den Erfordernissen zu einer wissenschaftlichen Philosophie auszubilden. Allerdings stand dieser Philosoph während seines Lebens in großem Ansehen. Aber die Lehren der nach dessen Tode erschienenen Ethik fanden selbst in Holland nur wenig Beyfall und Anhänger (Bayle urtheilte bekanntlich sehr verächtlich über dieselben), in England, Frankreich und Deutschland aber gar keinen, sondern Bestreitung und Gegner. Hierin ist jedoch in Deutschland eine große Veränderung vorgefallen. Schon Lessing soll den Spinozistischen Pantheismus sehr hoch gestellt haben; in wiefern aber und aus welchen Gründen ist jedoch nicht bekannt geworden, und es darf wohl angenommen werden, daß diese Hochstellung aus Lessing's Neigung entstanden sey, durch Bekanntmachung und Empfehlung befremdender und geringschätzig behandelter Lehren das Nachdenken darüber anzuregen. Doch die glanzvolle Periode des Spinozismus in Deutschland begann erst mit dem Bestreben deutscher Philosophen, durch ein einziges oberstes Princip die ganze Philosophie und noch obendrein alle übrige Wissenschaften zu begründen. Dieses Bestreben führte Fichten auf die Wissenschaftslehre, späterhin aber zu dem Bemühen, die ganze Welt aus einer, dem Bewußtseyn des Ich und Nichtich zu Grunde liegenden absoluten Thätigkeit entstehen zu lassen, welches hernach durch die

Lehre von der Identität des Idealen und Realen, oder des Denkens und Seyns im Absoluten verbessert werden sollte. Diese Identität ist schon im Spinozistischen Pantheismus deutlich ausgesprochen worden. Allein in der Benutzung des Pantheismus zur Beförderung eines tugendhaften, frommen und seligen Lebens, oder zur Erregung des Bewußtwerdens einer Aufnahme des Menschen in die Ewigkeit Gottes sind die neuern Pantheisten dem Spinoza untreu geworden, so viel sie auch aus ihm schöpften; und haben dasjenige nicht der Beachtung und Benutzung werth geachtet, was er doch für das Wichtigste seiner Lehre, dem Ganzen nach genommen, hielt.

Hamm.

In der Schulzeschen Buchhandlung: Fauna insectorum Lapponica. Auctore Johanne Wilhelmo Zetterstedt. Pars I. 1828. XX und 563 Seiten in 8.

Vorliegendes Werk ist die erste Insecten-Fauna Lapplands; diese enthält bey weitem mehr Arten von Insecten, als zu Linné's Zeit in ganz Schweden bekannt waren, und als in Linné's Fauna Suecica beschrieben sind. Zunächst gibt der Herr Verf. in der Vorrede eine allgemeine Uebersicht des Vorkommens der Insecten nach den verschiedenen Gegenden Lapplands, deren er hier annehmen zu dürfen glaubt, und von denen jede, so wie sie ihr besonderes Klima, ihren besondern Boden, ihre besondern Pflanzen hat, auch ihr eigenthümliche Thiere hervorbringt. Die erste Gegend ist die Waldgegend (Re-

gio sylvatica), welche vom Anfange Junius bis Ende Septembers, wenigstens in ihren Thälern frey von Schnee ist, und, durch die länger scheinende Sonne erwärmt, Arten fast aller in Schweden vorkommenden Insectengattungen aufzuweisen hat. Indeß finden sich auch hier nicht wenige, dieser Gegend fast eigenthümliche Insecten, welche im übrigen Lappland entweder gar nicht, oder höchstens nur sehr selten vorkommen. — Die zweyte Gegend ist die subsylvatische und subalpinische. Obgleich sie sich schon den mit Schnee bedeckten Alpen nähert, so zeigt sie dennoch eine ziemlich kräftige Vegetation, welcher dann eine bedeutende Menge von Insecten ihr Daseyn verdankt, unter denen es auch viele dieser Gegend eigenthümliche gibt. — Die dritte Gegend ist die Alpengegend, welche von den höchsten Alpen und ihrem Rücken gebildet wird und, wegen der bedeutenden Kälte, nur eine geringe Anzahl von Insecten hervorzubringen vermag. Hier trifft man ziemlich häufig an den Notiophilus aquaticus; Carabus glabratus; Harpalus Quenselii, Alpinus, var. rufipes; Aphodius piceus; Hyphydrus nigrita; Rhynchaenus arcticus; Curculio laevigatus; Gryllus rufus. — Nur sehr selten kommen hier vor: Aphodius Rhenonum n. sp.; Hyphydrus Lapponum; Chrysomela Alpina; Gryllus pedestris. — Tipularien finden sich auf den höchsten Alpen durchaus nicht. — Die vierte Gegend endlich, die Regio inferalpina, welche das westliche Lappland oder die gebirgigen subalpinischen Gegenden Finnmarkens zwischen dem Alpenrücken und dem nördlichen Eismeer umfaßt, ist auch nicht arm an Insecten. Fast eigenthüm-

lich dieser Gegend sind Harpalus laevipes n. sp. Anthophagus maxillosus n. sp. A. omalinus n. sp. Omalium brevipenne. Cryptophagus clavatus n. sp. Cercus bipustulatus, Aphodius Lapponum. Elater undulatus und mehrere andere, fast lauter neue Arten.

Der vorliegende Band umfaßt die drey Ordnungen: Coleoptera, Orthoptera und Hemiptera. Nicht allein finden wir die treffendste Characteristik der Arten, sondern auch die Geschlechtsverschiedenheit, die Lebensart, den Aufenthalt, die Synonymen u. s. w. genau angegeben, so daß das Buch in jeder Hinsicht auf Vollständigkeit Anspruch machen darf; die Kenntniß der Familien aber wird bey dem Leser vorausgesetzt. — Gefreuet haben wir uns darüber, daß jedesmahl am Ende der Gattungsbezeichnung die Anzahl der in Scandinavien vorkommenden Arten angegeben ist, wodurch man in den Stand gesetzt wird, mit Leichtigkeit das Verhältniß der Lappländischen Insecten-Fauna zu der ganz Scandinaviens einzusehen. — Auch in der Reihenfolge der Familien und Gattungen auf einander hat der Herr Verfasser eine natürlichere Ordnung als bis jetzt gebräuchlich war angenommen, so daß dieses auf Vollständigkeit mit Recht Anspruch machen könnende Werk nicht allein durch Trefflichkeit der Darstellung, sondern auch durch den Fleiß, womit viele neue bisher ganz unbekannte Arten, deren wir bereits oben einige genannt haben, entdeckt und beschrieben sind, vortheilhaft sich ausspricht. — Wir haben nur zu bedauern, daß wegen der Entfernung des Herrn Verfassers vom Druckort, nicht wenige sinnentstellende Druckfehler vorkommen, die indeß doch von einem Ento-

mologen, der dieses Buch gebrauchen will und kann, bey genauerer Ueberlegung leicht zu beseitigen seyn möchten, und aus diesem Grunde haben wir geglaubt ihre genauere Anzeige hier übergehen zu dürfen.

Bb.

Frankfurt am Main.

In der Brönnerschen Buchhandlung: Abbildung und Beschreibung einiger neuen oder wenig gekannten Versteinerungen aus der Kalkschieferformation von Solenhofen. Von Dr. Eduard Rüppell. 1829. 12 Seiten nebst 4 Steindrucktafeln in 4.

Solenhofen und seine Umgebung bietet dem Naturforscher mannigfaltige und trefflich erhaltene Ueberbleibsel urweltlicher Thiere dar. 'Strahlthiere, Mollusken, Crustaceen, Insecten (deren es hier wie überhaupt doch wohl nur wenige geben möchte, Ref.), Amphibien und selbst Vögelreste, finden sich hier in wunderbarem Gemisch.' Auch der Herr Verfasser beobachtete daselbst seltene Thierreste, deren Beschreibung und Abbildung der Zweck vorliegender Abhandlung ist. — Den Tellinites solenoides Schloth. fand der Herr Verfasser sehr häufig an der äußersten Windung von Ammonites plicatilis, und zwar immer so, daß die Längenaxen der beiden Valven genau mit dem Durchmesser der äußersten Windung dieser ammonitenähnlichen Schale übereinstimmt, obgleich auch diese von sehr verschiedener Größe vorkommt. Dieser Umstand, so wie die Bemerkung, daß, während bey dem erwähnten Ammonites keine Spur von

früheren Schale mehr zu bemerken sey, der Tellinites noch sehr deutlich eine ehemalige Muschelschale vorstellt, und daß das Operculum und die Muschelschale unter sich, bey allen Mollusken (wo sie vorkommen) von verschiedenem Gefüge seyen, bestimmten den Hn. Verfasser dahin den Tellinites als das Operculum jenes Ammonites zu betrachten. — Der Tellinites problematicus, Schloth. soll einem Mollusk angehört haben, welches in der Gesammtform Aehnlichkeit mit Blainville's Coriocella oder Rimula gehabt haben möchte. Die Muscheln sollen dem Thiere wahrscheinlich zur Beschützung der Athemwerkzeuge gedient haben. Die versteinerte Muskelmasse findet sich bey dieser Schale, welche wahrscheinlich gänzlich davon überzogen war, gar nicht selten. Der Herr Verfasser verbindet den Krügerschen Namen mit dem Schlotheimschen und nennt das Thier Ichthyosiagones problematicus. — Außer diesen Versteinerungen wird noch über Thierreste, welche Verwandtschaft mit Loligo und Sepia haben, nämlich über Loligo priscus, Rüpp. und Sepia hastiformis, Rüpp., dann über eine zu den Holothurien gehörige Versteinerung, und endlich über eine merkwürdige versteinerte Schuppenhaut eines unbestimmbaren Thieres, vermuthlich aus der Klasse der Reptilien, gehandelt. Dieses letztere Stück, dessen einzelnen Schuppen von rhombischer Form, an ihren je einzelnen Rändern 8 Linien messend, in bestimmten Reihen sich dachziegelartig bedecken, und mit entsprechenden Vorsprüngen und Vertiefungen versehen sind, könnten, wie der Herr Verfasser vermuthet, vielleicht der Schuppenhaut des Schwimmfußes eines schild-

krötenartigen Thieres angehört haben. — Die treuen Abbildungen erheben noch den Werth der genauen Beschreibung.

Bb.

Karlsruhe und Baden.

Bey F. D. R. Marx: W. A. H. Hennisch neuer Handatlas über alle Theile der Erde, für Freunde der Erdkunde und besonders zum Gebrauche in Schulen. Erste Abtheilung. Bl. I — XXV. Zweyte Abtheilung. Bl. XXVI — LI. 1829. Queer klein Folio.

Von dem hier angekündigten Handatlas ist bereits die zweyte Auflage erschienen, als ein Beweis seiner Brauchbarkeit. Er ist, wie der Titel es aussagt, besonders für Schulen, und überhaupt für den Handgebrauch berechnet, und muß darnach beurtheilt werden. Es ist dabey hauptsächlich der politisch-statistische Gesichtspunct genommen, als derjenige, der für die Bedürfnisse der Jugend sowohl als der Liebhaber der wichtigste ist. So sind nicht nur die politischen Begränzungen der Staaten und ihrer Provinzen mit Genauigkeit darauf angegeben, sondern bey den Hauptländern, z. B. bey Frankreich, Niederlanden u. a. sind in Seitencolumnen zugleich ihre Colonien dargestellt; oder auch, wo es nöthig war, wie bey England, diesen eigene Blätter gewidmet. Der Stich ist sehr sauber, die Illumination bezeichnet durch die Farben die verschiedenen Besitzer; die Schrift, wenn gleich klein, doch sehr leserlich. Die erste Abtheilung enthält nach der Weltcharte und den

Welttheilen, die Hauptländer von Europa; jedoch zugleich mit den Besitzungen in den andern Welttheilen; und auf dem letzten Blatt eine Special-Charte von Palästina und dessen nächsten Umgebungen, sowohl nach der Stamm- als der nachmaligen politischen Eintheilung in Christi Zeitalter. Gewiß sehr zweckmäßig! Die zweyte Abtheilung enthält zuerst die Special-Charten der einzelnen deutschen Bundes-staaten; auch der freyen Städte und ihres Gebiets nebst Cracau; demnächst der Staaten von America und zuletzt von China und Japan. Der sehr mäßige Preis erleichtert die Anschaffung. Als Beweise unserer Aufmerksamkeit bemerken wir, daß bey Sibirien noch die alte Eintheilung in drey, statt der jetzigen in vier Gouvernements sich findet; und bey Mexico die Namen der Grenzprovinz Texas und des Grenzflusses Sabine fehlen.

Außer diesem größeren ist auch noch ein kleinerer oder Taschenatlas über alle Theile der Erde für den ersten geographischen Unterricht in Knaben- und Mädchenschulen von demselben Verfasser in XXIII kleinen Blättern, gleichfalls sauber gestochen, bereits in vierter Auflage erschienen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.
Den 16. August 1830.

Hamburg.

Verlegt von Friedrich Perthes, 1830: G. F. Sartorius Freyherrn von Waltershausen Urkundliche Geschichte des Ursprunges der deutschen Hanse. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Erster Band XXXIV u. 313 S. Zweyter Band 760 S. mit zwey Kupfertafeln, Siegel und Urkunden darstellend. Quart.

Wenn die Mitte und der Süden unsers Vaterlandes sich vor dem Norden durch mildere Luft und im Ganzen größere Fruchtbarkeit des Bodens auszeichnen, so ist Niederdeutschland dagegen durch die Mündungen der großen schiffbaren Ströme und seine Lage am Weltmeer begünstigt, welches von der ältesten Zeit an dem Unternehmungsgeiste eines tüchtigen Volkes ein weites willkommenes Feld darbot. Die Gestalten worin sich derselbe geäußert, tragen den Character der Zeiten worin sie entstanden. Die Seezüge der alten Sachsen und Friesen und die Eroberung von England, die Bekehrung des Nordens, die Ger-

manisierung der Wenden und die Colonisation in Preußen und der Ostküste des Baltischen Meeres, der Hanseatische Bund und die Republik der vereinigten Niederlande bezeichnen verschiedene Bildungsstufen unseres Volks, wie sie verschiedenen Perioden der Weltgeschichte angehören. Der Bund der Hanse ist unter ihnen die einzige Erscheinung, welche alle von den Ufern der Schelde bis zur Narchow gelegene deutsche Städte gegen äußere und innere Feinde verbunden und durch ihre Verbindung mächtig und glücklich zeigt, und es war diese in Zeiten der politischen Erniedrigung unseres Vaterlandes tief ergreifende Erinnerung, welche der Hanse ihren Geschichtschreiber gab. 'Bey den mühevollen Untersuchungen über das Mittelalter', sagt der Verfasser der Geschichte des Hanseatischen Bundes, 'konnte man hoffen, die Greuel der Gegenwart wenigstens augenblicklich zu vergessen', und er wandte die ganze Kraft seines Geistes auf die Geschichte, welche das Werk seines Lebens zu werden bestimmt war. Sie erschien in den Jahren 1802—1808, und ward mit dem Beyfall aufgenommen, den ein solcher Gegenstand, auf solche Weise dargestellt, verdiente. Manche unserer Leser erinnern sich von damals oder aus Joh. Müllers gesammelten Werken der ausführlichen Beurtheilung des ersten und zweyten Bandes in der Allgem. Lit. Z. von 1804. Aber der größte Lohn war dem Verfasser noch vorbehalten. Er hatte zwar, namentlich durch die Liberalität der Magistrate von Braunschweig und Hildesheim, die reichlichsten Quellen für die Geschichte des bereits gebildeten und kraftvollen, wie des der Auflösung entgegen eilenden Bundes benutzt, aber diejenigen Archive aus welchen die Anfänge desselben ihr Licht erhalten mußten, waren ihm theils durch den Feind,

theils, durch althergebrachtes Mißtrauen verschlossen geblieben. Indessen verlor er von dem ersten Augenblick an wo er sich für die Bearbeitung der Geschichte der Hanse entschied, bis zu seiner letzten Stunde diesen Gegenstand nie wieder aus den Augen, und auch zu einer Zeit wo eine neue Bearbeitung seines Werks in sehr weitem Felde lag, und ihm nur sehr unbestimmt die Ausführbarkeit seines Planes vorschwebte, sammelte er für diesen Zweck, wo immer sich die Gelegenheit dazu darbot. Während er so eine erstaunliche Masse Papiere vorbereitete, hatte die Befreyung von Deutschland, welche die Quellen unserer Geschichte mehr als sie es je gewesen zum Nationalgut erhob, und sein stets wachsender Ruhm als Lehrer der Staatswissenschaften und der Geschichte in unserer Mitte, ihm den Eingang in die lange verschlossenen Archive geöffnet. Er machte Michaelis 1823 seine erste Reise nach Lübeck; Ostern 1824 war er in Bremen und Hamburg, und Michaelis desselben Jahrs in Köln. Seine letzte Reise im Herbst 1825 galt wieder dem nicht zu erschöpfenden Lübeck. Jede dieser Reisen kostete ihm sechs volle Wochen, die er durch die größte Anstrengung viel längeren Zeiträumen gleich machte. Und da es dennoch nicht möglich war alles Wichtige ausreichend zu benutzen, so erlangte er es von der Liberalität des Lübecker Magistrats, daß ihm das Unbenutzte nach Göttingen mitgetheilt wurde. Jahrelang ging eine große eigends dazu eingerichtete Kiste, zu der beide Theile einen Schlüssel hatten, zwischen Göttingen und Lübeck. Dazu kam ein ausgedehnter Briefwechsel mit Gelehrten in Deutschland, von denen wir hier nur den Hn. Stadtsecretär Fuchs in Cöln und Hn. Professor Schröder in Rostock nennen, und im Auslande,

Kopenhagen, Ostpreußen und St. Petersburg. Dieses Alles geschah neben den Arbeiten, welche seine mit unaufhörlicher Sorgfalt ausgebildeten Vorlesungen herbeyführten. Er schrieb dem Ref. schon im Dec. 1824: 'Leider, bey der mir spärlich zugemessenen Zeit wird das Hanse-Werk noch einige Jahre fordern, aber ich hoffe es zu beendigen, bevor die Tage kommen von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht, und bevor die Stunde schlägt mit der alles Wirken diesseits aufhört.' Diese seine Hoffnung hat ihn nicht getäuscht. 'Zweck und Behandlung des nachfolgenden Werkes — schreibt der Herr Herausgeber in der Vorrede S. IX — waren nicht allein genau bestimmt, sondern die Abhandlung schon entworfen, die Urkundensammlung im Allgemeinen geordnet und von beiden ein beträchtlicher Theil bereits abgedruckt (jene bis zum Bogen 6, diese bis zum Bogen 23), als den hochgeachteten academischen Lehrer und Geschichtschreiber der Hanse ein unerwarteter Tod der schönsten Wirksamkeit entriß, und ihm den Genuß eines edeln Bestrebens, das theure Werk seines Lebens vollendet zu sehen, raubte. Der nunmehrige Herausgeber des hinterlassenen Manuscripts, dem die letzte Revision des Verfassers noch fehlte, ließ sich zur Uebernahme dieses Geschäfts vor Allem durch das Interesse bewegen, welches er seit frühern Jahren dem Gegenstande selbst, so wie seit mehreren der Arbeit des emsigen Forschers, der viele durch ihn aufgesuchte und erläuterte Urkunden von ihm erhalten, und über manche wesentliche Ansicht sich mit ihm verständigt, zu widmen pflegte. Da Abweichungen von dem Plane des Werks wenig wünschenswerth und zuweilen unthunlich waren, so hat der Herausgeber in dem erzählenden Theile wenig hinzugesetzt, und nur

geändert, wo jener wenn er darauf aufmerksam geworden, es unstreitig selbst gethan haben würde, mehr jedoch, wenn gleich mit derselben Rücksicht, bey den Urkunden und Recessen, deren Bearbeitung Sartorius noch nicht abgeschlossen hatte, und welche noch viele Ergänzungen, Vergleichungen und Erläuterungen erforderte. . . Bey dem Abdrucke der Urkunden ist die größte Genauigkeit zum Gesetze gemacht; wo es möglich war sind die von Sartorius gesammelten Abschriften mit den Originalen neu verglichen und sind diese buchstäblich abgedruckt, woher häufig die große Ungleichheit der Schreibart und oft selbst der Wortbildung, welche in manchen Urkunden sich findet, hat wiedergegeben werden müssen; nur bey einigen ganz neuen offenbar ungenauen Abschriften, deren Originale nicht mehr verglichen werden konnten, hat der Herausg. sich zuweilen einige aus der Vergleichung mit den ihm bekannten gleichzeitigen Original-Urkunden sich ergebende Berichtigungen erlaubt. Seine Bemühungen aus andern Archiven als dem Hamburgischen das Urkundenbuch zu bereichern sind, mit wenigen Ausnahmen, nicht sehr glücklich gewesen. Es hat sich hierdurch auf eine ausgezeichnete Weise bewährt, mit welchem Eifer Sartorius die ihm zugänglichen Archive benutzte.' So haben wir schon mit den eigenen Worten des Hn. Herausgebers dessen Verhältniß zu dieser Geschichte bezeichnet, und wer möchte nicht dem zu früh entschlafenen Lehrer Glück wünschen, daß eine solche Freundeshand seinem Werke den letzten mühevollen Dienst erwiesen hat. Kein Gelehrter war dazu durch Liebe für den Gegenstand, Kenntnisse, Thätigkeit und persönliche Stellung und Verbindungen so vollkommen geeignet als Hr. Archivar Lappenberg, und wir besitzen daher in den vorliegenden

beiden Bänden Alles was der Verewigte zu geben beabsichtigte, die urkundlich bewiesene Geschichte des Ursprunges der Hanse bis zum Jahr 1370. Die spätere Geschichte des Bundes ist in dem älteren Werke so ausführlich und aus so reichen Quellen erzählt, daß, wie der Hr. Herausg. sagt, höchstens für Einzelnes darin neue Aufklärungen zu erwarten wären. Das jetzige Werk ist also nicht der Anfang einer zweyten Auflage des älteren, sondern muß, als ein ganz neues, vollendetes, und für sich bestehendes betrachtet werden. Dieses zu beweisen genügt schon eine Vergleichung des Umfangs in Vergleichung mit dem ersten Theile der Hanseatischen Geschichte. Letzterer enthält 478 weitläuftig gedruckte Seiten in Octav, das neue Werk für denselben Gegenstand 1100 Seiten in groß Quart. Eine nähere Vergleichung der einzelnen Abschnitte kann das hieraus sich ergebende Urtheil nur durchgängig bestätigen, und da unsern Lesern das ältere Werk bekannt ist, so wird dazu die folgende Uebersicht hinreichen.

Der erste Band enthält die Geschichte, der zweyte die Urkunden. Jenen eröffnet ein Vorwort des Hn. Herausgeb., woraus wir schon oben Einiges über die Entstehung und Einrichtung des Werks auszogen, und worin S. XII bis XXXII die allgemeinen politischen und Handels-Verhältnisse, welche bey Entstehung der Hanse in Betrachtung kommen, entwickelt werden. Der Grundgedanke ist, der Bund habe seinen Anfang in den Hansen oder Handelsgesellschaften der deutschen Kaufleute im Auslande genommen, zu deren Schutz dann die Städtevereine um so leichter entstanden seyen, als die großen Kaufleute die bedeutendste Stelle in den Stadtverfassungen einnahmen; unter den Städten aber werden Lübeck

und Hamburg als diejenigen bezeichnet, deren frühe und enge Verbindung, wegen ihres gemeinsamen Interesse als Vermittlerinnen des Ostsee- und Elbhandels, den Bund zusammen gehalten habe. S. XXXIII. XXXIV. Inhalts-Uebersicht.

Wie in dem älteren Werke zerfällt die Darstellung, nach einer kurzen Einleitung S. 1—3, in die Geschichte des Vereins vom 13ten Jahrhundert bis zum Jahr 1370, S. 4—97, und in die Geschichte des Handels in derselben Zeit, S. 98—313.

Die Hanse verdankt ihren Ursprung den landsmannschaftlichen Verbindungen der deutschen Kaufleute in fremden Ländern, und den davon unabhängigen Verbindungen erst einzelner Städte im Inlande, zu gegenseitigem Schutz und Hülfe. Beide hatten ihren Grund in dem damaligen Zustande des Handels und des Rechts, und da sie auf Bedürfnissen beruhten, die mehrere Jahrhunderte lang über den ganzen Norden gefühlt wurden, so läßt sich ein Anfangspunct dafür nicht angeben, am wenigsten aber urkundlich beweisen, da die vorhandenen Urkunden auf eine ihnen vorhergegangene Zeit zurückweisen. Daher beginnt die Geschichte der Entstehung der Hanse mit den ältesten noch aufzufindenden Spuren solcher einzelnen Vereine, und führt diese bis dahin fort, wo im J. 1370 die mächtigsten Städte des großen Vereins, die Seestädte, vor ganz Europa ihre Macht im Kampfe gegen König Waldemar von Dänemark zeigten, und einen ruhmvollen Frieden mit den Waffen in der Hand erzwangen.

Erste Abtheilung. Geschichte des Vereins der niederdeutschen Kaufleute und Städte, seit dem 13ten Jahrhundert bis zum J. 1370. Dieser Zeitraum zerfällt in zwey kleinere, vor und nach dem Jahre

1300; und da die Spuren von Vereinen der Kaufleute im Auslande höher hinauf gehen, so enthält der Erste Abschnitt die Entstehung der Verbindung unter den niederdeutschen Kaufleuten im Auslande im 12ten Jahrhundert, und Ausbildung desselben während des 13ten, S. 4—19. Die Verbindung zwischen Niederdeutschland und England hat ohne Zweifel seit der Eroberung des letztern durch die Sachsen ohne Unterbrechung fortgedauert. Wir finden im 8ten Jahrhundert Niederlassungen Friesischer Kaufleute in York (Altfridi vita S. Liudgeri), in der Mitte des 11ten Jahrhunderts Bremer Kaufleute nach England schiffend (Vita S. Bernwardi), im 12ten eine Menge deutscher Kaufleute in London, und die Cölner im Besitz königlicher Freyheitsbriefe und eines Hauses in London; im 13ten Jahrhundert Urkunden für Lübeck, die Unterthanen Herzogs Otto von Braunschweig, und im Jahr 1260 die erste Erwähnung einer Gildhalle, eines gemeinschaftlichen Hauses, der deutschen Kaufleute in London, deren von seinen Vorfahren ertheilte Freyheiten König Heinrich III. bestätigt. Im J. 1282 erscheinen die Kaufleute der deutschen Hansa vor der Exchequer. Die älteste Urkunde über den Verkehr mit Flandern und Brügge ist erst vom J. 1252, und auf Bitte der deutschen Kaufleute die Gothland besuchen ertheilt, wobey die Einwirkung der Städte bereits ersichtlich ist; der allgemeine Verein daselbst war nach den verschiedenen Städten in Bänke vertheilt, die ihre Oldermänner hatten.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. Stück.
Den 19. August 1830.

Hamburg.

Beschluß der Anzeige: G. F. Sartorius Freyherrn von Waltershausen urkundliche Geschichte des Ursprunges der deutschen Hanse u. s. w.

Die Kaufleute auf Gothland waren schon von Kaiser Lothar III. mit Freyheiten begabt, die Heinrich der Löwe 1163 bestätigte; die vorzüglichsten Theilnehmer dieses Vereins waren die Sächsischen Städte, Soest, Münster, Dortmund, Bremen, Lübeck, und Riga. 1229 Vertrag mit Smolenskz der Russische Handel auf dem wahrscheinlich schon im 12ten Jahrh. gegründeten Hofe zu Nowgorod geht von Gothland aus. Auch hier waren die Kaufleute nach Städten in Bänke getheilt, die Oldermänner hatten, und an der allgemeinen Versammlung Theil nahmen. Allgemeiner Beschluß vom J. 1287 über die innern Verhältnisse und gegen die Stadt Reval. In Schweden welches schon im Anfang des 9ten Jahrh. mit Cöln und Dorstadt in Handelsver-

bindung stand, in Schonen, Norwegen und Dänemark bildeten sich keine unabhängige Vereine der Kaufleute aus; als später ein Verein in Schonen entstand, erbat sich derselbe die Bestätigung seiner Statuten von den Städten. Zweyter Abschnitt. Erste Verbindung einzelner, dann mehrerer niederdeutschen Städte während des 13. Jahrh., zur Erhaltung ihrer Freyheit und ihres Rechts im Innern, so wie gegen das Ausland und zur Beschirmung ihrer Bürger und Kauffahrer. S. 19—31. Gemeinschaftliches Bedürfniß war die Veranlassung dazu; 1210 u. 1241 zwischen Lübeck und Hamburg, 1241 Lübeck und Soest mit Beziehung auf alte Freundschaft, 1243 1249 Braunschweig und Stade, 1258 Cöln und Bremen, 1259 Bremen und Hamburg, 1253 Münster, Soest, Dortmund, Lippe, 1256 Landfriedensbund Westphälischer Städte und Adels mit Städten und Adel an der Elbe, 1256. 1259 Rostock, Wismar und Lübeck, 1281 dieselben nebst Greifswald und Stralsund. Diese 5 Städte, die 'Slavischen' oder 'Wendischen', schließen 1293 einen seitdem oft erneuerten Verein zum Besten des gemeinen Kaufmanns; Lübeck erscheint als ihr Mittelpunct schon 1300 bey einer Einladung an die Westphälischen Städte zu einer Tagefahrt nach Lübeck über gemeinschaftliche Angelegenheiten in Flandern, Dänemark und Norwegen. Der Name der Seestädte von Flandern bis Liefland kommt zuerst 1278 vor; sie stehen mit den Landstädten in Verbindung und erklären 1292 Braunschweig in Verruf; wir finden schon die Namen der Sächsischen, Westphälischen, Wendischen und Preußischen Städte. Dritter Abschnitt. Erste glückliche Fehden Lübecks, der wendischen und anderer Seestädte während des 13ten Jahrhunderts, welche ihr Ansehen verbreiteten und zur Befestigung des

Vereins mit und unter den andern Städten bey-
trugen. S. 31—41. Diese Fehden waren beson-
ders gegen Dänemark und Norwegen gerichtet,
und trugen vorzüglich zu dem steigenden Ansehen
Lübecks bey, in welchem wir also am Anfang der
zweyten Hälfte dieses Zeitraums den Mittelpunct
nicht nur der Wendischen und der Seestädte, son-
dern des ganzen Bundes sehen. Vierter Ab-
schnitt. Größere Ausbildung der Vereine der
norddeutschen Kaufleute in der Fremde und der
Städte daheim, während der ersten größeren Hälfte
des 14ten Jahrh. bis zu dem Ausbruche der gro-
ßen Fehde im sechsten Jahrzehend dieses Jahr-
hunderts, mit König Waldemar III. von Däne-
mark. S. 41—55. Die Vereine der Kaufleute
im Auslande werden immer mehr von denen der
Städte abhängig; die Niederlage in Brügge theilt
sich 1347 in Drittheile; Nowgorod erhält eine
neue Ordnung von Lübeck. Der allgemeine
Städteverein dauert fort ohne besondere Vereine
auszuschließen; seine spätere Einrichtung ist den
Grundzügen nach schon vorhanden. Der Name
Hansestädte kommt bey Anclam 1330 zuerst vor.
1358 zu Lübeck Versammlung des zu Brügge
gebildeten Drittheils der Sächsisch-Wendischen
Städte; die Einrichtung wie der Name Städte
der deutschen Hanse scheint demnach von den
Niederlassungen in der Fremde auf den Städte-
bund übertragen zu seyn. 1359 in einem Schrei-
ben Lübecks sehen wir den Bund in seinem gan-
zen Umfange 'omnes communiter ad hansam
Theutonicorum pertinentes civitates'. Fünf-
ter Abschnitt. Fehden der verbundenen nord-
deutschen Städte mit den scandinavischen Mächten
zur Erweiterung ihres Einflusses, zur Begründung
ihrer Handelsherrschaft daselbst, und zur Aner-
kennung ihrer Verbindung unter dem Namen

Kaufleute und Städte der deutschen Hanse. S. 5[illegible] — 67. Wechselndes Glück nach dem jedesmalig[illegible] Zustande der nordischen Reiche, Norwegen, Schw[illegible] den und Dänemark, welchem letztern viele Stä[illegible] selbst Lübeck, erliegen, bis Waldemars III. Gl[illegible] und Eroberung von Wisby 1361 eine gemei[illegible] schaftliche Unternehmung hervorruft. 1367 Bu[illegible] zu Cöln aller Städte von Seeland bis Lievlan[illegible] in Verbindung mit dem von ihnen früher a[illegible] den Schwedischen Thron gesetzten Albrecht Herz[illegible] von Meklenburg, demüthigen sie Norwegen, er[illegible] bern Kopenhagen; und zwingen Dänemark zu[illegible] Frieden, 1370. Sechster Abschnitt. Ve[illegible] fassung, Benennung und Zwecke des Vereins de[illegible] niederdeutschen Kaufleute und Städte am En[illegible] dieses Zeitraums. S. 67—97. Wie alle äh[illegible] liche Einrichtungen des Mittelalters beruhte d[illegible] Bund nicht auf einer geschriebenen Urkunde son[illegible] dern auf den Verhältnissen, welche ihn gebildet hatten; die einzige Verfassungsurkunde ist die erwähnte Cölnische Conföderation von 1367; spä[illegible] ter oft angezogen, bezieht sie sich doch nur au[illegible] den Krieg gegen Dänemark, bestimmt die Aus[illegible] schließung aller Freunde des Königs, und ein Pfundgeld zur Bestreitung der Kriegskosten. Der Name Hanse, Gilde der Kaufleute, Handelsgesell[illegible] schaft, wird erst im 15ten Jahrh. ausschließende Bezeichnung des Bundes, auch der Bund er[illegible] später auf gewisse deutsche Städte beschränkt; Vorrang der Wendischen durch das Lübische Recht verbundenen Städte, und unter ihnen Lü[illegible] becks. Ausdehnung des Bundes um 1370 über ganz Niederdeutschland bis Cracau; die kleinen Landstädte schließen sich an die ihnen benachbarten größern, behuf Theilnahme an den Gesandtschafts[illegible] kosten und Vertretung an. Eintheilung in Drit[illegible] tel. Die Bundestage wurden von Lübeck aus[illegible]

geschrieben, aber sowohl die Zahl der Erscheinenden als die Art des Geschäftsganges — man nahm oft eine Sache ad referendum — und die Ausführung der Bundestagsbeschlüsse ließ Manches zu wünschen übrig. Der Zweck des Vereins war: 1) Erhaltung der auswärtigen Handelsfreyheiten, Sicherheit zu Land zu See, meist durch Repressalien; Vermittlung auswärtiger und innerer Zwiste, Aufrechthaltung der innern Verfassung der Städte; die Mittel dazu Krieg, Verträge, Bündnisse mit Fürsten und Herrn, Söldner, Subsidien (die Berechnung des Pfundgeldes wird oft Grund zum Zwist), Ausschließung von der Handelsgemeinschaft, Verlegung der Niederlagen. Zwischen einigen Städten wurden mehrere Rechtsverhältnisse weiter ausgebildet, was aber nicht allgemein ward.

Zweyte Abtheilung. Die Geschichte des Handels der niederdeutschen Kaufleute und Städte seit dem 12ten Jahrh. bis zum Jahr 1370. S. 98—313. Erster Abschnitt. Einleitung in die Geschichte des Handels der Niederdeutschen in dieser Zeit; Verkehr mit Liefland. S. 98—108. Der Handel im Mittelalter war im Ganzen freyer als später, da nur Zoll und Gelderwerb von den Fürsten dabey berücksichtigt ward, und die Abgaben nie den Handelsverboten neuerer Zeit gleich wirken konnten; dagegen Mangel des Credits, der Wechsel, Banken, der Verbindungsmittel, Posten, Zeitungen und Assecuranzen, und große Verschiedenheit und Unzuverlässigkeit des Geldes. Die Bestrebungen der Kaufleute und Städte waren hauptsächlich gegen die Unsicherheit der Land- und Seewege, das Grundruhr- und Strandrecht, Erhöhung der Zölle und die Schutz- und Rechtlosigkeit in der Fremde gerichtet, und ihre gemeinschaftlich und beharrlich fortgesetzten Bestre-

bungen haben eine allgemeine Milderung dieses großen Uebels bewirkt und völkerrechtlichen Begriffen und Gewohnheiten in Europa den Weg gebahnt. Die Rechtlosigkeit der Fremde und das daher natürliche Mißtrauen und die Unsicherheit der Straßen veranlaßte das Entstehen der Handelsgesellschaften und Niederlagen oder Comtoire, welche man durch Verträge mit den Eingebornen möglichst zu sichern und zu bevorrechten bemüht war. In Deutschland bedurfte es dessen nicht, die Kaiser ließen den Bürger ein im Auslande, und jede einzelne Stadt im Inlande für sich sorgen, so gut sie konnten; die Fürsten haben die an der Ostsee zuerst Schutz gesichert, am meisten in Preußen und 123. 1254 u. s. f. Livland, welche den Kaufleuten und Städten so viel verdankten; über Livland handelte man auch mit Rußland. Zweyter Abschnitt. Verkehr der deutschen Kaufleute und Städte mit Rußland. S. 108 — 157. Nach Byrca und Schleswig hob sich in der Ostsee Jumne (Julin, Vineta), wo, nach Adam von Bremen, Russen, Sachsen und Slaven zusammentrafen, zu einer großen Handelsstadt. Im 12. Jahrh. trat Wisby auf Gothland an seine Stelle, und wahrscheinlich von dort aus und in Verbindung mit den Gothen unternahmen deutsche Kaufleute Handelsreisen nach Nowgorod. Dort hatten die Gothen, wie auch in Gothland die Russen, eine Kirche und Niederlage. 1157 oder 1158 entdeckten Bremer die Mündung der Düna (die Stelle bey Adamus Br. II. 13 über die Schiffahrt von Jumne nach Ostrogard Ruzzie d. i. Nowgorod in Rußland, muß dahin aus der Wiener Handschrift berichtigt werden, daß die Schiffahrt nur 14 Tage dauerte). a. Verträge zwischen Deutschen und Russen und den Nach

baren der letzteren um eine freye und geschützte Fahrt nach Rußland zu behaupten. Der älteste 1229 zwischen Fürst Mistislav Davidovitsch von Smalensk mit Riga, Gothland und andern Lateinern; Zweykampf und glühendes Eisen werden als Gerichtsgebräuche erwähnt, wie 1269 in dem Vertrage mit Nowgorod, worin der alte Schutz auf der Newa erneuert wird, die Leibeigenschaft des Schuldners. Den vielen Zwisten mit Nowgorod folgten immer neue eben so unkräftige 'Kreuzbüßungen.' Verträge mit Dänemark, als Besitzer von Esthland, mit Schweden und den Ordensrittern. b. Erste Bildung und Erweiterung des deutschen Hofes zu Nowgorod S. 124 — 154. Die erste Skra oder Hofordnung ist etwa um das J. 1225 zu setzen, und darnach der Hof noch etwas älter. Sie gibt ein lebendiges Bild der Einrichtung, welche in dem Buche nachgelesen werden muß. Die zweyte Skra ging etwa 1300 von Lübeck aus, die dritte enthält von 1315 bis 1355 gefaßte Beschlüsse der Olderleute und des gemeinen Kaufmanns in Nowgorod; 1338 und 1370 verbessern Abgeordnete von Lübeck und Wisby die Einrichtung. Um auch eine Probe der Darstellung zu geben, schreiben wir eine Stelle ab, worin S. 154 ff. die Resultate der Untersuchung zusammengedrängt sind: 'Ohne einen Riß, der uns fehlt, kann man sich von ihrem Hofe zu Nowgorod keine klare Vorstellung machen. Wir vernehmen viel von verschiedenen Kleten, oder Häusern, Buden, Ständen in dem Hofe, von ihrer Kirche, die nicht nur zum Gottesdienste sondern vornehmlich zur gesicherten Haupt-Waaren-Niederlage dient, so wie der Priester nicht nur als solcher sondern auch als Secretär ihnen diente. Auf dem Hofe lebten die Deutschen in verschiedenen Hausgenossenschaften, die ihre selbst

gewählten Vögte hatten und eine gemeinschaftliche Haushaltung führten. Der Hof umfaßte wohl zuerst alle in Nowgorod anwesende Deutsche, den größern Theil späterhin, da aus Mangel an Raum, ein Theil auch außer dem Hofe gewohnt hat, der indeß den höchsten Vorstehern oder Aelterleuten des Hofs und St. Peters gleich allen Uebrigen unterworfen blieb. Der Hof war der Mittelpunct des Verkehrs zwischen Deutschen und Russen, er war nicht immer gleichmäßig besucht, und abgesehen von Fehden mit den Russen, die ihn ganz zu verlassen nöthigten, war er nicht immer in gleicher Thätigkeit. Immer ging es ab und zu, Winters und Sommers, von der Landseite und von der See her. Ihre eigene Obrigkeit hatte über die Landsleute unbeschränkte Gewalt, auch über deren Leben und Tod. Dagegen behaupteten die Nowgoroder ihr Recht aufs strengste, Streitigkeiten zwischen den Ihrigen und den Gästen auf ihrem Johannishofe zu entscheiden, jedoch mit Zuziehung einiger fremder Kaufleute. Am schwierigsten blieb es, gegen die Russen und deren Angriffe sich zu schützen. Wenn der Hof mit Zaun und Planken umgeben war, so konnte doch in Wahrheit, wenn es zu großen Gewaltausbrüchen kam, dieß keinen dauernden Schutz gewähren, in solchen Fällen waren sie stets verloren, sie verließen alsdann den Hof. Die Bewachung desselben so wie der Kirche, die losgelassenen Hunde des Nachts, konnten wohl gegen Anfälle Einzelner schützen, gegen eine aufgebrachte große Stadt aber nicht. Daher die große Menge von Vorschriften, die alle dahin gehen, jeden Streit mit den Russen zu vermeiden, beym Kauf wie beym Verkauf, weil nicht zu berechnen stand, bey einer so reizbaren Republik, die so häufig auch mit ihren Fürsten kämpfte,

inwiefern solche einzelne Zwiste zu einer gemeinschaftlichen Angelegenheit gemacht werden und einen Aufstand gegen die Deutschen erregen könnten, dem sie gar nicht zu widerstehen vermochten. Solch eine breite Grundlage ihrer Macht, wie sie sich zu Bergen in Norwegen, oder wie sie sich in einigen schwedischen Städten durch Einbürgerung ihrer Landsleute verschafft hatten, fehlte ihnen hier gänzlich. Das wechselseitige Bedürfniß knüpfte indeß beide Theile bey noch so vielen Unterbrechungen stets wieder an einander, und die Schwächung der Russen durch innere Zwietracht und das Joch der Mongolen, das Wachsen der Macht Schwedens in Finnland und der Nachbarschaft, die vollkommnere Ausbildung der Macht des Ordens in Livland, gaben, um in neuen Ausdrücken zu reden, den Activ-Handel und die Activ-Schifffahrt mehr in die Hände der Deutschen, um so mehr, da sie zugleich in so vielen andern westlichen Ländern Freyheiten sich erworben und Niederlagen begründet hatten. Die Handelsweise, welche die Deutschen hier befolgten, war ähnlich der die damals überall bey ihnen üblich war. Jeder zu dem Verein der Kaufleute und Städte Gehörige handelte auf eigenen Gewinnst und Verlust; er kam hieher oder sandte seinen Diener und verkaufte was er mitbrachte, und kaufte oder tauschte Anderes dagegen ein. Damit die Reichern die Aermern nicht ganz verdrängen möchten, ward sogar eine Werthsumme bestimmt von 1000 Mark, über welche hinaus jeder Einzelne hier nicht Geschäfte machen durfte; es war auch nicht erlaubt, hier Jahr und Tag zu liegen, man mußte abziehen, wenn man Verkauf und Einkauf besorgt hatte; Schauämter sollten gegen den Betrug schützen, doch haben sie, wie aus den häufigen Wiederholungen sich ergibt,

schwerlich viel genützt. Daß die Hauptniederlage zu Nowgorod zugleich Nebenniederlage, Nebenhöfe in andern Theilen Rußlands in der Zeit hatte, ist zwar gewiß, wie zu Altladoga, wo sie auch eine Kirche und Wiesen hatten, ferner zu Plescov, Ploscov, aber von diesen letztern haben wir keine näheren Nachrichten aus dieser frühern Zeit, als daß daselbst eine Einrichtung war, vermöge welcher daselbst den Deutschen deutsches Recht gehandhabt werden konnte. Von Livland aus ward Plescow häufig besucht, in Smolensk war schon früh eine lateinische Kirche; daß diese Ansiedelungen aber dem Hofe zu Nowgorod untergeordnet gewesen, ist zwar als gewiß anzunehmen, wiewohl in den verschiedenen Skraen kein Wort darüber vorkommt. Auf den Hof zu Nowgorod blieben die Geschäfte jedoch nicht beschränkt, Russen kamen früh nach Gothland, später und fortdauernd nach Livland, wo sie auch mit den Deutschen die dahin gekommen waren und mit den livländischen Städten unmittelbar verkehrten; eben so sind auch Deutsche offenbar ins Innere von Rußland gefahren, und haben Geschäfte daselbst gemacht. Nun war hier wie aller Orten, wo deutsche Niederlagen waren, der Verkehr auf gewisse Wege beschränkt, nämlich über und von den Hauptstädten Livlands aus zu Wasser oder zu Land, oder unmittelbar über die Newa, nicht aber über Schweden, Kurland, Preußen u. s. zu Lande. Fremde von dem höchst geschätzten Verkehr, namentlich Engländer, Fläminger, Walen und Lombarden, so viel es an ihnen war, auszuschließen, blieb ihr unablässiges Bemühen; jede Handels- und Schiffsgemeinschaft mit ihnen war den Deutschen untersagt. Der Dänen und Normannen geschieht keine Erwähnung; die Schweden haben vielleicht, so wie die

Eingeborenen der Insel Gothland, sich des Gothenhofs zu Nowgorod mit bedient. Wahrscheinlich ist es den Deutschen auch mehr und mehr gelungen, durch ihre Handelsbegünstigungen und geschützten Niederlagen in den andern westlichen Ländern, durch die fortdauernden Kriege zwischen den Schweden und Russen, die der That nach begründete, ausschließende Handelsherrschaft sich hier zu verschaffen. Der größte Vorzug dieses Verkehrs in Rußland lag, wie auch viel spätere Nachrichten aussagen, in der Abgabenfreyheit, deren sich die Deutschen hier erfreuten. Die Deutschen bezogen von hier verschiedenes Pelz-, Fell- und Lederwerk, Haarwerk, Wachs, Fettwaaren, Talg, und dieß scheinen die Hauptgegenstände ihrer Ausfuhr, nach Englischem Ausdruck die Stapelwaaren gewesen zu seyn; auch Gold und Silber scheinen die Deutschen theilweise hier gekauft zu haben, vielleicht auch Honig. Gewiß war dieß nicht Alles, aber die Nachrichten sind dürftig; es scheint, daß man, wenn auch selten, Getreide von da bezogen hat. Von orientalischen Gütern, die von Rußland aus in dieser Zeit wären von den Deutschen ausgeführt worden, ist nicht die mindeste Spur, da die Lombarden durch das ganze westliche Europa einzeln verbreitet und auch in den Niederlanden und England seit dem 14ten Jahrh. angesiedelt waren, das Bedürfniß demnach wohlfeiler befriedigten, und in Brügge auf dem Hauptmarkte des westlichen Europa's ein Ueberfluß an diesen Gütern war. Gewiß sind, wenn einige orientalische Güter über Rußland bezogen wurden, diese unbedeutend gewesen; nie wird irgend eins derselben in den vielen auf uns gekommenen Nachrichten erwähnt, womit jedoch weder ein solcher Waarenzug in einer frühern Zeit bestritten, noch geläugnet

werden soll, daß die Russen selbst mehrere dieser Güter aus Asien und von Constantinopel aus fortwährend bezogen hätten. Die Einfuhr der Deutschen nach Rußland ist gleichfalls, und aus denselben Gründen, nicht vollständig anzugeben. Malz, Mehl, Getreide, geräuchertes Fleisch, Häring, ganz vorzüglich Tücher aus andern westlichen Ländern, besonders aus den Niederlanden und England, und die gröbern Arten aus Deutschland, Leinwand, Garn auch gefärbtes, Silber und Silbergeld, Kupfer, Zinn, Bley und wahrscheinlich mehrere Metallwaaren, Wein und Bier, vielleicht auch Honig oder geläuterter Seim, rothgegerbtes Leder, Buntwerk, obwohl die rohen Stoffe theilweise von Rußland selbst genommen waren, mehrere kleine oder Krämerwaaren, als Schwefel, Nadeln, Paternoster, Pergament und Handschuhe: dieß sind alle Waaren, deren in den auf uns gekommenen Nachrichten Erwähnung geschieht.'

Dritter Abschnitt. Handel mit Schweden. S. 157—163. Zuerst Urkunden für einzelne Städte, 1251 für Lübeck, 1261 Hamburg, 1271 Riga; 1312 u. s. w. allgemein für alle Städte. Gegenseitige Einbürgerung der Schweden und Deutschen; letztere erlangten sogar in mehreren Schwedischen Städten das Recht, daß die Hälfte des Stadtraths aus ihnen gewählt werden mußte. Vierter Abschnitt. Verkehr mit Dänemark und besonders mit Schonen. S. 163—191. Der Häringsfang an der Küste von Schonen ward von den Deutschen schon im 12. Jahrh. sehr lebhaft betrieben; sie hatten ihre Hauptniederlagen zu Skanoer und Falsterbo, wo sie Grund und Boden erwarben, den Fischfang betrieben und Märkte hielten; der König erhielt einen Zoll, übrigens war Handelsfreyheit. Jede Stadt hatte

ihre Vögte, und für die ganze Niederlage wären gemeine Vögte erwählt. Fünfter Abschnitt. Verkehr mit Norwegen. S. 192—211. Um 1259 erscheinen die ersten urkundlichen Beweise eines Handels der Deutschen, denen hier Schotten und Engländer lange zuvorgekommen waren; seitdem sehr große Begünstigungen abwechselnd gegeben und genommen, was die Bildung der Niederlage zu Bergen sehr verspätet hat; nach einer Anmerkung des Hn. Herausgebers ist 1358 die älteste Spur derselben. Die Eifersucht der Eingebornen, besonders der Bürger von Bergen, verhinderte nicht, daß die Deutschen gegen geringe Zölle die Freyheit des Verkehrs mit den Normännern sowohl als den Fremden ohne Dazwischenkunft der Bergener erlangten. Sechster Abschnitt. Handel mit den Niederlanden und Frankreich. S. 211 — 274. Die Niederlande, besonders Brügge in Flandern waren damals der Stapelplatz des Europäischen Handels, wohin die Italiäner, Spanier, Franzosen und Engländer, wie die Hanseatischen Kaufleute die Waaren sowohl des südlichen Europa und Asiens als des Nordens führten, und gegen einander und gegen die Flandrischen Tücher austauschten. Es konnte also hier von keinem Monopol die Rede seyn, die Deutschen mußten mit den Eingebornen und Fremden wetteifern. Die Grafen sorgten ihres eigenen Vortheils wegen für gleiche Behandlung der Fremden und für Sicherheit; der erste bekannte Schutzbrief ist von 1243; der von 1252 den Kaufleuten des Römischen Reichs welche Gothland besuchen ertheilt. Die gleichzeitige älteste Zollrolle zeigt daß die Zölle von den Käufern bezahlt wurden (S. 211). Das dabey erforderliche Wägen der Waaren gab zu

der Mit- und Nachwelt zum Gebrauche darge-boten wird. Diese Sammlung unterscheidet sich aufs vortheilhafteste von so vielen Urkundenbüchern auch durch die Bearbeitung, welche den einzelnen Urkunden zu Theil geworden ist. Die dunkeln Ausdrücke oder Wendungen sind nicht absichtlich übergangen, sondern so weit es möglich gewesen erläutert; und in demselben Sinne wie sich die Vorrede darüber ausspricht, vermag Ref., der die Verbindung des Verfassers mit seinem nun auch schon dahingeschiedenen Freunde Dobrowsky vermittelte, aus eigener Erfahrung zu bezeugen, daß der Geschichtschreiber der Hanse keine Mühe gescheuet hat, um bis auf die kleinsten Einzelnheiten hinab seines Gegenstandes Meister zu werden. Die Erklärungen betreffen sowohl Schrift als Sprache und Inhalt; ein Glossarium S. 751—760 und durch das Werk zerstreute Schriftproben nebst zwey Schrift- und Siegel-Tafeln am Ende erleichtern den Gebrauch und bey schwierigen Stellen das eigene Urtheil.

Papier und Druck sind sehr schön, und auf die Correctheit des letztern eine ungemeine Sorgfalt gewandt.

Dem Wunsche des Verewigten gemäß haben seine Frau Wittwe und Kinder 'dieses letzte Werk seines Lebens den freyen Städten Lübeck, Bremen und Hamburg, als ein Denkmahl unbegränzter Dankbarkeit und Verehrung' geweiht.

G. H. P.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 21. August 1830.

Hildesheim.

In der Gerstenbergschen Buchhandlung, 1830: Die bäuerlichen Lasten im Fürstenthum Hildesheim, eine geschichtlich=rechtliche Abhandlung, von Hermann Adolf Lüntzel. 279 S. in 8.

Der Verfasser hatte bey Ausarbeitung seiner Schrift einen doppelten Gesichtspunct: 1) das Hannoversche Grundsteuer=Gesetz vom 9. August 1822 spricht den Grundsatz aus: daß dem Besitzer von Meyergütern, Colonation, Erbleihe=Zins= und andern Gütern, von denen ein Theilkorn als Meyerzins oder Erbpacht gegeben wird, kein Recht zustehe, von seinem Guts= und Grundherrn einen Beytrag zu der zu entrichtenden Grundsteuer zu verlangen; der Verf. will nun in Bezug auf die Provinz Hildesheim die physische Unmöglichkeit der Ausführung dieses Grundsatzes, der ihm auch rechtlich unhaltbar zu seyn scheint, darthun. Dann leitete ihn 2) ein historisches Interesse zugleich das Schicksal des

Bauernstandes von der frühesten Zeit her (w
in Betreff Ostphalens noch keiner Bearbeit
unterzogen ist), insofern sein eben bemerk
Hauptzweck ihn auf diesen Gegenstand führt,
verfolgen. — Nach des Verfs. Ansicht (die w
jedoch nicht theilen) beruhete der älteste Hau
unterschied unter den Bauern, Freyheit und U
freyheit auf einer über die Geschichte hinaus
genden Eroberung und Vertheilung des Lan
zwischen Siegern und Besiegten. Die Geschic
erwähnt der Periode der Regierung Bisch
Otto II. von 1318 bis 1331 als heilbringe
für den Bauernstand; dann ereigneten sich zw
Kriege, die Fehde Bischofs Berthold von 14
bis 1486, und die Stiftsfehde, die das La
verheeren. Die letztere, die 1523 endigte (e
gentlich erst 1643), theilte das Bisthum unt
die Herzöge von Wolfenbüttel und Calenbe
und den Bischofe von Hildesheim. Die Gut
herren fanden Schwierigkeit neue Anbauer a
den verlassenen Höfen zu finden, daher gestande
sie ihnen mildere Bedingungen zu, und als Fo
ge die Aufhebung der Leibeigenschaft. Das In
teresse und die Geldnoth zwang die Herzöge vo
Braunschweig (nun Besitzer des großen Stifts)
die Bauern gegen die Gutsherren zu schützen
Dagegen forderten die Herzöge aber auch meh
rere Abgaben als die Bischöfe. Die Verordnun
gen der Herzöge Julius und Heinrich Julius
begründeten die Erblichkeit des Meyerrechts, s
machten die Bauern zu Unterthanen des Lan
desherren (hier citiert der Verf. Spittler's Gesch.
des Fürstenth. Hannover, II. 44). Nach der
Wiedervereinigung der getrennten Theile des
Stifts (1642) ging man auf diesem Wege fort.
Eine Verordnung von 1668 versprach Ackerleu

ten und Kothsassen in allgemeinen Ausdrücken Schutz der hergebrachten Gerechtigkeiten. Die Policeyordnung (1665), die Dienstordnung (1730) sicherte gegen fernere Beschwerungen; in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde die Erblichkeit des Meyerverhältnisses über allen Zweifel erhoben.

Ueber der Entstehung des Bauernstandes und insbesondere des Meyerverhältnisses in Norddeutschland ruhet eine große Dunkelheit; nur die noch vorhandenen Meyerbriefe der ältesten Zeit können hier einiges Licht geben. Nachrichten die der Verfasser dieser Anzeige aus dem Archiv des ehemaligen Klosters Ringelheim entlehnt hat, stimmen nicht mit der Behauptung des Verfs. von dem Ursprunge der Meyer als Folge der Fehde des Bischofs Berthold und der Stiftsfehde, und der angeblich schon durch die Herzöge von Braunschweig begründeten Erblichkeit des Meyerrechts, überein. Wir müssen gleich anfangs bemerken, daß im Hildesheimischen, außer den Meyergütern, Erbenzins- und Meyerdingsgüter vorhanden sind. Diese beiden letzten Arten von Gütern kommen unter den Ringelheimschen Besitzungen weit früher als die Meyergüter vor und scheint ihr Ursprung bis zu den Zeiten der Carolinger verfolgt werden zu können. In Betreff der Meyergüter besagt eine noch im Original vorhandene Urkunde Bischofs Ernst, daß derselbe dem Kloster die Erlaubniß ertheilte, im Gefolge der Vorstellung desselben, 'daß selbiges Schwierigkeiten fände, seine vielen Aecker selbst zu cultivieren', einen Theil derselben an Bauern auszuthun, jedoch unter der Bedingung, daß die Meyerbriefe nur auf neun Jahr gelten und dann erloschen seyn, auch dem

Kloster das Recht verbleiben sollte, das le entweder wieder auf neun Jahre auszuthun, e auch an sich zu ziehen. Das Kloster Rin heim ward von dem Herzoge von Braunschw Wolfenbüttel in der Stifsfehde in Besitz gen men. Der Herzog vertrieb die Mönche, ernan einen protestantischen Geistlichen zum Abt, die Güter des Klosters auf herzogliche Rechn verwaltete. Dieß Verhältniß dauerte bis 16 da es wieder der catholischen Geistlichkeit üb geben ward. Für das kleine Stift Hildesh das im Besitze der Bischöfe verblieb, sind 1643, so viel uns bekannt ist, keine Verordn gen erlassen, die die Erblichkeit des Meyerg sichern; für den Theil des Stifts, der an C lenberg fiel, hat man die Landtagsabschiede u Schatzordnungen der damaligen Zeit, so wie die in den Besitz der Herzöge von Wolfenbü gekommenen Aemter und Stifter den bekann Salzdahlenschen Landtags-Abschied vom 3. J nius 1597 als verbindlich (jedoch mit Wid spruch der bischöflichen Regierung und der Gu herren) anerkennen wollen. Beide, sowohl Calenbergischen Landtagsabschiede, als der G dersheimische Landtagsabschied von 1597 sind Betreff der Meyergüter darin in Uebereinsti mung, daß der Gutsherr zur Austreibung Meyer wegen bedeutender Zinsrückstände, Ve schlechterung oder Versplitterung des Guts u. s. ein Recht haben sollte; und scheinen demnach Behauptung Spittler's, daß die Herzöge v Braunschweig die Erblichkeit des Meyerrech begründet hätten, zu rechtfertigen. Spittler b rücksichtigte aber nicht die Klausel im Gander heimischen Landtagsabschiede, 'daß den Gut herren auch dann die Berechtigung der Austre

ung der Meyer zustehen solle, wenn sie die Gü-
er zu ihrer eigenen Nothdurft zu gebrauchen
es vorhabens wären.' Wir können uns viel-
eicht hieraus erklären, daß obwohl der prote-
stantische Abt Henericus von Ringelheim den
Gandersheimischen Landtagsabschied mit unter-
eichnete, doch seitdem von ihm und seinen Nach-
olgern die Meyerbriefe in der nämlichen Form
ausgefertigt wurden, und das Meyerverhältniß
n der nämlichen Art blieb, als solches durch des
Bischofs Ernst Urkunde als Pachtverhältniß fest-
gestellt war, und verdient hierbey bemerkt zu
werden, daß alles dieses mit Genehmigung der
Herzöge von Wolfenbüttel geschah. Eine Ent-
scheidung der bischöflichen Regierung im Anfange
des 18ten Jahrhunderts über das Meyerverhält-
niß der Ringelheimschen Meyer ist historisch zu
merkwürdig, um hier nicht eine specielle Anfüh-
rung zu verdienen. Diese Meyer hatten sich
bey dem Bischofe über mehrere ihnen von dem
Kloster widerfahrenen Bedrückungen, insbeson-
dere aber darüber beschwert, daß sie laut Inhalt
ihrer Meyerbriefe gehalten seyn sollten, nach Gut-
dünken des Klosters ihres Landes ledig zu gehen,
und solches zur freyen Disposition des Herrn
Prälaten zu stellen. Die bischöfliche Regierung
verordnete, daß zwey Räthe, Daniel Cassius
und David Könemann sich in Person nach Rin-
gelheim verfügen und die Beschwerden der Meyer
an Ort und Stelle untersuchen mußten. Der
noch im Original vorhandene Bericht dieser Com-
mission, datiert Hildesheim den 21. May 1703,
besagt unter andern: 'Wir haben uns zur schul-
digen Folge des Befehls der hochlöblichen Re-
gierung nach Ringelheim erhoben, und aus den
Actis und vorgelegten so alten als neuen Meyer-

Carls des Großen, sie bildeten eine geschlossene Gemeinschaft, unterschieden von den übrigen freyen Bewohnern, freye Landsassen genannt. Die Unfreyen in Ostphalen unterscheiden sich von denen in Westphalen dadurch, daß sie gewöhnlich nicht um den Herrnhof, sondern in mehreren Dörfern zerstreuet liegen. In dem §. 10 berichtigt der Verf. seine früher aufgestellte Behauptung, daß die Erblichkeit der Meyer schon in der Mitte des 18ten Jahrhunderts außer Zweifel gesetzt sey, dahin, daß die Verordnung vom 9ten April 1781 die factische Anerkennung der Erblichkeit ausgesprochen habe, gibt aber zu, daß noch gestritten werde, ob dieses oder jenes Gut zu den erblich gewordenen Meyergütern gehöre, oder nicht, und wünscht: es möge durch eine übereinstimmende Erklärung des Gutsherrn und des Meyers festgesetzt werden, welches Land die Natur des Pachtlandes verloren und Erbmeyerland geworden. Feste Bestimmungen über diese dunkeln Verhältnisse möchten unsers Erachtens nach um so wünschenswerther seyn, als über die Berechtigung des Gutsherrn, im Fall der Caducität eines Meyerguts Zweifel obwalten. Das Recht des Gutsherrn beym Heimfalle von Erbenzins- und Meyerdingsgütern, die Grundstücke nach erfolgter Caducität, in eigene Cultur zu nehmen, oder den frühern Besitzern, oder jedem Dritten auf beliebige Art wieder auszuthun, ist im Hildesheimschen niemals bestritten worden, dagegen herrscht die Präsumtion, daß wenn ein Meyer aus rechtmäßigen Gründen von seinem Hofe verjagt ist, die Landesherrschaft auf die Wiedervermeyerung eines solchen Hofes würde dringen können, obwohl sich im Hildesheimschen viele Beyspiele von ganz eingezogenen Meyer-

gütern finden, nicht aber von desfallsiger Intervention der Staatsverwaltung. — Nicht minder historisch wichtig ist was der Verf. im §. 11 über das Verhältniß der Bauern zum Landesherrn im Allgemeinen und §. 12 in Beziehung auf den Dienst sagt. Ob sich aber aus diesem allen noch die Behauptung des Verfs. geschichtlich rechtlich nachweisen lasse, daß der bereits bemerkte Grundsatz des Grundsteuer-Gesetzes von 1822, nach welchem der Besitzer von Meyergütern u. s. f. nicht gehalten seyn soll, von seinem Guts- und Gerichtsherrn einen Beytrag zu der zu entrichtenden Grundsteuer zu verlangen, unhaltbar sey, müssen wir sehr in Zweifel ziehen. Der Verf. scheint selbst von dem Rechte nicht überzeugt zu seyn, er will, es soll nicht auf juristische Beweise gedrungen werden. Ein desto größeres Gewicht legt er auf die Ueberlastung der Meyer, und hier hat er freylich ein leichteres Spiel. Die Meyerhöfe im Hildesheimschen sind zum Theil durch doppelte Leistungen an den Gutsherrn und die Herrschaft (letztere verdanken sie den Herzögen von Braunschweig, die die Bischöfe begierig beybehielten) sehr beschwert. Nun haben die Bestimmungen des Grundsteuergesetzes von 1822 (die diejenigen Provinzen, welche bey fruchtbarem Ackerlande Mangel an Wiesen haben, hart treffen) insbesondere die Provinz Hildesheim zu einer so hohen Grundsteuer herbeygezogen, daß die Lasten der pflichtigen Höfe in dieser Provinz fast bis zur Unerträglichkeit vermehrt sind. Nach des Verfassers Berechnung müssen die Bauern im Hildesheimschen außer den in die Landescassen fließenden Steuern jährlich eine halbe Million aufbringen, von welcher er den jährlichen Betrag der Meyer-

zinsen, Zehnten und Herrendienste auf 350,000 Thaler veranschlägt, die in die königlichen Cassen fließenden Abgaben berechnet er zu 150,000 Thaler. Die Provinz Ostfriesland, sagt er, hat an Domanialgefällen etwa 90,000 Thaler zu entrichten, und die bäuerlichen Lasten betragen 75,000 Thaler, welche in dieser Provinz auf 666,684, und im Hildesheimschen auf 422,170 Morgen vertheilt sind. Seine Forderungen sind: 1) zur Ausgleichung der Grundsteuer-Quoten der einzelnen Provinzen gegen einander sollen die Domanialgefälle und Dienste, wovon der Ursprung aus Privatrechts-Titeln nicht nachgewiesen werden kann, in Anschlag kommen, als Grundsteuer anerkannt und in den Provinzen gleichmäßig vertheilt werden; 2) zur Ausgleichung der Beyträge der einzelnen Pflichtigen werden die aus Privatrechtsgründen an der Nutzung des Grundes und Bodens Theilnehmenden zu einem verhältnißmäßigen Beytrage zur Grundsteuer herbeygezogen; 3) können die dazu geeigneten Domanialgefälle als Steuern nicht anerkannt werden, so mögen die administrativen Behörden im Geiste der erhabenen Humanität der Hannoverschen Regierung bey der Prüfung der Persönlichkeit oder Dinglichkeit der einzelnen Gefälle ihrer eigenen Ueberzeugung, der festgesetzten hohen Wahrscheinlichkeit folgen, nicht aber den Bauer wegen des Mangels juristischen Beweises unterliegen lassen. — Vergleichen wir die Bestimmungen des Hannoverschen Grundsteuergesetzes von 1822 mit einigen Grundsteuergesetzen in andern Ländern, so hat es uns immer ein Mangel im erstern zu seyn geschienen, daß ersteres auf die auf den Meyerhöfen ruhenden Belastungen keine Rücksicht nimmt. Der

Billigkeit angemessener und zweckmäßiger scheint es uns zu seyn, statt die Gutsherren, die ohnehin durch die gleiche Besteuerung ihrer eremten Ländereyen hart getroffen sind, zu einem Beytrage der Grundsteuer für ihre ehemaligen Pacht- jetzt erbliches Meyergut gewordenen Grundstücke (für welche sie gern einen Beytrag zur Grundsteuer entrichten würden, wenn ihnen verstattet wäre es wieder als Pachtgut zu benutzen), wie der Verf. vorschlägt, herbeyzuziehen, die Belastungen der Meyerhöfe bey Bestimmung der von ihnen zu entrichtenden Grundsteuer nach einem billigen Verhältnisse zu berücksichtigen, und den Betrag der darauf zu billigenden Vergütungen von dem Quantum der Grundsteuer ein für allemal abzusetzen. — Uebrigens bemerken wir, daß, seitdem der Verf. sein Werk verfertigte, nach dem Beschluß der Stände ein Zehntel der Grundsteuer vom Ackerland abgesetzt worden ist, wodurch insbesondere der Provinz Hildesheim eine bedeutende Erleichterung zu Theil ward.

Aarau.

Bey Christen, 1827. 1828: Helvetia. Denkwürdigkeiten für die XXII Freystaaten der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Neue Folge. Bd. I. 728 S. Bd. II. 639 S. in 8.

Je strenger heut zu Tage die Anforderungen der Kritik an die Geschichtsschreibung sind, je mehr es ihr hoffentlich allmählich gelingen wird Unberufene von diesen Schranken abzuweisen, indem sie die Täuschungen der Schwäche, der Eitelkeit zerstört, die ihren Beruf misversteht, desto mehr ist es ihre Pflicht die Bemühungen derje-

nigen anzuerkennen, die mit einer nur zu seltenen Selbstverläugnung sich den untergeordneten vorbereitenden Arbeiten unterziehen, die einst dem wirklichen Geschichtsschreiber zu Gute kommen, ohne daß er selbst vielleicht seine Verbindlichkeit anerkennt. So sehr unberufene Geschichtschreiber abgeschreckt zu werden verdienen, so sehr verdient das Herbeyschaffen von Materialien zur Geschichte Dank und Unterstützung, damit so manche Kräfte die sich dort vergeblich erschöpften, sich hier in einer angemessenen Sphäre bewegen, wo treuer Fleiß hinreicht um zur Befriedigung eines der dringendsten Bedürfnisse der Zeit wesentlich beyzutragen. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet verdient das vorliegende Werk das größte Lob, und ist in der That für ein gründliches Studium der Schweizergeschichte unentbehrlich. Die oder der Herausgeber sind uns unbekannt, allein aus einzelnen Aeußerungen und aus dem Verlagsort Arau zu schließen, gehören sie der liberalen Partey in der Schweiz an, und dieß ist ein Grund mehr den Plan und die Ausführung des Werkes zu loben, da die Wortführer dieser Partey nur zu oft in selbstgefälliger Oberflächlichkeit und unersprießlichen Phrasen eines politischen Materialismus oder materiellen Philantropismus Kräfte und Talente vergeuden, an denen sie ihren Gegnern allerdings überlegen sind. — Das vorliegende Werk enthält eine Sammlung von noch ungedruckten oder wenig bekannten Documenten, die sich auf einige der wichtigsten Epochen der Schweizergeschichte beziehen, ferner einige selbstständige historische Aufsätze über ähnliche Puncte dieser Geschichte, endlich mehrere statistische Documente, Aufsätze und Recensionen, die sich auf die neue-

fte Zeit beziehen. Von den Documenten und ältern Materialien wollen wir nur folgende anführen: Tagsatzungsabschiede von 1555, 1556; die Waldmanischen Spruchbriefe von 1489, und mehrere darauf bezügliche Bescheide des Raths von Zürich; der Capeller Brief von 1531 und ein über denselben vom Stande Bern 1590 der Landschaft gegebener Bescheid; der goldene Bund von 1586. Eine ungedruckte Fortsetzung von Gilg Tschudi's Schweizerchronik von 1473 — 1516 enthält besonders die Geschichte der Burgunderkriege und des Schwabenkriegs in des Verfs. bekannter trefflichen Art erzählt. Einen Zug können wir nicht umhin anzuführen, der für die damalige Stellung der Eidgenossen eben so rühmlich spricht, als er manchen Schweizer schmerzlich an die jetzige Lage seines Vaterlands erinnern muß. Es ist die Rede von dem Beytritt des von allen Seiten vom Hause Oestreich bedrängten Basel zur Eidgenossenschaft: nachdem die gegenseitigen Eide geschworen worden, 'fieng man an, mit allen Glocken Freud lüten und zog Jederman wieder uf sin Zunft und ward den Eidgenossen gar viel Eren erwiesen; die von Basel thatent auch von Stund an ihre Thore uf, die vor beschlossen warent, und die Hüter darvon; und da sie zuvor 20 Mann mit Wehr und Harnisch hattent gehen, setztent sie desselben Tags an ihr Statt eine Frau mit der Kunkel; die spann und fordert den Zoll, das etlich Lüt gar übel verdroß.' — Höchst merkwürdig sind 15 vertrauliche Briefe über eine Verschwörung, die im Jahr 1749 in Bern entdeckt wurde. Der Schreiber desselben äußert sich zwar mit der größten Behutsamkeit, ganz unter dem Einfluß des Entsetzens vor dem vor-

gehabten Verbrechen nicht weniger als vor der Strafe, die ganz das Ansehen einer Parteyrache nahm; aber um so wichtiger sind einzelne Aeußerungen die ihm entschlüpfen und die beweisen, daß wenn die Verschwörung eine wahrhaft catilinarische war, der Zustand der Republik, der Uebermuth der Aristocratie, das unter einer Hülle von Ehrbarkeit und Ruhe tief eingerissene Verderbniß fast aller Zweige des öffentlichen und Privatlebens das Gelingen einer solchen Verschwörung nicht zu den Unmöglichkeiten zu rechnen erlaubte. Als Hanzi, das Haupt der Verschwörung, vom Scharfrichter, wie man glaubte auf höheren Befehl, mit mehreren Streichen geköpft wurde, rief er: 'tout est donc corrompu dans cette republique, jusqu'au bourreau!' Die Grundsätze der Verschworenen, so ferne sie deren hatten, scheinen übrigens ganz die gewesen zu seyn, welche später die Französische Revolution aussprach: tout gouvernement provient des peuples et leur appartient, et c'est par usurpation, que d'autres s'en sont emparés par la suite; so äußerte sich einer derselben. — Ref. weiß nicht ob anderswo schon eine ausführliche Nachricht von dieser Verschwörung steht, die freylich mehr in moralischer als in politischer Hinsicht wichtig in der Geschichte der Schweiz ist, er erinnert sich aber, daß noch jetzt die Sache in Bern selbst nur mit einem geheimnißvollen Schauder berührt wird. — Von unabhängigen historischen Aufsätzen die das vorliegende Werk enthält, bemerken wir folgende: Meier von Schauensee Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft von 1707 bis 1712. Der Verfasser erzählt als Augenzeuge und Theilnehmer die unseligen Tog-

genburger Händel, den Bramgartner Krieg, wodurch im Anfange des vorigen Jahrhunderts die letzten moralischen Bande zerrissen wurden, welche die Eidgenossenschaft noch zusammenhielten. — Ferner eine erschöpfende mit Documenten belegte Darstellung des berüchtigten Waserschen Processes (1780), welcher mit einem Justizmorde endete, der schon Schlözer Gelegenheit gab seine Stimme gegen den dumpfen, dummen, naiven Despotismus kleiner Republiken, wie Zürch zu erheben; endlich eine Geschichte von Genf während der wichtigen Jahre 1589 — 1603, von Schuler. — Solche Monographien mit Gründlichkeit verfaßt, können das Verdienst und den Nutzen von wirklichen Documenten erlangen. — Historisch wichtig, besonders für die Literaturgeschichte ist ein ungedrucktes satyrisches Gedicht: der Krebsgang von Adam Christen von Uberlingen, 1589; worin das Betragen von Bern bey Gelegenheit der Genfer Händel scharf gegeißelt wird. — In anderer Hinsicht merkwürdig ist der Bericht eines Augenzeugen über die 1626 Statt gefundene Oeffnung des Grabes des 138 Jahre zuvor enthaupteten Bürgermeisters Waldmann, wo der Leichnam noch ganz unversehrt, die Halswunde noch ganz frisch und das Blut noch ganz roth und flüssig befunden wurde. Aehnliche Dinge sind auch sonst wohl berichtet worden, doch erinnern wir uns keines so unverdächtigen und ausführlichen Zeugnisses über einen solchen Fall. — Zum Schlusse: der herzliche Wunsch, daß die Fortsetzung des Werkes nicht ausbleiben möge.

B. A. H.

Bonn.

Bey Weber, 1829: Hitopadesa id est Institutio salutaris. Textum codd. mss. collatis recensuerunt, interpretationem latinam et annotationes criticas adjecerunt Augustus Guilelmus a Schlegel et Christianus Lassen. Pars I. textum sanscritum tenens. XVI u. 133 S. in 4.

Die Vorrede zeigt, daß die Uebersetzung und der sachliche Commentar von dem ersten der Herren Herausgeber, die kritischen Bemerkungen von dem zweyten zu erwarten sind. Sie zeigt zugleich, wie wenig die zwey frühern Ausgaben des Hitopadesa, die von Carey besorgte, von Colebrook nur mit einer Vorrede begleitete Seramporer und die anonym herausgegebene Londoner, den Namen von kritischen und zum Gebrauch der Anfänger nützlichen Ausgaben verdienen. Außer diesen frühern Ausgaben und den nicht fehlerlosen Uebersetzungen von Wilkins und Jones haben die Herausgeber den Pariser Codex und eine Handschrift des Fr. Schilling v. Canstatt benutzt. Ueber die neue Ausgabe selbst läßt sich erst nach Erscheinung des zweyten Theils, der die Gründe der Lesarten enthalten wird, eine specielle Kritik üben; freuen wir uns zunächst, daß wieder in Deutschland ein Sanskritwerk gedruckt ist, welches sich eben so durch seinen Inhalt wie durch die leichte, jedoch auch durch eingestreute Verse mannigfaltiger und schwerer werdende Darstellung vor vielen andern zum Gebrauch der Lernenden eignet.

E.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.
Den 23. August 1830.

Göttingen.

Der 12te August war der von der Academie dazu bestimmte Tag, den Manen ihres erhabenen Beherrschers und Erhalters König Georg IV. das Ihm schuldige Opfer der Pietät durch eine öffentliche Todtenfeyer darzubringen. Es geschah dieses durch einen feyerlichen Redeactus, wozu der Professor der Beredsamkeit, und dermaliger Prorector Herr Hofr. Mitscherlich durch ein Programm einlud: Praemittuntur nonnulla ad feralem Romanorum pompam pertinentia. Die Feyer selbst geschah in der Universitätskirche, welche der Trauer gemäß dazu eingerichtet war. Der Chor der Kirche war schwarz drappiert; so wie auch der Catheder. Ueber demselben die Inschrift: Regem Rectorem suum sibi ereptum luget Georgia Augusta, und darüber der Namenszug des Verewigten in einem Sternenkranze; zu beiden Seiten desselben stand eine Cypresse. Das Corps der Universität versammelte sich in Trauerkleidern auf dem Chor; das Schiff der

Kirche, so wie die Emporkirche war von den Studierenden, gleichfalls in schwarzer Kleidung, angefüllt. Die Feyerlichkeit begann mit einer Trauermusik, nach welcher der Redner Hofrath Mitscherlich den Catheder betrat, und in einer lateinischen Rede die Gefühle der Verehrung, des Danks und der Trauer ausdrückte, welche die Universität beseelten; nach welcher durch eine zweyte Trauermusik die Feyer endete.

Die Rede, zu welcher sich ein überreicher Stoff darbot, erwähnte die zahllosen Wohlthaten, deren sich seit ihrer Stiftung die Universität von ihren erhabenen Beherrschern, und vor Allen von dem letzten derselben, dessen Andenken wir feyerten, zu erfreuen hat. Die Erhaltung der Lehrfreyheit, selbst in den schwierigsten Zeiten, stand unter diesen billig oben an; demnächst die Erhaltung und Erweiterung ihrer Institute; und die Anlage neuer, zu welchen, außer andern die schon aus diesen Blättern bekannt sind, selbst die Kirche gehörte, in welcher die Versammlung Statt fand. Die Rede ward mit tiefer Stille und Rührung angehört, welche durch die Erwähnung des unvergeßlichen Tages, an welchem König Georg IV. in der Mitte Seiner Georgia Augusta erschien, und selber das ehrenvolle Zeugniß ihr ertheilte: 'unter den Verirrungen der Zeit ihrer Bestimmung treu geblieben zu seyn', noch erhöht ward. Nur die zuversichtliche Hoffnung in der Huld Seiner jetzt regierenden Majestät Wilhelm IV. Ersatz für das zu finden was wir verloren haben, konnte uns Beruhigung gewähren.

Zugleich mit dem Programm ward ein lateinisches Gedicht desselben Verfassers ausgegeben, das wir unsern Lesern um so weniger vorenthalten wollen, da das bey einer frohern Ge-

legenheit, bey Erhaltung des letzten Geschenks des verewigten Monarchen, des Seines Bildnisses mitgetheilte, noch in frischem Andenken bey ihnen seyn wird.

Quae prius, Aoniis, operata Sororibus, altum
Extuleras, late conspicienda, caput;
Ingenuo fulgore nitens, redimita corollis
Tempora, Guelphiaci gloria magna soli:
Indue ferales, Augusta Georgia, cultus,
Et circa frontem maesta cupressus eat.
Percitus assiduis resonet plangoribus aether,
Et fletus, instar fluminis, ora rigent.
Te lacrimae planctusque decent; Tuus occidit eheu!
Altor, quo solo sospite sospes eras.
Occidit, imperii tenuit qui sceptra Britanni;
Nec pietas fati est vim remorata trucis.
Ah quoties trepidis oneravimus aethera votis!
Sollicitas quoties fudimus ore preces!
Nuntius attonitas quum tristior usque feriret
Aures, et vitae spes labefacta foret.
Incassum cecidere tamen, quae corde profundo
Vovimus, infestis heu! male rapta Notis.
Squalida jam pullo velata Britannia amictu,
Crinibus et passis, ad sacra busta sedet;
Plurimaque ex imo suspiria pectore ducens
Invidiam fati Guelphias usque gemit.
Et merito; namque ILLE, suis Pater aequus, amoris
Tot dederat vivus pignora certa sui;
Amplexus sibi subjectas moderamine miti
Gentes, quas coelo Sol ab utroque videt.
Mille bonis fecunda suis ILLE otia terris
Reddidit, heu Martis rupta furore diu.

Teutonicaeque simul, quaqua patet, extitit orae
Vindex, antiquum restituitque decus;
Quae nimis heu! longo belli convulsa tumultu
Externo fuerat subdita paene jugo.
Quum ferus innumero Germanas milite terras
Hostis persultans omnia vasta daret,
Jura ferox sibi nata negans, tumidusque secundis
Rebus misceret fanda nefanda simul.
Donec Hydrunteis, ubi nunc sunt Gallica busta,
In campis duras pertulit ille vices.
Auspiciis haec gesta TUIS, invicte GEORGI,
Vindice TE poenas vis malesana luit.
Vindice TE dominum dudum indignata superbum
Cecropis erexit libera colla jugo;
Dum virtute Codringtoni, Mavortis alumni,
Subruit hostiles una ruina rates;
Fulmineisque evicta globis a culmine summo
Arx Navarina simul concidit, aequa solo.
Jam recidiva novo sese flore induit Hellas,
Antiquum repetens ambitiosa decus.
Jam reduces audent lustrare Helicona choreis
Musae, nectentes florea serta TIBI;
Et, Phoebo praeeunte modos, nova carmina dicunt,
Laudibus aeternis carmina plena TUIS.
Scilicet haecce TUI sunt muneris omnia, quotquot
Libera jam tellus, commoda, Graia tulit.
Muneris hocce TUI est, quod amico foedere juncta
Europe fruitur pacis ubique bonis.

Hinc TUA per latas ibunt praeconia laudum
Et maris et terrae, non moritura, plagas.
Nosque TIBI memori faciemus pectore, nato
Et moriente die, ture meroque pii.

Leipzig.

Opere di Giordano Bruno, Nolano, ora per la prima volta raccolte e pubblicate da Adolfo Wagner, Dottore. Vol I. II. 1830. 8. (col ritratto del autore).

Bis jetzt hatten die Geschichtschreiber der Philosophie von Giordano Bruno nur eine sehr unvollkommene Kenntniß. Der Grund davon lag nicht allein in der Dunkelheit seiner Lebensumstände und in der Dürftigkeit der Nachrichten über dieselben. Das Wichtigste darüber findet man von Kindervater, Heydenreich, Adelung (in der Gesch. der menschl. Narrheit 1 B.) und kürzlich von Rixner (Leben u. Lehrmeinungen berühmter Physiker am Ende des 16. u. Anfange des 17. Jahrh. V. Heft) zusammengestellt. Man weiß, daß Bruno aus Nola gebürtig und in der zweyten Hälfte des 16. Jahrh. geboren, sich früherhin der Dichtkunst, dann den strengeren Studien gewidmet hat. Sein feuriger Geist und das Studium der Alten machten ihm die scholastische Philosophie seiner Zeit verhaßt, und eine freyere Denkart zum Bedürfniß; in der Astronomie war er der beredteste Lobpreiser des Copernikus, wie sich aus seinen Schriften ergibt. Und da er dieß nicht zu verhehlen vermochte, so sah er sich genöthigt sein Vaterland und, wie einige Nachrichten hinzufügen, den Dominicanerorden zu verlassen, um der Tyranney eines abergläubischen Cultus zu entgehen; vielleicht auch, daß freye Urtheile über gewisse Dogmen seiner Kirche und sein leiden-

schaftliches Betragen ihm Verfolgungen zuzogen. Es ist bekannt, daß er, wahrscheinlich 1580 Italien verließ und sich zuerst nach Genf, wo er an dem Calvinismus ebenfalls kein Gefallen fand, dann über Lyon, Toulouse nach Paris begab. Hier sehen wir ihn beschäftigt, die scholastische Weise zu bekämpfen, und sowohl in Schriften, als in Lehrvorträgen die sogenannte lullische Kunst, in deren mannigfaltiger Bearbeitung er die systematische Form zugleich mit einer oratorischen Topik und Mnemonik erstrebte, und seine pantheistische Weltansicht, in welcher sich der Einfluß der Eleaten und Neuplatoniker auf einen originellen Geist des 16. Jahrh. beurkundet, einzuführen. Im J. 1583 (die Jahreszahl 1538 S. XII ist ein Druckfehler) reiste er nach England. Aus der Dedication zu dem Buche De lampade combinatoria und einer hier abgedruckten Schrift ergibt sich, daß er auch in Oxford auftrat, daselbst mit mehreren Lehrern der Theologie disputierte und über die Unsterblichkeit der Seele und die fünffache Sphäre Vorlesungen hielt. Hier gewann er die Gunst des Französischen Gesandten, in dessen Hause er wohnte und mehrere Werke schrieb, ferner des berühmten Phil. Sidney und anderer angesehener Männer. Doch streute auch hier, wie er sich in einer Vorrede ausdrückt, die neidische Zwietracht ihr Gift aus. Er ging nach Paris zurück, das Jahr ist nicht ganz gewiß, wahrscheinlich noch im J. 1585, in welchem auch der Franz. Gesandte, sein Gönner, England verließ. Gewiß ist aber, daß er hier aufs Neue sein System vortrug und die scholastische Weise bekämpfte. Ein gewisser Hennequin vertheidigte sogar an den drey Pfingsttagen Bruno's antischolastische Thesen über die Natur und die Welt. Sein unruhiger Geist trieb ihn bald darauf 1586

nach Marburg und Wittenberg, wo er die Erlaubniß erhielt Vorträge zu halten, ohne angestellt, oder Protestant zu seyn. Hier blieb er bis 1588, darauf begab er sich wahrscheinlich nach Prag, von da 1589 nach Helmstedt, wo er von den Herzögen unterstützt als Privatdocent auftreten durfte. Nach des Herzogs Julius Tode begab er sich nach Frankfurt 1591, wahrscheinlich um einige Schriften dort drucken zu lassen. Welcher Zufall ihn vor Beendigung des Drucks von da weggetrieben, ist unbekannt. Ob er dann in Zürich gewesen, (wo 1595 ein Buch von ihm erschien,) ist nicht ausgemacht. Auf einmal erscheint er wieder in Italien und zwar in Padua. In Venedig ließ ihn die Inquisition endlich verhaften, wahrscheinlich schon 1595, und 1598 wurde er vor das Gericht in Rom gebracht. Da er die ihm vorgeworfenen Irrlehren nicht widerrufen wollte, so mußte er, wie bekannt, 1600 als Irrlehrer auf dem Scheiterhaufen sterben. Man hat bey diesen biographischen Nachrichten besonders den Brief des Jesuiten Scioppius an Joh. Rittershusen benutzt, worin jener Nachricht von Bruno's letztem Schicksal gibt.

Die unvollkommene Kenntniß, welche man bisher von Bruno hatte, betrifft jedoch weit mehr den Schriftsteller und Philosophen. Der Grund davon lag in der Seltenheit seiner Bücher, welche nach seiner Hinrichtung von der hierarchischen Gewalt verboten, und, wo man sie fand, vernichtet wurden; so daß auf katholischen Bibliotheken nur wenig von denselben zu finden war, und was man davon aufbewahrte, unter der Rubrik der atheistischen und häretischen Bücher, den Blicken der Suchenden entzog. Hierzu kommt, daß Bruno's Schriften wegen seines herumschweifenden Lebens an verschiedenen Druckorten erschie-

nd, und daraus läßt sich erklären, daß
keine der bedeutenderen Bibliotheken sie
ndig besitzt. Von einigen führen die Li-
en nur die Namen an (so z. B. Zeddlers
ricon Art. Jordan) und es ist zweifelhaft
überhaupt erschienen sind; drey aber, von
1 man auf Bibliotheken keine Spur fin-
und die selbst kein Literator genannt hat,
wie der Herausg. der Sammlung bemerkt,
selbst in seinen Schriften an, nämlich die
Papst Pius V. dedicierte Schrift: L'arca di
das purgatorio dell' inferno, und den
clavis magnae.

glaubt den Bibliographen einen kleinen
zu erweisen, wenn er in folgender, nach den
ahren der Bücher abgefaßten Uebersicht, zu-
nstellt, was einige der bedeutenderen Bi-
ken, in welchen er geforscht hat, von Bru-
Schriften besitzen. Er bedauert daß in die-
ersicht die K. Bibl. zu Wien (mit Aus-
der Schrift №. 11) und die K. Bibl. zu
'n fehlen. Die Universitätsbibliothek zu
und die Großherzogl. Bibl. zu Weimar,
en Ref. auch suchte, besitzen nichts von
Schriften.

: compendiosa architectura et comple-
artis Lullii (dem Venetianischen Gesand-
Paris dediciert). Bloß du Verdier führt
580 als Druckjahr und Venedig als Druck-
Allein es scheint hier ein Irrthum obzu-
denn alle Exemplare die dem Ref. bekannt
en die Bezeichnung Par. apud Aegid.
m 1582. 16. Exemplare finden sich näm-
m Brit. Museum, in der K. Bibl. in
den Götting., Dresdner, Berliner und
ibliotheken.

er Beschluß im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.

Den 26. August 1830.

Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Opere di Giordano Bruno Nolano, etc. etc.

2) Il Candelajo. Comedia del Bruno Nolano etc. Parigi appresso Guil. Giuliano 1582. 12. und wieder gedruckt 1589 (übersetzt ins Franz. Boniface le pedant 1633. 12.) Im Brit. Mus., in der K. Bibl. zu Paris, Dresden, Göttingen.

Die folgenden drey Schriften behandeln wieder die Lullische Topik:

3) De umbris idearum implicantibus artem quaerendi, inveniendi, iudicandi etc. (dem König Heinrich III. dedicirt) Par. ap. Aeg. Gorbinum 1582. 8. u. 1587. Im Brit. Mus., in der K. Bibl. zu Paris (die 8. u. 12. Ausg.), in der Dresdener, Göttinger, Berliner, Darmstädter, Basler Bibliothek. Die Bibl. zu Frkft. a. M. hat nur die Ausg. 1587. in 8.

4) Ars memoriae et cantus Circaeus ad memoriae praxin ordinatus (dem Herzog von Angoulême dedicirt) Par. ap. Aegid. Gorbinum

1582. in 8. u. 12. Im Brit. Mus., in der K. Pariser Bibl. (8. u. 12.), Berliner Bibliothek, Dresdener Bibl.

5) Explicatio triginta sigillorum ad omnium scientiarum et artium inventionem, dispositionem et memoriam. Quibus adjectus est sigillus sigillorum etc. s. l. et a. (wahrscheinlich 1583; dediciert dem Franz. Gesandten in London Mich. de Castelnau [Chateauneuf]). Im Brit. Mus., Götting. u. Berlin. Bibl.

6) Recens et completa ars reminiscendi et in phantastico campo exarandi etc. s. l. (gehört wahrscheinlich in dieselbe Zeit; es ist eine erweiterte Bearbeitung der ars memoriae). In der Kön. Bibl. zu Paris, Dresd., Hamburg. Bibl.

7) La cena de le ceneri descritta in 5 dialoghi etc. (dediciert dem Franz. Gesandten in London Mich. de Castelnau) s. l. 1584. 8. (De Verdier führt wieder eine Ausg. von 1580 an, welche niemand gesehen hat). Die von 1584 ist zu finden im Brit. Mus.; in der Kön. Bibl. zu Paris, in der Dresdener Bibl.

8) De la causa, principio et uno (demselb. dediciert) Venet. 1584. 8. Im Brit. Museum, in der Dresd., Götting. u. Berlin. Bibl.

9) Dell infinito, universo e mondi (demselb. dediciert) Venet. 1584. 8. Im Brit. Museum (Die Zahl 1582 im Catalog ist wahrscheinlich ein Irrthum); in der Univ. Bibl. zu Prag, in der Dresd., Götting., Berlin. u. Hamburg. Bibl. und in der Stadtbibl. zu Zürich.

10) Spaccio della bestia trionfante, proposta da Giove etc. 3 dialoghi etc. (dem Ritter Phil. Sidney dediciert) Parigi 1584. (Engl. Uebersetzung Lond. 1713. 8. u. zum Theil Franz. le ciel reformée 1750). Im Brit. Mus., in der Götting. Bibl. nur in Ital. u. Franz. Ue-

dersetzung; in der Dresdn. Bibl.; in der Bibl. zu Prag; die Berliner Bibl. hat die Engl. Uebers. und eine Abschrift des Originals; die Kön. Bibl. zu Paris nur die Franz. Uebers.

11) Cabala del cavallo Pegaseo; con l'aggiunta de l'Asino Cillenico, Par. apr. Ant. Bajo 1585. 8. Im Brit. Mus., in der Kaiserl. Bibl. zu Wien (aus der Hohendorfischen Bibl.) und auf der Stadtbibl. zu Zürich.

12) Degli heroici furori, dialoghi X. (Phil. Sidney dedic.) Par. apr. Ant. Bajo 1585. 8. Im Brit. Museum, in der Dresdn. Bibl. (von vorn defect); in der Götting., Hamburg., Frkf. a. M., und in der Zeitzer Stiftsbibliothek.

13) Figuratio Aristotelici physici auditus etc. Par. 1586. 8. In der Kön. Bibl. zu Paris.

14) Articuli de natura et mundo a Nolano in principibus Europae Academiis propositi etc. quos Jo. Hennigiunus (Hennequinus) defendendos evulgavit etc. Par. 1586. (In der Bibliothek zu Zwickau); wieder herausgegeben unter dem Titel: Acrotismus seu rationes articulorum physicorum adversus peripateticos Parisiis propositorum, Viteb. 1588. 8. (Im Brit. Mus., in der Kön. Bibl. zu Paris, in der öffentl. Bibl. zu Prag, Hamb., Leipz. Universitätbibl.

15) De lampade combinatoria Lulliana ad infinitas propositiones et media invenienda Viteb. 1587. 8. (Erläuterung von №. 1). In der Königl. Bibl. zu Dresden, und Berlin, in den Bibl. zu Göttingen, und Hamburg.

16) De progressu et lampade venatoria logicorum ib. eod. 8. Im Brit. Museum, in der K. Bibl. zu Paris, in d. Götting., Dresd., Berlin., Hamb., Basler und Zwickauer Bibl.

Nb. Die vorher angeführten zwey Schriften findet man auch eingedruckt in Raymundi Lulli opera Argent. 1598. 12.

17) Oratio valedictoria habita in acad. Vitebergensi, Viteb. 1588. 4. In d. Götting., Dresdn. und Hamb. Bibl.

18) De specierum scrutinio et lampade combinatoria Raym. Lullii Prag. 1588. 8. (Wiederholung von №. 15, dem Span. Gesandten am Kaiserl. Hofe dedicirt). Im Brit. Mus., in der Königl. Bibl. zu Paris, in der Dresdn., Götting., Berlin., Hamburg. und Basler Bibl.

19) Articuli CLX adversus huius tempestatis mathematicos atque philosophos item CLXXX praxes et totidem problemata ib. eod. 8. In der Kön. Bibl. zu Paris.

20) Oratio consolatoria in exsequiis Jul. Ducis Brunsv. habita in Acad. Julia (Helmst.) 1589. 4. In der Dresdn., Götting. und Jenaischen Univers. Bibl.

21) De imaginum, signorum et idearum compositione ad omnia inventionum, dispositionum et memoriae genera libri III. Frf. ad M. 1591. 8. (dem Hn. Haincell von Elkow dedic.). Im Brit. Mus., Kön. Bibl. zu Paris, Dresdn., Götting., Berlin., Hamburg., Frkf. a. M., Heidelberg.

22) De triplici minimo et mensura ad trium speculativarum scientiarum et multarum activarum artium principia libri V. (dem Herzoge von Braunschweig Heinr. Jul. gewidmet) ib. eod. 8. Im Brit. Mus., in der Königl. Bibliothek zu Paris, Dresden, Berlin, ferner in den Bibl. zu Prag, Hamburg, Basel und in den Universitätsbibliotheken zu Göttingen, Marburg und Jena.

23) De monade, numero et figura liber consequens quinque de minimo magno et mensura. Item de innumerabilibus immenso et infigurabili s. de universo et mundis libb. VIII. ib. eod. 8. (ebenfalls dem Herzog von Braunschweig dedic.). Im Brit. Museum, Kön. Bibl. zu Paris, Götting., Dresdn., Berl., Hamb., Heidelberg.

24) Summa terminorum metaphysicorum ad capessendum logicae et philosophiae studium etc. ex Jordani Bruni mscpto excerpta a Raph. Eglino, Tiguri 1595. Fol. (nach Buenemann), wieder abgedruckt Marpurg. 1609. 8. Nur die letztere Ausg. findet sich in der Königl. Bibl. zu Paris, Dresd., Götting., auf der Universitätsbibliothek in Jena und in Zwickau.

25) Artificium perorandi communicatum ab Henr. Altstedio, Frcf. 1612. In dem Brit. Museum, Kön. Bibl. zu Paris, Götting., Berl., Hamb., Zwickau.

Ueber den Fundort einiger Italiänischer Schriften, welche die Jahrzahl 1584 haben (№. 7–10) waren einige Literatoren, besonders weil sie auf die Zeit der Reise des Bruno nach England Rücksicht nahmen, und weil der Druckort von 8 und 9 offenbar erdichtet ist, der Meinung, sie seyen zu London gedruckt. So urtheilte auch Aug. Bayer, wogegen Vogt (in Cat. libror. rar.) behauptete, die Typen von la cena seyen nicht Englisch. Der Herausgeber der gesammelten Brunonischen Schriften S. XIV, der sich der Meinung Buhle's hierin anschließt (daß das Buch de la causa zu Paris gedruckt sey), bemerkt, №. 8. 9. und 12 haben dieselben Typen, dasselbe Papier und Französische Orthographie. Dann würde aber auch wohl №. 11 und 12,

wie auf dem Titel steht, Pariser Druck seyn. Die Auflösung dieser Schwierigkeit gibt Adelung in seiner Gesch. der menschl. Narrheit (S. 297). Dieser verweist auf Ames's and Herbert's typographical antiquities Vol. 2. p. 1065 f., wo man folgende Angabe findet: Thomas Vautrollier, ein Franzose, war ein Gelehrter und Drucker, wie man sagt von Paris oder Rouen gebürtig, der im Anfange der Regierung der Königin Elisabeth nach England kam. Er errichtete seine Presse in Blackfriars. Mr. T. Baker sagt in einem Briefe an Mr. Ames, daß dieser der Drucker des Jordan. Bruno im J. 1584 gewesen, weshalb er flüchtig werden mußte und nach Edinburg sich wendend, den Schottländern die Kunst gut zu drucken lehrte. Auch führt Mr. Ames №. 11 und 12 in dem Verzeichniß der Druckwerke des Vautrollier ausdrücklich auf, welche den (erdichteten) Namen des Druckers Ant. Bajo tragen. Hiermit erklärt sich der Französische Druck und die Aehnlichkeit der Typen und Holzschnittverzierungen mit denen des H. Stephanus.

Außer den oben angeführten Schriften kommen in einigen Bibliothekscatalogen noch vor eine ars brevis Raym. Lullii Paris. 1578 und opusculum Raymundinum de auditu Cabbalistico ib. eod. und Articuli fidei, quos Raymundus Lullus probat. ib. eod.; aber schon Buhle hat bemerkt (Gesch. der neuen Philos. II. B. II. Abtheil. S. 718. Anmerk.) daß diese Schriften von Bruno nicht herrühren, der ohnehin erst 1580 Italien verließ, sondern von R. Lullus selbst. Wie es sich mit einer dem Bruno in dem Cataloge der Königl. Bibliothek in Paris beygelegten Schrift: dialogi de Somni interpretatione; de adinventione ad perfectam

Cosmimetriae praxin, Paris. 1586. 8. verhalte, eine Schrift, die man sonst in keinem Verzeichnisse Brunonischer Bücher findet, weiß Ref. nicht anzugeben.

Die augenscheinliche Seltenheit der Schriften dieses durch Geist und Schicksale gleich merkwürdigen Mannes bewirkte nun auch zum Theil die Klage über die Dunkelheit seiner Lehre, die seit dem flüchtig lesenden Bayle öfters gehört worden ist; indem den meisten, welche dieselbe darzustellen suchten, nur wenig Schriften des B. zugänglich waren. Am meisten gilt dieß insbesondere von den Italiänischen Schriften, aus welchen gerade die philos. Ansicht des B. am eigenthümlichsten hervorleuchtet.

Das Erste, was zur Bekanntmachung dieser Schriften in Deutschland geschah, nachdem sie fast zwey Jahrhunderte vergessen waren, verdanken wir dem würdigen F. H. Jakobi, welcher ein Exemplar des Buchs de la causa, so wie des andern dell' infinito etc. selbst besaß. Dieser gab bekanntlich in einer Beylage zur zweyten Ausgabe der Briefe über die Lehre des Spinoza 1789, um, wie er sich ausdrückt, durch eine Zusammenstellung des Bruno mit dem Spinoza gleichsam die Summe der Philosophie des ἓν καὶ πᾶν darzulegen, einen deutschen Auszug des Buchs de la causa, und nahm sich vor über das Buch dell' infinito anderswo zu sprechen. Diese Darstellung ist von fast allen neuern Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie benutzt worden, und machte um so mehr auf Bruno aufmerksam, da Jakobi bemerkte, daß mehrere berühmte Denker, namentlich Gassendi (in seinen exercitationibus paradox. advers. Aristotelicos), Des Cartes und selbst Leibnitz (in seiner Monodologie) Brunos Ideen benutzt ha-

den sollen. Buhle erwarb sich (in seiner Gesch. der neuern Philos. II. B. 2te Hälfte S. 616—854) das Verdienst, von den in unserer Göttinger Bibliothek befindlichen Schriften Bruns Beschreibung und Auszüge zu geben. Rixner hat endlich in dem obengenannten Buche theils von den Dialogen de la causa, theils von dem Buche dell' infinito eine verkürzende Uebersetzung gegeben, theils in einem Anhange die Bücher de triplici minimo, die Articulos (№. 14 u. 19) und das Buch de monade (№. 23), welche ihm aus der Königl. Bibliothek zu München mitgetheilt worden waren, zu einer (nicht immer genauen) Zusammenstellung der Lehren des Bruno benutzt; ferner die Uebersetzung einiger Sonette des Br. aus verschiedenen Schriften und Stimmen über J. Br. hinzugefügt.

Das Nächste, was zu thun, war eine vollständige und genaue Sammlung der seltenen Werke des Bruno, und zunächst der seltensten, der in Italiänischer Sprache geschriebenen. Eine solche Sammlung würde einer Entschuldigung nur bey denen bedürfen, welche dem Gerichte, welches alle Geschichte, und so auch die Geschichte der Philosophie ausübt, auch gern den Urtheilsgegenstand entziehen möchten, und ein zureichendes Urtheil über den Mann gewonnen zu haben wähnen, wenn sie ihn als pantheistischen Schwärmer bezeichnet haben. Ref. meinte dagegen daß eine Sammlung der Brunonischen Schriften sich denselben, wenn nicht noch mehr Dank verdienen müßte, als sich die Ausgabe der Werke des Spinoza durch Hn. Kirchenrath Paulus erworben hat, besonders da der Vorgänger des Spinoza weit minder zugänglich war. Die Nähe der Königl. Dresdener Bibliothek und die liberale Verwaltung derselben durch meinen ver-

ehrten Freund Ebert, verschaffte günstige Gelegenheit, diese Sammlung ins Werk zu setzen; die Verlagshandlung des Hn. Reimer wurde für das Unternehmen gewonnen. Es fehlte noch die seltenste Italiänische Schrift des Bruno, die cabala (№. 11) und der Anfang der heroici furori zu dem, was die reichhaltige Dresdener Bibliothek (Bunauische Collection) darbot. Leicht wurde der letztere; nicht ohne Mühe und Beharrlichkeit die Mittheilung der ersteren verschafft. So war das Material der vorliegenden Sammlung der Italiänischen Werke des Bruno vorhanden; als Ref. seinen bisherigen Wirkungskreis verließ. Unter diesen Verhältnissen war es ihm äußerst erwünscht und erfreulich, das schwierigste Geschäft, was noch zu thun war, in die Hände seines Freundes und Schwagers A. Wagner legen zu können, der als einer der gründlichsten Kenner des Italiänischen Idioms in Deutschland bekannt, und vielleicht der einzige in Deutschland ist, welcher den hier sich entgegenstellenden Schwierigkeiten vollkommen gewachsen war. Die hauptsächlichsten derselben haben ihren Grund in der höchsten Nachlässigkeit und Ungleichmäßigkeit des Styls, der Schreibung und des Drucks, in der Nachlässigkeit und Verworrenheit der Interpunction in den nicht in Italien gedruckten Italiänischen Schriften des Bruno, in der Eigenthümlichkeit der Formen, welche sich der paradoxe, oft nur anspielende Schriftsteller bedient, und in der großen Verschiedenheit des damaligen und des heutigen Italiänischen. Hierüber hat sich der Herausgeber in seiner Vorrede S. XXXII f. ausführlich erklärt. Die Hauptsorge desselben ging dahin, einen so viel als möglich correcten Text zu geben, der jedoch das Colorit des Zeitalters trüge, und

eine Schreibung consequent durchzuführen. Und so empfängt nun das Publicum in diesen zwey Bänden, denen das Brustbild Bruno's vorgesetzt ist (dasselbe, was Rixner in dem oben angeführten Buche nach einem in München befindlichen Bilde mittheilte), eine vollständige Sammlung der noch vorhandenen Italiänischen Schriften dieses interessanten und abenteuerlichen Geistes, welche vor allen keiner öffentlichen Bibliothek fehlen darf, und deren äußere Ausstattung der Verlagshandlung Ehre macht.

Auf eine in Italiänischer Sprache geschriebene Vorrede oder Einleitung des Herausgebers, welche besonders das Literarische betrifft, folgen jene Schriften in folgender Ordnung: 1) Die Comödie il Candelajo S. 1 — 112 (s. oben №. 2). 'Hier werden, sagt der Herausg., geizige, abergläubische und wollüstige Alte von geilen Weibern, Matrosen, Soldaten und Bauern überlistet. Diese Comödie hat die Farbe und Haltung jener Zeit, indem sie noch den Comödien des Plautus und Terenz nachgehend, allgemeine Charactere schildert, welche den verschiedenen Eigenschaften und bürgerlichen Beschäftigungen angehören, die in Italien allmählich mit jenen nationellen, stehenden Masken vertauscht wurden, welche wir bey Goldoni, Gozzi und andern finden. Die Charactere sind, wie die Laune und die Fabel des Stücks selbst, zügellos, keck, und reflectieren von der einen Seite die nationellen Sitten und Gewohnheiten dieser Zeit, von der andern sind sie Reflexe eines übermächtigen Geistes, der in der Gemeinheit nicht untergegangen ist, welche er mit einer freyen und erhabenen Ansicht geißelt und vernichtet. Die Situationen sind sehr komisch. Unflätereyen und

Obscönitäten werden aber auch hier für Scherze und witzige Einfälle verkauft. Diejenigen, welche darin weniger einen verderbten Geschmack, als eine unreine und niedrige Seele tadeln, wollen wir gebeten haben, sich zu erinnern, daß wie der Dichter sagt, die Welt die Kapitel zu dem Buche hat; daß die komische Kraft des Dichters, indem sie die Narren sich an einander reiben und wechselsweise vernichten läßt, darum noch nicht den Schlüssel zu der reinen und erhabenen Welt der Idee verloren hat, vor welcher jene Sphäre versinkt; vielmehr ihn nur zurückbehält und ignoriert; daß endlich in ähnlichen hohen und begünstigten Geistern die Elemente immer in Contrast und Spannung gewesen sind, und das verborgene Triebwerk ihrer Natur weit stärker war, da ohne dieses der Verlauf und die Arbeit ihrer Entwickelung matt, das Product gering, gemein und nichtig seyn würde.' Man vergl. hiermit Bouterweck's Urtheil, Gesch. der Poesie u. Beredsamkeit 2 B. S. 410 f., welcher auch daselbst auf die Beziehung aufmerksam macht, welche das Stück auf die wissenschaftliche Pedanterie der damaligen Zeit hat. 2) La cena de le ceneri, S. 113 — 200 (s. oben №. 7), oder wie B. es selbst erklärt, das Gastmahl am Abend der Aschermittwoche, trägt in Gesprächen, die auf diese Zeit verlegt werden, einmal seine Ansicht über das Weltgebäude und die Bewegung der Erde, mit Vertheidigung des Copernikanischen Systems gegen die Peripatetiker, dann hinausgehend über Copernikus und die Annahme von 8 bis 10 Sphären, seine Lehre von der Unendlichkeit der Welt und der Unzählbarkeit der Weltkörper vor. 3) De la causa etc. (s. oben №. 8) von S. 201 — 292. Diese Schrift und die folgende,

mit welcher der zweyte Band dieser Sammlung beginnt. 4) de l'infinito universo e mondi S. 1—104 sind unter den Italiänischen diejenigen, welche die philosophische Weltansicht Bruno's am unmittelbarsten aussprechen. Der Herausgeber hat daher aus denselben in seiner trefflichen Einleitung seine Uebersicht der Brunonischen Metaphysik abstrahiert. Wenn in der erstern Schrift Bruno es mehr mit der Einheit der Dinge zu thun hat, die er für das Ziel aller Philosophie hält — in welcher Hinsicht er auch behauptet: die wahre Erkenntniß besteht darin, das Eine in Allem und Alles in Einem zu erkennen — und: durch die Seele der Welt, welche die Form von allen ist, sind alle Dinge eins — so führt er in der zweyten Schrift die Gründe für die Unendlichkeit der Welt nach seinem Standpuncte aus, und bestreitet darin vornehmlich die Ansicht der Aristoteliker von der Begränztheit der Welt. Von Spinoza unterscheidet er sich hierin nicht bloß durch die unruhige, bewegliche, in den verschiedensten Bildern und Wendungen sich dialogisch bewegende Weise, sondern hauptsächlich auch dadurch, daß wie auch der Herausgeber S. XXII. bemerkt, bey ihm der Gedanke einer bildenden und belebenden Weltseele herrschend ist, die er auch den innern Künstler nennt, und welche Materie und Form von innen heraus bildet, während in der Abstraction des Spinoza diese dynamische Beziehung verloren geht und alle Individualität in der absoluten Substanz aufhebt. Eine ausführlichere Darstellung kann diese Anzeige nicht fassen. Da übrigens das lateinische Gedicht Bruno's de immenso et innumerabilibus seu de universo et mundis (№. 23) eine spätere Bearbeitung des Gegenstandes ist, welchen die genannte

italiänische und seltnere Schrift de l'infinito zum Inhalte hat, so wird sich eine Darstellung dieser zweyten Seite seines Systems nun desto leichter geben lassen. 5) Spaccio de la bestia trionfante (s. oben №. 10) von S. 105—205. Diese seltene Schrift, welche, wie der Herausgeber bemerkt, vielen Literatoren nur vom Hörensagen bekannt ist, und welche man als atheistisch, als Satyre gegen das Papstthum verschrien hat, sollte doch nach der eigenen Erklärung Bruno's nur ein Vorspiel zu einer künftigen genauern und positiven Bearbeitung einer rationellen Moral seyn (secondo il lume interno), welches er in Form einer Allegorie gibt. Er will die Grundformen der Moralität, wie er sagt, d. i. die Haupttugenden und Laster hier in bestimmter Zahl und Ordnung aufführen, und fingiert zu diesem Behufe, es gereue den Jupiter, den Himmel mit 48 Thieren angefüllt zu haben; er beschließe deshalb sie aus dem Himmel zu vertreiben und an ihre Stelle die Tugenden zu setzen. Daß in dieser oft bis ins Geschmacklose ausgesponnenen Allegorie beyläufig auch ironische Seitenblicke auf specielle theologische Ansichten, z. B. über die specielle Vorsehung, ferner satyrische Bemerkungen über Mönchthum, Heiligenverehrung und andere Superstition vorkomme, ist nicht zu leugnen; aber sie machen nicht die Tendenz des Ganzen aus. Leicht aber ist der Misverstand zu erklären, welcher vornehmlich diesem Buche Bruno's so vielen Haß und Verfolgung zuzog. S. über das Buch ausführlicher Buhle (a. a. O. S. 836 f.). 6) Cabala del cavallo Pegaseo etc., von S. 250 bis 296 (№. 11). Diese kleine Schrift, welche er unmittelbar nach der vorhergehenden abfaßte, ist die seltenste unter Bruno's Werken; auch

Buhle, welcher das spaccio die seltenste nennt, kannte sie nur dem Namen nach. Schon Chaumont in s. dictionaire biographique T. 1. äusserte, daß diese Schrift presque introuvable sey. Das Exemplar, welches der Herzog de la Valiere mit 160 Livres gekauft hatte, wurde bey Versteigerung seiner Bibliothek mit 224 Fr. bezahlt. Das Thema dieser Satyre, welcher eine satyrische Dedication an den Bischof von Casamerciano vorhergeht, ist, wie Bruno in dem folgenden Buche sich ausdrückt, dieses: daß die Unwissenheit die Mutter des Glücks und sinnlichen Wohlseyns ist, und daß darin das Paradies der Thiere besteht, nach dem Spruche des Predigers Sal. 1: wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel lehren will, muß viel leiden. Das Geheimniß des Pegasus besteht darin, daß der Esel des Silen erzählt, seine Seele sey in das Musenpferd übergegangen. 7) Degli eroici furori, von S. 296—437 (s. №. 12). Wie Dante in der vita nuova, bemerkt der Herausg. treffend, so behandelt hier Bruno in zum Theil sehr schönen Sonetten, deren Commentar in den Gesprächen, welchen sie eingewoben sind, gegeben wird, die Liebe auf allegorische Weise. Er selbst sagt in der Vorrede an Sidney, daß sein letzter und endlicher Zweck bey diesem Gewebe (tessitura) sey, eine höhere Betrachtung herbeyzuführen, und den Enthusiasmus einer nicht gemeinen, sondern edleren Liebe (eroici amori) vor Augen und Ohren zu stellen — dagegen er mit Verachtung von der sinnlichen Liebe spricht.

Nach allen diesem glauben wir, daß Herausg. und Verleger der obigen Sammlung den Freunden der ältern Italiänischen Literatur, wie nicht minder dem Forscher in der Geschichte der Philosophie, welcher den Mann ganz in der Weise

seiner Zeit erblicken will, durch dieselbe einen sehr angenehmen Dienst erwiesen haben. Wenn wir nun wünschen, daß dieselben auch die lateinischen Werke Bruno's in einer besondern Sammlung mögen nachfolgen lassen, so kann doch die Meinung nicht dahin gehen, daß man auch die verschiedenen Bearbeitungen der Lullischen Topik, welche Bruno unternommen, vollständig abdrucken lasse; dieß würde eben so zwecklos als lästig seyn, um so mehr, da gerade diese Schriften, wie sich aus der obigen Uebersicht ersehen läßt, nicht so selten sind. Es würde genügen die wichtigsten, z. B. de umbris etc., explicatio triginta sigillorum etc., Recens et completa ars etc., und von den andern nur Auszüge und Uebersichten zu geben. Die Hauptsache wären aber die Schriften de triplici minimo etc. und de monade etc., ferner die articuli (s. oben No. 14 und 19), und vielleicht in biographischer Hinsicht die beiden Reden (17 und 20).

Wendt.

Giessen.

Druck und Verlag von G. F. Heyer: Deutsche Reichsgeschichte, insbesondere historische Entwickelung des deutschen öffentlichen Rechts in gedrängter Uebersicht von Dr. Friedr. von Lindelof, ordentl. Prof. der Rechte zu Giessen. 1827. XII und 356 S. in 8. nebst 8 Stammtafeln.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Buchs gab, wie der Verf. in dem Vorwort sagt, das Bedürfniß einen Leitfaden beym Vortrage der Geschichte sowohl des deutschen Reichs als auch des Rechts in Deutschland, vorzüglich zum Zweck einer historischen Einleitung in das jetzige öffent-

liche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten zu haben. An ein Buch dieser Art scheint dem Ref. nur die Anforderung gemacht werden zu können, daß in demselben das Wichtigste von dem bereits Bekannten und Erforschten in einer für den mündlichen Vortrag passenden Ordnung deutlich und kurz dargestellt werde. Dagegen ist man nach seiner Meinung nicht berechtigt, in einem solchen Werke neue Ansichten und Forschungen zu suchen. Ja ein für den mündlichen Vortrag bestimmter Leitfaden ist oft um so brauchbarer, je mehr er sich an die herrschenden Ansichten anschließt, indem jeder Lehrer sich in der Regel schon daran gewöhnt hat, an diese die seinigen anzuknüpfen. Von diesem Gesichtspuncte aus glaubt der Ref. das vorliegende Werk allerdings zu dem Zweck, für welchen es geschrieben ist, empfehlen zu können, um so mehr, da er es schon mehrere Male bey seinen Vorlesungen über deutsche Staats- und Rechtsgeschichte als Leitfaden benutzt, und hierdurch seine Brauchbarkeit erprobt hat. Mehr kann er aber auch zum Lobe desselben nicht sagen, da es zum größten Theil nur ein Auszug, und zuweilen selbst ein wörtlicher, aus Eichhorn's deutscher Staats- und Rechtsgeschichte, und in der Lehre von der Staatsverfassung im dritten Zeitraum aus Leist's Staatsrecht ist, in welchen der Verf. hier und da etwas aus anderen Schriftstellern eingeschaltet hat. Daher kann Ref. sich auch auf eine Beurtheilung des Einzelnen nicht weiter einlassen, weil er sonst in Gefahr geriethe, nicht eigentlich das vorliegende Buch, sondern vielmehr die Werke, aus welchen der Verf. geschöpft hat, zu kritisieren.

Kraut.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 28. August 1830.

London.

1. Narrative of a journey into Khorasan, in the year 1821 and 1822, including some accounts of the countries to the N. E. of Persia; with remarks upon the national Character, Government and Resources of that kingdom, by James B. Fraser. 1826. XXVI u. 623 S. Appendix 148 S. in 4.

2. Travels and adventures in the Persian provinces on the southern banks of the Caspian Sea, with an appendix, containing short notices on the geology and commerce of Persia, by James B. Fraser. 1837. 38 Seiten in 4.

3. Travels in Mesopotamia including a journey from Aleppo to Bagdad, by the route of Beer, Orfah, Diarbekr, Mardin and Mosul with researches on the ruins of Niniveh, Babylon, and other ancient cities by J. S. Buckingham. In two volumes, Vol. I. 478 S. II. 538 S. in 8. 1827.

4. Travels in Assyria, Media and Persia, including a journey from Bagdad to Mount Zagras, to Hamadan, the ancient Ecbatana, researches in Ispahan and the ruins of Persepolis, and journey from thence by Schiras and Shapoor to the Sea shore. Description of Busserah, Bushire, Baharein, Ormuz and Muscat; narrative of an expedition against the pirates of the Persian gulf, with illustrations of the voyage of Nearchus, and passage by the Arabian Sea to Bombay by J. S. Buckingham. 1829. XII und 545 Seiten in 4.

5. Travels from India to England, comprehending a visit to the Burman Empire, and a journey through Persia, Asia Minor, European Turkey etc. in the years 1825–1826; containing a chronological Epitome of the late Military operations in Ava; an account of the proceedings of the present mission from the supreme government of India to the court of Teheran, and a summary of causes and events of the existing war between Russia and Persia; with sketches of natural history, manners and customs, and illustrated with maps and plates, by James Edw. Alexander Esq. Lieut. and attached to the suite of Colonel Macdonald Kinneir, Envoy extraord. to the court of Teheran. 1827. 292 S. in 4.

Die Zahl der Reisen nach Persien und den angrenzenden Ländern ist in den letzten vier bis fünf Jahren so groß geworden, daß wir es für das beste halten, sie in einer allgemeinen Uebersicht zusammenzustellen; theils um Wiederholungen zu vermeiden, theils um bemerklich zu machen, was immer unser Hauptzweck ist, inwie-

fern durch jede derselben die Geographie und Ethnographie Zuwachs erhalten hat. Daß die Zahl der Reisen nach Persien so sehr sich vermehrte, hat theils seinen Grund in politischen Ursachen, da wiederholt Gesandtschaften hingeschickt wurden; theils in der in dem Britischen Indien entstehenden Mode, seine Rückreise nach England zu Lande zu machen.

Unter den hier anzuzeigenden Reisen geben wir denen von Fraser den ersten Platz; nicht bloß der Zeitfolge, sondern auch der Wichtigkeit wegen. Ihr Verfasser ist derselbe, der schon durch seine kühnen Entdeckungsreisen in das Himalaja-Gebirge berühmt ist. Die beiden hier angeführten Werke bilden zusammen ein Ganzes, indem das letzte als der zweyte Theil angesehen werden kann. Der Verf. reisete anfangs in dem Gefolge des Dr. Jukes, der von Bombay an den Hof von Teheran geschickt ward, aber auf der Reise starb. Der Plan des Verfs. war, mit Vermeidung oder Uebergehung des schon Bekannten und Beschriebenen, zuerst auf dem gewöhnlichen Wege nach Teheran zu gehen, dann aber von dort die nordöstlichen Provinzen des Persischen Reichs, Chorasan, Balk, Bochara und Samarkand zu besuchen, und so durch die Mongoley über Rußland zurückzukehren. Hätte dieser Plan ganz ausgeführt werden können, so würde er, in Verbindung mit den Russischen Nachrichten durch v. Meyendorf und andere, über einen großen Theil von Mittelasien ein helleres Licht verbreitet haben. Indeß der Verf. kam nur bis Mesched, der Hauptstadt von Chorasan; besuchte dafür aber alsdann die Südländer des Caspischen Meers, von denen im zweyten Theile die Rede ist. Auch wir werden nur das Wichtigere und Neue herausheben. Die

Reise ging zuerst zur See von Bombay über Muscat nach Bender Abassi. Auf der Insel Ormus sieht man noch die Ruinen der einst so berühmten Stadt. Der Verf. bezweifelt es indeß, daß sie nach dem Local, die Größe und den Glanz habe haben können, den man ihr beyzulegen pflegt. Die ungeheure Hitze am Persischen Meerbusen und an der flachen Küste übersteigt fast allen Glauben. Bald nach der Ankunft in Abushire brach hier die Cholera Morbus aus. Sie verbreitete sich bald weiter und scheint nicht sowohl ansteckend, als epidemisch zu seyn. In Shiras traf der Verf. Hn. Rich, den Britischen Residenten in Bagdad, aus seinen Untersuchungen über Persepolis und Babylon bekannt. Leider wurde er das Opfer der furchtbaren Krankheit, an der Seite des Verfs. In zwölf Stunden war er gesund und todt. Auf der weitern Reise über Ispahan starb Dr. Jukes, und der Verf. hatte nun seine Geschäfte zu besorgen, bis er in Teheran die Papiere an den dortigen Britischen Chargé d'Affaires Mr. Willock abgeben konnte. Der Aufenthalt in der Residenz ward nun dazu benutzt, außer dem was er gesehen hatte, Nachrichten über den Zustand des Landes und des Staats einzuziehen. Es ist ein Hauptzweck des Verfs. ein treues Bild von diesem zu entwerfen, um die falschen Begriffe zu widerlegen, die man sich von dem jetzigen Zustande oft zu machen pflegt. Dieser ist, wenn gleich Persien unter seinem jetzigen Beherrscher mehr Ruhe gehabt hat, doch höchst traurig. Das Land ist entvölkert; die Dörfer verlassen; die Städte liegen halb oder ganz in Ruinen. Die Regierung ist rein despotisch, und der Despotismus geht die Stufen bis unten herab. Geiz, Bestechlichkeit, Raubsucht und Bedrückung herr-

schen allgemein. Wie hätte nach den schrecklichen Verwüstungen des verflossenen Jahrhunderts unter solchen Verhältnissen das Land sich wieder erholen können? Durch den Despotismus ist der Character des Volks auf das tiefste ausgeartet, wozu der Religionsfanatismus nicht weniger beygetragen hat. Aber dieser Fanatismus hat es nicht verhindert, daß Freydenkerey eingerissen ist; und der Verf. ist der Meinung, daß dem Islam eine Catastrophe bevorsteht. Was wird aber an dessen Stelle treten? Von Teheran ward nun die Reise nach Osten nach Chorasan angetreten. Aber nicht ohne große Schwierigkeiten. Diese lagen theils in der Habsucht und Unzuverlässigkeit der Begleitung; theils und hauptsächlich in der Unsicherheit der Wege. Diese Unsicherheit wird durch die Nomadenhorden der Turcomanen veranlaßt, die fast ohne Ausnahme Räuber sind, und ganze Caravanen wie Einzelne plündern und morden. Diese Raubsucht wird nicht bloß durch die Schätze und Güter, sondern durch den Sclavenhandel auch durch die Personen der Reisenden aufgeregt. Man weiß, daß besonders Chiwa der große Sclavenmarkt ist, wohin die Geraubten geschleppt und verkauft werden. Der Verf. reisete zum Theil mit einer Caravane, die aber so furchtsam und unschlüssig war, daß er es vorzog allein mit seinem Bedienten zu reisen, nachdem er Persische Kleidung angelegt hatte. Der Weg ging über das einst so berühmte Nischapur, in dessen Nähe die Türkisgruben sind, die der Verf. besuchte und beschreibt. Sie sind Eigenthum der Krone und werden von dieser verpachtet; aber die Bearbeitung ist sehr fehlerhaft. Von da mit vielen Hindernissen und Gefahren nach Mesched. Die Straße von Teheran läuft in ziemlich ge-

rader östlicher Richtung unter etwa 36° N. B. am Fuße der hohen Bergkette Elburz; im Süden ist die große Wüste, die unter dem Namen der Salzwüste, da der Boden großentheils damit bedeckt ist, begriffen wird. Chorasan gehört zwar zu dem Persischen Reiche, aber die Gränzen sind geographisch und politisch sehr unbestimmt. Eigentlich war nur der westliche Theil, mit der jetzigen Hauptstadt Mesched dem Schach unterworfen, der einen seiner Söhne dort als Statthalter gesetzt hatte. Aber die räuberischen Turcomanen und andere Nomadenvölker streifen bis vor die Thore der Hauptstadt. Chorasan war durch seine Lage immer die erste Beute der erobernden Völker die aus Mittelasien vordrangen, und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Man wird also auch jetzt es nicht anders erwarten können, als daß der Zustand sehr traurig ist. Mesched ist zwar als Centralpunct des Caravanenhandels eine bedeutende Stadt; sie ist aber weder alt, noch reich an prächtigen Gebäuden, mit Ausnahme des Mausoleums von Imam Reza, ein Ziel der Wallfahrten, dessen Inneres kein Christ unter Lebensstrafe betreten darf; wiewohl es dennoch von dem Verf. in seiner Persischen Kleidung, aber nicht ohne Gefahr, geschah. Mesched blieb aber der östliche Grenzpunct seiner Reise. Sein Vorsatz weiter nach Bochara zu gehen, mußte aufgegeben werden; statt dessen faßte er also den Entschluß über das Gebirge, durch Curdistan nach der Südküste des Caspischen Meers zu gehen. Der Anhang enthält die eingesammelten Nachrichten, zuerst über die Unternehmung der Briten gegen die Seeräuber des Persischen Meerbusens, und demnächst über die benachbarten Länder, Chorasan, Chiwa,

Mavrilnahar, und eine genauere Geographie von Chorasan selber.

№. 2. Dieses zweyte Werk enthält nun die Reise längs der Südküste des Caspischen Meers über Astrabad, wo er dasselbe erreichte; Ashruf, Sari, Balfrush, Amol nach Resch t. Eine andere Natur findet sich in diesen Regionen an der Nordseite des Gebirges. Wenn die vorher beschriebenen Provinzen Persiens trocken, kalt und ohne Bäume sind, so haben diese dagegen ein heißes und feuchtes Clima, eine üppige Fruchtbarkeit und dichte Wälder. Aber dagegen auch ein höchst ungesunder Landstrich, der die Provinzen Ghilan und Mazanderan bis nach Schirwan hin umfaßt. Die Stadt Astrabad hat 3½ Engl. Meilen im Umfange; sie ist ohne prächtige Gebäude; indeß sind die Straßen gepflastert; eine seltene Erscheinung im Orient. Es war das Werk von Schach Abas d. Gr., dessen prächtige Anlagen, Pallast und Gärten man auf dem Wege nach Ashruf sah, aber Alles im tiefsten Verfall. Der jetzige Schach war nicht zu bewegen nur einige tausend Tomans zu der Ausbesserung anzuwenden, ungeachtet man ihm die großen Vortheile davon zeigte. Die Stadt Ashruf enthält jetzt kaum noch 500 Häuser. Der Fanatismus ist hier fast noch größer als in Chorasan. Der Weg ging nun nach Sari, der Hauptstadt von Mazanderan, und der Residenz eines Sohns des Schach als Statthalter. Die Stadt ist alt und häßlich; die Straßen ungepflastert und kothig; die Bazars schlecht versehen. Sie enthält höchstens 3 bis 4000 Häuser. Er ward von dem Prinzen freundlich aufgenommen, und mußte dessen kranker Schwester seinen Rath ertheilen. Die vormals bedeutende Stadt Furhabad ist jetzt zu einem elenden Dorf herab

gesunken. In ihrer Nähe sind bedeutende Fischereyen. — Das nun folgende Balfrush ist nur 30 Engl. Meilen von Sari entfernt; bey dem Ueberfluß von Wasser ist es von Reißfeldern und prächtigen Gärten umgeben. Man mußte auf dem Wege dahin oft bis an den Sattel im Wasser reiten. Die Stadt selbst liegt gleichsam in einem Walde. Sie soll nicht weniger als 36000 Häuser enthalten mit etwa 100000 Einwohner. Sie ist ganz Handelsstadt; Alles, selbst der Gouverneur, ist Kaufmann. Balfrush genoß eines verhältnißmäßig viel glücklicheren Zustandes; man fand hier Wohlhabenheit, Reichthum, und einen gewissen Grad von Freyheit. Es ward aber schon von der Unterdrückung bedroht, nämlich von einem Sohn des Schachs mit seinem Gefolge. Aus Mazanderan ging jetzt die Reise nach Ghilan und dessen Hauptstadt Reſcht. Ghilan als Persische Provinz (der nordwestliche Theil gehört schon Rußland) hat etwa 200 Engl. Meilen in der Länge, die Breite der Ebene von der Küste bis zu dem Gebirge ist sich ungleich. Reißbau und Seidenbau sind die vorherrschenden Beschäftigungen. Längs dem Caspischen Meer zieht sich ein undurchdringlicher Wald her. Auch die Hauptstadt Reſcht liegt ganz im Walde. Die Provinz steht unter zwey Prinzen, die Brüder sind; der Verf. ward von ihnen sehr ungnädig empfangen, und nach einiger Zeit sogar als Russischer Spion gefangen gehalten. Die Stadt mag etwa 30 bis 40000 männliche Einwohner haben. Der Handel hat sehr gelitten, seitdem die Armenischen Kaufleute weggezogen sind. Die Versuche des Verfs. aus der Gefangenschaft zu entfliehen wurden vereitelt; auf dem letzten ward er eingeholt und nach Reſcht zurückgeführt, und mußte bleiben, bis

nach fünf Wochen die Erlaubniß der Abreise von den Prinzen ertheilt ward. Von hier ging der Verf. nach Tabreez (Tauris) und von da über Tiflis und Odessa nach Wien und England. Der Anhang gibt Nachrichten theils über die geologische Beschaffenheit, theils über den Handel von Persien.

№. 3. 4. Von **Buckingham** haben wir eine Reihe von Reisen im Orient, welche der Zeit nach so auf einander folgen: Travels in Palestine, East of the river Jordan, 1821 (G. g. A. 1824. St. 144). Travels among the Arab tribes inhabiting the countries East of Syria etc. (G. g. A. 1826. St. 193). Dann die beiden oben angegebenen. Der allgemeine Character des Verfs. und seine früheren Schicksale sind in unsern Blättern schon bey der Anzeige seiner ersten Reise angegeben. Man wird sich erinnern, daß er von den Knabenjahren an ein unstätes Leben führte, und daher keiner eigentlich wissenschaftlichen Jugendbildung genoß; aber die Kenntnisse sich verschaffte, welche große Reisen, in Verbindung mit Lectüre in späteren Jahren, wenn auch mangelhaft, geben können.

№. 3. Von Aleppo ging Buckingham mit einer kleinen Caravane, im Gefolge eines reichen Kaufmanns, nach dem Euphrat. Auch hier ziehen, außer den Arabischen, Turcomanische Stämme umher. Der Euphrat ward passiert bey der Stadt Beer (das alte Birtha), von der eine Ansicht mitgetheilt wird. Der Uebergang über den Strom, der hier so breit ist wie die Themse bey London, geschah auf sechs großen Böten. Die Stadt liegt an der Ostseite; sie hat etwa 400 Häuser. Die Sprache ist meist türkisch. Von hier ging die Reise nach Ursa, wo er mit

seinem Protector, der als Hadji von Mecca zurückkehrte, eine sehr gastfreundliche Aufnahme fand. Ursa, das vormals berühmte Edessa, enthält die Mosché Abrahams, ein Prachtgebäude, und eine Citadelle. Man erhielt hier die Nachricht von einem Heer der Wechabis, das den Weg nach Mardin besetzt hielt; was große Zögerung veranlaßte. Auf der Straße nach Mardin ward die Caravane von Turcomanen angefallen; B. mußte sich mit 1000 Piastern (Türkischen) loskaufen. Die Stadt Mardin liegt auf einer Anhöhe, und soll etwa 20000 Einwohner haben. Man kam nun aus der Ebene in das Bergland der Curden, reich an romantischen Gegenden, und erreichte Diarbekr. Vorher aber mußte man zu Pferde über den Tigris setzen. Diarbekr, gleichfalls auf einer felsigen Anhöhe liegend, hat etwa 50000 Einwohner. Es ist die Residenz eines Pascha von drey Roßschweifen. Der Weg ging nun über die Ebene von Singar nach Mosul, womit der zweyte Theil beginnt. Mosul liegt an der Westseite des Tigris. Die Stadt hat enge und ungepflasterte Gassen, jedoch ansehnliche Bazars. Der Verf. besuchte nun die Ruinen von Ninive; es sind bloße Hügelhaufen, die weit und breit über die Ebene zerstreut sind. Die Stadt muß allerdings einen großen Umfang gehabt haben. Indem der Weg nun südlich sich richtete, kam man nach Arveel, dem alten Arbela, über das Schlachtfeld wo Alexander siegte. Der Verf., der jetzt mit einem Tartar oder Courier nach Bagdad reisete, konnte sich hier nicht aufhalten, um Beobachtungen zu machen. Wir übergehen die Beschreibung von Bagdad, da auch Niebuhrs Plan für genau anerkannt wird, um dem Verf. auf seiner Ausflucht nach Hilla oder Babylon zu

folgen. Der Verf. ward dahin vom Hn. Bellino, Secretär von H. Rich, einem Deutschen, begleitet. Der Plan der Ruinen von Rich, dessen Genauigkeit anerkannt wird, ist aus den Fundgruben des Orients beygefügt. Die Ruinenhügel wurden einzeln untersucht; wir finden aber zu dem, was schon von Rich und andern beobachtet ist, keine erhebliche Zusätze. Eine sorgfältige Nachforschung ward nach den Mauern der alten Stadt angestellt. Wo die Ruinen endeten, glaubte der Verf. noch in einem Pfeiler einen Ueberrest davon zu erkennen, den Pfeiler von Al Heimar. Das bekannte Virs Nimrod, an der Westseite des Euphrats wird für den alten Tempel des Belus anerkannt. Eine Nachricht von den Ruinen von Seleucia am Tigris, und Bemerkungen über Bagdad, beschließen das Werk.

№. 4. Dieß letzte Werk von Buckingham ist eigentlich nur eine Fortsetzung des vorigen; denn so bald es seine Gesundheit erlaubte brach er von Bagdad zu seiner Reise zu Lande nach Indien auf. Er hat auf dem Titel seines Werks schon eine ausführliche Rechenschaft von seiner Reiseroute, und den auf derselben besuchten Orten gegeben. Er verließ Bagdad in der Begleitung eines jungen Derwisch Ismaïl, der sich an ihn angeschlossen hatte, und durch seine Sprachkenntnisse ihm sehr nützlich ward, mit einer kleinen Caravane. Der Weg ging an der Ostseite des Tigris aus Mesopotamien nach Persien. Es wird versucht die Lage einzelner Oerter, durch Vergleichung mit der alten Geographie genauer zu bestimmen; sonst finden wir bis Kirmenschah nur die gewöhnlichen Abenteuer der Reisenden. Von Kirmenschah der Stadt und den benachbarten Monumenten der schönen Schirin zu Ehren

wird eine genauere Nachricht gegeben. Neues von Erheblichkeit finden wir nicht darin. Gespannt waren wir auf die Felsendenkmähler von Bisutun, Reliefs und Inschriften, welche im Orient der Semiramis beygelegt werden. Aber, da es dem Verf. selbst an Schreibmaterial fehlte die Inschriften zu copieren, finden wir bloße vage Angaben. Nach der von Ker-Porter gegebenen Probe ist es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß sie der Altpersischen Kunst angehören, und Ref. hat schon bey anderer Gelegenheit seine Meinung ausgesprochen, daß sie in der Darstellung und den Inschriften die Geschichte des Cyrus enthalten. Vielleicht werden die Papiere des leider ermordeten Schulze, den auch Ref. unter seinen Zuhörern sah, davon die Beweise geben. Auf jeden Fall halten wir diese Monumente für die heilige und die profane Geschichte für die wichtigsten, welche Asien darbietet; zumal wenn es gelingt die Inschriften in der Keilschrift aus der genauern Kenntniß des Zend zu erklären. Die weit ausreichenden Mittel der neuen Britisch-Asiatischen Gesellschaft berechtigen uns auch hier zu günstigen Erwartungen. — Von Persis ging jetzt die Reise nach Medien, wo der Verf. zwar Hamadan, ungezweifelt das alte Ecbatana, sah, aber durch Unpäßlichkeit an neuen Untersuchungen gehindert ward. — Demnächst ausführlich über Ispahan, wobey wir uns jedoch nicht verweilen, da Ker-Porter und andere schon darüber berichtet haben. Der weitere Weg, nach dem Persischen Meerbusen, führte über Persepolis, dem auch ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Er enthält aber nichts, was nicht schon von Andern besser wäre gegeben worden; und bey der Unbekanntschaft des Verfs. mit dem, was in Deutschland zu der Erklärung

dieser Alterthümer und Inschriften geliefert worden ist, wäre es überflüssig sich dabey aufhalten zu wollen. Ueber Schiras ging nun die Reise nach Abuschir am Persischen Meerbusen, und von da über Muscate und Ormus zur See nach Bombay; wobey auch von dem Kriege mit den Piraten jener Meere genauere Nachricht gegeben wird. — Beide Reisewerke von Buckingham sind mit lithographierten Vignetten, welche die Ansichten darstellen, geziert.

No. 5. Die Reise des Hn. Alexander zerfällt in zwey sich ungleiche Hälften. Die erste kleinere enthält die Reise nach Ava, wohin der Verf. während des Kriegs mit den Birmanen geschickt ward. Er landete in Rangun, in dessen Besitz die Engländer waren, und fuhr den Iravaddi bis Prom hinauf. Die größte Plage waren die Musquitos. Ein Dragoner-Offizier schwur daß sie ihn durch die lederne Hose stächen! Prom war auch in den Händen der Engländer. Wer mit den frühern Werken eines Symes u. a. bekannt ist findet nichts neues, als die Erzählung einiger Kriegsvorfälle, und den Abschluß des Friedens. Der Rückweg ging nach Calcutta und Bombay. Von beiden werden Ansichten gegeben.

Die zweyte größere Hälfte umfaßt die Reise nach Persien. Der Verf. war in dem Gefolge von Sir Macdonald Kinneir, der als Gesandter von Bombay an den Persischen Hof geschickt ward. Nach der Wegräumung von diplomatischen Hindernissen segelte man am 26. April 1826 von Bombay ab. Die Fahrt war dieselbe welche schon bey Capitän Fraser beschrieben ist. Am 3. Junius landete man zu Bushir. Die Reise ging von da zu Lande nach Schiras; unterwegs

wurden die Alterthümer von Schapur besucht. Sie sind bekanntlich aus der Periode der Sassaniden; die Reliefs stellen den Empfang des gefangenen Römischen Kaisers Valerian vor dem Persischen Herrscher dar. Schiras und seine Merkwürdigkeiten sind aus frühern Reisen hinreichend bekannt. Die Gesandtschaft ward von dem Statthalter Zachee-Khan freundlich empfangen. Auch der jetzige Herrscher ließ Reliefs an den Felsenwänden aushauen, die theils ihn, theils den Heros Rustam darstellen. Auch die Ruinen von Persepolis und der Umgegend wurden besucht, und werden kurz beschrieben, auch Ansichten davon geliefert. Der Verfasser macht aber selber keine Ansprüche darauf, etwas Neues zu sagen. Verdienstlich ist jedoch die genaue Abbildung des Martichoras, oder Greifenkönigs, wie er hier genannt wird; und einer Abtheilung der bekannten Procession mit den Geschenken, nach einem größern Maaßstab. Auch über Ispahan lesen wir nichts Neues. Hamadan, das alte Ecbatana, hat 25000 Einwohner. In Menge werden hier alte Münzen gefunden; es wird ein lebhafter Handel damit getrieben; man kann sie wohlfeilen Preises haben. Die Gesandtschaft ging nach Ardebil, in dessen Nachbarschaft das königliche Lager war. Die Präsentation in dem königlichen Gezelt geschah mit den gewöhnlichen Solennitäten. Interessant ist die Beschreibung einer Jagdpartie, wobey auch die Falken gebraucht wurden. Der Schach ist ein guter Schütze; wenn er ein Wild erlegt hat, müssen seine Begleiter ihm Geschenke machen, wie bey jeder glücklichen Gelegenheit. Er sey, sagt der Verfasser, sonst ein ganz mildgesinnter Mann; ausgenommen wo von Geld die

Rede ist. Die Rückkehr nach Europa ging durch das Türkische Asien, auf dem gewöhnlichen Wege längst der Südküste des schwarzen Meers, nach Constantinopel und Wien auf England. — Beygefügt ist ein dreyfacher Anhang. I. Chronologischer Abriß der Begebenheiten des Birmanenkrieges. II. Ursachen und Erfolg des Russisch Persischen Krieges 1826 — 1827. Die entfernteren Ursachen lagen in der mangelhaften Grenzbestimmung des frühern Friedens von 1813, wodurch neue Verhandlungen nöthig wurden, die nur Spannung verursachten, und demnächst in der Lage des künftigen Thronfolgers Abbas Mirza, der sich in ein Verhältniß gegen Rußland gesetzt hatte, das ihm drückend ward. Sein Einfluß brachte nach dem Tode von Alexander I. den Krieg zum Ausbruch. III. Reiseroute durch Persien, Kleinasien und die Europäische Türkey. Die nöthigen Charten sind beygefügt, mit dem Bildniß des Vfs., eines noch sehr jungen Mannes.

№. 6. Sketches of a tour through Persia. London 1828. Schon der Titel Skizzen deutet an, daß hier keine ausführliche und gelehrte Untersuchungen zu erwarten sind. 'Ich bin, sagt der ungenannte Verfasser in der Vorrede, kein Historiker, und zittere nicht vor Sir Malcolms schweren Quartanten; kein Tourenmacher (tourist); Herrn Moriers Journal kümmert mich nicht; die gelehrten Untersuchungen von S. W. Ousely, die einen Antiquar abschrecken können, sind nicht meine Sache; und da ich unbehülfliche Finger, und wenig Geschmack für das Pittoresque habe, so sehe ich ohne Sorgen auf die glänzenden Bände von S. Robert Ker-Porter.' Skizzen erlauben keinen Auszug, und hier um so weniger, da die Reiseroute des Verfs. auch

von Bombay auf dem oben beschriebenen W[...]
ging. Es sind also einzelne Darstellungen; [...]
haft erzählt; und die wiederholten Auflagen [...]
England leisten wohl die beste Bürgschaft, [...]
die Leser dabey keine lange Weile haben werd[en].

Hn.

Hannover.

Hahnsche Hofbuchhandlung. Von des Hn. D[r.] W. F. Volger Handbuch der Geographie zum Gebrauch für höhere Schulanstalten und gebildete Leser, erste Abtheilung. 1830. 567 S. in 8., das wir bey seiner ersten Erscheinung als das brauchbarste der neueren geographischen Handbücher empfahlen, ist bereits eine zweyte Ausgabe nöthig geworden, die wir wegen der wesentlichen Verbesserungen die sie erhalten hat, nicht unerwähnt lassen dürfen. Sie zerfällt jetzt in zwey Abtheilungen oder Bände, von denen der erste vorliegt, der andere sofort nachfolgen wird, da das Ganze, um zehn Bogen stärker geworden, für Einen Band zu stark seyn möchte. Die bessernde Hand wird man nicht bloß bey einzelnen Stellen wahrnehmen, sondern auch bey ganzen Abschnitten, die einer Umarbeitung unterworfen sind. Die statistischen Tabellen sind jetzt in den Text mit aufgenommen, und die Verlagshandlung hat für das Aeußere des Werks auf das rühmlichste gesorgt.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.
Den 30. August 1830.

Göttingen.

Typis Dieterichianis: Academiae Georgiae Augustae Prorector cum Senatu sacra saecularia Confessionis fidei invictiss. Imp. Carolo V. in Comitiis Augustae A. MDXXX a majoribus generose exhibitae, praelectae intrepide, fortiterque defensae pie concelebranda indicunt rel. Expenduntur ethicae Confessionis Augustanae causae atque rationes. 17 S. in 4.

Das Jubelfest der Augsburgischen Confession, zu dessen Feyer auf der hiesigen Universität vorbemerktes Programm geschrieben ist, hat wohl selbst denen, welche in der Uebergangsperiode zu der neuen Gestaltung der protestantischen Theologie im gerechten Kampfe gegen den früheren Zwang der kirchlichen Symbole unvorsichtig mit der Herrschaft des Buchstabens auch das geistige Gesetz der Einheit, Gemeinschaft und Stetigkeit verworfen hatten, begreiflich gemacht, daß wenigstens die Augsb. Confession für die Evangeli-

sche Kirche Deutschlands eine bleibende Bedeu-
tung und einen wesentlichen Werth hat. In ei-
nem der größten Momente der Geschichte der
Kirche und unsers Vaterlandes entstanden, aus
dem in Liebe und Wahrheit vereinigten Geist
Luthers und Melanchthons hervorgegangen, hat
sie als das erste gemeinsame Bekenntniß der
Evangel. Kirche in die vielfach bewegte Zeit mit
großer eigenthümlicher Kraft gestaltend eingegrif-
fen, und das gleich große Verdienst, das Unver-
einbare klar und bestimmt geschieden und das
Zusammengehörige zu einer wahren Gemeinschaft
verbunden zu haben. Bis auf den heutigen Tag
von der gesammten Luther. Kirche nicht nur in
Deutschland, Dänemark und Schweden, sondern
auch in den Ländern der Diaspora als der ge-
meinsame Ausdruck ihres Glaubens und ihrer
Lehrprincipien anerkannt, und durch ihren Geist
mehr als irgend ein anderes Symbol geeignet,
die Idee der Union beider Protest. Kirchen auf-
zunehmen und zu tragen, ist sie bey ihrem drey-
hundertjährigen Jubelgedächtniß überall mit gro-
ßer Begeisterung gefeyert worden, nicht ohne viel-
seitige Anregung practischer und theoretischer Fra-
gen und Interessen. Ein Symbol aber, welches
sich noch nach drey Jahrhunderten so lebendig und
wirksam in der Kirche erwiesen hat, darf nicht
als Antiquität betrachtet werden, und kann, so
lange die Evangel. Kirche sich mit gesetzlicher
Freyheit und klarem historischen Verständniß ih-
res Ursprungs und Princips fortbildet, seinen
Werth nimmer verlieren.

Wir wissen wohl und erfahren es täglich mit
Schmerz, wie selten jetzt auch auf diesem Gebiete
der wahre Mittelweg gefunden, ja auch nur ge-
sucht wird. Während die einen über der eifrigst
gewünschten Einheit die wesentliche Freyheit in

der Kirche vergessen und verachten, finden andere immer noch das Heil der Freyheit in der schnöden Auflösung und Untergrabung aller geschichtlichen und heilsamen Grundlagen und Schranken. Und wenn wir uns auf der einen Seite über diejenigen beklagen, welche im heftigen Eifer für Freyheit und Neuheit den Symbolen der Kirche kaum noch die Bedeutung einer negativen Bestimmung über die Principien der Evangel. Kirche zugestehen wollen, müssen wir nicht weniger, ja fast noch mehr bey dem Andenken Luthers und Melanchthons die stürmischen Lobpreiser des Alten und der väterlichen Satzungen verklagen, welche auf dem geradesten Wege dahin sind, den Buchstaben von Neuem zum Tyrannen des Geistes zu machen und die traurige Zeit vor G. Calixt und Spener mit Gewalt zurückzuführen. Der Gott der Ordnung und Freyheit wird zum Heile der Kirche dafür sorgen, daß keine von beiden Parteyen den Sieg davon trage. Aber eben deshalb ist es Pflicht eines Jeden, allen Fleiß anzuwenden, daß die Probleme der Zeit mit Besonnenheit und Freyheit aufgefaßt und aus der unparteyischen Mitte des Evangeliums rein und richtig gelöst werden.

In diesem Sinne hat der Verf. des vorliegenden Programms, Dr. Lücke, den Werth und die Bedeutung der Augsburg. Confession von einer Seite zu erörtern versucht, die meist ganz übersehen wird, nämlich von der ethischen. Es wird zuerst in der Einleitung gezeigt, daß es einseitig und falsch sey, den Gebrauch der Symbole in der Protestant. Kirche bloß auf die Dogmatik zu beschränken. Die ökumenischen Symbole freylich verstatten keinen andern; aber anders verhält es sich mit den Symbolen der Reformationszeit, welche aus der den ganzen Zusammenhang und Umfang der christlichen Lehre betreffenden Reforma-

tionsidee hervorgegangen sind. Schon der Augenschein lehrt, daß ihr Inhalt eben so sehr ethischer, als dogmatischer Art ist. Kommt also den Symbolen der Protest. Kirche irgend eine Geltung und Auctorität zu, so ist diese gleichmäßig auf das ethische wie dogmatische Lehrgebiet zu beziehen. Die Auctorität der Symbole für die Protest. Kirche und Theologie wird kurz so bestimmt, daß dieselben in unbedingter Unterordnung unter den Kanon der heil. Schrift nur als authentische Quellen und Zeugnisse der ursprünglichen Principien der Evangel. Kirche im Gegensatz gegen die Römischcathol. anzusehen seyen. Aus dieser Bestimmung aber folgt von selbst, daß die nothwendige innere Einheit und Continuität der Protest. Kirche und Lehre von dem fortwährenden Gebrauche der Symbole so in ethischer wie dogmatischer Beziehung abhängt und dadurch bedingt ist. Wer die Symbole unserer Kirche gänzlich verwirft und außer Gebrauch setzt, gibt damit das historische Bewußtseyn von dem Zusammenhange unserer jetzigen Kirche und Theologie mit ihrem Ursprunge in der Reformationszeit auf. Wären wir jetzt in einem wirklichen und wesentlichen Widerspruche mit den Principien unserer Kirche in ihrem Ursprunge begriffen, so hätten wir in der That aufgehört, eine Protest. Kirche im Geiste und Sinne der Reformation zu seyn. Das Zurückgehen auf die Symbole unserer Kirche und das Festhalten derselben darf aber die der Protest. Kirche eben so wesentliche Freyheit und Lebendigkeit der Fortbildung auf keine Weise stören oder aufheben. In dem Grade, in welchem dieß geschieht, hört der Gebrauch der Symbole auf, ein Protestantischer zu seyn. Der echt Protest. Gebrauch verwirft die bindende Autorität des Buch-

kabens, als mit der Protest. Freyheit und Geistigkeit unverträglich. Aber die Autorität des Geistes und der Principien, die in den Symbolen authentisch ausgedrückt sind, halten wir fest, weil nur so die innere Einheit und Continuität unserer Kirche und Theologie erhalten werden kann.

Nach dieser Einleitung geht der Vf. zur Erörterung der ethischen Principien der Augsb. Confession über. Diese Untersuchung hat zwey Haupttheile. Im ersten Haupttheile werden die ethischen Beziehungen und Principien derjenigen dogmatischen Lehrbestimmungen, worauf der Hauptunterschied beider Kirchen beruhet, in der Kürze erörtert. Dieß sind die echt Protest. Lehrsätze von der Erbsünde und der Ursache der Sünde, von dem freyen Willen, oder vielmehr der Mangelhaftigkeit der menschlichen Freyheitskraft zum Guten außer dem lebendigen, bewußten Zusammenhange mit der göttlichen Gnade, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, und endlich vom Wesen der christlichen Kirche. Es wird gezeigt, wie gerade in den schriftgemäßen Lehrbestimmungen der Augsb. Confession über diese vier Puncte die reinsten und wahrsten Principien der christlichen Sittenlehre enthalten seyen; wie nur bey diesen Lehrbestimmungen möglich sey, mit der ethischen Heilkunde bis zur Wurzel aller sittlichen Krankheit herabzudringen, ferner das Wesen und die Quelle der christlichen Tugend überhaupt, insbesondere aber der eigenthümlich christlichen Tugenden der Frömmigkeit und Demuth gründlich zu erkennen; und endlich das ethische Verhältniß der individuellen Freyheit zur gesetzlichen Gebundenheit aller im gemeinsamen Leben gehörig zu bestimmen. Der zweyte Haupttheil erörtert die ethischen Gründe und Beziehungen der einzelnen Sittenvorschriften in der Augsb. Confession, namentlich der Bestimmungen über die Beichte,

die Buße, den Gebrauch der Sacramente, die kirchlichen Gebräuche oder Ceremonien, und endlich über das Verhältniß der kirchlichen und bürgerlichen Obrigkeit oder der Kirche zum Staate. Nachdem gezeigt worden ist, wie alle diese einzelnen Vorschriften auf anerkannt christlichen Grundsätzen beruhen, werden zum Schluß als Resultat des Ganzen die allgemeinen ethischen Principien der Augsburg. Confession hervorgehoben. Es sind, um es kurz zu sagen, die beiden Grundgesetze der christlichen Sittenlehre: 1. nichts wider sein Gewissen zu thun, das Gewissen. aber zu befestigen und zu erleuchten durch das Wort Gottes; nur so sind wir wahrhaft frey und doch gesetzlich gebunden; 2. die wesentlichen Unterschiede der Dinge nie zu verwirren, sondern mit klarem Blicke Göttliches und Menschliches, Geistiges und Leibliches, Inneres und Aeußeres, Ursprüngliches und Abgeleitetes wohl zu unterscheiden, überall aber im Leben, wo beides in steter Verbindung und Beziehung auf einander vorkommt, darnach zu sehen, daß der Geist mit vollem Gottesbewußtseyn Herr und Herrscher sey und bleibe über Alles. Auf dem ersten Grundsatze beruht das göttliche Recht der Reformation, ohne welches keine religiöse Lebensgemeinschaft in der Menschheit bestehen und sich vollenden kann; auf dem zweyten der kritische Geist, von dessen ungehemmter Thätigkeit auf jedem Lebensgebiete das Heil der Evangel. Kirche abhängt. In dem Bewußtseyn aber und der gesetzmäßigen Anwendung dieser beiden Principien liegt das wahre Wesen des nicht bloß negativen Protestantismus in sittlicher Hinsicht. L.

Leipzig.

Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Erster Band. 1831. XVI u. 150 S. in 8.


UNIVERSITY OF M
3 9015 06442 7993